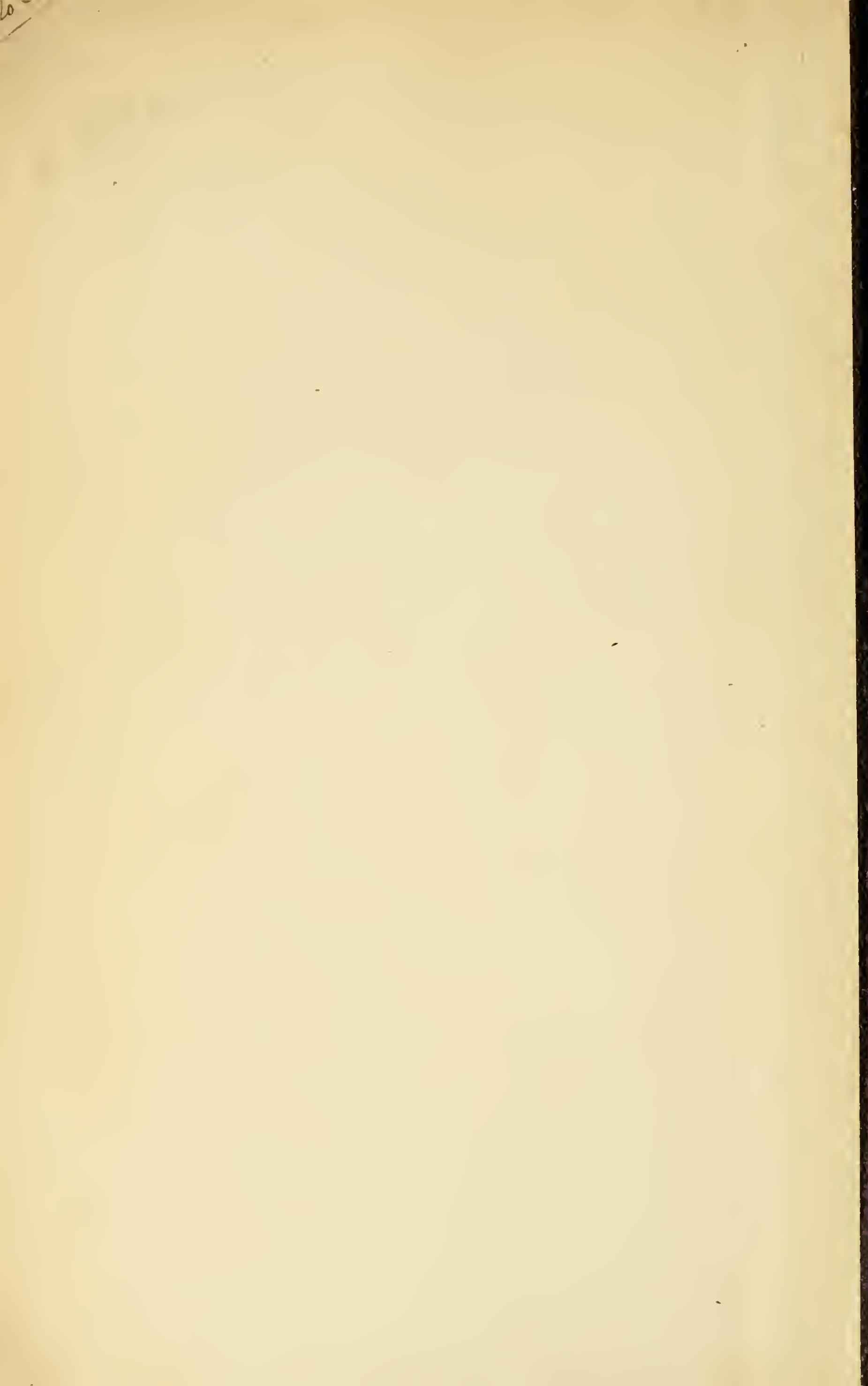








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XVII. JAHRGANG, 31. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1862.

Inhalts-Verzeichniss des XXXI. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Ueber

Balladendichtung im Allgemeinen,

insbesondre die Lenore Bürgers.

Balladen giebt es in der deutschen Literatur, seit Bürger*) nach dem Vorbilde englisch-schottischer Dichtungen, wie sie in der berühmten Sammlung unter dem Titel: Old Songs and Ballads, von Percy herausgegeben wurden, episch-lyrische Dichtungen schuf und unter dem Namen „Balladen“ herausgab. Romanzen giebt es, seit Gleim französische Gedichte dieses Namens übersetzte. Ballade, ballad, bedeutet eigentlich: Tanzlied, Romanze: romanische Volkssprache. Der Unterschied von Ballade und Romanze ist nur nominell. Balladen und Romanzen sind episch-lyrische Dichtungen; episch, in so fern sie eine Reihe von Begebenheiten, die mit einander in causalem Zusammenhange stehen, vorführen; lyrisch, in so fern die Gemüthswelt der in die Handlung verflochtenen Personen zur Darstellung gebracht wird. Auch das Drama entsteht bekanntlich aus der Verschmelzung von Epik und Lyrik, ähnlich wie auf einem andern Kunstgebiete durch eine Verschmelzung der Architektur und Plastik sich die Malerei entwickelt. Zum Drama aber wird die episch-lyrische Dichtung erst, wenn zu dem Worte die Geberde hinzukommt, das der bildenden Kunst abgeborgte mimische Element. Diess fehlt den Balladen, die durch dialogische Form übrigens mehr oder weniger an die dramatische Dichtungsart anstreifen.

*) In dem Buche „Gottfried August Bürger von Pröhle,“ zu welchem das Archiv Nachträge brachte, ist gleichfalls die Lenore sehr ausführlich behandelt.

Zweimal hat in der deutschen Literatur episch-lyrische Dichtung sich gezeigt, das erste Mal in der Zeit, wo die deutsche Lyrik sich entwickelte, zu Ende des 12. Jahrhunderts. Die Entwickelung des Epos zur Lyrik ging hindurch durch eine Mittelgattung; zu ihr gehören die Gedichte, bei denen auf einer epischen Grundlage Lyrisches basirt; so heisst es in einem Liede von Dietmar v. Aist:

Es stund eine Frau alleine,
Und sah wohl über die Haide
Und harrte auf ihr Lieb.
Da sah sie 'n Falken fliegen, —

In diesen Worten ist die epische Grundlage gegeben, auf der im Weitern die entströmende lyrische Empfindung sich gleichsam auferbaut.

Wie wohl, o Falke, dass Dir ist,
Du fliegst, wohin Dir lieb ist,
Du erwählst Dir in dem Walde
Einen Baum, der Dir gefalle.
Also hab' auch ich gethan:
Ich erkor zum Lieb mir einen Mann,
Den erwählten meine Augen.
Des neiden schöne Frauen etc.

Ganz ebenso ging die Entwickelung in der griechischen Literatur vor sich. Die homerischen Hymnen stehen auf derselben Stufe. Aus dieser Mittelgattung entwickelte sich dann gegen Ende des 12. Jahrhunderts die unter dem Namen der Minnepoesie bekannte Kunstlyrik. Auch im Gebiete der Volkspoesie entwickelt sich aus dem altepischen Liede, wie es in der altnordischen Edda für uns noch erhalten ist, eine lyrische Epik, von der in dem deutschen Volksgesange noch Ueberreste vorhanden sind. Ich erinnere nur an das rührend schöne Volkslied, was vor nicht langer Zeit in Westphalen noch gesungen worden ist, das Lied von den zwei Königskindern, das Gegenstück zu dem auf griechischer Sage beruhenden Schiller'schen Gedichte Hero und Leander, die Ballade „Joseph, lieber Joseph,“ das Original der Schiller'schen Kindesmörderin, die in der Erk und Lomerschen Volksliedersammlung enthaltene und zu wenig bekannte Ballade von dem „Herrn von Falkenstein,“ die bis auf die neuere Zeit im nordwestlichen Deutschland im Munde des Volkes

gewesen ist. Herder theilt sie in hochdeutschem Texte aus der Taunusgegend, Simrock aus der Rheingegend in den „Rheinsagen aus dem Munde des Volks“ mit. Die zu Grunde liegende historische Begebenheit ist die braunschweigisch-lippische Fehde.

„Henniges von Rheden nemlich und seine Brüder wurden mit ihrem Lehnsherrn, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und Lüneburg im Jahr 1398 in eine Fehde verwickelt, in der sie bald genug der Uebermacht des Herzogs weichen mussten, der sie ihres Eigenthums entsetzte und aus ihrem Lande vertrieb. In dieser Verlegenheit nahm sich ihrer der Edle Herr Simon zur Lippe an, und machte sie im Jahre 1403 zu Burgmännern seines Schlosses Varnholz, damit sie sich aus demselben gegen den sie verfolgenden Herzog vertheidigen könnten. — In eben diesem Jahre hatten H. Simon, der damals schon sehr alt und kränklich war, und sein Sohn Bernhard mit dem Grafen Hermann v. Eberstein eine Erbverbrüderung geschlossen, und sich dadurch die nahe Hoffnung zum Erwerb der Ebersteinischen Lande verschafft. Denn Graf Hermann von Eberstein hatte keine männlichen Erben. — Das braunschweigische Haus, welches schon damals die Besitzungen seiner mindermächtigen Nachbarn in seinen Vergrösserungsplan zog, war über die Vereitelung seiner, auf die Grafschaft Eberstein schon gefassten Absichten empfindlich, und wartete nur auf einen scheinbar gerechten Vorwand, sich deswegen an Herrn Simon und seinem Sohn Bernhard zur Lippe zu rächen. Diesen fand jetzt der Herzog Heinrich von Braunschweig und Lüneburg in der Aufnahme seiner Feinde in das Schloss Varnholz. — Mit der ganzen Macht seines Hauses, welche damals nur zwischen ihm und seinem Bruder, dem Herzog Bernhard, der ihn kräftigst unterstützte, getheilt war, rüstete er sich zu einem feindlichen Einfall in die Herrschaft Lippe und war jetzt eben im Begriff, denselben auszuführen, als ihm schon der Edle Herr Bernhard zur Lippe, den angeerbte Tapferkeit und das Beispiel seines Herrn Vaters und seiner Vorfahren zu glänzenden Thaten trieb, bei Hameln mit seinen Rittern Gerhard v. Ensen, Dieterich v. Ketteler, Johann v. Drosten und Friedrich v. Brenken und seiner getreuen lippischen Landesfolge muthig entgegen kam

und am 19. November 1404 am Odernberg ein hitziges Treffen lieferte. — Der Sieg krönte Herrn Bernhard. Das braunschweigische Heer wurde geschlagen, zerstreut, und der Herzog selbst mit vielen seiner Vasallen gefangen genommen. Die Beute war gross und reich. — Der Herzog musste es sich gefallen lassen, die erste Nacht in einem Wartthurme, der vor diesem an der Burg in Barntrug stand, zuzubringen, den andern Tag bis Blomberg zu reiten und am dritten sich in das feste Bergschloss Falkenberg im Lippischen Wald zu begeben, worinnen er in einer Kammer, welche von ihm nachher die Fürstenkammer hiess, und die man noch im 17. Jahrhundert unter den Ruinen des Schlosses zeigte, $^3/_4$ Jahr lang als Gefangener verwahrt wurde. — Das Andenken dieser Gefangenschaft des Herzogs im Schlosse Falkenberg überlieferten die Bewohner des Lippischen Waldes, nach uralter deutscher Sitte, ihren Nachkommen durch ein Volkslied, etc. Der Umstand, dass die Herzogin v. Braunschweig selbst zu Herrn Bernhard zur Lippe kam, und die Befreiung ihres Gemahls von ihm erbat, würde ohne das Falkenbergische Lied, das sie mit Herrn Bernhard redend einführt, der Nachwelt nicht aufbehalten worden sein, da alle gedruckte und geschriebene Nachricht von der braunschweigisch-lippischen Fehde ihn verschwiegen haben.“ —

Herr von Falkenstein.

Mündlich, aus Steinhagen in Westphalen.

Ick sah minen Heern von Falkensteen
To siner Burg oprieden;
Enen Schild hadde he in siner Hand,
Blank Schwerd an siner Syden.

„Gott grüsse ju, Heer von Falkensteen!
Sin ji des Lannes Heere?
So givet mi wier den Gefangenen min,
Um aller Jungfern Ehre!“

„„De Gefangene, den ick gefangen hewwe,
De is mi woren suer:
He liegt to Falkensteen in den Thaurn;
Dorinn sal he verfulen!““

„Sitt he to Falkensteen in den Thaurn,
Soll he dorinn verfulen;
Sau will ick mal tiegen de Müren trein (treten)
Un helpen Leefken truren.“

Un as se wal tiegen de Müren trat,
Hört se ihr Leefken drinne:
„Sall ick ju helpen? dat ick nich kann,
Dat nimmt mi Witz un Sinne!“

„„Na Hus, na Hus, Frau Leweste fien,
Un treistet jue arme Weisen!
Nimet ju upt Johr enen annern Mann,
De ju kann helpen truren.““!

„Neim ick upt Johr enen annern Mann,
Mösst ick by em jo schlopen!
Ick lete doch min Truren nich,
Schlög he mine arme Weisen.“

„Ei, sau wult ick, dat ick en Zelter hedde,
Un dat de Jungfruen rieden,
Sau wult ick met dem Heeren von Falkensteen
Üm minen finen Lewesten strieden!“

„„I ne, i ne, schöne Jungefruwe zart!
Dat mösst ick dreigen Schanne;
Nimt ji juen Lewesten by der Hand,
Un treckt met em ut dem Lanne!““

„Ut dinen Lanne treck ick sau nich,
Du gifst mi dann en Schriewen,
Wenn ick nu kumme int frümde Land,
Dat ick dorinn kann bliewen.“

Os se in ene graute Heede kam,
Wal lut fonk se an to singen:
„Nu kann ick den Heeren von Falkensteen
Met minen Worren twingen!“ —

„Un wenn ick dat nich seggen kann,
Dohenn will ick et schriewen,
Dat ick den Heeren von Falkensteen
Mit menen Worren kann twingen.“

Dergleichen ist noch viel durch mündliche Tradition aufbewahrt worden bis auf diesen Tag; aber im Vergleich zu dem, was ehedem lebte, sind's doch nur Trümmer, die an in's Meer versunkne Städte gemahnen, deren Kirchthürme und Dächer der Sage nach von Schiffern bei klarem Wetter noch öfter gesehn werden und aus denen bisweilen noch Glockentöne heraufklingen. „Dem Verschwinden und der Armuth unsrer heimathlichen Ueberlieferung steht entgegen die längere Dauer und die Fülle der Ueberlieferung nah verwandter Bruderstämme, der scandinavischen Völker." Im scandinavischen Norden zwischen starren Eisesklippen, in versteckten dem Verkehr mehr oder weniger unzugänglichen Thälern und Gebirgen hat bis in diese Zeit der alte Volksgesang eine sichere Freistätte gehabt. Auf den Orkney-Inseln hat sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Eddaliedern durch lebendige Tradition erhalten. Kein einziges Lied, keine einzige Ballade hat sich bei uns in so ursprünglicher Gestalt gehalten wie bei den Schweden und Schotten. So steht, um das nur mit einem Beispiel zu belegen, das schon vorhin erwähnte Lied von den zwei Königskindern, das übrigens wie es in der Uhland'schen Sammlung vorliegt, in Münster'scher Mundart durch die kürzlich verstorbne, als Dichterin rühmlichst bekannte Anna v. Droste-Hülshoff aus dem Munde des Volks aufgezeichnet ist, in Rücksicht auf Ursprünglichkeit doch in etwas dem entsprechenden schwedischen Liede nach.

Es ist durchaus nicht meine Meinung, dass durch eine Vergleichung unsrer deutschen Ballade irgend Eintrag geschähe durch das Zugeständnis, dass die schwedische den Eindruck grösserer Ursprünglichkeit macht. Die Züge, die ihr verloren gegangen sind, haben für das Verständnis nur untergeordnete Bedeutung, der Vorzüge aber sind so viel, dass sie immer als eine der köstlichsten Perlen der Volkspoesie gelten wird.

Unter den Balladen der Kunstpoesie neuerer Zeit nimmt Bürgers Lenore in Bezug auf die Zeit, in der sie entstand, in Bezug auf künstlerische Vollendung und die auf diesen beiden Punkten beruhende Stellung in der Entwicklung unsrer deutschen Literatur einen hohen Rang ein. Bürger hat mit dieser Dichtung, was die Wahl des Stoffes angeht, einen glücklichen Griff

gethan in die Fülle poetischen Stoffes, er hat, was die poetische Gestaltung des Stoffes angeht, einen kühnen Wurf gethan, dessen Gelingen sein poetisches Vermögen für alle Zeiten in das glänzendste Licht gestellt hat.

Und zwar namentlich aus ersterem Gesichtspunkt, dem stofflichen, schien mir die Wahl der Lenore als Ausgangspunkt für eine weitere Betrachtung der Balladenpoesie angemessen. Der deutlich hindurchblickende und zum Grunde liegende Stoff der Lenore ist nemlich seinem Kerne nach ein in den verschiedensten Variationen poetisch gestalteter Satz der Volkspoesie. Diesen, wie er in Mährchen und Balladen germanischer Völker zu poetischer Gestaltung gediehen ist, vorzuführen, betrachte ich als den wesentlichsten Theil meiner Aufgabe.

Der Glaube, dass Thränen, Todten nachgeweint, auf die Leiche im Grabe niederfallen und ihre Ruhe stören, tritt uns zunächst in deutschen und überhaupt germanischen Mährchen entgegen, z. B. in dem von den Gebrüdern Grimm erzählten Todtenhemdchen, Gr. 109. Eine ganz ähnliche Geschichte erzählte der im vorigen Jahre verstorbne selige Gotthilf H. v. Schubert; sie erschien zuerst in der Knapp'schen Christoterpe. Hier ist es Mutterliebe, die durch ihre Thränen das Kind zeitweise noch einmal in das Leben zurückruft. Umgekehrt rufen Thränen verwaister Kinder die abgeschiedene Mutter zurück in einer schwedischen Ballade: „Herr Ulfver (d. i. Wolfmann) und Frau Silberlind, die noch jetzt in Westgothland und Upland gesungen wird. Wir begegnen allenthalben christlichen Anschauungen, die an die Stelle von ursprünglich zu Grunde liegenden heidnischen getreten sind. Frau Silberlind, die erste Frau des Ulfver, ist im Himmel, im seligen Verein mit den Engelschaaren; da hört sie, wie ihr kleinstes Kindlein so kläglich weint; sie bittet um die Erlaubniss, zur Erde hinabfahren zu dürfen. Die Erlaubniss wird ihr zu Theil unter der Bedingung, dass sie vor dem Hahnenschrei zurückkehre. Aber die durch ihre Zusprache bewirkte Sinnesänderung der Stiefmutter kommt den Kindern nicht mehr zu Gute. Sie gehn mit der Mutter zugleich zum Himmel ein. Ich muss hier zugleich noch erinnern, dass bei einem Lesen von Volksballaden eben nur das epische Element zum Vorschein

kommt, die lyrischen Elemente liegen einerseits in der Weise, andrerseits in dem namentlich den schwedischen Balladen eigenthümlichen, aber auch in deutschen Balladen begegnenden Kehrreime, so genannt, weil er in jeder Zeile wiederkehrt. Die Worte des Kehrreimes stehn ausser Bezug auf die Handlung; und deshalb erscheint es auch angemessen, beim Lesen ihn wegzulassen. Der Kehrreim giebt nemlich den Grundton der lyrischen Stimmung an, in die der Sänger und der Hörer durch die Begebenheit versetzt wird. So erweckt die in dieser Ballade fortwährend wiederkehrende Zeile „So kennen wir Ulf" immer wieder das innigste Mitgefühl mit dem Elende der armen Waisen durch die Erinnerung an den bekannten hartherzigen Charakter des Vaters. Der Kehrreim bekundet als deutliches Anzeichen den Anfang des allmählich fortschreitenden Processes, in dem das lyrische Element von der Starrheit des epischen sich losringt und auch im sprachlichen Laute einen Ausdruck zu gewinnen sucht.

Die Ballade siehe bei R. Warrens S. 224.

Hier war es Kindes- und Mutterliebe, deren Band Verstorbne an Ueberlebende auch über das Grab hin noch fest zusammenknüpft. Gattenliebe erscheint in derselben Macht in einem Eddaliede, dem zweiten Liede von Helgi, dem Hundingstödter. Es ist dies überhaupt das älteste Lied, in dem die Lenorensage hervortritt. Und gerade deshalb ist es doppelt erfreulich, dass dies Lied zu denen gehört, die in früher Zeit übergeführt wurden in den benachbarten Norden und dort erhalten blieben, während sie bei uns bald verschollen sind. C. F. Köppe urtheilt über die Helgilieder folgendermassen: „An epischer, wahrhaft Homerischer Kraft und Fülle stehn diese Lieder allen andern Dichtungen der Edda voran, andrerseits aber weht in ihnen, namentlich in der Liebe zwischen Helgi und Sigrun eine so unendliche Milde und Tiefe des innigsten Gemüthslebens, dass man nicht weiss, von welcher Seite man diese hohen Gesänge am lautesten preisen soll." Ich erzähle des Zusammenhanges wegen kurz den Inhalt derselben, ehe ich die Strophen mittheile, auf die es hier ankommt.

König Siegmund, Sohn des Wölsung, des Stammvaters des berühmten Geschlechtes der Wölsungen, hatte einen Sohn Helgi.

Dieser war ein grosser Kriegsmann; Unfriede und Feindschaft war zwischen seinem Vater Siegmund und dem König Hunding. Helgi fällte König Hunding und hiess nun Helgi der Hundingstödter. Nun war auch ein mächtiger König, der hiess Granmar; der hatte viele Söhne; der eine hiess Hödbroddr; der war in einer Königsversammlung und liess sich Sigrun, Högnis Tochter, verloben. Das war eine Walküre. Da sie hörte, dass sie von ihrem Vater dem Hödbroddr verlobt sei, ritt sie mit Walküren durch Luft und Meer und suchte Helgi; der sass kampfesmüde unter dem Adlerstein. V. 12 — 16. p. 170.

Sigrun sucht den freudigen Sieger:
Helgis Hand zog sie ans Herz,
Grüsste und küsste den König unterm Helme.

Da ward der Fürst der Jungfrau gewogen,
Die längst schon hold war von ganzem Herzen
Dem Sohne Sigmunds, eh er sie gesehn.

„Dem Hödbroddr ward ich vor dem Heere verlobt;
Doch einen andern zur Ehe wollt ich.
Nun fürcht ich, Fürst, der Freunde Zorn:
Den alten Wunsch hab ich vereitelt dem Vater.“

Nicht wider ihr Herz sprach Högnis Tochter:
Helgis Huld, sprach sie, müsse sie haben,
Helgi.

Hege nicht Furcht vor Högnis Zorn
Noch dem Unwillen Deiner Verwandten.
Du sollst, junge Maid, mit mir nun leben:
Du bist edler Abkunft, das ist mir gewiss.

Darauf sammelte Helgi ein grosses Heer und fuhr gen Frekastein; dort sammelten Granmars Söhne ein Heer, zu dem viel Könige stiessen, darunter Högni, Sigruns Vater und seine Söhne. Da ward eine grosse Schlacht geschlagen und fielen alle Söhne Granmars und alle ihre Häuptlinge; nur Dag, Högnis Sohn, erhielt Frieden und leistete den Wölsungen Eide. Sigrun ging auf die Walstätte und fand Hödbroddr dem Tode nah; sie sprach:

„Nicht wirst Du Sigrun von Sewafiöll,
König Hödbroddr, im Arme hegen.

Vorbei ist das Leben: das Beil naht,
Granmars Sohn, Deinem grauen Haupt."

Hierauf fand sie Helgi und freute sich sehr. Helgi sprach:

„Nicht alles, Geliebte, ergieng Dir nach Wunsch;
In der Frühe fielen bei Frekastein
Bragi und Högni. Ich bin ihr Tödter!
Nie sah ich so grimmigen Kampf;
Zur Erde sanken allermeist
Deine lieben Freunde, in Leichen verkehrt.
Es war Dein Schicksal,
Durch Blut zu erlangen den Liebeswunsch."

Da weinte Sigrun und sprach: „Beleben möcht ich jetzt, die Leichen sind, aber zugleich im Arm Dir ruhn." — Aber Helgi ward nicht alt; Dag, Högnis Sohn, sein Schwager, opferte dem Odhin für Vaterrache; da lieh Odhin ihm seinen Spiess; mit ihm durchbohrte er Helgi. Aber Dag ritt gen Sewafiöll und brachte Sigrun die Zeitung. „Vortrefflich ist Sigruns Verwünschung ihres Bruders, der ihrem Gatten die Treue gebrochen, rührend schön und von spätern Liedern unerreicht ihr sehnsüchtiges Lob ihres Helden, den wirklich ihr Wunsch herbeizieht." p. 173.

Diesem Liede schliesst sich zunächst eine schwedische Ballade an, in der die Macht bräutlicher Liebe, wie sie über die Schranken des Endlichen hinausragt, einen unendlich schönen Ausdruck gefunden hat. Sie wird jetzt noch in den waldigen Gegenden Westgothlands gesungen. Nach diesem Liede füllt sich der Sarg des verstorbnen Bräutigams mit Blut, weil die Braut blutige Thränen weint. Einen besondern Reiz gewinnt das Lied durch den doppelten Kehrreim: „Ihr freut euch alle Tage" und „Wer bricht das Laub vom Lilienbaum?"

Sie geben die besondre Gefühlsrichtung an, die in dem Liede waltet, und zwar rückt uns der erstere „Ihr freut euch alle Tage" die Freuden und Leiden der Gegenwart vor die Seele, der andre „Wer bricht das Laub vom Lilienbaum?" scheint in einem lieblichen Bilde die Gewalt des Todes über die Blüthe der Schönheit und Unschuld anzudeuten.

Das Lied hat viel Aehnlichkeit mit dem dänischen Liede von Ritter Age und Else.

Ganz ähnlich muss auch das deutsche Volkslied gewesen sein, das jetzt leider verschollen ist, das aber in der Zeit, wo Bürger seine Lenore dichtete, noch von Mund zu Mund gieng. B. hörte, wie er selbst erzählt, von einem Bauermädchen im Mondschein einige Zeilen davon singen:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feinsliebchen, graut Dir nicht?“

Das gab Bürger den ersten Anlass zu der Dichtung. Bürger kannte aber sonder Zweifel nicht blos die eben erwähnten Zeilen, sondern die ganze Lenorensage, wie sie in Form eines Gedichtes in ganz Norddeutschland verbreitet war, dann aber aus der poetischen Form sich auflöste, wenige Reime ausgenommen. Ein alter 75jähriger Mann aus Glendorf im Bisthum Münster hat sie folgendermassen erzählt. „Der Geliebte geht unter die Soldaten, er wird getödtet und erscheint Nachts vor der Thür seiner Geliebten, wo er leise anklopft. Sie fragt, wer da sei. Dìn lêf is dâr. Sie geht hinaus, setzt sich hinter ihm auf's Pferd und sie sprengen im schnellsten Galopp davon. Nun sagt der Geist:

De mônd de ſchînt ſo helle
De dôden rîet ſo ſnelle,
Fîns lêfken grûwelt di ok?

Sie antwortet: wat schall mi gruweln? du bist bi mi. Endlich reitet er auf einen Kirchhof. Die Gräber öffnen sich; Pferd und Reiter werden verschlungen; das Mädchen bleibt zurück in Nacht und Finsterniss. „Sapperment! et schal en wol grûweln,“ pflegte der Alte hinzuzusetzen. — Das Todtenreiterlied findet sich auch im Holländischen. In einem holländischen Blaubartsmährchen nemlich fragt der Herr vom Mordschloss die entführte Jungfrau:

Der Mond scheint so hell,
Meine Pferdchen laufen so schnell,
Süss Lieb, reut Dich's auch nicht?

Fassen wir das bisher mitgetheilte kurz zusammen, so stellt sich heraus: Zu allen Zeiten haben Sagen und Mährchen erzählt, wie übermässiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Todten

in ihrer Ruhe störe. Die Wehklage weckt sie auf; jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust. Das Kind wird von der Mutter, die Mutter vom Kinde, der Gatte von der Gattin, der Bräutigam von der Braut noch einige Zeit an's Leben gefesselt. Denn was vermag der Tod gegen ein Wechselgelübde von Liebe und Treue? Die Seele des Verstorbnen gehört nicht ihm allein zu; sie ist einem andern noch nicht Dahingeschiedenen verpfändet und auch den Ueberlebenden kann der Tod nicht von einem Gelöbnis entbinden, das für die Ewigkeit gegeben ist. — Sehn wir nun weiter, wie Bürger diesen volksthümlichen Sagenschatz behandelt hat. Das Gedicht zerfällt in zwei Haupttheile, der erste giebt uns den äussern Rahmen, das, was beim Drama Exposition genannt wird, und führt uns Lenorens Verzweiflung vor Augen. Mit den beiden Anfangszeilen:

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen.“

werden wir gleich mitten in die Handlung, in medias res versetzt. Ganz gelegentlich wird, was zum Verständniss der sich nun entwickelnden Handlung nöthig ist, eingeflochten. Die Schilderung des heimkehrenden, siegreichen Heeres enthält zum Theil Selbsterlebtes. Bürger war nämlich nach Beendigung des 7jährigen Krieges auf dem Pädagogium des Halle'schen Waisenhauses. Auch in Halle rückten einige Regimenter ein, und Bürger schildert aus eigner Anschauung, wenn er sagt, Str. 2: Willkommen, manche frohe Braut. — Die Verzweiflung der Lenore, ihr Hadern mit Gott, andrerseits das rührende Bild mütterlicher Liebe, die durch Gebet, Mahnungen und Vorstellungen der Tochter zu helfen sucht, ist mit vollendeter Schönheit gezeichnet, und es liegt nicht fern, auch in dieser Schilderung individuelle Herzenserfahrung zu erkennen. Str. 4 — 12. Schwarz steigt uns die Gewitterwolke auf, wenn wir sehen, wie halsstarrig und eigensinnig die Tochter alle Einwirkungen des guten Geistes von sich abweist, und in der zweimal wiederkehrenden Rede sich verwünscht:

Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus,
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus, —

Schrecklich geht es nun in Erfüllung, was sie sich an-

gewünscht hat; es folgt der zweite Theil, in dem das Zwiegespräch mit dem trügerischen Gespenst und der Todtenritt uns vorgeführt wird. Dass es eben ein trügerisches Gespenst sei, nicht, wie wir erwarten, der Geist Wilhelm's, das bekunden viele Andeutungen, die Lenore in der Verblendung ihrer Leidenschaft nicht merkt. Die wahre Natur desselben aber wird erst durch die am Schlusse erfolgende, schreckliche Metamorphose des Reiters ganz klar, V. 30. — Der Todtenschädel, das Gerippe wird hier durch zwei Symbole noch genauer gekennzeichnet, die Bedeutung des Stundenglases ist an sich klar; die Hippe ist ein Symbol des Todes; weil man im Mittelalter den Tod als Ackersmann darstellte, der den Garten des Lebens jätet und eine Blume darin nach der andern bricht. So braucht z. B. Joh. Ackermann fast kein andres Bild als des grasenden und Blumen ausreutenden Todes. Dies Bild des Todes findet sich auch in Volksliedern, ich erinnere nur an das bekannte:

> Es ist ein Schnitter, der heisst Tod,
> Der hat Gewalt vom höchsten Gott. — —

Unmittelbar hieran grenzt es, wenn in Geilers Predigten der Tod ein Holzmaier, d. h. ein Förster, genannt wird, und so auch in Bildern der deutschen Ausgabe dargestellt wird, wie er Wald aushaut. — Den Todtenritt im Allgemeinen anlangend, so gemahnt er einerseits an die seit dem 14. Jahrhundert lange Zeit im Schwange gehenden Todtentänze, in sofern diesen eben die Zusammenstellung des Todes mit solchen Lustbarkeiten, die Hand in Hand mit den übrigen Freuden eines Festmahles zu gehen pflegen, mit Musik und Tanz eigenthümlich ist. Der Tod holt die Lenore, um mit ihr seine Vermählung zu feiern, der grause Todtenritt ist eine Hochzeitsreise. Andrerseits gemahnt der Tod, wie er während des Rittes erscheint, an die im Mittelalter vielfach begegnende Vorstellung des Todes als eines gewaltigen Königs, der durch die Lande fährt, und seine Heerschaaren sammelt, der gewappnet auszieht gegen seine Feinde, die Menschen, und sie gefangen nimmt; Krankheiten sind die wiederholentlich mahnenden Boten. Als König in einer Art von Schattenreich tritt der Tod zumal auf in der ersten Scene des Todtenrittes, als König über Unterthanen, deren Leben nach allen Anzeichen eine Fortsetzung ihres Lebens auf der

Oberwelt ist. Der Ritt wird je länger, je wilder; die fortwährend gesteigerte Wildheit wird dargestellt durch Refrain-artig wiederkehrende Zeilen, V. 20:

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei an ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —

V. 24: Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —

V. 27: Wie flog was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —

Mit der Wildheit des Todtenrittes steigert sich zugleich die Angst der Lenore, sie wird charakterisirt durch ihre dreimalige Antwort, die dem ebenfalls dreimal wiederkehrenden Todtenreiterliede folgt:

V. 20: Ach nein, doch lass die Todten! —
V. 24: Ach, lass sie ruh'n die Todten! —
V. 27: O weh, lass ruh'n die Todten! —

Die schon vorhin erwähnten Scenen des grausen Rittes werden durch den dreimal wiederkehrenden Refrain abgegrenzt:

Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort in sausendem Galopp,
Dass Ross und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben! —

Die erste führt uns einen Leichenzug vor; Alles ist lebensvoll und anschaulich, Glockenklang, Todtensang, Sarg und Todtenbahre, Gefolge nebst Priester und Küster. In der zweiten ein eigentlicher Todtentanz:

Am Hochgericht tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich im Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel.

Der Schluss versetzt uns auf einen Gottesacker V. 29. Es folgt die schon oben besprochne grauenhafte Metamorphose des

Reiters und der Kettentanz der Geister und ihr Grabgesang für die bereits abgeschiedene Lenore. — Fassen wir also den Gang der Handlung kurz zusammen, so beginnt sie mit dem Anbruch des Morgens; Lenore erwacht nach schweren Träumen: im Verlauf des Tages kehrt das siegreiche Heer zurück; es folgt das Zwiegespräch Lenorens mit der Mutter, ihre Verzweiflung und ihr Hadern mit Gott bis 11 Uhr Nachts; darauf der grause Todtenritt. — Hat Bürger in dem Todtenritt ein Bild hitziger Fieberfantasien malen wollen, oder ist eine reale Grundlage in weiterm Masse anzunehmen, das sei dahingestellt; darüber kann kein Zweifel sein, dass die Idee des Ganzen in den Schlusszeilen des Gedichts enthalten sei:

Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht. — —

Der Grundgedanke ist sonach ethischer Art; der Tod tritt auf als himmlischer Rächer; er fordert ihr junges Leben als Opfer für ihre Verzweiflung und ihr Hadern mit Gott. Es ist nicht der Bräutigam, der im Tode wenigstens die Vereinigung mit der Braut feiern will, die ihm im Leben nicht vergönnt war.

Es erscheint somit, was die Behandlung des volksmässigen Stoffes anlangt, als charakteristisch, dass Bürger ihn mit Bewusstsein umgestaltet und zum Träger eines ethischen Grundgedankens umgeschaffen habe. Und will man überhaupt von einem Fehler dieser Ballade sprechen, so liegt er in der Willkür dieser Umgestaltung. — Werfen wir nun zum Schluss noch einen Blick auf das Verhältniss der Lenore zu den Schiller'schen Balladen, so fällt in die Augen, dass in einem Punkte dieselben auf die Lenore als ihr Vorbild hinweisen, in einem andern weichen sie entschieden ab. Es ist nämlich gerade das eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Schiller'schen Balladen, dass sie einen ethischen Grundgedanken zur Darstellung bringen, der in der Regel in der Dichtung selbst ausgesprochen wird. Aber Schiller hält sich, und dadurch unterscheidet er sich vom Dichter der Lenore, in der ganzen Weltanschauung streng an die Quelle, aus der ihm der Stoff zu seinen Balladen geflossen ist. Von der meisterhaften Form der Bürger'schen Dichtung, die mit Recht alle Bewunderung in Anspruch nimmt, habe ich ganz absehn zu können geglaubt; selbst Schiller in der bekannten, strengen Recension erkennt an die Schönheit

poetischer Malereien (dahin gehört namentlich die häufige Anwendung der Alliteration), poetische Kraft und Fülle, Sprachgewalt, Schönheit des Verses. — Schiller bedurfte nicht eines Lehrmeisters im gewöhnlichen Sinne. Ihm war das hohe Talent verliehen, die Fülle idealer poetischer Anschauungen, die ihm im Herzen lebten, in das Gewand der Schönheit zu kleiden. Das aber ist Bürgers Verdienst, ihn zur Balladendichtung angeregt und damit eine Dichtungsart für immer eingeführt und zu Ehren gebracht zu haben, die vor andern die wichtige Aufgabe zu lösen hat, den in Geschichte und Sage verborgenen Schatz von Poesie in gangbare Münzen auszuprägen.

Coeslin. Drosihn.

Viehoff oder Lewes?

Wenn Jemand zu jetziger Zeit über Schiller etwas schreiben wollte, so könnte sich das Publicum in einem gewissen Rechte glauben ihm zurufen zu dürfen: Moutarde après dîner. Denn wie intensiv ist in dem letztvergangenen Jahrzehnt die Beschäftigung mit Schiller gewesen und hat ihren populärsten Austrag in dem Weimarischen Feste vom Jahre 1857 und in der Weltschillerfeier 1859 gefunden! Die hohen Sympathien, welchen das erstere überall begegnete, sind bei dem letzteren in ausgebreitetster Weise zur That geworden. Nichtsdestoweniger ist das Publicum nur vielleicht momentan befugt, wenn es sich übersättigt erklärt von Schillerbüchern und Schillerreden. In Wahrheit werden wir es uns stets zur Ehre anrechnen, dass wir, wie das Ausland uns vorwerfend entgegenhält, einen förmlichen Schillercultus eingerichtet haben. Die Schillerfeier — das ist genugsam erörtert worden — ist etwas mehr als eine bloss literarische Feier gewesen. Deutschland hatte, zur Wahrung der eigenen Würde, und namentlich dem Auslande gegenüber, das Bedürfniss sich als Nation darzustellen. Der Ausdruck dieses geistigen Manifestes knüpfte sich zwar nicht zufällig, aber auch nicht in Anerkennung voller Gültigkeit an die Person Schillers. Aus dem Xenienbunde der beiden grössten Dichter hatte das deutsche Volk die Verse nicht vergessen:

„Deutschland, aber wo liegt es? Ich weiss das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf."

Und:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr suchtet es, Deutsche, vergebens.
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus."

In diesen von Kantischem Weltbürgerthum getragenen Versen vermissen wir das frische nationale Selbstbewusstsein, welches im Volke damals freilich mehr als schlief. Dessenungeachtet hat Schiller seine grosse nationale Bedeutung. Gerade an diese uns zu erinnern und dieselbe mit Liebe zu pflegen ist die wohl berechtigte Strömung unserer Zeit. Und was die literarische Seite betrifft, so findet der Forscher noch Einzelstoff genug, den zu durchdringen ein dankenswerthes Unternehmen ist; die neue, kritische Ausgabe des Schillerschen Textes von Seiten des Professor Meyer in Nürnberg wird manchen Anstoss zu weiterer Einzelforschung geben.

Wenn nun eine solche Vertiefung der Forschung bei Schiller gilt, wie ist es, wird man fragen, bei Göthe, der durch das Hervorheben Schillers in jüngstvergangener Zeit naturgemäss für das grössere Publicum in den Hintergrund gedrängt worden ist?

Die Zahl der Schriften auch über ihn ist Legion. Leider aber, wie die öffentliche Meinung sehr oft eine irrige zu sein pflegt, giebt man einigen den Vorzug, die ihn nicht verdienen, und lässt andere in Dunkelheit, welche vielleicht die Quelle der Berühmtheit von ersteren waren.

Dies gilt vorzugsweise von einem Beitrag, den das Ausland uns geliefert hat und dessen Lob in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrzehnts leider gerade im Munde aller Deutschen war.

Es steht fest, dass Deutsche nach allen Seiten hin Göthe durchforscht und sich bestrebt haben sein Leben, sein Genie und die Producte desselben in wechselseitige Beziehung zu setzen. Um so betrübender ist es darum, wenn die mühevollen Arbeiten unserer Nation dem leichten und, wir gestehen es gern zu, gefälligen Werke eines Ausländers (ci-devant Schauspielers, wie wir hören) haben weichen müssen, aus keinem anderen Grunde vielleicht, als weil wir die Arbeit eines Ausländers vornehmlich anzuerkennen in uns die sonderbare Verpflichtung fühlen.

Wir meinen hier die Biographie Göthes von dem Engländer Lewes.

Sieht man näher zu, was den Ruhm derselben begründet, befähigt man sich durch ernstes Studium zu einem selbständigen Urtheil — unparteiisch ist ja der wahre Deutsche von Haus aus —, so entnimmt man mit tiefer Trauer über die Bestimmbarkeit der Deutschen, dass ausser einer glatten Darstellung — ein Vorzug, der auch den anderen Bio-

graphien keineswegs abgeht —, die Arbeit des Engländers weit hinter den fast gleichzeitig erschienenen, zum Theil umfangreicheren, jedenfalls jedoch gründlicheren Lebenscommentaren von deutschen Autoren zu stehen verdient. Neben die sprüchwörtlich gewordene Gründlichkeit stellt sich bei den Deutschen noch der Vorzug einer philosophischen Durchdringung. Von einem philosophischen Geiste, der sich bemühte, Göthes Werke genetisch aus innerer Nothwendigkeit zu begreifen, ist bei Lewes so viel wie Nichts zu finden. Es ist ein Leben im Stile eines Romans. Er ist sich der Schwäche seines Werks wohl bewusst, er kann derselben jedoch nicht abhelfen, denn es fehlt ihm an der nöthigen, hier einschlagenden wissenschaftlichen Bildung. Die Art und Weise, wie er diesen Mangel zu verdecken sucht, wie er in verwegenster Weise — um nicht einen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, der eigentlich hier nur am Platze wäre — aus der Noth eine Tugend macht, ist eines wahrheitsliebenden Engländers ganz unwürdig und auf seiner Seite um so ungerechter, je mehr er wissen sollte, wie viel er Denjenigen, die er herabsetzt, verdankt.

Auf letztere Bemerkung wollen wir näher eingehen.

Wir citiren nach der Uebersetzung von Frese, weil dieselbe dem deutschen Publicum am zugänglichsten sein möchte.

„Es gab noch kein Leben Göthes,“ sagt Lewes in seiner Vorrede, „als ich 1845 meins begann.“ Gleich darauf indess: „Seit mein Vorhaben bekannt geworden, sind zwei umfassende biographische Werke, von Viehoff und von Schäfer, erschienen. Viehoff erklärt in seiner Vorrede, die Ehre der deutschen Literatur gestatte nicht, dass ein Engländer der erste Biograph der Deutschen werde und um dies Aergerniss zu verhindern, habe er sich mit „deutschem Fleiss und deutscher Treue“ selbst an's Werk gemacht, und ein Buch voll Mühe und Arbeit geliefert.“

Das sagt nun eigentlich, obgleich er es mit vollem Behufe hätte thun können, Viehoff nicht, und schon daraus lässt sich entnehmen, wie ungenau Lewes im Auffassen und Wiedergeben ist. Viehoff äussert sich in der Vorrede, die sich am Anfange des zweiten Theils befindet, nur folgendermassen:

„Das Säcularfest von Göthe's Geburtstage rückte heran, und noch verlautete von keinem der Schriftsteller unseres Vaterlandes, dass er sich anschicke, den Tag, der hoffentlich als ein Nationalfest begangen wird, mit einer Biographie des Gefeierten zu begrüssen. Da kam über

den Canal her die Kunde, ein Engländer rüste sich, uns den Ruhm des Erstlingsversuchs zu entreissen. Der Unmuth über diese Nachricht besiegte mein Zagen und Zaudern. Was Begabtere zu thun versäumten, das beschloss ich zu wagen; von deutschem Fleisse, deutscher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit (also hier führt Lewes falsch an) hoffte ich wenigstens ein achtbares Pfund in die Wagschale legen zu können, gegen jenes, den Britten und Franzosen nachgerühmte Talent, mit leichter Hand ein entsprechendes Lebensbild zu liefern. (Es ist eigenthümlich, mit welcher Richtigkeit Viehoff hier ein Werk beurtheilt, das zu jener Zeit noch ein Embryo war.) Das Wagniss war vielleicht zu kühn; so ist doch der Muth und die Quelle, woraus er mir geflossen, nicht zu verwerfen."

Danach stellt sich Viehoff zum Ausländer ganz anders; keinerlei Neid, den Lewes in die Worte hineinlegen zu wollen scheint, ist für das schärfste Auge in denselben ersichtlich. Im Gegentheil schliesst Viehoff seine Vorrede mit den Worten: „Ich werde es über mich gewinnen, die Freude der Nation mitzufühlen, wenn meine Arbeit einem vollkommen würdigen Lebensbilde unsers grössten Dichters weichen muss."

Für das falsche Citat ist übrigens der Uebersetzer mit verantwortlich. Doch konnte es nur in dessen Interesse liegen, dem Lewesschen Werke eine höhere Stelle einzuräumen als denen der eigenen Nation. Der Uebersetzer hält dafür, dass die Viehoffsche Schrift keinen höhern Rang beanspruchen könne als den einer umfassenden Materialiensammlung; ein Urtheil, welches, so wie es dasteht, rein in der Luft schwebt; — und dass das Buch des feinsinnigen Schäfer doch der lebenskräftigen Erfassung einer Persönlichkeit, wie die Göthe's ist, und der Frische der Darstellung, die ein solcher Gegenstand verdient und erfordert, ermangle, — Bemerkungen, welche längst vor Hrn. Frese gemacht worden sind.

Hr. Frese aber kommt durch sein unbegründetes Urtheil jedenfalls unbewusst mit der Lewesschen Beurtheilung der beiden Biographien, wie uns dünkt, in Widerspruch. Von dem ersteren Buche sagt Lewes: „So umfangreich es auch ist, es fehlt darin doch viel schätzbares Material, theils weil manches erst später veröffentlicht ist und theils weil Viehoff keinen Zugang zu ungedruckten Quellen hatte. Er hat sich in der That so ausschliesslich auf Gedrucktes beschränkt, dass er nicht einmal Weimar gesehen hat, wo Göthe siebenundfünfzig Jahre

seines Lebens zubrachte. So schreibt er über Göthe, wie er über Cicero schreiben würde. An einem ähnlichen Mangel leidet das Buch von Schäfer, der übrigens mittels knapperer Behandlung und Weglassung aller kritischen Erörterungen über die verschiedenen Werke des Dichters seine Aufgabe in grösserer Kürze gelöst hat."

Die gerügte Unbekanntschaft einerseits, fände sie wirklich statt, würde doch durch die umfassendsten Vorstudien andererseits aufgewogen, welche keinen andern wie Viehoff, H. Düntzer vielleicht ausgenommen, zu einer Biographie Göthe's wirklich befähigten. Lewes spielt auf seinen Aufenthalt in Weimar an, der dem Ausländer überhaupt unumgänglich nöthig war, um derjenigen Auffassung deutschen Wesens geläufig zu werden, ohne welche er an ein Buch über einen Deutschen schlechterdings nicht gehen konnte.

Nimmt man ferner in Betracht, dass schon zu Lewes' Zeit diejenigen Quellen, welche noch ungedruckt waren, meistens eine sehr untergeordnete Wichtigkeit hatten, oder auch noch bis heute für jeden Literarhistoriker unzugänglich sind, so wird der Vortheil, den Lewes von ein paar Zetteln und Billeten vielleicht haben konnte, vollends unerheblich. Auch bitten wir, Lewes nicht so durchaus auf's Wort zu glauben, wenn er behauptet, es hätten Viehoff keine ungedruckten Quellen zu Gebote gestanden. Wir erinnern nur an die schriftlichen Mittheilungen von Varnhagen von Ense.

Uebrigens müssen wir uns in dem Falle, den der englische Biograph so sehr zu seinen Gunsten anführt, um so mehr wundern, dass er bei der Beschreibung weimarischer Oertlichkeiten eigentlich gar nicht auf eigenen Füssen steht, sondern meist nach gedruckten Quellen beschreibt. Wir erkennen in der Beschreibung des Parks, der Gartenhäuser in demselben etc. beinahe Zeile für Zeile den geistreichen Adolf Stahr wieder, wie er in seinem „Weimar und Jena" erstere Stadt beschreibt. Lewes gesteht denn auch zu, dass ihm diese Schrift „sehr nützlich" gewesen ist. Wie wir aber „Weimar und Jena" in dem Lewesschen Buche zum Theil wiederfinden, so verräth sich auch deutlich der Einfluss des Viehoffschen und Schäferschen Werks, namentlich im zweiten Theile. Dennoch wagt Lewes, uns Deutschen in's Gesicht zu sagen, „es würde ihm schlecht anstehen, über die Verdienste dieser Darstellungen ein Urtheil abzugeben." Gleich darauf jedoch gesteht er, dass es noch schlimmer wäre, wenn er die Beihülfe, die er von ihnen gehabt habe, in

vollstem Maasse anzuerkennen unterliesse. Er habe sowohl von dem Viehoffschen wie von dem Schäferschen Buche den freiesten Gebrauch gemacht.

So dreht und wendet er sich, um schliesslich doch der Wahrheit die Ehre zu geben, dass er sein nach der anmuthigen Art der Britten und Franzosen entworfenes Gebäude aus dem Material deutscher Forscher gebaut habe. Die folgende Ehrenrettung anlangend, dass sein Buch nach Geist, Form und Inhalt von den genannten beiden so verschieden sei, so viel, was sie nicht haben, enthalte und so viel übergehe, was sie enthalten, dass ein Leser, der die Arbeiten vergleicht, von der ihm gewordenen Hülfe nichts merken würde, so bezieht sich das, was bei Lewes ein Mehr ist, auf Reflexionen, die häufig besser nicht geschrieben wären – seinem Buche aber, wie gewandt es auch verfasst sei, ist beinahe auf Schritt und Tritt die Quelle deutscher Forscher nachzuweisen, welche natürlich auch eine andere sein kann als Viehoff und Schäfer. Es lässt sich also im Gegentheil sehr leicht „merken," woher Lewes gerade geschöpft hat.

Es verlangt uns aber danach, dem Leser einen positiven Beweis an die Hand zu geben, wie unrecht die Deutschen thaten, von dem Werke des Ausländers so viel Aufhebens zu machen.

Zum Ende seiner Vorrede heisst es: „Den Analysen und Kritiken von Göthe's einzelnen Werken habe ich einen bedeutenden Raum gewidmet. Nehmen doch im Leben des Heerführers seine Feldzüge nothwendiger Weise viel Platz ein. Die naturwissenschaftlichen Schriften habe ich in einer Ausführlichkeit behandelt, die unverhältnissmässig erscheinen mag."

Was nun das Letztere anbetrifft, so ist die Darstellung von Lewes durchaus nicht genügend. So z. B. schwankt er bei der Beurtheilung der Farbenlehre und weiss nicht recht, welcher Partei er huldigen soll. Seine Verehrung für Göthe ist gross, aber die Urtheile der Physiker verwirren ihn.

Was weiter die Analysen und Kritiken der einzelnen Werke angeht, so nehmen wir wohl am Geeignetsten seine Behandluug des vollendetsten Gedichtes von Göthe, Hermann und Dorothea. An und für sich greifen wir dieselbe ganz zufällig heraus. Wir finden diesem Gedichte den vierten Abschnitt des sechsten Buches gewidmet.

Lewes leitet mit einer Betrachtung ein, dass das Genie aus dem kleinsten Stoff zu schaffen weiss und dass, da es dem Künstler nie an

Stoffen fehlen kann, wenn er nur Augen hat sie zu sehen, grosse Dichter auch nicht nach würdigen Stoffen umher zu sinnen pflegen: im Gegentheil genüge ihnen der flüchtigste Wink zu einem Kern für ein glänzendes Werk etc.

Das mag nun im Allgemeinen für das Genie richtig bemerkt sein, auf Göthe indess passt diese Bemerkung gar nicht. Göthe als durchaus eigenthümliche Dichternatur konnte durch einen flüchtigen Wink nicht bestimmt werden; er wählte seine Stoffe, wie sich das auch nachweisen lässt, mit grösstem Bedacht und nach langem Suchen und Sinnen. Namentlich aber gilt dies von dem Stoffe, der Hermann und Dorothea zu Grunde liegt. Man muss sich nicht denken, dass, weil er einmal zufällig eine alte Brochüre in die Hände bekommen oder in irgend einem Zeitungsblatt die Geschichte der Salzburgischen Emigranten gelesen, er den blitzartigen Entschluss gefasst, daraus ein Gedicht entstehen zu lassen, sondern die dichterische Reife drängte ihn zu dem Epos, und aus den hundert Stoffen, die bei ihm aufgespeichert lagen, wählte er denjenigen, welcher seiner übrigen Geistesrichtung am genehmsten war. Die Wahl war keine Improvisation, sondern ein Act der Ausscheidung und lange überlegten Sonderung.

Es würde nun einem Schriftsteller, der in seinem Werke Analysen und Kritiken zu geben sich vorgesetzt hat, wie Lewes es mit eigenen Worten ankündigt, zugekommen sein, wenigstens der Zahl und dem Namen nach die Quellen aufzuführen, aus deren einer Göthe mittelbar oder unmittelbar geschöpft hat. Hingegen theilt Lewes nur den Titel derjenigen Schrift mit, die Göthe'n wahrscheinlich vorgelegen hat, und nimmt hier eine Wahrscheinlichkeit für die Gewissheit. Im Gegensatz dazu verweist Viehoff in seiner Biographie auf zwei Specialarbeiten im Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrgang 1844, und im Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, Heft 1.

Nachdem nun Lewes und Viehoff einen kurzen Auszug aus diesem Berichte gegeben haben, Lewes wohllautend, Viehoff wohllautend und getreu, bleibt bei beiden der Gedankengang derselbe. Sie betrachten nämlich beide die Aenderung von Zeit und Ort, nur dass Viehoff übergehend sich in eine Erörterung über die Natur des Gedichtes einlässt, wovon bei Lewes sich keine Spur findet. Aber nicht nur nicht das. Dieser giebt zwar eine Beschreibung der Gesänge, welche, obgleich sie

Lücken enthält, im Wesentlichen doch in plastischer Weise den Inhalt zurückstrahlt und wohl geeignet scheint, eine Anschauung von demselben zu vermitteln. Wenn aber Lewes zwischendurch sagt: „Trotz aller Mängel bietet diese Skizze eine klarere Anschauung von dem Gedichte als eine ästhetische Erörterung in der Weise der sogenannten philosophischen Kritik," und zum Schluss: „Das ist die Geschichte von Hermann und Dorothea. Nun müsste ich nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl über die vielverhandelten Fragen mich aussprechen, ob dies Gedicht eigentlich ein Epos oder eine Idylle oder in höherer Einheit ein idyllisches Epos sei. In dergleichen Unterscheidungen und Classificirungen sind ja die Kritiker stark; sie wissen uns zu sagen, was das eigentliche Epos ist und worin es sich vom romantischen und bürgerlichen unterscheidet, und diese schweren Batterien richten sie dann auf Hermann und Dorothea. Wohl! Wen dergleichen Untersuchungen befriedigen, der folge seiner Neigung und betreibe sie ungestört. Mir aber scheint die Frage, ob Hermann und Dorothea ein Epos sei oder nicht, und was für eine Art von Epos es sei, sehr müssig. Es ist ein Gedicht — das genügt" — wenn er das sagt und wenn er sich endlich über ästhetische Untersuchungen von Hegel und Rosenkranz lustig macht, — so ist dies allerdings ein Standpunkt, den es auch in unserer Literatur gegeben hat, welchen wir aber glücklich glauben überwunden zu haben, nämlich den der literarisch-politisch-naturwissenschaftlichen „Krautesserei," der alles verdammte, was nicht auf die einfachste Weise zubereitet war und auf die leichteste Art verdaut werden konnte. Nach der von Lewes in diesem Abschnitte gewählten Methode würde ein Unternehmen, die Götheschen Dichtungen in schlichte Prosa zu verwandeln (wie es beispielsweise mit Hermann und Dorothea geschehen: „Hermann und Dorothea (Nach Göthe). Leipzig 1822. J. T. J. Sonntag in Merseburg," der Verfasser hat sich schicklicher Weise nicht genannt), uns eben so dankenswerth erschienen sein, wie eine Biographie Göthe's von Lewes. Der Verfasser muss dann nur nicht im Anfange von Analyse und Kritik sprechen.

Viehoff hat eine Analyse des Gedichts, Lewes aber nicht. Viehoff hat eine genügende kritische Erörterung, der Andere indess wiederum so gut wie Nichts. Oder will Lewes es für eine Kritik gehalten haben, wenn er sagt: „Hermann und Dorothea ist — ein Gedicht?" Damit k a n n man freilich sehr viel, aber doch auch recht wenig sagen. Oder welche hohe Wahrheit glaubt der Engländer in den folgenden Zeilen

niedergelegt zu haben: „Wenn es (das Gedicht Hermann und Dorothea) sich nebenher von allen anderen Gedichten unterscheidet, so schadet das nichts, und wenn es anderen Gedichten ähnlich ist, so erhöht das seinen Reiz nicht weiter.“? — Es ist ferner nicht wahr, wenn er sagt „das Gedicht sei von allen Idyllen am wahrhaftesten idyllisch,“ denn Göthe's Hermann und Dorothea *ist kein Idyll*. Es ist durchaus unrichtig, wenn er meint, „von allen Gedichten, die Landleben und Landleute schildern, sei es das wahrste,“ denn in Wahrheit *schildert es weder Landleben noch Landleute*. Der gröbste Schnitzer kommt aber am Ende aller Enden zum Vorschein, dadurch dass Lewes Folgendes behauptet: „Man fühlt, dass die kräftige Bergluft von Ilmenau, wo er (Göthe) das Gedicht im Laufe von sechs Monaten der Hauptsache nach verfasste, den Dichter aus der matten, prosaischen Stimmung erhob und ihm seine ganze sichere Kraft gab.“

Nun ist aber das Gedicht nicht in Ilmenau abgefasst, sondern dem ersten Entwurfe, also der Hauptsache nach in einem einzigen Monat, dem September 1796, in Jena, daher nicht im Laufe von sechsen. Gebessert wurde daran nachweislich auch weder in Ilmenau noch während sechs Monaten, sondern in Jena, Weimar und auf der Leipzig-Dessauer Reise, im Ganzen in mehr als acht Monaten bis hinein in den Juni 1797, so dass es unbegreiflich wäre, wie Lewes zu Ilmenau gekommen ist, wenn sich nicht eine Vermuthung bei Viehoff (!) fände, nach welcher Göthe sich schon im vorhergehenden Jahre, also 1795, in den Monaten August und September bei seinem Aufenthalte in Ilmenau viel mit dem Gegenstande beschäftigt habe. Viehoff meint natürlich nur mental, und Lewes hat die Sache falsch gedeutet. Folgende Briefstellen aus dem October 1796 geben auch nichts Positives an die Hand. Göthe an Schiller unter dem 29. October: „Ich bin genöthigt auf einige Tage nach Ilmenau zu gehen. — Ein schönes Glück wär's, wenn mir in Ilmenau noch ein Stück des epischen Gedichts (?) gelänge.“ Und Schiller's Antwort nach Ilmenau vom 31. desselben Monats: „Ich begrüsse Sie in Ihrem einsamen Thal und wünsche, dass Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stukaturarbeit giebt es dort wohl auch.“ Wie er indess zu den sechs

Monaten kommt, ist damit noch nicht erklärt; dieselben sind möglicher Weise, wie überhaupt gar zu Vieles in seinem Buche, nach Wahrscheinlichkeitsrechnung angenommen.

Hat er diese Wahrscheinlichkeitsrechnung vielleicht in Weimar gelernt? Wohl schwerlich. Dieselbe kann möglicher Weise zu seinen Vorstudien gehört haben, die er für den Schauspieler-état machen musste.

Doch scheiden wir nicht mit einer bittern Bemerkung. Wir haben das freilich etwas oberflächliche Verdienst von Lewes anerkannt und wünschen deshalb um so mehr, dass man der Forschung unserer deutschen Gelehrten, in diesem Falle besonders unsers Viehoff, ebenfalls gerecht werde. Diese Mahnung nun geht vornehmlich an die Deutschen selber.

Jena. Gotthold Kreyenberg.

Aus dem Nachlasse
des verewigten
Directors Dr. F. L. Kannegiesser.

Die einsame Schnitterin.

(Wordsworth.)

O siehe die Hochländerin
Allein im Aehrenfelde dort!
Arbeitend singt sie vor sich hin.
Steh, oder schleiche fort!
Einsam die Garben bindet sie,
Und klagend tönt die Melodie;
O horch, das ganze Thal entlang
Schallt ihrer Stimme voller Klang

So süss sang nie die Nachtigall
Der Karavane, die den Sand
Durchwallt und nun am Wasserfall
Ein Ruheplätzchen fand.
So süss ruft selbst der Kuckuck nicht,
Wenn er im Frühling unterbricht
Das Schweigen, welches fort und fort
Herrscht fern bei den Hebriden dort.

Was singet sie? Wer sagt mir's? Wer?
Vielleicht ist's aus der Vorzeit Nacht
Wohl eine alte Trauermähr,
Und langverjährte Schlacht.
Wie oder ist es sanftrer Art
Von Mann und Frau und Kindern zart,
Von allgemeiner Sorg' und Pein,
Die ist und war und stets wird sein.

Was es auch war, das Mädchen sang
Als käm' ihr Lied zu Ende nie,
Und eifrig, wie die Stimme klang,
Führt' auch die Sichel sie.
Zur Gnüge labt ich so das Ohr;
Und als ich stieg die Höh' empor,
Hört' ich im Herzen noch den Ton,
Obgleich ich weit entwandert schon.

Des wandernden Juden Gesang.

(Wordsworth.)

Ströme rauschen aus den Quellen
Manche Felsenstuf' hinab;
Doch es finden ihre Wellen
Endlich in der Tief' ein Grab.

Adlerschnell mit kühnem Satze
Schwingt die Gems' ob Klippen sich;
Doch an einem kleinen Platze
Fühlt sie wohl sich heimathlich.

Gleich dem meergepeitschten Schiffe
Schwebt der Rab' im Sturm dahin;
Zum geliebten Felsenriffe
Trägt den Schweifenden sein Sinn.

Seepferd' in der Wogen Tosen
Haben zwar kein eigen Haus;
Dennoch ruh'n die sorgenlosen
Auf der Brust der Fluten aus.

Aber meine Müh' und Plagen,
Täglich, nächtlich wachsen sie,
Ich muss wandern, ich muss zagen,
Denn zum Ziele komm' ich nie.

Auszüge aus der Wanderung (the excursion).

(Wordsworth.)

Philosophie, und die noch hehrere
Religion, mit stattlichem Gefolge,
Glaub', Hoffnung, Christenliebe, wählt aus allem
Sichtbaren euch Sinnbilder, was ihr findet
Von sich'rer Leitung, festestem Vertrauen:
Stern, Fackel, Anker, selbst nicht ausgenommen
Das Kreuz, an dess unselbstbewusstem Fuss
Die menschlichen Geschlechter tiefgerührt

Die Kniee beugten, bittres Nass vergiessend,
Und in dem Kampfe Ruhe suchten, euch,
Ihr hochbenamten Mächte, muss ich fragen,
Hier stehend, jenen unfahrbaren Himmel
Im schwachen Abglanz der Unendlichkeit
Hoch oben, und zu stillen Füssen unten
Ein unterirdisch Zeughaus von Gebeinen,
In dessen Zellen auch einst meine ruh'n,
Wo, wo sind eure Sieg' und eur' Besitz,
In welcher Zeit genehmigt und beglaubigt?
Nach einem glücklichen Bezirk nicht frag' ich,
Hain oder Eiland, Wohnort weniger
Beglückten, die mit reinem willigen
Gehorsam eurem heitern Ansehn folgen;
Doch welche einzle Seele, frag' ich, habt ihr
Dem schiefen Pfad der Leidenschaft entrissen,
Begeistert, vollgekräftigt? Wenn in's Herz
Bis zu den tiefsten Falten schauen könnte
Ein von dem Glanz des Lobs untrüber Blick,
Wen darf man nennen in der Strahlenreihe
Von Weisen, Märtyrern, Bekennern, den
Die Kraft der Hoffnung, Wahrheit, des Gewissens
Die stärkste, nur auf Tages kurze Spanne
Vor peinlichem, ehrlosem Widerspruch,
Ausschweifendem, mit Schuld gepflegtem Wunsch,
Gewissenlosem Rückfall in unheilges
Feigherzges Beben schützte?

Im Menschenleben,
Wenn man der Poesie gemeiner Rede
Vertraun darf, sehn wir wie in einem Spiegel
Ein treues Bild des Ringellaufs des Jahrs
Mit seinen Theilen. Wohl! Lenz mag's dort geben,
Trotz manchem rauhen ungestümen Hauch,
Mit Knospen, vielversprechenden, und Blüten;
Doch wo ist Sommers langer, reicher Tag,
Der folgen sollte, wahrhaft ausgedrückt?
Und linder Herbst, mit güt'ger Frucht beschwert,
Wo ist sein Bild? In welchem günst'gen Strich
Sein prächtiger verschwenderischer Aufzug?
Doch, wenn das Bessre der Vergleichung fehlt,
So zeigt das Schlimmre in des Lebens Herbst
Sich mit gar leicht kennbarer Aehnlichkeit, —
Und das muss gnügen — Lauben, die nicht mehr
Der Freude Laut vernehmen, minder stets

Von aussen und von innen Wärme geben,
Und so mit scharfer Luft und Blätterfall
Des vollen Winters Kält' und Kahlheit künden.

Was ist sich ungleich mehr als Mensch und Mensch?
Die Ungleichheit, woher? Von wem als ihm?
Denn sieh den ganzen Menschenstamm begabt
Mit gleicher grader Form! Die Sonne steht,
Sowie des Himmels grenzenlose Pracht
In dem Bereich von jedem Menschenauge;
Das ewigwache Meer rauscht allen Ohren,
Das Lenzgefilde strömt verjüngte Lust
In Aller Herzen. In der Welt der Sinne
Was es nur Schönes und Erhabnes gibt,
Das ist dem Anschaun offen hingelegt
Und ohne Schleier, und wo eine Kraft
Heilsam ist und ein Einfluss angenehm,
Da ist jedweder fähig zu empfinden
Die Kraft, den Einfluss, sonder Vorbehalt.
Auch edlere Geschenke sind gemeinsam,
Vernunft, und hiemit Lächeln, hiemit Thränen,
Einbildungskraft und Freiheit unsers Willens,
Gewissen, das uns treibt und hält, und Vorschmack
Des Tods, und Ahnung der Unsterblichkeit.
Seltsam drum, unnatürlich müsste scheinen
Der Fehl, wenn der Allmächtge, bis hieher
Freigebig sonder Unterschied, verbergen sollte
Sittlicher Eigenschaften Trefflichkeit
Vor allgemeiner Einsicht, trüb und dunkel
Den Weg zur Wahrheit und zur Tugend machend
Und schwer, und nur von Wen'gen zu gewinnen,
Seltsam verführ' er hier mit ekler Rücksicht,
Die andern all nachsetzend! Glaub' es nicht!
Die ersten Pflichten glänzen hoch, gleich Sternen,
Die milden, voll Beschwichtgungs-, Heilungskraft,
Sind, Blumen gleich, gestreut zu unsern Füssen.
Die edelmütgen Trieb' und grade Regel,
Gutthaten, holde Wünsch' und Seelenadel,
Darin ist nichts Geheimes, ist kein Vorzug
Für Hohe vor den Niedern, für die Stolzen
Vor Demutsvollen. Auf zum Himmel steigt
Der Rauch so leicht von einem Hüttenheerde
Wie vom Palast. Wess Seele diese wahre
Gleichheit erwägt, der wird die Au'n der Erde
Mit Dankbarkeit durchwallen und mit Hoffnung,

Zwar, überlegend dieses, Grund doch finden
Zu herb'rem Gram, sowie wir es befanden,
Den Sturz von alten Tugenden beklagend,
Und trauernd um die Schmach, die zwischen Mensch
Und Mensch so weiten Unterschied gemacht.

Zeilen

im Harzwalde in das Fremdenbuch zu Elbingerode geschrieben.
(Coleridge.)

Ich stand auf Brockens Herrscherhöh und sah
Wälder ob Wäldern, Hügel über Hügeln,
Ein wogend Meer, nur von der blauen Ferne
Begrenzt. Nicht sonder Mühe zog ich abwärts
Den Fuss durch ewig grüne Fichtenwälder,
Wo hellgrün Moos sich hebt Grabhügeln ähnlich,
Mit Sonnenschein durchglänzt und der doch seltne
Vögelgesang zum hohlen Schalle wird,
Und ewiggleichen Säuselns feierlich
Der Windstrom sein Gesäusel nicht vermischt
Mit häuf'ger Wasserfälle häuf'gem Plätschern
Und dem Geschwätz der Quellen, wo auf einzlen
Steinblöcken laut die Gaiss mit hellen Glöckchen
Froh hüpft, auch wohl ein alter Bock romantisch
Mit weissem leisbewegtem Barte sitzt.
Langsam und müde ging ich weiter, denn
Ich fand, dass selbst die hehrste äuss're Bildung
Nur durch ihr inn'res Leben auf uns einwirkt
Als Zeichen hohen Werths, das nicht das Aug'
Durchschaut, in dem das Herz nur lieset, sei's
Andenken oder Ahnung Freundes, Kindes,
Des holden Mädchens unsrer ersten Liebe,
Des Vaters oder des erhabnen Namens
Des heilgen Vaterlands. — O Königin,
Du Gottheit, von dem Erdball abgeordnet,
Mein theures England, wie mein sehnend Auge
Nach Westen blickt, im Wolkenberg dort deine
Sandigen Klippen schauend! Süsse Heimat,
An dich gedenkend hob dies Herz sich stolz,
Ja schwamm mein Aug' in Thränen! Alles, was
Vom Brocken aus ich sah, Gebirg' und Wälder,
Es war verschwunden wie ein flüchtiger
Verwirrter Traum. O Fremdling, tadle nicht
Leichtsinnig dies Gefühl; acht' ich doch auch,
Beleidigendem raschen Zweifel wehrend,
Des Mannes höhern Geist, der allenthalben

Gott fühlt, Gott, der gemacht zu einer grossen
Familie uns all', zu unserm Vater
Sich selber und die Welt zu unsrer Heimat.

Die Vergangenheit.

(Wilson.)

Wie wild und wirr ist dieses Leben,
Ein langes, tiefes, schweres Ach!
Wenn halbertränkt im Thränenbach
Das Auge sieht vorüberschweben
Der Jugend Bilder dämmerndschwach,
Vergessen schon, indem sie gehn,
Wie wir am Ufer Well' an Welle
Zerfliessen sehn;
Sowie an stillen Himmelshöhn
Die Ambrawolken jetzo weilen,
Dann wie ein Traum enteilen.
Des Mondes Strahlen spielen schön,
Hell auf des hellen Weihers Brust;
Die Seele schaut's mit süsser Lust,
Doch glauben wir, wenn sie vergehn,
Kaum, dass wir sie gesehn.
Wie himmlisch tönt der Harfe Klang,
O möcht' er nimmer doch verwehn!
Er schweigt. Die Seele wird zur Zelle,
Wo nie Musik erklang.
Traum folgt auf Traum die lange Nacht,
Wie schön und schöner immer!
Doch, eh die Morgenblum' erwacht,
Verschwand der Zauberschimmer.
Und manches Engelsangesicht,
Aus welchem Lieb' und Güte spricht,
Zieht uns vorüber hier.
Die Zeit entflieht, kaum wissen wir
Ob das Gesicht, das uns entzückte,
Freud' oder Leid ausdrückte.

Betrachtungen

bei dem Abschied von einem Wohnorte.

(Coleridge.)

Niedrig war unser Hüttchen, hohe Rosen
Sahn in das Kammerfenster. In des Mittags,
Abends und Morgens Stille konnten wir
Das Meer schwach murmeln hören. Unsre Myrten
Blühten im Freien, und die Pfort' umschlang
Dichtrankender Jasmin. Die kleine Landschaft

War grün und waldig, und das Aug' erquickend.
Es war ein Ort, man durft' ihn wahrhaft nennen
Das abgeschiedne Thal. Einst sah ich, wie
(Den Sabbathtag durch Ruhe heiligend)
Ein reicher Kaufmannssohn, ein Bürger Bristols,
Dort weilt' und seinen Durst nach Gold
Beschwichtigend, so schien's, und weiseren
Gefühlen Zutritt schenkend; denn er schwieg
Rundum mit sanftem Trübsinn blickend, seufzt',
Und sprach, es sei ein hochgesegnet Plätzchen.
Gesegnet waren wir. Geduldgen Ohrs
Der unsichtbaren Lerche Lied behorchend,
(Unsichtbar war sie oder augenblicks
Nur auf der Sonne Fittig sichtbar) sagt' ich
Oft flüsternd zur Geliebten: So, mein Kind, ist
Der unaufdringliche Gesang des Glücks,
Unirdsche Sangslust, dann gehört nur, wann
Die Seele sucht zu hören, alles still ist,
Das Herz nur horcht! Die Zeit zwar, wo zuerst
Von jenem Thal den stein'gen Berg ich aufklomm,
Gefahrvoll kämpfend bis zum Gipfel, o
Welch schöner Anblick! Hier der bleiche Berg,
Der kahle bleiche Berg besät mit Schafen,
Schattig Gewölk, die sonn'gen Felder zeichnend,
Der Fluss, von busch'gen Felsen überragt,
Jetzt hell und voll, gekrümmt mit nackten Ufern,
Und Sitze, Flächen, die Abtei, der Wald,
Und Hütten, Dörfer, dämmernd fern der Stadtthurm,
Dort der Kanal, die Inseln, weissen Segel,
Gleich Wolken, Küsten, Höhn, und strandlos Meer!
Es schien Allgegenwart! Gott hatte, schien's,
Sich einen Tempel hier erbaut, der Weltraum
Schien abgebildet hier im Rundbezirk;
Kein Wunsch entweihte mein bewältigt Herz.
O schöne Zeit! 's war Schwelgerei — zu sein!

O Thal und Hütt' und Hochberg! theure, stille!
Ich musst', ich musst' euch lassen. War es recht,
Bei Qual und Tod so vieler meiner Brüder
Die mir vertrauten Stunden zu verträumen,
Auf Rosenlager feig das Herz verweichelnd
Mit zarten thatermangelnden Gefühlen?
Süss ist der Thau, der eines Howards Aug'
Auf dessen Wang' enttropft, den er emporhob;
Und wer mir Gutes ohne Rührung thut,

Thut es nur halb, er schilt mich bei der Hülfe,
Wohlthäter ist er mir, doch nicht mein Bruder!
Doch sei Wohlthätigkeit auch kalt, doch preise,
Ja preise sie, o Seele, wenn du denkst
Des trägen Mitleids träumerischer Zunft,
Die um die Armen seufzt, jedoch sie scheut,
Nährend in angenehmer Einöd' ihre
Saumsel'ge Lieb' und ekle Sympathie!
Ich geh drum, Haupt und Herz und Hand vereinend,
Thätig und fest, blutlosen Kampf zu streiten
Der Freiheit, Wissenschaft und Christentreue.

Doch oft, wenn nach ehrvoller Arbeit ruht
Die müde Seel' und wachend liebt zu träumen,
Soll, theure Hütte, dich mein Geist besuchen,
Dein Gaissblatt, deine fensterhohen Rosen
Und nicht vor milder Seeluft scheuen Myrten —
Und theure Wünsche seufzen, süsser Wohnsitz!
Ach, hätte Niemand grössr'! und Jeder solche!
So könnt' es sein — doch ist die Zeit noch nicht.
Beschleun'ge sie, o Vater! Dein Reich komme!

Ueber französische Volkspoësie.

Ehe ich genauer auf meinen Gegenstand eingehe, scheint es mir nöthig, die Frage zu erörtern, was man unter französischer Volkspoësie zu verstehen habe. Sollte damit z. B. diejenige Poësie zu bezeichnen sein, welche unter dem Volke am gangbarsten ist, so wüsste ich nur einen französischen Dichter, dessen Liedern dieses Prädicat zukäme. In Deutschland schwärmt Alles bis zur Kammerzofe hinab für Schiller: eine französische Bonne, die nicht ihren Béranger auswendig wüsste, würde für ein Mädchen ohne Bildung gelten. Und doch kann ich mich nicht entschliessen, Bérangers Poësie Volkspoësie zu nennen: ich müsste denn dem Pariser beistimmen, der da behauptet, Paris c'est la France. Aber ganz abgesehen von der Misslichkeit solcher Aussprüche — ich erinnere nur an den berühmten l'empire c'est la paix, oder wie eine andere Lesart besagt l'empire c'est l'épée —, so sprechen die gebildeten Franzosen selbst Béranger meistens das Prädicat eines poëte ab; das Höchste, was sie ihm bewilligen, ist, dass sie ihn einen poëte-chansonnier nennen, gewöhnlich und richtig heissen sie ihn nur chansonnier. Ueber seine Verdienste als Politiker mag ich nicht aburtheilen, sondern bemerke von meinem subjectiven Standpunkte aus nur, dass ich es bedauerlich finde, wenn sogar die Poësie der Politik dienstbar sein soll: im Uebrigen scheint er es mir darauf abgesehen zu haben, Lisette und ihre Tugenden zu preisen und daneben seine piquette in Ruhe zu trinken. Sein Ehrgeiz war befriedigt durch die Kronen, mit denen ihn die Grisetten, oder wie sie sich lieber nennen hören, die étudiantes in der Closerie des lilas bekränzten; die

Literatur kann ihm eine Stelle nur als Vorläufer derjenigen Dichter anweisen, welche in den dames aux camélias das Ideal ihrer Verherrlichung gefunden haben.

Immer aber habe ich noch nicht auseinandergesetzt, was ich unter Volkspoësie verstehe. Um dem Ziele näher zu rücken, will ich darunter eine Gattung bezeichnen, die gar nicht unter die Literatur fällt, wenigstens von der Literatur in ihrer gegenwärtigen Gestalt verschmäht wird und mit Recht verschmäht werden muss.

Um die Sache anschaulicher zu machen, will ich einen Blick auf deutsche Verhältnisse werfen. Der gebildete Mann verschmäht es in der Regel, auf das hinzuhören, was das Volk singt; mit welchem Rechte freilich, lasse ich dahingestellt. Und doch singt das Volk mit Vorliebe seine eigenen Lieder, und zwar meist Lieder, die es nicht in der Schule mit der dazu gehörigen Melodie gelernt, sondern hauptsächlich von älteren Personen traditionsweise überliefert bekommen hat. Um ein recht anschauliches Beispiel von dem schauerlichen Unsinn zu geben, welchen derartige Lieder zuweilen enthalten, sei es mir vergönnt, eins mitzutheilen, zu dessen Kenntniss ich auf ziemlich abenteuerliche Weise gekommen bin. Im vergangenen Sommer nämlich hielt ich mich einige Zeit bei meinem Papa im Warthebruche auf und arbeitete meist in einer ziemlich versteckten Gartenlaube. Im Garten nebenbei war gewöhnlich eine ziemlich leidliche Bauerndirne beschäftigt, welche sich ihre Arbeit mit Gesang verkürzte. Es war immer dasselbe Lied, welches sie anstimmte, und da ich es ziemlich sonderbar fand, so horchte ich eines Tages der Sirene die Worte ab und war nicht wenig überrascht, folgende Romanze aufgezeichnet zu haben. Sie lautet wortgetreu:

Im Lande aller Frommen
Wohnt Fräulein Isabell,
Sie schoss mit Pfeil und Bogen
So gut als Wilhelm Tell.

Sie war sehr stolz, sehr spröde,
Sehr kalt bei Lieb und Scherz;

Drum war im Land die Rede,
Sie hätt' ein steinernes Herz.

Ein Held aus dem Gebirge,
Mit Namen Eduard,
Bei seiner Ritterwürde
In ihr verliebet ward.

Er schenkt ihr Papageien
Gekauft aus Niederland;
Er fängt, ihr zu erfreuen,
Einen schönen Wachtelhahn.

Er schenket ihr ein Füllen,
Dazu einen Ritterstrauss,
Aber nicht nach ihrem Willen,
Sie schlug ihm Alles aus.

Da nahm er seine Schöne
So zärtlich bei der Hand
Und weinte viele Thränen,
Indem er Lieb gestand.

O fühle meine Schmerzen!
Sprach er, ihr ewig hold.
Allein mit stolzem Herzen
Schwieg sie und ging davon.

Geh hin, Du stolze Schöne,
Dein Stolz wird Dir gereun,
Du wirst mich nicht mehr sehen,
Aber fühlen meine Pein!

Einst ritt auf einer Schäcke
Die Närrin in den Wald:
Da sass an einer Hecke
Eine bärende Gestalt.

Und flugs gings in der Eile,
Toll war das kühne Weib,
Sie schoss mit ihrem Pfeile
Dem Unthier in das Leib.

Schnell wie die Wuth des Pferdes
Eilt sie zum Todten hin.
Da erblickt sie Eduarden
In der Bärenhaut gehüllt.

Er konnte nicht mehr sprechen,
Sein Auge brach der Tod.
Da warf er ihr noch im Röcheln
Ihr Unrecht zärtlich vor.

Sie schrie, sie weint', sie klagte,
Rauft sich die Haare aus,
Setzt sich aufs Pferd und jagte
Wie der blasse Tod nach Haus.

Dem Leichnam ward in der Schnelle
Ein stilles Grab gebaut
In einer finsteren Zelle,
Damit man es nicht schaut.

Und als sie nach zwölf Wochen
Vor Gram verzehret ward,
Begrub man ihre Knochen
Neben Eduardens Grab.

Ich will nicht in Abrede stellen, dass gerade dieses Gedicht eins der schlechtesten sein mag, die vom Volke gesungen werden. Dass aber unter derartigen Gedichten auch Perlen angetroffen oder wenigstens daraus ausgeschält werden können, dafür findet man den besten Beleg in Bürgers Lenore, in Göthes Erlenkönig, in Uhlands Wirthin und Töchterlein u. s. w., und was ausserdem noch die Melodien anbetrifft, in den vortrefflichen Sammlungen Erks und Anderer.

Dass also ein Kern und oft sogar ein Schatz ächter Poësie in solchen Volksliedern enthalten sei, wird kaum geleugnet werden können. Wie steht es nun aber mit dieser Volkspoësie in Frankreich? das ist die Frage, deren Beantwortung ich mir vorgenommen habe. Ehe ich mich aber in dieser Auseinandersetzung auf einen französischen Gewährsmann, der wirklich competent war, stütze, will ich, um seine Competenz desto evidenter zu machen, vorausschicken, dass er sehr genau, wie in unsere gesammte Literatur, so auch in unser deutsches Volkslied eingeweiht war. Wie schön hat er z. B. nicht den König von Thule im Metrum des Originals folgendermassen wiedergegeben:

Il était un roi de Thulé,
A qui son amante fidèle
Légua, comme souvenir d'elle,
Une coupe d'or ciselé.

C'était un trésor plein de charmes
Où son amour se conservait:
A chaque fois qu'il y buvait,
Ses yeux se remplissaient de larmes.

Voyant ses derniers jours venir,
Il divisa son héritage,
Mais il excepta du partage
La coupe, son cher souvenir.

Il fit à la table royale
Asseoir les barons dans sa tour;
Debout et rangée à l'entour
Brillait sa noblesse loyale.

Sous le balcon grondait la mer.
Le vieux roi se lève en silence,
Il boit, — frissonne, et sa main lance
La coupe d'or au flot amer.

Il la vit tourner dans l'eau noire,
La vague en s'ouvrant fit un pli,
Le roi pencha son front pâli . . .
Jamais on ne le vit plus boire.

Mein Gewährsmann ist der unglückliche Gérard de Nerval. Ich bedaure, im Folgenden nur eine dürftige Skizze geben zu können, und zwar meist nach Notizen, die ich mir in Frankreich selber gemacht, da unsere hiesigen französischen Leihbibliotheken dasjenige meist nicht zu enthalten pflegen, was man zu einem bestimmten Zwecke wiederzulesen begehrt. Geboren unfern Senlis, also nahe bei Compiègne, welches in der jüngsten Zeit soviel von sich reden gemacht hat, war er in seinen Jugendjahren auf dem Lande oft nur der Aufsicht der Domestiken und der benachbarten Bauern anvertraut, lauschte ihnen ihre Lieder ab und wusste späterhin durch das Einflechten derselben seinen Schriften einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Besonders nachzurühmen ist ihm, dass er moderne poëtische Ergüsse verschmäht und nur altüberlieferte Romanzen, Balladen und couplets mitgetheilt hat. Er behauptet, dass die französische Volkspoësie sich ebenbürtig unserer deutschen an die Seite stellen könne, und ich zweifle nicht, dass man ihm gern beistimmen wird, wenn man die folgenden drei, von ihm mitgetheilten Volkslieder gehört hat. Zuerst also die Romanze von der Tochter des sire de Pontarmé, die sich in den schönen Lautrec verliebt hat. Das Lied ist voll der schönsten Assonanzen und lautet folgendermassen:

Le duc Loys est sur son pont,
Tenant sa fille en son giron.
Elle lui demande un cavalier
Qui n'a pas vaillant six deniers.

„Oh, oui! mon père, je l'aurai
Malgré ma mère qui m'a portée,
Aussi malgré tous mes parents
Et vous, mon père — que j'aime tant“.

Der Vater entscheidet:

„Ma fille, il faut changer d'amour, —
Ou vous entrerez dans la tour“. . . .

Das Fräulein antwortet:

„J'aime mieux rester dans la tour, —
Mon père, que de changer d'amour"!

Hierauf der Vater:

„Vite . . . où sont mes estafiers,
Aussi bien que mes gens de pied?
Qu'on mène ma fille à la tour,
Elle n'y verra jamais le jour"!

Der Verfasser der Romanze fährt fort:

Elle y resta sept années passées —
Sans que personne pût la trouver.
Au bout de la septième année
Son père vint la visiter.

„Bonjour, ma fille! — comme vous en va"? —
„Ma foi, mon père, . . ça va bien mal:
J'ai les pieds pourris dans la terre
Et les côtés mangés de vers".

„Ma fille, il faut changer d'amour
Ou vous resterez dans la tour"! —
„J'aime mieux rester dans la tour,
Mon père, que de changer d'amour"!

Nicht weniger rührend ist die schöne Ballade von Jean Renaud:

Quand Jean Renaud de la guerre revint,
Il en revint triste et chagrin:

„Bonjour, ma mère"! — „Bonjour, mon fils! —
Ta femme est accouchée d'un petit".

„Allez, ma mère, allez devant,
Faitez-moi dresser un beau lit blanc;
Mais faites-le dresser si bas,
Que ma femme ne l'entende pas"!

Et quand ce fut vers le minuit,
Jean Renaud a rendu l'esprit.

Hier wechselt die Scene und spielt weiter in dem Zimmer der Wöchnerin:

„Ah! dites, ma mère, m'amie
Ce que j'entends pleurer ici“? —
„Ma fille, ce sont les enfants
Qui se plaignent du mal de dents“.

„Ah! dites, ma mère, m'amie
Ce que j'entends clouer ici“? —
„Ma fille, c'est le charpentier
Qui raccommode le plancher“.

„Ah, dites, ma mère, m'amie
Ce que j'entends chanter ici“? —
„Ma fille, c'est la procession
Qui fait le tour de la maison“.

„Mais dites, ma mère, m'amie,
Pourquoi donc pleurez vous ainsi“? —
„Hélas, je ne puis le cacher,
C'est Jean Renaud qui est décédé“.

„Ma mère, dites au fossoyeur,
Qu' il fasse la fosse pour deux,
Et que l'espace y soit si grand,
Qu'on y renferme aussi l'enfant“!

Giebt es etwas Hinreissenderes? In nichts aber giebt es den beiden mitgetheilten Gedichten die Legende vom heiligen Nicolaus nach:

Il était trois petits enfants,
Qui s'en allaient glaner aux champs.

S'en vont au soir chez un boucher. —
„Boucher, voudrais-tu nous loger“? —
„Entrez, entrez, petits enfants,
Il y a de la place assurément“.

Ils n'étaient pas sitôt entrés
Que le boucher les a tués,
Les a coupés en petits morceaux,
Mis au saloir comme pourceaux.

Saint Nicolas, au bout d'sept ans,
Saint Nicolas vint dans ce champ.
Il s'en alla chez le boucher:
„Boucher, voudrais-tu me loger“? —

„Entrez, entrez, Saint Nicolas,
Il y a d'la place, il n'en manque pas".
Il n'était pas sitôt entré
Qu'il a demandé à souper.

„Voulez-vous un morceau de jambon"? —
„Je n'en veux pas, il n'est pas bon". —
„Voulez-vous un morceau de veau"? —
„Je n'en veux pas, il n'est pas beau!

Du p'tit salé je veux avoir,
Qu'il y a sept ans qu'est dans l'saloir"! —
Quand le boucher entendit cela,
Hors de sa porte il s'enfuya.

„Boucher, boucher, ne t'enfuis pas,
Repens-toi, Dieu te pardonn'ra"! —
Saint Nicolas posa trois doigts
Dessus le bord de ce saloir.

Le premier dit: „J'ai bien dormi"! —
Le second dit: — „Et moi aussi"! —
Et le troisième répondit:
„Je croyais être en paradis"! —

Namentlich der Schluss erinnert unwillkührlich an unser deutsches Lied: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein".

Unbestreitbar hat man es hier mit wahrer Poësie zu thun, und doch werden die Gelehrten derartige Dichtungen nicht anerkennen, denn sie sind voll von Verstössen gegen den Reim, gegen die Prosodie, gegen die Syntax. Gleichwohl haben auch sie ihre Regeln. So z. B. auf das allerliebste couplet:

Si j'étais hirondelle,
Que je puisse voler,
Sur votre sein, ma belle,
J'irais me reposer.

folgt ein zweites, welches also beginnt:

J'ai z'un coquin de frère . . .

Gäbe es das verführerische z nicht, das der Pariser, der Zouave, namentlich aber der Südfranzose, der für gewöhnlich nicht französisch spricht, gern überall einschiebt, und das man sogar

unter dem directoire in die salons einzuführen suchte, so gäbe es an dieser Stelle einen schrecklichen Hiatus. — Doch ohne die Form weiter zu berücksichtigen, dürfte die Frage nicht unstatthaft sein: Woher kommt diese Poësie? denn sie ist alt. — Es scheint, dass seit den Zeiten Ronsards, nachdem die volksthümliche Poësie überwunden war, die Gebildeten und das Volk, jedes seine besondere Poësie fortsetzten. Die akademischen Dichter waren an bestimmte Regeln gebunden, aber ihre Oden, Episteln, Liebesgedichte an Chloris u. s. w. wären dem Volke nicht minder unverständlich gewesen, als ihnen während des 17. und 18. Jahrhunderts diese Ergüsse wahren Gefühles.

Nachdem ich aber nun einmal einen festen Boden gewonnen habe, sei es mir erlaubt, gruppenweise diese Volkslieder weiter durchzunehmen. Gérard de Nerval liefert fast auf allen Gebieten Vortreffliches: ich will dazu dieses und jenes hinzufügen, was ich selbst hier und dort gehört, und sofern es mir alt zu sein schien, aufgezeichnet habe. Beiläufig will ich nur bemerken, dass derartige Sammlungen mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden sind, indem die betreffenden Lieder meist nur auf dem Lande traditionsweise fortgepflanzt werden, die Landleute aber nur äusserst schwer zur Mittheilung ihres Schatzes zu bewegen sind, weil sie meinen, der gebildete Mann wolle sich über sie lustig machen.

In der ersten Gruppe will ich

Ronden und Lieder allgemeinen Inhalts

mittheilen.

Unsere Kinder, wenn sie unter sich sind, singen und tanzen ihr „Ringel Ringel Rosenkranz“! — und so hat denn schon Bädeker in seinem Paris und Umgebungen die Bemerkung, dass im jardin du Luxembourg die französischen Kinder ähnliche Ronden singen, tanzen und mimisch darstellen. Wem es darum zu thun ist, recht viele und recht hübsche solcher Ronden mit den dazu gehörigen Melodien kennen zu lernen, dem können wir bei dieser Gelegenheit ein vortreffliches Buch empfehlen, das auch in anderer Beziehung jeden Kinderfreund aufs Höchste interessiren wird. Es führt den Titel: Jeux et exercices des jeunes filles par Mme de Chabreul, ouvrage illustré de 55 vignettes par Fath. Paris.

Librairie de L. Hachette et Cie 1860. Ich will nach diesem Buche, ohne mich weiter auf die Varianten einzulassen, die sich die Kinder in diesen Gesängen überall erlaubt haben, den Text einiger Ronden mittheilen, und eröffne den Reigen mit der von der marquise de Pompadour gedichteten

1.

Nous n'irons plus au bois,
Les lauriers sont coupés.
La belle que voilà
La lairons-nous danser?
    Entrez dans la danse,
    Voyez comme on danse,
        Sautez,
        Dansez,
Embrassez cell' que vous aimez.

2.

La belle que voilà
La lairons-nous danser?
Mais les lauriers du bois
Les lairons-nous faner?
    Entrez dans la danse, etc.

3.

Mais les lauriers etc.
Non, chacune à son tour,
Ira les ramasser.
    Entrez etc.

4.

Non, chacune etc.
Si la cigale y dort,
Ne faut pas la blesser.
    Entrez cet.

5.

Si la cigale etc.
Le chant du rossignol
La viendra réveiller.
    Entrez cet.

6.

Le chant etc.
Et aussi la fauvette

Avec son doux gosier.
Entrez cet.

7.

Et aussi etc.
Et Jeanne la bergère
Avec son blanc panier.
Entrez etc.

8.

Et Jeanne etc.
Allant cueillir la fraise
Et la fleur d'églantier.
Entrez etc.

9.

Allant cueillir etc.
Cigale, ma cigale,
Allons, il faut chanter.
Entrez etc.

10.

Cigale, ma cigale etc.
Car les lauriers du bois
Sont déjà repoussés.
Entrez etc.

Am meisten bekannt unter diesen Rundgesängen, ja ich möchte fast sagen, in ganz Frankreich verbreitet ist die Ronde von Biron, zu der M[me] de Chabreul bemerkt: „On prétend que cette ronde a été composée à l'occasion du supplice du maréchal de Biron, condamné, sous Henri IV, pour crime de haute trahison". Sie lautet:

Quand Biron voulut danser,
Ses souliers fit apporter,
Ses souliers tout ronds.
Vous danserez, Biron.

2.

Quand Biron voulut danser,
Sa perruqu' fit apporter,
Sa perruque
A la turque,

Ses souliers tout ronds.
Vous danserez, Biron.

3.

Quand Biron voulut danser,
Sa veste fit apporter,
Sa bell' veste
A paillettes,
Son habit
De p'tit gris,
Sa perruque
A la turque
Ses souliers tout ronds.
Vous danserez, Biron.

4.

Quand Biron voulut danser,
Sa culott' fit apporter,
Sa culotte
A la mode,
Sa bell' veste
A paillettes,
Son habit
De p'tit gris,
Sa perruque etc.

5.

Quand Biron voulut danser,
Ses manchett's fit apporter,
Ses manchettes
Fort bien faites,
Sa culotte etc.

6.

Quand Biron voulut danser,
Son chapeau fit apporter,
Son chapeau
En clabot,
Ses manchettes etc.

7.

Quand Biron voulut danser,
Son épé' fit apporter,
Son épée
Affilée,
Son chapeau etc.

8.

Quand Biron voulut danser,
Son violon fit apporter,
Son violon,
Son basson,
Son épée etc.

Dass derartige Lieder oft ziemlich alt sind, ersieht man bisweilen aus Zufälligkeiten. So ist eine beliebte Ronde l'Avoine benannt. Sie beginnt mit folgenden zwei Versen, welche vom ganzen Chor gesungen werden:

Avoine, avoine, avoine,
Que le bon dieu t'amène!

Man ersieht aus dem entsprechenden Reime amène, dass sie bis zu einer Zeit zurücksteigt, wo man noch aveine aussprach. Doch was die Handlung in derselben anbetrifft, so steht eine kleine demoiselle im Kreise, und macht alle Gesten des Säens vor, die dann von ihren Gespielinnen nachgemacht werden. Sie singt also nach dem Eingangschor:

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on sème l'avoine?
Mon pèr' la semait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Nachdem alsdann der ganze Chor wieder sein Avoine etc. angestimmt, wird die Handlung folgendermassen fortgesetzt.

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on coupe l'avoine?
Mon pèr' la coupait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Avoine etc.

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on doit battre l'avoine?
Mon pèr' la battait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Avoine etc.

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on vanne l'avoine?
Mon pèr' la vannait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Avoine, avoine, avoine,
Que le bon Dieu t'amène!

Da es nicht in meiner Absicht liegt, eine erschöpfende Abhandlung über die Kinderronden zu liefern, so verweise ich nochmals auf das hübsche Büchelchen der Madame de Chabreul, welche von S. 105 an noch folgende Ronden mit den dazu gehörigen Melodien mittheilt:

La boulangère; le laurier de France; il était une bergère; giroflé girofla; le ciel et l'enfer (doch diese ohne Musik); la tour: prenons garde! von der marquise de Prie; ah! mon beau château; gentil coquelicot; la mère Bontemps; Guilleri;. le chevalier du guet; le pont d'Avignon; savez-vous planter des choux? la mistenlaire; ramène tes moutons, bergère; j'aimerai qui m'aime; la bonne aventure; la Marguerite; meunier, tu dors; la vieille; mon père m'a donné un mari*);

---

*) Ihres scherzhaften Inhalts wegen will ich noch diese Ronde mittheilen. Sie lautet:

Mon pèr' m'a donné un mari,
Mon dieu! quel homm'! quel petit homme!
Mon pèr' m'a donné un mari,
Mon dieu! quel homm'! qu'il est petit!

2.

Je le perdis dans mon grand lit,
Mon dieu etc.
Je le perdis etc.
Mon dieu etc.

3.

J' pris la chandelle et le cherchis.

4.

A la paillasse le feu prit.

riche et pauvre; le rat de ville et le rat des champs von La Fontaine, und schliesslich die chanson de la mariée, auf die ich späterhin noch einmal zurückkommen werde. Doch wäre selbst bei dieser reichen Auswahl noch Manches nachzutragen, was vielleicht absichtlich weggelassen worden ist. So ist folgende Ronde allerliebst, welche Gérard de Nerval mittheilt und die offenbar in die Zeit der Regentschaft gehört:

Y avait dix filles dans un pré,
Toutes les dix à marier,
Y avait Dine,
Y avait Chine,
Y avait Suzette et Martine.
Ah, ah!
Catherinette et Catherina!
Y avait la jeune Lison,
La comtesse de Montbazon,
Y avait Madeleine,
Et puis la Dumaine.

Le fils du roi vint à passer,
R'garda Dine,
R'garda Chine cet.
Sourit à la Dumaine.

Puis il les a saluées,
Salut à Dine cet.
Sourire à la Dumaine.

5.
Je trouvai mon mari rôti.

6.
Sur une assiette je le mis.

7.
Le chat l'a pris pour un' souris.

8.
Au chat! au chat! C'est mon mari.

9.
Fillettes qui prenez mari,
Mon dieu etc.
Fillettes qui prenez mari,
Ne le prenez pas si petit.

Et puis il leur a donné
Bague à Dine cet.
Diamant à la Dumaine.

Puis il les mena souper,
Pomme à Dine cet.
Diamant (?) à la Dumaine.

Puis il leur fallut coucher.
Paille à Dine cet.
Bon lit à la Dumaine,

Puis il les a renvoyées.
Renvoie Dine cet.
Garde la Dumaine.

Angedeutet hat er auch folgende:

Les canards dans la rivière cet.,

ich habe aber den Text nicht ausfindig machen können, ebensowenig als von dem Refrain

Trois filles dedans un pré . . .
Mon coeur vole,
Mon coeur vole à votre gré!,

zu welchem offenbar folgende zwei couplets eines sentimentalen*) Schäferliedes gehören:

Au jardin de mon père
Vole, mon coeur, vole! —
Il y a z'un pommier doux,
Tout doux.

Trois belles princesses,
Vole, mon coeur, vole! —
Trois belles princesses
Sont couchées dessous.

*) Weniger träumerisch singt ein anderer Hirt:

Ah! qu'il fait donc bon
Garder les vaches,
Quand on est deux.
Quand on est quatre,
On s'embarasse,
Quand on est deux,
Ça vaut bien mieux!

Vollständig kann ich noch folgende Ronde geben, welche ich oftmals in der Touraine habe singen hören:

J'ai cueilli la belle rose
Dans mon beau tablier blanc,
Belle rose, dans mon beau tablier blanc,
Belle rose du rosier blanc.

Je suis parti de chez mon père,
De chez mon père à Rouen,
Belle rose, de chez mon père à Rouen,
Belle rose du rosier blanc.

Je n'ai trouvé personne,
Que le rossignol chantant,
Belle rose cet.

Il m'a demandé: La belle,
Combien gagnez-vous par an? cet.

Je ne gagne pas grand'chose,
Je ne gagne que cent francs cet.

Venez avec moi, la belle,
Je vous en donnerai z'autant cet.

Vous coucherez avec ma mêre,
Avec moi le plus souvent cet.

Je ne couche pas avec les hommes,
Je les épouse auparavant cet.

Dedans le choeur de l'église
Devant dieu et tous mes parents cet.

Doch ich will diese Gattung beschliessen mit einem Citat aus dem marquis de Villemer der Mme G. Sand (Revue d. d. mondes t. 28 p. 525). Die berühmte Schriftstellerin sagt: „Un paysan qui marchait devant moi s'est mis à chanter. — Ces paroles sans rime ni raison m'ont semblé si curieuses que je veux te les dire:

Hélas, que les rochers sont durs!
Le soleil ne les fend pas,
Le soleil ni même la lune!

Tout garçon qui veut aimer
Cherche sa peine.

Il y a toujours quelque chose de mystérieux dans les chants du paysan et la musique aussi défectueuse que les vers, est mystérieuse aussi, souvent triste et portant à la rêverie". Das Gedicht, welches ich oft habe singen hören, ist ein neuprovençalisches und beginnt A la bastido y a doi filios, das betreffende couplet ist erst das vierte und lautet:

Lai muralhos
Soun de peiros,
Le soulelh nou lai fend pas,
Ni mai la luno.
Tout garçon que fai l'amour
Fai pas fortuno.

Betrachten wir unter der zweiten Gruppe

Soldaten- und Matrosenlieder.

Wie bei uns, werden auch in Frankreich von den jungen Conscribirten Lieder schrecklichen Inhaltes und von noch schrecklicherer Form gesungen, wie z. B. folgendes, welches ich in der Touraine gehört habe.

Voilà mes vingt ans accomplis,
Mon numéro vient pour partir,
Faut quitter père et mère,
Frères et soeurs et parents,
Et ma jolie maîtresse
Que mon coeur aime tant.

Adieu, ma charmante Julie,
Mon sac est fait, prêt pour partir.
Puisque la loi l'ordonne,
Il faut lui obéir,
Il faut bien se résoudre
A quitter le pays.

Sie antwortet:

O cher ami, j'ai le coeur saisi,
Quand j'entends parler d'un conscrit,
Ça me met aux alarmes,
Aussi la mort au coeur,
Quand tu reviendras de guerre,
Nous serons tous au cercueil.

Darauf er:

Oh, si je meurs en les combats,
Ma bien-aimée, ne m'oublie pas.
Prie dieu pour ma pauvre âme,
C'est le dernier service
Que tu puisses rendre
A moi, pauvre conscrit.

Mehr empfiehlt sich schon das folgende, welches ich aus dem Poitou habe:

La voile est à la grande hune,
Disait un Breton à genoux.
Je pars pour chercher la fortune
Qui ne veut pas venir à nous.
Je reviendrai bientôt, j'espère,
Sèche tes yeux, prie, attends-moi:
En te quittant, ma bonne mère,
Mon âme à dieu, mon coeur à toi!

Pour rendre le sort favorable,
Disait un marin à loisir,
Il faut vendre son âme au diable
Et livrer son coeur au plaisir.
Mais lui, pensant à sa chaumière,
Plein de tendresse et plein de foi:
En te quittant, ma bonne mère,
Mon âme à dieu, mon coeur à toi!

Allant de rivage en rivage,
Enfin il amasse un trésor.
Et puis il retourne au village,
C'est pour sa mère, tout son or.
Puis il vit ces mots sur la pierre:
„Je pars aussi, mon fils, plains-moi:
Mais dans le ciel comme sur terre
Mon âme à dieu, mon coeur à toi"!

Doch will ich meiner Aufgabe getreu bleiben und nur Lieder älteren Datums mittheilen. Gérard de Nerval ist auch hier ein prächtiger Gewährsmann. Welche orientalische Phantasie herrscht nicht in dem folgenden, von ihm aufgezeichneten Gedichte:

Ce sont les filles de la Rochelle
Qui ont armé un bâtiment,
Pour aller faire la course
Dedans les mers du Levant.

La coque en est en bois rouge,
Travaillée fort proprement;
La mâture est en ivoire,
Les poulies en diamant.

La grand' voile est en dentelle,
La misaine en satin blanc;
Les cordages du navire
Sont de fils d'or et d'argent.

L'équipage du navire
C'est tout filles de quinze ans;
Les gabiers de la grande hune
N'ont pas plus de dix-huit ans!

An poëtischem Schwunge hat es dem französischen Seemanne und Soldaten nie gefehlt: er träumte Königstöchter, Sultaninnen und Prinzessinnen, noch ehe z. B. Bernadotte als einfacher Tambour aus Pau auszog, um sich später auf dem schwedischen Königsthrone von seinen Strapazen auszuruhen. So deutet G. d. N. folgendes Lied an, leider hat er es nicht vollständig mitgetheilt:

Un joli tambour s'en allait à la guerre.

Königstöchterlein steht am Fenster: der Tambour begehrt sie zur Frau. Der König sagt:

Joli tambour, tu n'es pas assez riche!

Doch er, ohne sich zu besinnen:

J'ai trois vaisseaux sur la mer gentille,
L'un chargé d'or, l'autre de perles fines,
Et le troisième pour promener m'amie!

Gleichwol entscheidet der König:

Touche-là, tambour, tu n'auras pas ma fille!

Doch bleibt ihm der Tambour die Antwort nicht schuldig:

Tant pis, j'en trouverai de plus gentilles! —

So der Tambour. Wie nun der

capitaine
A Tours en Touraine
Cherchant ses amours?

Il les a cherchées,
Il les a trouvées
En haut d'une tour.

Der Vater der Geliebten ist ein einfacher Burgvoigt: auf das Heirathsgesuch des Capitains erwiedert er:

Mon beau capitaine,
Ne te mets pas en peine,
Tu ne l'auras pas!

Die Antwort des Capitains ist prächtig:

Je l'aurai par terre,
Je l'aurai par mer
Ou par trahison!

Er entführt sie richtig, und

A la première ville
Son amant l'habille
Tout en satin blanc.

A la seconde ville
Son amant l'habille
Tout d'or et d'argent.

A la troisième ville
Son amant l'habille
Tout en diamants.

Elle était si belle,
Qu'elle passait pour reine
Dans le régiment.

Aber auch an Liedern, in denen die Schattenseiten des Soldatenstandes spielen, fehlt es nicht. So begegnet die fürchterliche marechaussée einem Deserteur:

On lui a demandé:
Où est votre congé?
„Le congé que j'ai pris,
Il est sous mes souliers“!

Immer begegnet uns alsdann in solchen Gedichten eine Geliebte in Thränen:

La belle s'en va trouver son capitaine,
Son colonel et aussi son sergent,

natürlich vergeblich. Mehr Glück hat die Geliebte im folgenden Liede, welches ich aus dem Poitou habe:

Mon cher amant, soldat infortuné,
Par le conseil vient d'être condamné,
C'est par un coup qu'un jour il a porté
Au lieutenant qui l'avait insulté.
J'en deviens folle de tristesse et d'ennui,
Il se désole, et moi je pleure aussi.

Dans la prison si je pouvais entrer,
Mon coeur me dit, je pourrais le sauver;
Rien ne résiste au plaisir de l'amour,
J'espère bien me trouver en ce jour.
Mon pauvre Charles, j'ouvris les verrous,
Rien que je te parle; beau geôlier, laissez-nous.

Nous étions seuls, à mon amant je dis:
Il faut tous deux que nous changions d'habits.
De te sauver j'en préserve l'espoir,
Prends cette robe et ce grand bonnet noir.
Sors au plus vite, un mouchoir sur tes yeux,
Et prends la fuite, je te fais mes adieux.

Le lendemain on vient me réveiller.
L'on me dit: marche, l'on va te fusiller!
Et l'on me mène le long de ces remparts,
Mais quand on vit tous mes cheveux en bas,
C'est une fille, s'écria le soldat,
Elle est gentille, ne la fusillons pas.

Au sergent-major on fit faire le rapport,
On fit suspendre à mon heure de mort.
Le lendemain j'appris que mon amant
D'un grand danger se sauva du régiment.
Brisons nos chaînes, on nous a grâciés,
Mais plus de peine, nous voilà mariés!

Spielt hier schon die Liebe eine grosse Rolle, so will ich mir mit dem folgenden Liede den Uebergang zu der dritten und letzten Gruppe, die ich in Betracht zu ziehen gedenke, zu der nämlich der

Liebeslieder

anbahnen. Es heisst:

Dessous le rosier blanc
La belle se promène,
Blanche comme la neige,
Belle comme le jour.

Drei Capitaine kommen vorbeigeritten.

Le plus jeune des trois
La prit par sa main blanche:
Montez, montez, la belle,
Dessus mon cheval blanc.

Sie thut es und so kommt man in dem Gasthause zu Senlis an. Die Wirthin betrachtet die junge Dame und ruft ihr zu:

Entrez, entrez, la belle,
Entrez sans plus de bruit;
Avec trois capitaines
Vous passerez la nuit.

Da begreift die Schöne, dass sie einen leichtsinnigen Schritt gethan hat. Um ihre Ehre zu retten, spielt sie die Todte und die drei Capitaine sind naiv genug, sich täuschen zu lassen. Sie sprechen unter einander:

Quoi? notre mie est morte!

und fragen sich, wo sie sie begraben sollen.

Au jardin de son père!

erwiedert der jüngste und in der That, sie legen sie wieder unter den weissen Rosenstock,

Et au bout de trois jours
La belle ressuscite!

Ouvrez, ouvrez, mon père,
Ouvrez, sans plus tarder;
Trois jours j'ai fait la morte,
Pour mon honneur garder!

Die Familie sitzt in tiefer Trauer beim Abendbrot; die Tochter wird mit grosser Freude aufgenommen und verheirathete sich späterhin vielleicht noch anständig. Hinsichts des Gedichts ist nur noch zu bemerken, dass ihm der Reim, wie so vielen unserer deutschen Volkslieder, fast ganz fehlt: gleichwol gefällt es durch seinen prächtigen Rhythmus. Auch in dem folgenden Couplet:

La fleur de l'olivier
Que vous avez aimé,
Charmante beauté,
Et vos beaux yeux charmants
Que mon coeur aime tant,
Les faudra-t-il quitter?

würden die französischen Akademiker hinsichts des Reims viel auszusetzen haben; dennoch ist es reizend. Aehnlichen Inhalts ist das folgende, im ganzen Süden verbreitete Madrigal, dessen Ursprung Einige bis zum 13 Jahrhundert zurückverlegen wollen:

Las rosas muscadetas
Ni las flous del bouyssou
N'an pas de tas poupetas
L'audour ni la blancou.
Urouza la maneta
Qu'obtendra la favou
De levar l'espilleta
Que las ten en prizou.

[Les petites roses musquées
Et les fleurs des buissons
N'ont de tes tetons
Ni l'odeur ni la blancheur.
Heureuse la petite main
Qui obtiendra la faveur
De lever la petite épingle
Qui les tient en prison.]

Doch kehren wir zur Sprache des Nordens zurück. Gewiss aus der Zeit der Regentschaft stammt folgende Ballade, reich an Assonanzen und eine treue Sittenschilderung jener Epoche.

La belle était assise
Près du ruisseau coulant,
Et dans l'eau qui frétille
Baignait ses beaux pieds blancs.
Allons, m'amie, légèrement,
Légèrement, légèrement.

Ein junger seigneur hat nämlich eine hübsche Bäuerin verführt, sie scherzen beide am Ufer des Flusses über das Resultat ihrer Liebe. Er frägt:

En ferons-nous un prêtre,
Ou bien, un président?

Die Schöne antwortet:

Nous n'en ferons un prêtre,
Non plus un président.

Nous lui mettrons la hotte
Et trois oignons dedans.
Il s'en ira criant:
„Qui veut mes oignons blancs"?
Allons, m'amie, légèrement,
Légèrement, légèrement.

Den ganzen Leichtsinn jener Zeit athmet auch folgendes Gedicht:

Après ma journée faite
Je m'en fus promener.
En mon chemin rencontre
Une fille à mon gré.
Je la pris par sa main blanche,
Dans les bois je l'ai menée.

Quand elle fut dans les bois,
Elle se mit à pleurer.
„Ah, qu'avez-vous, la belle,
Qu'avez-vous à pleurer"? —
„Je pleure mon innocence,
Que vous me l'allez ôter"!

„Ne pleurez pas tant, ma belle,
Je vous la laisserai"! —
Je la pris par sa main blanche,
Dans les champs je l'ai menée.

Quant elle fut dans les champs,
Elle se mit à chanter.

„Ah, qu'avez-vous, la belle,
Qu'avez-vous à chanter"? —
„Je chante votre bêtise
De me laisser aller:
Quand on tenait la poule,
Il fallait la plumer"! —

Oft dagegen haben solche Liebeslieder auch einen finstern Hintergrund. Was ahnt man nicht Alles aus dem folgenden couplet, welches das plötzliche Zusammentreffen zweier Jäger beschreibt:

„J'ai tant tué de petits lapins blancs
Que mes souliers sont pleins de sang".
„T'en as menti, faux traître,
Je te ferai connaître,
Je vois, je vois à tes pâles couleurs,
Que tu viens de tuer ma soeur". —

Dass man unter diesen Liebesliedern aber auch sehr mittelmässige findet, möge das folgende aus dem Poitou bezeugen:

Arthur n'avait pas de richesse,
Il était un simple batelier,
Mais au château de sa maîtresse
Il fut nommé pour être écuyer.

Arthur était rempli de charme,
Quand il tenait ce qu'il aimait.
Mais une nommée „Chant-allégresse"
A découvert les faits secrets.

La mère de Lucie en colère,
Elle fit chasser Arthur de sa maison,
Elle fit renfermer sa Lucie
Dans la plus haute tour du donjon.

Le jour commençait à paraître,
Les nuages à s'éclaircir;

Par une étroite fenêtre
Elle aperçoit son cher amant partir.

Or, adieu donc, ma douce amie,
Puisque nos beaux jours sont passés.
Je m'en vais combattre l'ennemi,
Bien loin dans un pays étranger.

Quand tu sauras de mes nouvelles,
Tu prieras dieu pour ton ami!

Au bout d'un mois ou cinq semaines
Il arrive un simple écuyer,
Et il tira de sa poche
Un anneau d'or tout ensanglanté;

Le regarda d'un oeil farouche:
Le nom d'Arthur y était gravé.
Un seul soupir sort de sa bouche,
Ce seul soupir fut son dernier.

Ich übergehe Anderes, um zum Schlusse zu kommen, bei welchem, wie ich meine, es sich verlohnen dürfte, einen Blick auf französische Hochzeiten und Polterabende zu werfen. Und in der That ist man namentlich im Süden Frankreichs, ebenso wie bei uns an den Polterabenden, stark darin, den Neuzuvermählenden in einem sogenannten charivari noch allerhand Unliebsames vorzusingen, das man theils aus ihrem früheren Leben zusammengetragen theils aber auch erdichtet hat. Es würde sich hier, ebenso wie bei unseren Hochzeiten, um Gelegenheitsgedichte handeln, an welchen die Muse meistens unschuldig ist: aber obgleich ich auch derartige Gedichte gesammelt habe, will ich sie hier doch als ganz moderne Ergüsse der Poësie ausschliessen. Vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit auf die berühmte chanson de la mariée hinlenken, welche ziemlich über ganz Frankreich verbreitet ist und die schon M[me] de Sévigné ihrer Zeit mit Vergnügen auf den Hochzeiten der Bre-

tagne singen hörte. Sie findet sich auch in der Sammlung der Mme de Chabreul S. 179 und lautet:

1.

Nous sommes v'nus ce soir,
Du fond de nos bocages,
Vous faire compliment
De votre mariage
A monsieur votre époux,
Aussi bien comme à vous.

2.

Vous voilà donc liée,
Madame la mariée,
Avec un lien d'or
Qui ne déli' qu' à la mort.*)

3.

Avez-vous bien compris
C' que vous a dit le prêtre?
A dit la vérité,
Ce qu'il vous fallait être:
Fidèle à votre époux
Et l'aimer comme vous.

4.

Quand on dit son époux,
Souvent on dit son maître;
Ils ne sont pas toujours
Doux comme ont promis d'être:
Car doux ils ont promis
D'être toute leur vie.

5.

Vous n'irez plus au bal,
Madame la mariée:

---

*) Eine, wie es mir scheint, bessere und vielfach verbreitete Variante zu diesem couplet ist folgende:

Enfin vous voilà donc,
Ma belle mariée,
Enfin vous voilà donc
A votre époux liée
Avec un long fil d'or
Qui ne rompt qu' à la mort.

Vous n'irez plus au bal,
A nos jeux d'assemblées;
Vous gard'rez la maison,
Tandis que nous irons.

6.

Quand vous aurez chez vous
Des boeufs, aussi des vaches,
Des brebis, des moutons,
Du lait et du fromage,
Il faut, soir et matin,
Veiller à tout ce train.

7.

Quand vous aurez chez vous
Des enfants à conduire,
Il faut leur bien montrer
Et bien souvent leur dire;
Car vous seriez tous deux
Coupables devant dieu.

8.

Si vous avez chez vous
Quelques gens à conduire,
Vous veillerez sur eux,
Qu'ils aillent à confesse,
Car un jour devant dieu
Vous répondrez pour eux.

9.

Recevez ce gâteau
Que ma main vous présente;
Il est fait de façon
A vous faire comprendre
Qu'il faut, pour se nourrir,
Travailler et souffrir.

10.

Recevez ce bouquet
Que ma main vous présente,
Il est fait de façon
A vous faire comprendre

Que tous les vains honneurs
Passent comme les fleurs.*)

Rührend ist es ferner, dass in manchen Gegenden, wo stehende Gesänge für eine Neuvermählte vorhanden sind, eben dieselben von den übrigen Jungfrauen gesungen werden, wenn eine aus ihrem Kreise frühzeitig dahingeschieden ist und sich so dem Himmel neu vermählt hat. Ich könnte derartige Gebräuche aus dem Norden Frankreichs erwähnen: ich will aber lieber auf ein Meisterwerk Jasmins, die Blinde aus Castel-Cuillé' (vergl. Las Papillôtos Thl. II, S. 51 und 77) verweisen, in das er einen dieser volksthümlichen Refrains verwebt hat. Für die Neuvermählte heisst er:

Las carrèros diouyon flouri,
Tan bèlo nôbio bay sourti!
Diouyon flouri, diouyon grana,
Tan bèlo nôbio bay passa!

[Les chemins devraient fleurir,
Tant belle mariée va sortir!
Devraient fleurir, devraient grener,
Tant belle mariée va passer!]

für die Abgeschiedene dagegen:

Las carrèros diouyon gemi,
Tan bèlo morto bay sourti!
Diouyon gemi, diouyon ploura,
Tan bèlo morto bay passa!

---

*) Der Varianten und Erweiterungen zu dieser chanson de la mariée giebt es unzählige. So habe ich anstatt des letzten couplet's folgendes in der Touraine gehört: Recevez ce bouquet — Fait de notre tendresse. — C'est pour vous qu'il est fait, — Regardez-le sans cesse, — Et n'oubliez jamais — Nos sensibles regrets.

Als Erweiterungen füge ich folgende zwei couplets an:

Et surtout n'allez pas — Par trop de complaisance — Vous mettre dans le cas — De perdre l'innocence. — Et puis soyez toujours — Soumise à votre époux.

L'époux que vous prenez, — L'on dit qu'il est très-sage, — Qu'il est plein de façon — Pour conduire un ménage. — Le prévenez en tout — Et l'aimez comme vous.

[Les chemins devraient gémir,
Tant belle morte va sortir!
Devraient gémir, devraient pleurer,
Tant belle morte va passer!]

Berlin. J. Wollenberg.

Ueber

die Darstellung der französischen Conjugationen in den Schulgrammatiken.

Die französischen Grammatiken, die gegenwärtig in den Schulen im Gebrauch sind, zeigen in Bezug auf die Grundsätze, nach denen sie bearbeitet sind, eine in der That sehr grosse Verschiedenheit; besonders weit gehen sie auseinander in der Darstellung des Verbums. Diese Verschiedenheit rührt daher, dass nach der gründlichen und tiefgreifenden wissenschaftlichen Umgestaltung, welche die Grammatik der französischen Sprache, wie der romanischen Sprachen überhaupt, in den letzten Decennien erfahren hat, die Einen bemüht sind, die wissenschaftlich gewonnenen Ergebnisse auch für den Kreis der Schule nutzbar zu machen, während die Anderen die Resultate der historischen Sprachforschung aus der Schulgrammatik als unpraktisch und störend verbannen und sich auf dem alten Wege halten. — Will man sich von diesem Gegensatze überzeugen, so vergleiche man etwa die Schulgrammatik von d'Hargues mit der von Plötz; ersterer geht bei der Darstellung des Verbums, wie auch in anderen Punkten, auf die Resultate der neueren wissenschaftlichen Forschungen zurück; letzterer dagegen vertritt überall entschieden den alten Standpunkt. — Da die Conjugation des französischen Verbums ein so sehr wichtiger Gegenstand ist für den Schulunterricht, so ist es der Mühe werth zu prüfen, ob es von pädagogischer Bedeutung ist, nach welcher Darstellung, der alten oder der neuen, der Schüler das französische Verbum lernt. Um bei dieser Untersuchung zu einem festen und klaren

Resultate zu gelangen, müssen wir davon ausgehen zu fragen, was für Zwecke bei der Erlernung einer fremden Sprache in der Schule erreicht werden sollen. Zunächst ist es selbstverständlich, dass das grösste Gewicht auf das schliessliche Factum des Lernens selbst zu legen ist; das Resultat des Lernens soll sein, dass der Schüler den sprachlichen Stoff gründlich und fest weiss und anwenden kann. Aber an diesem blossen Factum ist es nicht genug; der Schüler soll auch den Sprachstoff von vornherein so lernen, dass derselbe so viel wie irgend möglich formal bildet. Dass dieser letztere Zweck von grosser Wichtigkeit ist, dass er auch bei der Formenlehre durchaus nicht vernachlässigt werden darf, darüber herrscht kein Zweifel; um so unentschiedenener und unklarer aber scheint man darüber zu sein, worin die formal bildende Kraft der Erlernung einer fremden Sprache, namentlich der Formenlehre, bestehe. Schmitz, Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen, sagt S. 149: „Die herrschenden Vorstellungen über die bildende Kraft des Studiums einer Sprache sind noch sehr dunkel, unbestimmt, verworren und miteinander im Widerspruch. Der Eine preist die lateinische Sprache als das wahre Universal-Bildungsmittel, und legt dabei das grösste Gewicht auf ihre Elemente; der Andere erklärt kurzweg, dass das Erlernen einer Sprache, also auch der lateinischen, wenig oder gar keine bildende Kraft in sich habe.“ — Herr Schmitz selbst geht auf diese Frage, soweit sie die Elemente, die Formenlehre betrifft, nicht weiter ein, sondern erledigt dieselbe mit den Worten: „Das Erlernen auch der Elemente ist bildend, aber jedenfalls nur elementarisch bildend.“ Damit werden die Vorstellungen von der bildenden Kraft der Formenlehre um nichts klarer und bestimmter; was soll man unter „elementarisch bildend“ verstehen? Auch in dem Abschnitte 15 Bildende Kraft der Elemente der Sprache p. 363 wird auf das Einzelne, worauf es hier gerade ankommt, nicht näher eingegangen. — Wenn man in dieser Frage über ganz allgemeine Bemerkungen hinauskommen und sich etwas Bestimmtes unter der bildenden Kraft, welche in dem Erlernen einer Sprache, besonders der Formenlehre, liegt, denken will, so kann man nur Folgendes darunter verstehen.

1) Das Erlernen des Sprachstoffes wirkt zunächst dadurch bildend, dass das Gedächtniss geübt wird. Denn diese Uebung soll nicht eine rein mechanische und auf den zu erlernenden Gegenstand beschränkte sein, so dass der Schüler, wenn er z. B. französisch lernt, nur Uebung erhielte im Auffassen und Behalten französischer Wörter und Formen; sondern diese Uebung soll insofern eine allgemein bildende für das Gedächtniss sein, als der Schüler von vornherein angeleitet wird, beim Erlernen einer Sprache sich einer gewissen Gedächtniss-Ordnung zu befleissigen, damit es ihm allmälig klar werde, dass die Hauptstütze für das Gedächtniss Ordnung ist. Dieser Punkt ist so einfach und klar, dass es nicht nöthig ist, darüber weitere Erörterungen zu geben. Vergleichen wir in diesem Punkte das Französische und Lateinische in Bezug auf ihre bildende Kraft, so scheint mir das Lateinische, auf der ersten Stufe des Unterrichts wenigstens, den Vorrang zu behaupten, und zwar aus zwei Gründen. Erstens sind die gewichtig und voll und kräftig klingenden Wörter der lateinischen Sprache leichter aufzufassen, während die französischen Wörter zum Theil zu flüchtig klingen und in ihren Lautverhältnissen für ein ungeübtes Ohr sehr schwer zu fassen sind. Zweitens ist die Formenlehre des Lateinischen in ihren ersten Anfängen einfacher und klarer, und der Schüler erblickt darin eher eine feste Ordnung als in den Elementen der französischen Sprache, die zum Theil für ihn complicirt und schwer zu verstehen sind.

2) Die bildende Kraft, die das Erlernen einer Sprache hat, besteht ferner darin, dass der Schüler angeleitet und gewöhnt wird zu beobachten, ein Object als solches zu sehen und richtig aufzufassen, im Selbstfinden und Selbstmachen sich zu üben. Mit Recht macht Schmitz hierauf besonders aufmerksam, indem S. 405 hierüber sagt: „Es giebt kaum einen grösseren pädagogischen Verstoss, als die Kinder der Arbeit des Selbstfindens und des Selbstmachens, wo dies eben möglich ist, zu überheben oder zu berauben."

3) Das bei Weitem wichtigste Moment ist folgendes. Das Erlernen des Sprachstoffes soll hauptsächlich dadurch bildend

wirken, dass der Verstand, die Denkkraft im engeren Sinne geübt und ausgebildet wird. Die Gesetze oder Formen, innerhalb deren das Denken, das Verstandesleben des Menschen sich bewegt, sind sehr einfach und der Zahl nach nicht gross. Die Entwickelung dieser Formen, die im Menschen langsam und unter mannigfachen Hemmungen vor sich geht, soll durch den Unterricht überhaupt gefördert und gekräftigt werden; namentlich aber ist der Sprachunterricht, wenn er richtig gehandhabt wird, ganz vorzüglich dazu geeignet, dem Schüler Gewandtheit, Leichtigkeit und Sicherheit in der Anwendung der einfachen Operationen des Denkvermögens zu verschaffen. — Wenn wir nun die einzelnen Hauptformen des Denkvermögens, auf deren Entwickelung es hier ankommt, näher betrachten, so finden wir, dass der Schüler, wenn er die Formen einer fremden Sprache zu lernen anfängt, zunächst Schlüsse nach der Analogie machen muss, ohne natürlich schon ein Bewusstsein von diesem Vorgange zu haben. Wenn er z. B. porta gelernt hat, und er soll nun die einzelnen Casus von einem anderen Worte nach der ersten Declination angeben, so kann er dies nur thun, indem er nach der Analogie schliesst. Eben so wenn er laudare gelernt hat, und nun Formen von einem anderen Verbum auf are bilden soll, so kann er dies nur thun, indem er stets auf laudare zurückgeht und nach der Analogie davon die Formen bildet. Den meisten Schülern wird diese Schlussform, namentlich bei der Declination, sehr leicht; bei dem Verbum wird die Sache für viele schon schwieriger; beim griechischen Verbum häufen sich die Schwierigkeiten bekanntlich noch mehr. Auch das französische Verbum, namentlich die Verba auf oir, machen dem Schüler meistens Schwierigkeiten. — Eine zweite Form, in welcher der Schüler bei der Erlernung einer Sprache von vornherein geübt wird und geübt werden muss, ist Schlüsse vom Einzelnen auf das Allgemeine zu machen. Die einfachen allgemeinsten Sprachgesetze muss er auf diesem Wege sich aneignen, z. B. das Gesetz von der Uebereinstimmung des Prädicats mit dem Subjecte kann ihm nicht anders wirklich klar werden als dadurch, dass ihm dies Gesetz an zahlreichen einzelnen Fällen vorgeführt wird, und dass dann allmälig das Gesetz wie von selbst als das Resultat, als die nothwendige

Schlussfolgerung aus diesen Einzelheiten sich für ihn ergiebt. In dieser Weise lernt er auch am besten die hauptsächlichsten Genusregeln im Lateinischen. Wenn er an 30, 40 Wörtern auf us nach der zweiten Declination gesehen hat, dass sie Masculina sind, so wird er für sich von selbst den nöthigen Schluss ziehen, und die Regel wird sich in ihm von selbst herausbilden. Unpraktisch ist es, Anfängern gleich die Regel, das Allgemeine zu geben, und dann die Anwendung zu verlangen. Dies führt uns zur dritten Form, die für den Schüler die schwierigste ist, und in deren Anwendung er die meisten Fehler begeht. Es ist dies der Schluss vom Allgemeinen auf das Besondere. Hier darf man vom Schüler anfangs nicht zu viel verlangen. Bei einer richtigen Methode des Sprachunterrichts wird ihm auch diese Form allmälig geläufig werden, und diese drei Schlussformen werden sich dann so durchdringen und ineinander greifen, dass in der That der Sprachunterricht schon nach dieser einen Beziehung hin in einer Weise bildend wirkt, wie nicht leicht ein anderer Gegenstand. — Vergleichen wir in dem dritten Punkte wiederum das Lateinische mit dem Französischen, so scheint mir auch hier das Lateinische in manchen Beziehungen mehr zu bieten als das Französische. Das Substantiv und Adjectiv im Lateinischen mit den Genus- und Flexionsendungen liefert einen viel geeigneteren Stoff als das Französische ihn beim Substantiv und Adjectiv bieten kann. Dies ist auch der Grund, weshalb man mit Recht mit der Erlernung des Lateinischen anfängt. Auf einigen braunschweigischen Gymnasien hat man vor längerer Zeit einmal den Versuch gemacht, mit dem Französischen zu beginnen; die Aenderung bewährte sich aber so wenig, dass man bald zu dem Lateinischen zurückkehrte. — Es ist indess keineswegs zu verkennen, dass gerade auch die französische Sprache in hohem Grade geeignet ist, formal zu bilden und die Geisteskräfte zu üben, und dass sie in manchen Punkten sogar die lateinische übertrifft. Jedenfalls bietet das französische Verbum einen mindestens eben so bildenden Stoff wie das lateinische Verbum; doch hängt Alles davon ab, wie das erstere in den französischen Schulgrammatiken dargestellt wird. Geschieht dies in der Weise wie in der Grammatik von Plötz, d. h. nach dem alten Systeme, so halte ich es nach meinen Erfahrungen

für unmöglich, dass das französische Verbum einen bildenden Stoff liefere; das Höchste, was erreicht werden könnte, wäre ein ganz mechanisches Auswendigwissen der Formen, ohne dass der Schüler im Stande ist, nur einmal Stamm und Endungen zu unterscheiden. Ich will durchaus nicht, dass der Schüler die Formen wissenschaftlich, oder etymologisch-historisch begreifen soll; wie könnte davon die Rede sein bei Schülern, die das französische Verbum etwa in Quinta oder Quarta anfangen zu lernen? Ich will nur, dass der Schüler die Verbalformen in der einfachsten, leichtesten und sichersten Weise lerne, und dass er aus dem Lernen selbst den möglich grössten Gewinn für seine formale Bildung ziehe. Dies kann aber bei dem französischen Verbum nur geschehen, wenn es in derselben Weise gelehrt und gelernt wird, wie das lateinische und griechische Verbum, nicht aber wenn der Schüler es so lernt, dass er nicht einmal Stamm und Endung unterscheiden kann. Es ist unmöglich, dass er bei einem solchen mechanischen Lernen in den oben angeführten Denkformen geübt werde. — Bei einem lateinischen Verbum und bei einem griechischen regelmässigen und unregelmässigen wird Niemand es für genügend oder für zweckentsprechend halten, dass der Schüler die Formen mechanisch aufsagen kann; sondern man verlangt mindestens, dass er ihre Bildung aus Stamm und Endung mit den hinzutretenden Veränderungen nachzuweisen im Stande sei. In der griechischen Grammatik von G. Curtius wird ein ganz besonderes Gewicht darauf gelegt, dass die Entstehung der Formen klar und verständlich werde; und die ganze Formenlehre ist überhaupt so behandelt, dass ein reicher Gewinn daraus zu ziehen ist für formale Bildung, indem der Schüler fortwährend angeleitet und angehalten wird, nicht mechanisch auswendig zu lernen, sondern bei der Erlernung der Formen selbstthätig zu beobachten, Schlüsse in den mannigfachsten Verbindungen zu ziehen, zu vergleichen, kurz in der oben angegebenen Weise seine Verstandeskrätfe zu üben und zu bilden. Allgemein wird dies als ein sehr bedeutender Vorzug der griechischen Grammatik von Curtius anerkannt; warum soll die französische Grammatik, und besonders das Verbum, nicht in gleicher Weise behandelt werden? Warum soll der Schüler hier so mechanisch lernen,

dass er nicht einmal Stamm und Endung des Verbums unterscheiden kann? Denn dass er dies in der That nicht kann, wenn er dasselbe nach der alten Darstellungsweise lernt, ist leicht nachzuweisen; auch kann man an jedem einzelnen Schüler die thatsächliche Erfahrung davon machen. — Das regelmässige Verbum gestaltet sich nach dem alten Systeme so:

Présent

Ind.

1.	2.	3.	4.
e	is	ois	s
es	is	ois	s
e	it	oit	—
ons	issons	evons	ons
ez	issez	evez	ez
ent	issent	oivent	ent

Subj.

1.	2.	3.	4.
e	isse	oive	e
es	isses	oives	es
e	isse	oive	e
ions	issions	evions	ions
iez	issiez	eviez	iez
ent	issent	oivent	ent

Es sind also für den Ind. Prés. vier verschiedene Endungen zu lernen; für den Subj. Prés., für das Imp., für das Parf. déf. und den Subj. je drei; für das Fut. und Cond. wiederum je vier. — Für das regelmässige Verbum wäre also ein Zerlegen in Stamm und Endung sehr gut möglich; und so lange der Schüler nur diese lernt, kann er dazu angehalten werden, die Formen selbstthätig zu bilden. Sobald aber die sogenannten unregelmässigen Verba kommen, wird die ganze Sache verworren und zu einem chaotischen Durcheinander; an ein Unterscheiden von Stamm und Endung ist gar nicht mehr zu denken, was wiederum den Einfluss hat, dass der Schüler auch in den regelmässigen Formen, namentlich bei den Verben auf ir und oir, unsicher und schwankend wird. Bei suivre, connaître, croître, mouvoir, savoir, venir etc. kann von Stamm und Endung keine Rede sein; die Formen müssen rein mechanisch,

ohne das geringste Verständniss, eingeübt werden. Wenn wenigstens hierbei eine genügende Sicherheit in der Kenntniss der Formen erreicht würde, so könnte man mit dem Resultate zufrieden sein; aber dies ist durchaus nicht der Fall. An einer in der That grossen Anzahl von Schülern, und zum Theil fähigen Schülern, die guten Unterricht genossen hatten, habe ich fortgesetzt die Erfahrung gemacht, dass sie die Verba, sowohl die regelmässigen, wie insbesondere die unregelmässigen, die sie nach der alten Weise gelernt hatten, sehr unsicher wussten, dass sie sehr leicht in Zweifel über die Richtigkeit der von ihnen angegebenen Formen kamen, da sie keine Vorstellung von dem Entstehen derselben aus Stamm und Endung haben konnten, und dass sie das, was sie wirklich einigermassen sicher gelernt hatten, sehr bald wieder vergassen. Dies ist meine Erfahrung hierin; es wäre indess wünschenswerth, dass noch mehr Stimmen sich darüber vernehmen liessen. — Es ist übrigens nicht zu erwarten, ja geradezu unmöglich, dass ein Schüler in einer solchen Masse unverstandener Einzelheiten, wie das französische Verbum nach der alten Weise gelernt ihm bietet, sich gehörig orientire und sie in seinem Gedächtnisse treu und fest bewahre, da es der ganzen Masse an jeglicher Ordnung fehlt und dem Schüler für sein Gedächtniss gar kein Halt geboten wird.

Es gäbe vielleicht noch einen Ausweg, dass nämlich dem Schüler, wenn er die regelmässigen Verba nach der alten Darstellungsweise gelernt hat, und zu den sogenannten unregelmässigen kommt, die letzteren in der Bildung ihrer Formen erklärt würden. Dies ist aber durchaus unmöglich; hat der Schüler die Verba einmal nach der alten Weise gelernt, so sind alle Erklärungen von Formen vollkommen unverständlich und verwirrend für ihn; denn die alten sogenannten Endungen entbehren aller wissenschaftlichen Grundlage und machen jede Erklärung von Verbalformen überhaupt unmöglich; es müsste also, wenn Erklärungen gegeben werden sollten, das, was an den regelmässigen Verben gelernt ist, fortwährend wieder umgestossen werden. Wie will man dem Schüler die einfachsten Formen wie sais, mens, meuve, mouvions, acquiers, suis, viens etc. erklären, ohne die alten sogenannten Endungen voll-

ständig zu beseitigen und nur als Scheinendungen hinzustellen? Was soll oder kann sich der Schüler vorstellen, wenn es bei Plötz zur Erklärung der Verben dormir etc. heisst: „im Pluriel des Présent nehmen sie nicht ss an?“ Wenn es noch wenigstens iss hiesse!

Ein Verständniss und Begreifen der Verbalformen ist nur auf wissenschaftlicher Grundlage möglich. Wie klar, einfach, verständlich, bildend ist die französische Conjugation nach der neueren Darstellungsweise, wie d'Hargues und Mätzner z. B. dieselbe geben! Nach der Anordnung des letzteren, dessen Grammatik eine Zierde und ein Musterwerk deutschen Fleisses und deutscher Gründlichkeit ist, erhalten wir folgende Endungen.

1. Présent

Ind.		Subj.
1.	2. 3. 4.	1. 2. 3. 4.
e	s	e
es	s	es
e	t	e
ons	ons	ions
ez	ez	iez
ent	ent	ent

2. Imparf.

1. 2. 3. 4.
ais
ais
ait
ions
iez
aient

3. Parf. déf.

1.	2. 3.	4.
ai	is	us
as	is	us
a	it	ut
âmes	îmes	ûmes
âtes	îtes	ûtes
èrent	irent	urent

Subj.

1.	2. 3.	4.
asse	isse	usse
asses	isses	usses
ât	ît	ût
assions	issions	ussions
assiez	issiez	ussiez
assent	issent	ussent

4. Fut. (vom Inf. zu bilden)

1. 2. 3. 4.
ai
as
a
ons
ez
ont

5. Cond. (vom Inf. zu bilden)

1. 2. 3. 4.
ais
ais
ait
ions
iez
aient

Part. Prés.

1. 2. 3. 4.
ant

Part. passé

1.	2. 3.	4.
é	i	u

Dies sind alle Endungen, die der Schüler sowohl für die regelmässigen wie für die unregelmässigen Verba zu lernen hat. Dazu kommen nun allerdings noch einige Regeln, die er für die Bildung einzelner Formen anwenden muss; diese Regeln sind aber so einfach und klar, so leicht aufzufassen und zu behalten, dass sie durchaus keine Schwierigkeit machen; sie erhöhen sogar die Lust des Lernens bedeutend, wenn der Schüler sieht, wie mit Hilfe derselben alle verschiedenen Formen der einzelnen Conjugationen auf so leichte und einfache Weise entstehen. — Für die erste Conjugation ist nichts weiter zu bemerken; für die zweite Folgendes. Es sind zwei Arten von Verben zu unterscheiden, 1) Die einfachen Verben, deren Anzahl nur gering ist und deren Stamm auf zwei Consonanten ausgeht, von denen der letztere, wenn er mit einem Consonant der Endung zusammenstösst, wegfällt; es ist dies der Fall nur im Sing. Ind. Prés. Hierher gehören die Verba dormir, sortir etc. 2) Die sogenannten Verbes inchoatifs, d. h. diejenigen, welche im Prés., Imparf., Part. Prés. und Impér. zwischen

Stamm und Endung iss einschieben; stossen drei s am Ende zusammen, was im Sing. Ind. Prés. der Fall ist, so fallen zwei weg. — In der dritten Conjugation würde in der dritten Pers. Sing. Ind. Prés. d und t zusammenstossen, das t der Endung fällt weg. — Für die vierte, oder starke, gelten folgende Regeln. Es sind drei verschiedene Stämme bei den Verben dieser Conjugation zu unterscheiden, der Präsensstamm, der Futurstamm und der Parf. déf.-Stamm. Der Präsensstamm erscheint nach Abfall der Endung oir; der Parf. déf.-Stamm nach Abfall der Endung evoir, avoir, ouvoir; der Futurstamm nach Ausstossung des oi, z. B. von recevoir — recevr. An diese Stämme werden die Endungen gehängt. Dass mehrere Stämme zu unterscheiden sind, ist durchaus nicht etwas Absonderliches; man denke daran, wie gewöhnlich und häufig dies bei den griechischen Verben der Fall ist. — Für das Präsens ist noch zu merken, erstens: wenn zwei Consonanten zusammenstossen, fällt der Endconsonant des Stammes ab, was der Fall ist im Sing. Ind. Prés., gerade wie bei den einfachen Verben auf ir. Zweitens: die Endungen zerfallen in leichte und schwere, d. h. solche, die gesprochen werden, und solche, die nicht gesprochen werden; vor den leichten Endungen erfährt der Stammvocal eine Verstärkung, e in oi, bei einigen sogenannten unregelmässigen in ie z. B. bei venir, tenir, conquérir; ou in eu bei mouvoir etc.

Diese wenigen einfachen Regeln, die hier nur kurz angedeutet und in den allgemeinsten Zügen zusammengestellt sind, genügen nicht nur zur Bildung der Formen in vier regelmässigen Conjugationen, sondern es wird auch mindestens die Hälfte von den Formen der sogenannten unregelmässigen Verba vollkommen regelmässig. Ist das ein Gewinn, der gering anzuschlagen ist? Würden die Philologen der alten Sprachen je zugeben, dass die lateinischen und griechischen Verba so mechanisch gelernt würden, dass der Schüler auch nicht die geringste Einsicht in die Bildung und Entstehung der Formen hätte, und dass ihm die Mehrzahl der Formen unregelmässig und unverständlich erschiene, während sie ihm mit leichter Mühe als regelmässig dargestellt werden könnten? Warum soll in den neueren Sprachen noch immer in so mechanischer und unwissenschaftlicher Weise in den Schulen verfahren werden? Warum sollen die

neueren Sprachen in dieser Beziehung so entschieden und wissentlich hinter den alten zurückbleiben? Robolski, Anleitung zum französischen Styl, Berlin 1856 Einleitung p. 9 sagt: „Wir haben an unserem Lehrobjecte (der französischen Sprache) ein herrliches, gewaltiges Bildungsmittel für die deutsche Jugend. Freilich wird das ausserhalb der Realschule kaum geahnt.“ Soll die französische Sprache wirklich ein gewaltiges Bildungsmittel sein — und sie kann es sein — so ist es durchaus nothwendig, dass auch die Formenlehre schon so gelehrt werde, dass sie bildend wirke; denn die Formenlehre nimmt die Kräfte des Schülers zuerst fast ausschliesslich in Anspruch, an dieser muss er daher seine Kräfte üben, damit er befähigt werde, die Formen der Syntax zu begreifen und zu verstehen. Aber wie mechanisch werden die Elemente der französischen Sprache in den Schulen meistens noch gelehrt, und was kann auf der mangelhaften Grundlage, die so gelegt wird, aufgebaut werden?

Tycho Mommsen, die Kunst des deutschen Uebersetzers aus neueren Sprachen S. 64 sagt, dass der Gelehrtenschüler auf einem ungesattelten Pferde reiten gelernt habe, und deshalb viel sicherer und gewandter sei als der Realschüler mit seiner flacheren Grundbildung, und diesem im geistigen Wettrennen um mehr als eine Pferdelänge voraus sei. Und in der That muss man, bis jetzt wenigstens, dem Lateinischen und Griechischen einen weit grösseren bildenden Einfluss als den neueren Sprachen beilegen. Zum Theil liegt dies wohl, wie wir oben gezeigt haben, an der Beschaffenheit der Sprachen; besonders aber hat es seinen Grund darin, dass die alten Sprachen nicht so mechanisch und unwissenschaftlich gelehrt werden wie die neueren. Was soll man zu einer Regel sagen, wie „Präpositionen regieren im Französischen keinen Casus?“ (Plötz Grammatik p. 88). Der Schüler hat gelernt Nom. le père, Gen. du père, Dat. au père, Acc. le père. Wenn er nun ein wenig nachdenkt und sich nach der Regel genau richten will, so muss er folgende Schlussfolgerung machen: Mit dem Nom. le père darf eine Präposition nicht verbunden werden, denn der Nom. ist ein Casus;*) mit dem Gen. auch nicht, denn dies ist ein

*) Dass der Nominativ nach der Lehre von Becker eigentlich nicht als Casus anzusehen ist, lernt der Schüler nicht.

Casus; mit dem Dat. auch nicht, denn dies ein Casus; mit dem Acc. auch nicht, denn dies ist ebenfalls ein Casus. Wie soll man ferner nach der Regel, wie sie bei Plötz hingestellt ist, dem Schüler Verbindungen wie avec des soldats, avec du fer erklären? Die Regel wird motivirt in dem Anhange S. 387: „Es ist, nach meinem Dafürhalten, nicht nur ganz willkürlich, sondern auch für den Schüler verwirrend, wenn man sagt, in pour le père, sei le père der Accusativ. Alle Präpositionen werden beim Relativum mit der Form qui und nicht mit der den Accusativ des Relativs ausschliesslich bezeichnenden Form que verbunden.“ Wenn die Anwendung einer so einfachen Regel, wie „die französischen Präpositionen regieren den Accusativ,“ für den Schüler verwirrend ist, so muss man es überhaupt aufgeben, dass derselbe durch Erlernen einer fremden Sprache sein Denkvermögen übe, dann wird alles mechanische Gedächtnisssache. Wie kann aber behauptet werden, es sei willkürlich, zu sagen in pour le père sei le père der Accusativ? Es lässt sich historisch ganz genau nachweisen, dass die französischen Präpositionen den Accusativ regieren. Das Französische unterschied nämlich früher, wie hinreichend bekannt ist, den Nominativ und Accusativ, siehe Burguy Grammaire de la langue d'oïl I. p. 64. Die Präpositionen wurden mit dem Accusativ verbunden, wie an zahlreichen Beispielen bei Burguy zu ersehen ist. Was die Bemerkung betrifft, dass die Präpositionen mit qui und nicht mit que, der Form des Accusativs, stehen, so ist es ebenfalls historisch nachzuweisen, dass die Form qui, mit welcher die Präpositionen verbunden werden, ursprünglich nicht nur als Form für den Nominativ galt, sondern auch als Form für den Accusativ, und dass überhaupt die Präpositionen nie mit den Formen der Pronomina verbunden wurden, die ausschliesslich für den Nominativ galten, siehe Burguy I. 159. Mätzner Syntax der neufranzösischen Sprache I. p. 200. II. §. 465.

Auf dem Gebiete der französischen Schulgrammatik ist noch Manches zu thun und Manches zu reformiren auf Grund der neueren wissenschaftlichen Forschungen. Einen sehr rühmlichen Anfang hat d'Hargues mit seiner Grammatik gemacht, die mit der Zeit gewiss eine immer grössere Anerkennung finden wird.

In den Schulgrammatiken nach dem alten Systeme sind übrigens ausser dem Verbum noch einige andere besonders schwache Punkte, namentlich die Darstellung des Artikels, die durchaus willkürlich, unwissenschaftlich und unverständlich ist.

Elbing. Sonnenburg.

Kritische Bemerkungen
über zwei Stellen aus Dramen Shakspeare's.

(Timon of Athens III, 4 und Twelfth-Night II, 5.)

Die Ansicht, dass die in Handschriften uns überlieferten Werke der Schriftsteller des classischen Alterthums von den Herausgebern und Bearbeitern in kritischer Beziehung eine andere Behandlung erfordern, und dass sie grössere Schwierigkeiten hervorrufen als die Werke neuerer Schriftsteller, welche erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlicht sind, kann nur bedingungsweise und unter Einschränkungen als richtig anerkannt werden. Allerdings darf nicht verkannt werden, dass der Text der alten Classiker, besonders wenn von ihnen zahlreiche Handschriften vorhanden sind, meist eine grössere Menge von Varianten darbietet als der Text unserer neueren Schriftsteller, dass die Feststellung des Textes durch die Abschätzung des Werthes der Handschriften und die Eintheilung derselben in Classen und Familien ein mühsames, viel Ausdauer, Sachkenntniss und Scharfsinn erforderndes Geschäft ist, dessen man bei neueren Schriftstellern überhoben ist, dass die Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, oder die Unwissenheit, ja selbst die klügelnde Afterweisheit der ihren Schriftsteller verbessern wollenden Abschreiber, die Verwechslung der von ihnen gewählten Abkürzungen, die Unleserlichkeit ihrer Handschrift oder die Verwischung der Schriftzüge u. dergl. m. Ursache von zahllosen Verderbnissen des Textes geworden sind, deren Erkennung und Beseitigung durch glückliche Conjecturen eine Hauptaufgabe der Kritiker bildet, während viele der neueren Schrift-

steller, wenn sie aus einem gut und deutlich geschriebenen Manuscript bei genauer Correktur der Druckbogen sorgfältig abgedruckt worden sind, sich ohne allen Anstoss lesen lassen oder doch nur höchst selten einer Verbesserung bedürfen. Doch ist auf der andern Seite nicht zu bestreiten, dass die Textesrecension neuerer Schriftsteller unter Umständen eben dieselben Schwierigkeiten wie die der alten Classiker verursache, nur dass — wenn, was gewöhnlich der Fall ist, die Originalhandschrift nicht mehr vorhanden ist — an die Stelle der Handschriften die ersten oder sorgfältigsten Drucke, und an die Stelle der Abschreiber und verbessernden Grammatiker die Setzer und Correctoren treten. Namentlich von Shakspeare weiss Jeder, der sich mit den Werken desselben in kritischer Hinsicht nur etwas beschäftigt hat, dass der Text seiner Dramen, so glatt er sich auch im Ganzen in den gewöhnlichen Ausgaben weglieset, doch vielen und gerechten Bedenken unterworfen ist. Die erste und verhältnissmässig beste Gesammtausgabe der Dramen in Folio, welche nach dem Tode Shakspeare's von Freunden desselben im Jahre 1623 besorgt wurde, und welche angeblich nach den Originalhandschriften gedruckt ist (was aber, wenn überhaupt noch Originalhandschriften gewesen sein sollten, nach den neueren Untersuchungen nur in beschränkter Weise stattgefunden haben könnte), lässt in Bezug auf Sorgfalt so viel zu wünschen übrig, dass sie weit entfernt ist, für eine wahrhaft authentische im strengen Sinne des Wortes gelten zu können, wofür sie gleichwohl von Vielen, die ihr fast überall unbedenklich beistimmen, gehalten wird. Die auf diese erste Folioausgabe im Laufe des 17. Jahrhunderts folgenden späteren Folioausgaben haben nur auf eine noch ungleich geringere Autorität Anspruch. Ausserdem ist von einzelnen Dramen bekanntlich eine grosse Anzahl meist bei Lebzeiten Shakspeare's, zum Theil aber auch erst nach dessen Tode erschienener Quartausgaben vorhanden. Einige derselben bieten höchst eilfertig und fahrlässig gedruckte und bisweilen sehr verstümmelte Texte dar, andere dagegen sind selbst genauer und sorgfältiger als die erste Folioausgabe gedruckt und haben zum Theil beim Abdruck derselben als Grundlage gedient. Somit sind sie in ihrer Gesammtheit für die Kritik von sehr verschiedenem, im Einzelnen

bisweilen von ausserordentlichem Werthe, und einige gewinnen noch dadurch eine ganz besondere Bedeutung, dass sie die ursprüngliche und älteste Bearbeitung eines Dramas enthalten, welche bei einer Vergleichung mit der späteren, in der ersten Folioausgabe enthaltenen Form desselben Dramas einen höchst interessanten und belehrenden Blick in die geheime geistige Werkstatt des grossen Dichters und in dessen ästhetische Entwicklung verstattet; alle zusammen aber liefern einen eben so reichen Vorrath von Varianten, wie nur irgend die Handschriften eines alten Classikers darzubieten im Stande sind, zwischen welchen Lesarten die richtige Wahl zu treffen derselbe Scharfsinn, dasselbe ästhetisch geläuterte Urtheil, dieselbe Kenntniss der Sprache im Allgemeinen, und des dichterischen Sprachgebrauchs Shakspeare's im Besondern, dieselbe Vertrautheit mit der Literatur, dem gesellschaftlichen und politischen Leben der Zeit, welcher der Dichter angehörte, erforderlich sind, als diese Eigenschaften bei der Bearbeitung eines altclassischen Schriftstellers in Anspruch genommen werden. Aber alle die reichen Hülfsmittel zu einer kritischen Bearbeitung Shakspeare's, welche theils längst vorhanden und bekannt waren, theils in jüngster Zeit aufgefunden worden sind, reichen zur Texteskritik des grossen Dichterheros nicht hin, sondern viele Stellen haben erst durch glückliche Conjecturen scharfsinniger Kritiker eine des Dichters würdige Form erhalten können, und einige Stellen leiden entweder in Folge der Unleserlichkeit der Urschrift oder durch die Schuld der Setzer noch heute an einem so gründlichen Verderbniss, dass es noch keinem der bisherigen Bearbeiter Shakspeare's gelungen ist, eine Heilung des Verderbnisses oder eine genügende Erklärung desselben aufzufinden.

Von dieser Art sind die beiden folgenden Stellen, deren Lesarten durchaus sinnlos sind. Zur Deutung der ersten ist, so viel ich weiss, nicht einmal ein Anlauf gemacht worden; zur Erklärung und Verbesserung der zweiten sind zwar mancherlei Versuche angestellt, von denen aber die einen als gänzlich verfehlt, die andern als wenig annehmbar gelten müssen. Wenn auch ich mich an diese fast verzweifelten Stellen wage und an die Lösung der in denselben verborgenen Räthsel schreite: so geschieht dies nicht mit der Anmassung, mit Be-

stimmtheit das einzig Richtige und Wahre getroffen zu haben, sondern (wenigstens in Betreff der zweiten Stelle, während ich allerdings zu glauben geneigt bin, dass für die erste Stelle eine einfachere und leichtere Deutung kaum sich finden lassen dürfte) in der Ueberzeugung von der Möglichkeit eines Irrthums, aber mit dem Wunsche, sachkundige Leser zu einer gründlichen Prüfung meiner Ansicht zu veranlassen und dadurch, ohne selbst an den Stellen zum Oedipus zu werden, doch vielleicht die Lösung des Räthsels anzuregen und zu fördern.

Die erste der Stellen, die ich zu behandeln gedenke, findet sich im Timon von Athen, wo gegen den Schluss der vierten Scene des dritten Aufzuges Timon's Worte nach den gewöhnlichen Ausgaben folgendermassen lauten:

So fitly? Go, bid all my friends again,
Lucius, Lucullus, and Sempronius; all:
I'll once more feast the rascals.

Dies klingt nun allerdings sehr unverfänglich, und es ist klar und deutlich genug; schlagen wir aber die Folioausgabe von 1623, in welcher der Timon zum ersten Male erschien (Quartausgaben des Timon giebt es nicht), oder auch die Ausgabe Malone's oder Collier's auf, welche uns die Worte getreu nach der ersten Folioausgabe darbieten: so finden wir, dass die zweite Zeile ursprünglich lautete:

Lucius, Lucullus, and Sempronius, Vllorxa all:

wo das zwischen Sempronius und all stehende Vllorxa nicht bloss das Metrum stört, sondern auch als völlig sinn- und bedeutungs erscheint.

Die Herausgeber seit der zweiten Folioausgabe von 1632, welche richtig erkannten, dass Vllorxa (oder Ullorxa nach der neueren Art zu drucken) unmöglich ein griechischer oder römischer Name wie die drei vorangegangenen der falschen Freunde Timon's sein könne, und die auch sonst mit diesem höchst sonderbaren und unverständlichen Ullorxa nichts anzufangen wussten, zerhieben den Knoten, anstatt ihn zu lösen, indem sie das anstössige und überflüssig, ja unsinnig erscheinende Ullorxa einfach ausstrichen. Hier drängt sich aber das Bedenken auf, dass dieses allerdings verdächtige und räthsel-

hafte Ullorxa, wenn es auch wegen Unleserlichkeit der Schriftzüge etwas im Druck entstellt sein sollte, doch von den Freunden Shakspeare's, die das Stück entweder nach dem Manuscript des Dichters oder zum wenigsten nach einem Theatermanuscript herausgaben, in demselben müsse vorgefunden worden sein, und dass es doch nicht ganz ohne alle Absicht von dem Dichter hinzugefügt sein könne. Lässt sich nun diesem seltsamen Ullorxa gar keine Deutung abgewinnen und gar keine Absicht bei diesem Einschiebsel ausfindig machen? Um diese Frage zu beantworten, ist es erforderlich, Inhalt und Zusammenhang der Stelle etwas genauer in's Auge zu fassen. Timon ist von seinen vermeintlichen Freunden, die er früher glänzend bewirthet und reich beschenkt hatte, in seiner Geldverlegenheit im Stiche gelassen worden; um sich an ihnen zu rächen, will er sie noch einmal zu einem anscheinend prunkvollen Gelage einladen, und dass keiner dieser schurkischen Freunde fehle, dass sie alle insgesammt noch einmal bei ihm erscheinen sollen, damit er sie wegen ihrer Nichtswürdigkeit verhöhne, wird wiederholt und mit Nachdruck hervorgehoben. Timon befiehlt daher seinem Haushofmeister Flavius nicht allein die oben angeführten Worte: Go, bid all my friends again . . . all; sondern auf die Einwendung des Flavius erklärt er von Neuem: invite them all, und spricht überdies von einer „Fluth von Schuften," die er bei sich sehen will: let in the tide of knaves once more. In einer spätern Scene (Act III, Sc. 6) erscheint nun wirklich eine zahlreiche Gesellschaft von Gästen: ausser drei Herren, die sich zu Anfange der Scene unterhalten, wird am Schlusse derselben noch ein vierter redend eingeführt, der bei der eiligen Flucht, welche die Gäste ergreifen, Mütze und Mantel verloren hat; ausserdem heisst es in der Mitte der Scene einmal ausdrücklich: Some speak, und unmittelbar darauf: Some other. Kurz, wir haben uns einen mit Gästen reichgefüllten Festsaal zu denken; und daher reichen für die Einladung die drei an unserer Stelle genannten Namen Lucius, Lucullus und Sempronius offenbar lange nicht hin, sondern ausser diesen drei, welche Timon voranstellt, weil sie uns in den drei ersten Scenen des dritten Actes als treulose, undankbare Freunde besonders vorgeführt werden, dürften wir noch eine Anzahl anderer Namen

erwarten, damit eine ähnliche Gesellschaft zusammenkomme, wie sie uns Act 1, Scene 2 vorgeführt wird. Selbst wenn in dem, zu den drei falschen Freunden hinzugefügten Ullorxa der entstellte Name eines vierten Freundes enthalten sein sollte, so würde dies nicht genügen, da wir (abgesehen von Alcibiades, den wir zur Zeit der zweiten Einladung schon als verbannt zu denken haben) unter den in der 2. Scene des 1. Acts Eingeladenen auch mehrere athenische Senatoren und namentlich einen gewissen dem Timon besonders verpflichteten Ventidius finden, welche sich ebenfalls als schlechte Freunde erwiesen haben, da Timon gegen Ende des 2. Acts auch an sie Diener um ein Anlehen aussendet, die aber eben so wenig als die an Lucius, Lucullus und Sempronius geschickten etwas ausrichten. Sehr unwahrscheinlich also ist es, dass Shakspeare einen sonst gar nicht erwähnten Freund namhaft gemacht, den vor allen andern durch Undankbarkeit ausgezeichneten Ventidius dagegen vergessen haben sollte. Ich stelle mir daher vor, dass Shakspeare die Absicht hatte, den Timon eine Reihe von Namen nennen zu lassen, welche hinreichend war, die Vorstellung einer ansehnlichen Gastgesellschaft zu erwecken (also im Ganzen etwa 7 bis 10 Namen), dass ihm aber ausser den drei, in den so eben vorangegangenen Scenen vorgekommenen Lucius, Lucullus und Sempronius nicht gleich genug andere passende Namen einfielen, und dass er, um sich mit der Auffindung solcher Namen nicht länger aufzuhalten, dies dem Schauspieler überlassen und durch eine hinter dem Namen des Sempronius beigefügte Bemerkung andeuten wollte, ungefähr w i e v i e l e Namen überhaupt genannt werden sollten. In dem Vllorxa sehe ich also nichts anderes als die Zahl der Namen, deren Aufzählung dem Dichter erforderlich erschien, und ich löse das geheimnissvolle Vllorxa demnach auf in VII or X, das ist Seven or ten. Das römische Zahlzeichen für 7 konnte leicht für die Buchstaben Vll, und das für 10 für ein X angesehen werden, die drei Worte aber, wenn sie dicht nebeneinander geschrieben waren, für ein einziges Wort, und zwar für ein Nomen proprium wie die drei vorhergehenden gehalten werden, wofür die neueren Bearbeiter des Shakspeare es auch in der That angesehen haben, wie denn z. B. Steevens das Ullorxa

für einen weder in Athen noch in Rom gültigen Namen erklärt (a name unacknowledged by Athens or Rome), und Collier von der grossen Freiheit spricht, die der Dichter sich bei den Namen vieler in unserm Stücke auftretenden Personen erlaubt habe, um dadurch zu rechtfertigen, dass er in seiner Ausgabe das Ullorxa hinter den drei andern Eigennamen in den Text aufgenommen hat. Das hinter dem X folgende a mag aber später entweder absichtlich hinzugefügt worden sein, um dem vermeintlichen Nomen proprium doch wenigstens eine Art antiker Endung (entsprechend den Namen Casca, Dolabella, Agrippa, Bestia und anderen) zu geben, oder auch — was mir noch wahrscheinlicher ist — durch eine zufällige Verdoppelung des a des folgenden Wortes all entstanden sein. Unter Voraussetzung der Richtigkeit dieser Deutung dürfte alsdann das all nicht den Vers hinter Sempronius schliessen, sondern der Vers müsste mit dem Namen Sempronius selbst endigen, und die Endung ius in demselben müsste nicht einsilbig sondern zweisilbig gelesen werden, wie denn in der That die Endung ius in den Eigennamen bei Shakspeare nach Bedürfniss des Verses bald eine Silbe bald zwei Silben bildet. So gebraucht Shakspeare in unserem Stücke den Namen Lucius bald zweisilbig, wie z. B. an unserer Stelle und Act III, Scene 3 zu Anfange: He might have tried lord Lucius or Lucullus, bald dreisilbig, wie Act III, Scene 4 zu Anfang: The like to you, kind Varro. Lucius; so Ventidius in einer und derselben Scene (Act III, Scene 3) bald viersilbig, mit dem Tone auf der zweiten Silbe

And now Ventídius is wealthy too,

bald dreisilbig mit dem Tone auf der ersten Silbe:

Has Véntidius and Lúcullus denied him?

Desgleichen wird in Julius Caesar (Act I, Scene 2) in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Versen der Name Antonius das erste Mal dreisilbig, das zweite Mal viersilbig gebraucht:

Stand you directly in Antonius' way,
When he doth run his course. Antonius!

demnach hätte nach meinem Dafürhalten Shakspeare an unserer Stelle ursprünglich geschrieben:

Lucius, Lucullus, and Sempronius
vii or x: all,

und hinter dem mit Sempronius schliessenden Versen würden nach der Absicht des Dichters etwa zwei Verse mit irgend welchen beliebigen Namen des classischen Alterthums, und am Schlusse derselben das Wörtchen all haben folgen sollen, so dass also das Ganze etwa hätte lauten können:

Lucius, Lucullus and Sempronius,
Ventidius, Marcellus, Lentulus,
Artemidorus, and Euphronius; all.

Einigen der Herausgeber und Kritiker Shakspeare's ist ein gewisser Mangel an Vollendung, etwas Unfertiges an unserm Drama, welches jedenfalls eines der spätesten Werke des grossen Dichters war, aufgefallen. Im Anschluss an die von Coleridge in seinen Vorlesungen geäusserte Ansicht bemerkt Collier (Shakspeare's Works, Vol. VI. p. 501) darüber: There is an apparent want of finish about some portions of „Timon of Athens,“ while others are elaborately wrought. In his lectures in 1815, Coleridge dwelt upon this discordance of style at considerable length; und Gervinus (Shakspeare, Band IV, S. 166) sagt: „Die Composition ist in der alten Gründlichkeit zu geistiger Einheit gebunden, aber in einigen Punkten locker und wie unfertig,“ und bringt dafür einzelne Belege aus dem Drama bei. Was diese Männer an der Behandlung des Stofflichen mehr im Grossen und Ganzen herausgefühlt haben, das erhält durch unsere Deutung des Ullorxa auch in einem einzelnen, ganz äusserlichen Falle eine merkwürdige Bestätigung.

Die zweite zur Besprechung ausgewählte Stelle ist enthalten in Twelfth-Night, or: What you will, Act II, Scene 5, wo Malvolio folgende Worte spricht: There is example for't: the lady of the Strachy married the yeoman of the wardrobe. Wie in der vorigen Stelle Ullorxa, so ist hier Strachy völlig unverständlich.

Bei der Entstehung dieses Wortes lassen sich zwei Möglichkeiten denken. Entweder wurde das Stück „Was ihr wollt,“ welches ebenfalls wie Timon in keiner Quartausgabe vorhanden ist, sondern zuerst in der Folioausgabe von 1623 erschien, wirk-

lich nach der Urschrift Shakspeare's, welche in den Händen seiner Freunde Heminge und Condell, der Herausgeber der Shakspeare'schen Dramen, sich befand, abgedruckt, wie die Angabe auf dem Titelblatt: „Published according to the True Original Copies“ vermuthen lässt: und dann konnte der Setzer das in der Handschrift Shakspeare's undeutlich geschriebene Wort nicht ordentlich lesen und setzte, unbekümmert um den Sinn, was er eben aus den unleserlichen Zügen herauszuerkennen vermochte, was aber weder im Englischen noch in einer andern Sprache ein Wort ist. Oder — was wahrscheinlicher ist — die Urschrift Shakspeare's hatte sich nicht erhalten, und die Herausgeber waren genöthigt, das Stück nach einer bei dem Globetheater aufbewahrten Abschrift abdrucken zu lassen. Hier ist nun wieder ein doppelter Fall möglich: entweder stand in dem Theatermanuscripte das richtige, von Shakspeare herrührende Wort, und der Setzer versah sich wegen Unleserlichkeit der Handschrift, oder der Fehler fand sich schon in dem beim Druck zu Grunde gelegten Manuscripte vor und beruhte, je nachdem das Manuscript nach einem Dictate nachgeschrieben oder von einem vorliegenden Original abgeschrieben war, auf einem Irrthume des Ohres oder des Auges, der Setzer aber setzte das Wort eben so falsch wie er es in dem Manuscripte las. So viel ist aber jedenfalls klar: der Setzer hat etwas Falsches aus dem Manuscripte herausgelesen, die Freunde Shakspeare's aber, welche die Herausgabe der Dramen besorgten, merkten entweder den Druckfehler aus Unachtsamkeit gar nicht, oder wussten, wenn sie ihn merkten, doch selbst keine Abhülfe dafür, und das von Shakspeare herrührende Wort muss ein dem uns überlieferten im Klange oder in den Schriftzügen möglichst nahe kommendes gewesen sein. Noch ist zu erwähnen, dass das Wort Strachy in der Folioausgabe mit Cursivschrift, deren sie sich regelmässig im Texte nur bei Eigennamen, Fremdwörtern oder Citaten bedient, gedruckt ist, und dass also das Wort in den Augen des Setzers und der Herausgeber nicht für ein gewöhnliches Wort, sondern für ein Nomen proprium oder Fremdwort gegolten hat, an welchen Fingerzeig wir uns bei der Aufsuchung des an die Stelle zu setzenden Wortes möglichst zu halten haben. Welches Wort nun aber das ursprüngliche, vom

Dichter selbst angewendete sei, darüber sind die Herausgeber sehr verschiedener Meinung, und von den Verbesserungsversuchen, die sie angestellt haben, ist einer immer sonderbarer und wunderlicher als der andere. Gar nicht zu gebrauchen ist die Conjectur Warburton's, welcher ich keinen auch nur einigermassen erträglichen Sinn unterzulegen weiss. Statt Strachy schreibt er nämlich Trachy, was von Thrace (Thracien) — man sieht nicht recht, wie dies möglich ist — herkommen und wahrscheinlich also einen Thracier bedeuten soll; und die Möglichkeit der Ableitung zugegeben, so passt die Erwähnung Thraciens und der Thracier, dieses Landes und Volkes aus der alten Geographie, in den Zusammenhang unserer Stelle auch nicht im Mindesten.

Sehr weit hergeholt und höchst unwahrscheinlich ist ferner die Vermuthung Knight's, welcher Strachy für ein Verderbniss aus Strategus hält und dies letztere Wort durch Statthalter einer Provinz erklärt, so dass demnach „the lady of the Strachy“ die Wittwe eines Statthalters sein soll, die sich tief unter ihrem Range wieder verheirathet habe.

Fast noch unhaltbarer und unglücklicher ist die Conjectur von Steevens. Er schreibt starchy und erklärt „the lady of the starchy“ für die Aufseherin über die (wahrscheinlich königliche) Wäsche. Aber gegen diese von vielen Gelehrten, unter andern auch von Tieck, angenommene Conjectur lassen sich sehr bedeutende Einwendungen erheben:

1) dass, wie schon oben bemerkt wurde, das in der Folioausgabe in Cursivschrift gedruckte Wort kein gewöhnliches oder Gattungswort, sondern ein Fremdwort oder einen Eigennamen erwarten lässt,

2) dass starchy gar kein im Englischen übliches, sondern ein von Steevens selbstgefertigtes Wort ist, indem man zwar im Englischen das Wort starch, die Stärke zur Wäsche, aber kein daraus gebildetes Wort starchy kennt, welches etwa ein Haus oder eine Anstalt, wo gestärkt wird, bedeutete, und mit laundry, Waschhaus, Wäsche, sinnverwandt wäre, und

3) dass auch der Sinn unserer Stelle einer Waschhausaufseherin durchaus ungünstig ist. Malvolio nämlich, der Verwalter oder Haushofmeister der jungen reichen Gräfin Olivia,

wähnt sich von seiner Gebieterin geliebt, sieht in sich schon den künftigen Grafen Malvolio und sucht die Bedenken wegen der Ungleichheit des Standes sich auszureden durch das Vorhandensein ähnlicher Fälle von Missheirathen, wofür er als Beispiel anführt, dass irgend eine vornehme Dame einen Garderobendiener geheirathet habe. Es scheint mir nicht zweifelhaft, dass (wie auch Collier annimmt) hier eine Anspielung auf einen auffallenden, zur Zeit der Abfassung unseres Stückes viel besprochenen, uns aber jetzt nicht mehr bekannten Vorfall der Art enthalten sei. Ob aber dieses, so grosses Aufsehen erregende Ereigniss sich in England (und zwar unter dieser Voraussetzung am wahrscheinlichsten bei Hofe) zugetragen habe oder im Auslande, und bei der letzteren Annahme als ein besonderes Curiosum durch die Zeitungen verbreitet worden sei und viel von sich reden gemacht habe, dies muss billig dahingestellt bleiben; dagegen ist einleuchtend, dass das Beispiel für Malvolio's Zweck um so treffender und schlagender wird, je grösser zwischen der Dame und dem von ihr gewählten Gemahle der Unterschied des Ranges ist, den wir durch das Wort erreichen, welches wir an die Stelle von Strachy setzen. Die Aufseherin eines Waschhauses, mit welcher uns Steevens beschenkt, und wenn wir uns auch darunter das Waschhaus ihrer Majestät der Königin Elisabeth vorstellen wollten (unter deren Regierung, wie wir aus bestimmten Angaben wissen, das Stück im Jahre 1602 aufgeführt wurde), ist aber über einen Garderobendiener dem Range nach nicht so sehr erhaben, dass durch das Beispiel einer solchen Verbindung Malvolio in seiner Hoffnung, die Kluft, die zwischen ihm und seiner hohen Gebieterin besteht, übersprungen zu sehen, bestärkt werden könnte. Am annehmbarsten scheint mir unter den bisherigen Vermuthungen der Herausgeber Shakspeare's noch die von Collier, dass in Shakspeare's Manuscript ursprünglich Strozzi, oder vielmehr Strozzy, gestanden habe, wenn wir mit Collier voraussetzen, dass die Verheirathung eines weiblichen Mitgliedes dieser edlen florentinischen Familie mit einem Dienstboten zu den damaligen Tagesneuigkeiten gehört habe. Dass aber Shakspeare den italienischen Namen Strozzi statt mit i, mit y, einem Buchstaben, den die italienische Sprache ganz verschmäht, geschrieben haben sollte (und doch dürfte diese Vertauschung des i durch y zur Erklärung der Entstehung der Lesart in der Folioausgabe ziemlich unabweisbar sein, wenigstens unter der Voraussetzung der Besorgung des Druckes entweder nach der Originalhandschrift selbst oder nach einer von derselben durch Abschrift genommenen Copie, welche Voraussetzung mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als die einer durch Dictat ent-

standenen Handschrift), ist zu bezweifeln und macht mich gegen diese Conjectur Collier's bedenklich.

Wenn auch Collier mit Recht bemerkt, dass es am Ende eine Sache von nur geringer Bedeutung sei, das richtige Wort, welches in der Urschrift stand, zu wissen: so möchte man doch einen so grossen Dichter wie Shakspeare selbst von kleinen Flecken gereinigt sehen; und so hat die Auffindung eines an die Stelle des Verderbnisses zu setzenden passenden Wortes auch mein Nachdenken beschäftigt. Bei dem weiten Spielraum indessen, welcher dem Inhalte des Contextes zufolge für Vermuthungen dargeboten ist, darf man freilich auf zwingende Beweiskraft seiner Conjectur von vornherein sich keine Rechnung machen, sondern muss sich mit der Möglichkeit der Richtigkeit seiner Vermuthung neben verschiedenen anderen vielleicht eben so wahrscheinlichen genügen lassen. Den Anforderungen unseres Textes: erstens einer im Gegensatze zu dem Garderobediener möglichst hochgestellten Dame — deren Heimat übrigens weder in dem Vaterlande des Dichtens, noch in dem Lande, welches Shakspeare zum Schauplatze unseres Dramas macht, das ist in Illyrien, nothwendig gesucht zu werden braucht, sondern für welche uns die Wahl so lange völlig frei steht, als nicht eine aus bisher unzugänglichen Quellen geschöpfte zufällige glückliche Entdeckung Licht auf diese Anspielung Shakspeare's wirft —, und zweitens einem in den Schriftzügen dem überlieferten Strachy möglichst nahe kommenden Worte, das wo möglich auch ein Fremdwort oder Eigenname sein muss: diesen Anforderungen scheint mir das Wort Starosty vollkommen zu entsprechen. Wäre dies Wort das aus Shakspeare's Feder geflossene, so hätten wir uns zu denken, dass eine grosse Magnatin irgend eines slawischen Reiches, die Besitzerin einer Starostei, ihren Garderobendiener zu ihrem Gemahle erhoben habe: was gerade in einem halb orientalischen Staate zwar weniger befremdlich sein würde als in jedem anderen, dennoch aber, auf welche Weise auch die Kunde davon nach England gedrungen war, zur Zeit der Abfassung unseres Dramas in London eine grosse und das Publicum wenigstens für einige Zeit interessirende Neuigkeit gewesen sein muss, denn dass es allbekanntes Stadtgespräch war, scheint mir ziemlich deutlich aus dem Gebrauche des bestimmten Artikels in den Worten the lady . . . married the yeoman hervorzugehen.

Dr. Herm. Erfurdt.

Ueber Shakspeare's Hamlet.*)

Jeder Einzelne von uns weiss, dass er eine und dieselbe Dichtung zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden liest; so im Grossen auch ein Volk, die Menschheit selbst. Wie verschieden wurde gerade Shakspeare bis auf heute gelesen und erklärt! Diese Erklärungen z. B. des Hamlet, in ihrer geschichtlichen Reihenfolge zusammengestellt, sind selbst ein Stück Geschichte eines Volkes, einer Zeit. Goethe sah in Hamlet eine schöne Seele, der eine zu grosse Aufgabe auferlegt wird, und schenkte ihr deshalb sein Mitleid; es war dies die ästhetische Zeit der Deutschen. Börne schmäht den thatlosen Helden, Gervinus und Freiligrath sehen in Hamlet ein Stück Deutschland; es ist die beginnende politische Zeit, die Zeit, die selbst bei der Erklärung Shakspeare's Tendenz verfolgt. Wir stehen vielleicht schon in einer vorurtheilsfreieren Zeit, welche die That zwar hoch anschlägt, aber auch Sinn für die dichterische Darstellung der Entwicklungsgeschichte einer That besitzt. Und diese ist — Hamlet.

„Welch ein Meisterstück ist der Mensch! Wie edel durch Vernunft! Wie unbegrenzt in seinen Fähigkeiten! An Gestalt und Bewegung wie vollendet und bewundernswerth! Im Handeln wie so ähnlich einem Engel! Wie gleich in seinem Denken einem Gott! Die Zierde der Welt! das Muster aller Wesen!"

Mit diesen Worten Hamlets leiten wir unsere Betrachtung ein, — Hamlets, der uns mehr als eine einzelne sagenhafte Ge-

*) Der Verfasser dieser dramatischen Studie hat bekanntlich früher ein grösseres Werk über Hamlet (Aarau, Sauerländer 1853) erscheinen lassen. Obiger Vortrag wurde im Januar d. J. in Berlin gehalten. D. Red.

stalt, der uns in einer Beziehung ein Repräsentant der Menschheit ist. Um so bedeutungsvoller sind seine Worte. Einem Gotte — gleich? Ist nicht der Mensch der an die Erde geschmiedete Prometheus? Gefesselt — ja — aber auch von einer mitleidigen Gottheit ausgerüstet, sich dieser Fessel auf eine zweifache Weise zu entledigen — durch die Macht des Gedankens und durch die Macht des, Gedanken zu Thaten gestaltenden Willens. Zwei grosse Dichter unterzogen sich der Aufgabe, diese Erhebungsversuche, diese Kämpfe des Geistes mit den Ketten des Diesseits in erschütternden Schauspielen zu veranschaulichen. Goethe, der Dichter einer filosofischen Nation, machte den Menschen in seinem Kampfe gegen die Schranken der Vernunft, Shakspeare, der Poet eines handelnden Volkes, den Menschen im Verhältniss zu der ihm gegenüberstehenden Nothwendigkeit, im Konflikt mit den Hemmungen der sittlichen Freiheit und Thatkraft zum Stoffe einer Welttragödie.

Weil Faust eine höhere übermenschliche Erkenntniss anstrebt, geht ihm die Wahrheit, die dem Menschen zu wissen gestattet ist, mitten in seinem Forschen verloren; weil Hamlet ein von Aussen freieres, ein mit der ängstlichsten Erwägung aller wirklichen wie möglichen Folgen verbundenes, ein — fast göttliche Seherkraft für die Gestaltungen der Zukunft voraussetzendes Handeln verlangt, geräth er fast in völlige Thatlosigkeit und verliert den Blick auf das Nächste.

Der Mensch ist in den Tagen der Unschuld Eins mit sich: er glaubt — er handelt ohne Bedenken. Diese Unmittelbarkeit zerstört der Mephisto in uns, der Zweifel. Im Faust sehen wir den Zweifel in seiner Richtung auf die Idee der Vernunft, im Hamlet in seinem Einfluss auf das Handeln. Welche Fragen, nicht kleinere als die im Faust, dringen im Hamlet auf uns ein! Sind wir frei, fragen wir uns unter den Schauern der Tragik? Und wenn, haben wir die Kraft, unsern Willen durchzuführen? Wie können wir diese Kraft haben, wenn wir sehen, dass die grössten Vorsätze oft schon im Entschlusse sterben? Wie können wir frei sein, wenn wir wahrnehmen, dass Entscheidendes oft in einem Augenblicke der Leidenschaft geschieht? Wo endet unsere Freiheit, wo beginnt sie, die strenge Nothwendigkeit? Unser Aller Herz klopft, wenn wir Hamlet dem Dilemma gegen-

überstehen sehen: Soll ich eingreifen in die Welt, unbekümmert um die Ereignisse, die auf meiner Degenspitze schweben? oder beschränke ich mir nicht — durch den Hinblick auf unzählige Hindernisse, die ich in der Ferne erblicke, den Gesichtskreis des möglichen Handelns? Ferner: Hat die Vorsehung Macht und Recht, uns zu ihrem Werkzeug zu berufen? Und wenn, sind wir dann noch frei? Haben wir als freie Menschen nicht Macht und Recht, uns einem solchen Auftrage zu entziehen? Oder sollen wir der Selbstbestimmung entsagen und den von Aussen an uns ergehenden Mahnruf in unsern Willen aufnehmen? Woran erkennen wir aber, wenn uns diese Pflicht aufliegt, dass jener Mahnruf auch ein berechtigter, ein göttlicher sei? Sollen wir so unbedingt an ihn glauben, woher er auch komme, oder sollen wir uns zuvor seiner Wahrheit und Gültigkeit vergewissern?

Hamlet, der über seiner That stehen, der sie allseitig durchdacht haben, der einem äusseren Rufe und selbst dem des Vaters nicht folgen will, bis ihn nicht eigene Erkenntniss, innerer Entschluss treibt, Hamlet kommt entweder, anstatt einem „Engel gleich" zu handeln, gar nicht zu der That oder handelt unbesonnen, von äusseren Umständen dazu gestossen. Erst, nachdem er durch die Resignation hindurchgeht, sich Gott ergibt — „Bereit sein ist Alles" gesprochen hat, gelangt er zu der That.

So ist Hamlet die grosse Dichtung des Konflikts menschlicher Freiheit und höherer Nothwendigkeit, des Konflikts und der Versöhnung, doch in einem, von anderen Trauerspielen ganz verschiedenem Sinne. Anderwärts — nehmen wir Makbeth — entsteht dieser Konflikt dadurch, dass der Held aus seiner Freiheit heraus der sittlichen Nothwendigkeit übermüthig, ja feindlich entgegentritt, durch die That fehlt; hier aber entzieht sich der Held, in seiner Freiheit, dem Rufe des Geschickes und ladet durch die Nichtthat Schuld und Fluch auf sich.

Shakspeare wie Goethe, um noch eines interessanten Zufalls zu gedenken, lassen ihre Helden von Wittenberg ausgehen. Wittenberg nennt den Morgen einer neuen Zeit. Von Wittenberg aus wurde der alte kindliche Glaube zertrümmert; von ihm nahmen unsere beiden Denker den Zweifel, den Vater freier Forschung und freier That, mit sich. Es ist eine oft wieder-

holte Wahrheit, dass jeder Mensch ein Stück Faust in sich trage; aus unserer Darstellung geht vielleicht hervor, dass in uns Allen auch ein Stück Hamlet liege.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Natur der menschlichen Willensfreiheit, die Bedingungen ihrer Entfaltung, die Hemmnisse ihrer Bethätigung. Der Wille als solcher ist noch ohne Gehalt; er empfängt ihn erst vom Geiste. Der Mensch kann nichts wollen, als was er in seiner Vorstellungswelt aufgenommen hat. Das Erkennen allein reicht aber auch noch nicht hin, um Etwas zu wollen; sonst müssten wir Alles, was wir erkennen, auch wollen. Das Erkannte muss einen Eindruck auf das Gefühl des Menschen hervorbringen und dadurch den Willen in Thätigkeit setzen. Diese Einwirkung kann wieder anziehend oder abstossend sein. Es ist jedoch damit nicht gesagt, dass der Wille einen ihn so anziehenden Gedanken in sich aufnehmen müsse. Sonst könnten uns nicht zwei Gedanken gleichzeitig anziehen: Sein oder Nichtsein?

Börne sagt schön: „Die Ueberlegung ist die Wurzel, die Empfindung ist die Blüte, die Handlung ist die Frucht des menschlichen Geistes.“ Der Same — Gedanke bedarf aber, um zur Frucht — That zu werden, noch gar mancher äusserer, günstiger Umstände. — Erde, Wasser, Luft und Licht! — und zahllose Hemmnisse hat er zu bekämpfen. Diese liegen theils in der Sphäre des Denkens, wie Armuth an Vorstellungen, falsche Anschauungen, Mangel an Klarheit und Energie der Gedankenbilder, Vorurtheile der Zeit, zu langes Erwägen, Störung und Zerstörung des Geistes wie im Wahnsinne. Nichts ist z. B. ergreifender in unserem Drama, als dass neben Hamlet, der das bewusste Wollen, die Freiheit zuspitzt, Ophelia erscheint, ein menschliches Wesen, das mit dem Verluste seines Quentchens von Geist auch allen und jeden freien Willen einbüsst.

Die Hemmnisse der zweiten Art liegen in zu geringer oder auch zu grosser, daher flüchtiger Empfänglichkeit für die Tendenz der Gedanken, die der dritten beziehen sich auf die Natur des Willens selbst, bedingt durch Geschlecht, Alter, Körper, Erziehung, Stimmung, Lebensgang und Lebenslage — die der vierten auf die äussere Verwirklichung des Gedankens, die

Wahl der Mittel, Reichthum oder Armuth an solchen, Aengstlichkeit oder zu frühe Siegesgewissheit, Gunst oder Ungunst der Zeit, Harmonie oder Disharmonie mit dem höchsten Willen.

Ist nun der Inhalt unserer Dichtung die schwere Geburt der That, so hat mein Eingang seinen Zweck erfüllt, wenn er Sie zu demuthsvollen Ansichten über Freiheit und Thatkraft stimmte. Wir werden dann Hamlet nicht mehr so voreilig als willensschwach und unkräftig bezeichnen, eher unserer eigenen Schwäche, des Hamlets in uns gedenken.

Der Freiheit des Menschen steht die höhere Nothwendigkeit gegenüber. Wir können im Geiste der Weltordnung handeln, wir können sie aber auch verneinen. Das Böse ist diese Verneinung. Die verletzte sittliche Nothwendigkeit erhebt sich aber und beruft ihren Wiederhersteller, der König unterliegt dem Schwerte Hamlet's. Ihre Rache kann sich auf eine dreifache Weise vollziehen — durch die Selbstzerstörung des Bösen: denken wir an den König im Gebet — durch ein noch böseres Individuum wie im Richard III. — durch die Macht des Guten, einen Kampf, der ein wahres Gottesurtheil enthält.

Wie eine Trennung, so gibt es aber auch eine Versöhnung zwischen Nothwendigkeit und Freiheit. Sind sie doch schon in Gott Eines. Gott ist der Freieste, der Macht zu wollen nach, und doch kann er, ja muss er nur Eines, das Weiseste wollen. Der Engel, um mit diesem von Hamlet gebrauchten Worte die über uns stehenden entwickelteren Geister zu bezeichnen, werden sich wol dadurch auszeichnen, dass sie den Versöhnungsakt der Nothwendigkeit und Freiheit immer mehr in ihrer Brust vollziehen. Frei ist der Mensch am meisten dann, wenn er das Mass der hier uns zustehenden Freiheit erkennt, das höchste Gesetz in seiner Brust aufnimmt, sich frei macht von den Hemmnissen der Erde und frei erhält, jederzeit bereit, dem Rufe zu folgen, wenn wir uns in einer Sache als ein erwähltes Werkzeug der Vorsehung erkennen. Zu dieser Freiheit wollen wir Hamlet emporgeleiten.

Hamlet wurde unter einem glänzenden Sterne, am Tage des Sieges seines Vaters über den alten Fortinbras geboren. Von der Liebe behütet, von den Hoffnungen eines Königsthrones umgaukelt, wächst er nur zu glücklich heran. Geneigt, zu idealisiren und das Einzelne zu verallgemeinern, ist ihm der Vater das Ideal des Mannes, die Mutter das Ideal des Weibes. Des Familienglückes geniessend ahnt er kaum, dass es auch für ihn ein Schicksal gebe; die Harmonie seines Innern lässt ihn noch die Disharmonie der Welt überhören. O der schönen, irrthumreichen Zeit, in der wir überall Ideale, überall Liebe und Freundschaft, überall Wahrheit und Treue sehen! Wie reich war Hamlet und ist Jeder, dem das edle Bild eines Vaters vorschwebt, der bereits mit starker Hand den Lebensgang vorzeichnet, den die Familie gehen, an dessen Gedächtniss sie sich zu aller Zeit aufringen kann — wenn ihm das tröstende Antlitz einer Mutter bleibt, eine Bürgschaft, dass Tugend noch möglich sei, auf dass der Mensch im Taumel der Welt wenigstens Ein Wesen habe, auf dessen Reinheit er schwören kann . . .

Hamlet ist ein Charakter des Nordens, wo alles Leben ernster und innerlicher, wo der Mensch aus einer tieferen Seele emporsteigen muss, um mit der Aussenwelt in Berührung zu kommen. Die Flöte, das Tonwerkzeug der Sehnsucht, in der Hand des Prinzen nährt diese subjektive Richtung und vor Allem der Besuch Wittenbergs. Hieher und nicht nach Paris sendet ihn der ernste, bildungsfreundliche Vater. Der Ort bleibt ihm auch später in so liebevoller Erinnerung, dass er ihm auf der Höhe seines Schmerzes mitten in der verpesteten Welt wie eine rettende Insel erscheint. Dass die Filosofie an sich die Lebensfreude und Thatkraft noch nicht ausschliesst, sehen wir am Faust. Dieser war aber freilich ein Anhänger der mystischen, Wunder und Geheimnisse und tiefe Beziehungen überall mit süssem Schauer ahnenden, den Erdgeist beschwörenden Filosofie, die bei allen Irrthümern doch einen Blick für die Natur behielt, die am Studirtische sich auch noch des glänzenden Mondes freut. Hamlet scheint hingegen der scholastischen Filosofie verfallen zu sein, die sich in der Erörterung unpraktischer und am Ende auch unlösbarer Fragen gefiel, vom Leben sich trennend, in Haarspaltereien und Spitzfindigkeiten erging. So

lange unser Held glücklich war, mochte ihm diese Filosofie noch nicht sehr gefährlich sein, blos ein Turngeräth seines Geistes. Als aber der Boden, unter ihm zu wanken, er zu grübeln beginnt, da taucht der schlimme Satz auf: „An sich ist nichts gut oder böse. Das Denken macht es erst dazu." Das Denken! da ist freilich eine weite Bahn zu unfruchtbarer Beschaulichkeit geöffnet; da kann eine Vorstellung nur schwer dahin kommen, auf den Willen einzuwirken. Ueber Alles ergiesst sich die ätzende Säure des Zweifels! Am gefährlichsten für einen Mann wie Hamlet, dessen überreiche Fantasie, wenn er einmal zu zweifeln beginnt, alle möglichen Handlungsweisen und deren Folgen auszumalen versteht

— Wie ein Mann, der Zweierlei soll thun,
Steh' ich in Zweifel, was zuerst ich wähle,
Und lasse Beides. — —

Die gewöhnliche Annahme, Hamlet sei erst auf die Nachricht vom Tode seines Vaters heimgekehrt, lässt sich nicht rechtfertigen. Das Gegentheil erweist sich aus dem Gespräche mit Horatio, den er nicht einmal augenblicklich erkennt, was eben eine längere Trennung voraussetzt. Auch würde er mit Horatio heimgekehrt sein, der ja ausdrücklich erklärt, zum Trauerfest gekommen zu sein. Gerade, dass das Unselige in Hamlets nächster Nähe geschieht, schmettert ihn nieder. In der Ferne wäre er vielleicht, wie Laertes in Paris, mehr Herr der Situation gewesen, hätte sich auf der Reise gesammelt. Gerade in die Zeit zwischen dem Besuch der Hochschule und dem Tode des Vaters fällt die Liebe zu Ophelia. Während Hamlet sich mit hohen Idealen trug und auf die Krone blickte, stand da ein Wesen in sanfter Ruhe vor ihm, der Knospe gleich, die stillträumend ihren Kelch entfaltet. Auf ihrer Stirne hatte nie ein unruhiger Gedanke gelagert; erst Hamlets Liebesflüstern ruft die kleinen Wünsche ihres Herzens wach. Ophelia könnte wol kaum eine andere poetische Gestalt so schnell als ihre Schwester erkennen denn Gretchen; auch diese ist reine Weiblichkeit, die — nichts erwägend und bedenkend — nichts sein will als — Weib, und dessen Dichten und Trachten daher ganz in Liebe aufgeht. Männer von so hohem edlen Werthe wie Faust und Hamlet konnten nur Wesen wie Gretchen und

Ophelia lieben — dass Hamlet liebt, soll ich es noch beweisen? — denn daran erkennen wir den echten Mann, dass er an den leiblich und geistig geschminkten Puppen vorübergeht und die einfache weibliche Natur aufsucht, die Knospe, die — noch unerschlossen — nichts als liebende Empfänglichkeit — aber die voll und ganz — mitbringt. Zur Natur selbst, von der sie in ihrem Ringen und Streben abgekommen, kehren daher Faust und Hamlet zurück, wenn sie das forschende Auge auf den unschuldvollen, von Zweifel unberührten Gestalten eines Gretchens, einer Ophelia ruhen lassen. Sie verflechten aber dadurch die geliebten Wesen mit in ihr Schicksal. Die milde Vorsehung umnachtet zuletzt den Geist Beider. Nichtsein — und Wahnsinn ist auch ein Nichtsein — ist oft Glück.

Auf diesen Königsjüngling mit dem Busen voll Liebe und idealer Richtung, auch in den ritterlichen Künsten ein Meister, blickt ein Volk mit Hoffnung, und er selbst hofft, seine Plane mit königlicher Freiheit ausbauen zu können. Wie —? — Dafür bürgt das Wort eines Fortinbras: auf den Thron gelangt hätte sich Hamlet königlich bewährt.

Sophokles im Philoktet:

> Wer frei von Leiden ist, denke, dass Gefahren nah,
> Und wenn des Glückes Sonne scheint, so sei der Mensch
> Vor unverhofftem Untergang am meisten wach.

Wie ein Blitz aus blauem Himmel schlägt den Allzuglücklichen der Tod des Vaters nieder, des vergötterten! Die eine Säule, die ihm die Welt zu tragen schien, stürzt ein. Die Versunkenheit in wühlenden Schmerz benützt der schlaue Klaudius, der Mann des Staatsstreichs, und drängt sich ein „zwischen Hamlets Hoffnungen und der freien Wahl." Einmal gewählt ist er im Recht; eine Erhebung gegen ihn wäre Aufstand. Das ist der zweite Schlag. Die Zukunft ist dahin, sein ganzer schöngezeichneter Lebensplan. Bitter lehnt er nun den Ehrgeiz ab und will sich, in einer Nussschale eingeschlossen, einen König träumen! Doch — Einen Trost hat er noch, Ein Wesen, das seinen Schmerz verstehen, das mit ihm weinen muss, wenn alle Andern nach einem Lächeln des neuen Königs haschen. . . . Er eilt zu der Mutter . . . und findet sie als — Braut des neuen Königs wieder. Mit ihr verliert er die zweite Säule seiner

Welt; zwischen den Trümmern wuchert seinem Auge nur noch Unkraut. Ophelia blüht unter ihnen wie ein vergessenes Veilchen.

Der König Klaudius ist in Vielem der Gegensatz zu Hamlet, ohne alle Idealität, die Wirklichkeit ergreifend, ein Fürst im Sinne des Macchiavelli. Die königliche Eintagsfliege glaubt wie Hamlet, es liege in des Menschen Hand, mittelst unsers Gedankens den Gang der Dinge zu beherrschen; auch er soll und wird daran gemahnt werden, dass dem Einzelwillen der Gesammtwille, der höchste Wille gegenüberstehe. So bedenklich Hamlet, so entschlossen ist Klaudius; nicht etwa, weil er willenskräftiger, sondern weil er klar über das ist, was er will. Beide fragen sich ängstlich, was kommen könne; während aber die bedachten Eventualitäten Hamlet im Handeln hemmen, nöthigen sie den König zum Handeln. Doch vergeblich greift dieser in das Rad der Geschichte, er bestellt sich selbst die Waffe, durch die er fällt, während er durch sie zu steigen hoffte!

Klaudius braucht, um seinen Willen durchzusetzen, willenlose Werkzeuge wie Polonius. Dieser steht neben Hamlet wie Spiegelberg neben Karl Moor. Er ist Hamlets Parodie. Auch er hat die hohe Schule besucht; während aber Hamlet die Wissenschaft in sein Inneres aufnahm, blieb sie bei Polonius nur äusserlich haften. Worte sind ihm nicht blos ein Mittel, sondern der Zweck. Die Form ist ihm Alles. Wenn Hamlet den König auszuspähen sucht, so wird dieses Streben an Polonius durch Uebertreibung lächerlich. An jedem Ohr ein Hörer, will er die Wahrheit selbst aus dem Mittelpunkte der Erde herauskombiniren. Hamlet ist fernsichtig; weil sein Blick in die Weite eilt, übersieht er das Nächste. Polonius ist kurzsichtig; nur Nahes sieht er halb und halb und hat für die Ferne kein Auge. Hamlet entzieht sich dem höchsten Willen und will nicht blindlings Werkzeug sein; Polonius, die geborne Höflingsnatur, hat sich eigenen Verstand und Willen abgewöhnt und schmachtet nach der Ehre, stets und nichts als Werkzeug zu sein.

Hamlet muss mit Verachtung auf diesen Hof blicken; er wird zum Satyriker, der, weil er seine Ideale bedroht, ja zertrümmert sieht, die Wirklichkeit geisselt. Ein böses Ahnen geht durch sein profetisches Gemüth („Ich vermuthe was von

argen Ränken"), und selbst die todte Natur scheint es zu theilen; denn es geschehen wunderbare Zeichen am Himmel, wie sie Cäsars Tod begleiteten.

> Verborgne Missethat, sie kommt an's Licht;
> Der ganze Ball der Erde deckt sie nicht!

Das Drama beginnt in stürmischer Winternacht, um die Zeit, wo man des Heilands Ankunft feiert. Mitten in dieser finstern Atmosphäre ein tröstender Lichtpunkt! Fromme Sagen im Munde der Krieger bereiten uns auf einen geheimnissvollen Zusammenhang dieser Welt mit dem Reich der Geister, auf Dinge vor, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen lässt.

Das eingesargte Gebein sprengt die Leinen, die Gruft öffnet ihre Marmorkiefern, der Geist des todten Königs kehrt zurück und pocht wie die Vehme dreimal mahnend an das Thor des Herrscherhauses, von welchem der Jubel des Mörders zu uns herübertönt.

Erst zum Sohne spricht der Geist, weil ihn das Pathos der Trauer ganz erfüllt, und seine Stellung zum Sühneamte beruft. Drei entsetzliche Kunden treffen Hamlets Ohr: die Mutter war schon treulos, ehe ihr erster Gatte in das Grab gestiegen — die Schlange, die den Fürsten tödtete, trägt jetzt dessen Krone — der Vater, der hochverehrte schmachtet in den Gluten des Fegefeuers. Hamlet spricht, als er der Erscheinung folgt: „Mein Schicksal ruft!" Mit diesen Worten lenken wir zum Grundgedanken der Dichtung zurück.

Der Geist ist der Sendling der höheren Nothwendigkeit, der Schuldbote der verletzten Weltordnung, welche ihre Wiederherstellung durch Hamlet fordert. Man beachte und vergleiche nun die Stellung der beiden Hauptrollen zum Geiste oder zu der Nothwendigkeit. Würden sie dieser sofort nachgeben, Hamlet an die That schreiten oder der König den Weg der Busse betreten, so wäre das Drama bei seinem Beginne auch schon zu Ende. Nur der Umstand, dass der Mensch frei ist, dass demnach Hamlet ein ruhiger Beobachter bleiben, der König der obersten Macht noch trotzen, dem ersten Morde neue anreihen kann, macht die Tragödie möglich. Ihre Entwicklung zeigt aber, dass wie die Freiheit auch die Nothwendigkeit eine Thatsache sei. Beide, Hamlet und Klaudius, kommen zuletzt

dort an, wo das Schicksal sie haben wollte. Jeder Schritt, den der König thut, um sich nach seiner Berechnung der Strafe des Himmels zu entziehen, führt ihn dieser näher. Hätte er z. B. doch Hamlet wie Laertes ziehen lassen! Er will ihn überwachen und hat sich nur seinen eigenen Ueberwacher bestellt.

Wie der König, — sucht auch Hamlet sich der Nothwendigkeit zu entziehen, welche dadurch in den Fall kommt, einen doppelten Sieg zu feiern. Dass er die Hand am Schwertgriff ruhen lässt, ist seine Schuld; aber wie begreiflich ist es! Das Chaos ist hereingebrochen, seine ideale Welt zertrümmert! Die Erde ist ihm nichts mehr als ein kahles Vorgebirge, das Firmament nichts als ein Sammelplatz von bösen Dünsten — und was ist ihm der Mensch noch, diese Quintessenz vom Staube? Diese Stimmung ist nicht weise Resignation, sie ist verbissener Hohn. Wie von der Welt, löst er sich auch von Gott ab; an die Stelle der Vorsehung tritt ihm ein blindes Ungefähr, Fortuna nennt er die Lenkerin der Dinge. Die Verzweiflung macht ihn zum Fatalisten.

Ein guter Engel trieb Hamlet nach der Erscheinung zum Gebete; denn was ist das Gebet Anderes als das demüthige Bekenntniss, wir seien nichts ohne die Weihe des Himmels, als die Aufopferung unsers beschränkten Denkens und Wollens vor dem allerhöchsten Willen — als die Uebereinstimmung der menschlichen Freiheit und der höhern Nothwendigkeit; diese Harmonie ist es, die den wahrhaft Andächtigen beseligt. Hamlet fand wol nicht die Ruhe zum Gebete, wie sie später der König nicht findet.

Als ein Werkzeug des Himmels erkennt sich die Jungfrau von Orleans und gehorcht, — als ein solches Werkzeug erkennt sich — im ersten Augenblicke auch Hamlet. Aber bei jener ist diese Erkenntniss mit stolzer Freude, bei diesem mit Schmerz und Demüthigung verbunden; jene glaubt, er zweifelt. . zweifelt selbst an dem Wort des Geistes; denn dieser kann ein Teufel sein, der ihn in das Verderben locken will. Daher will er eine Probe mit dem Gewissen des Königs machen: „Stutzt er, dann weiss ich meinen Weg.“ Erst muss das Chaos seiner Seele gelichtet, erst aus den Trümmern der Vergangenheit ein neues Dasein zu bauen begonnen werden. Hamlet ist also nicht that-

los, weil eine zu grosse That von ihm gefordert wird, sondern weil man von ihm eine That verlangt, die noch nicht durch seine Reflexion hindurchgegangen ist. Er kann sie nicht thun, ehe er sie nicht vor dem Richterstuhl der eigenen Vernunft rechtfertigen kann, ehe das Geforderte nicht sein freier Entschluss wird. Die Nothwendigkeit muss daher in einen Akt seines Willens übergehen, ehe er sie vollzieht.

Das Alterthum hat eine dem Stoffe unserer Tragödie ähnliche Sage geschaffen, die des Orestes. Auch er wird von Appollo aufgefordert, Mord mit Mord zu sühnen. Seine Mutter Klytämnestra hat mit Hülfe ihres Buhlen Aegisthes den Gatten Agamemnon getödtet. Orest vollzieht den Auftrag ohne Schwanken. Aber er war Kind, als die That geschah, er lernt sie allmälig fassen; er wird mit dem Rachegedanken aufgezogen. Er lebt in einer mit der Idee der Blutrache verwandteren Zeit und sieht als Grieche — wenn auch nicht so tief wie der Christ in sich — um so klarer um sich. Während Orest erst nach der That von den Furien, dieser Verkörperung des Gewissens, gefoltert wird, hört Hamlet die innere Stimme vor der That. Wir wollen damit nicht Jenen beistimmen, welche sagen, Hamlet handle aus Gewissenhaftigkeit, aus Scheu vor dem Morde nicht. Es wäre falsch. Hamlet scheut den Mord als solchen nicht; nirgends quält er sich mit sittlichen Bedenken; er will nur Klarheit, ob er zum Stoss berechtigt, ob der König schuldig ist. Der Wahnsinn, die Liebe, das Schauspiel, Alles dient ihm als Mittel hiezu. Aehnlich zittert auch Brutus vor dem Morde als solchem nicht; nur muss er sich erst von der Nothwendigkeit der That überzeugen. Wie trefflich bezeichnet gerade Brutus die Stimmung, in der auch Hamlet sich befindet.

> Bis zur Vollführung einer furchtbaren That,
> Vom ersten Antrieb, ist die Zwischenzeit
> Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
> Der Genius und die sterblichen Organe
> Sind dann in Rath vereint; und die Verfassung
> Des Menschen, wie ein kleines Königreich,
> Erleidet dann den Zustand der Empörung. — —

Shakspeare, der es stets liebte, ähnliche oder entgegen-

gesetzte Charaktere und Verhältnisse neben einander zu stellen, hat in unserem Drama drei junge Männer neben Hamlet gestellt.

Horatio, der besonnene Freund neben dem leidenschaftlichen Helden, nennt sich selbst einen alten Römer. Ein Dulder wie Brutus. Zum unmittelbaren Eingreifen in das Leben ist er nicht geschaffen; aber er würde sich — wie Brutus — einer nothwendigen That nicht entziehen. Sein Wille dürfte mehr Beharrlichkeit als Empfänglichkeit besitzen. Seine Stellung ist die des betrachtenden Chors, nicht eines Helden. Goethe hat ihn und Shakspeare sehr missverstanden, als er ihn in seiner Theaterbearbeitung zum Schlusse König werden lässt. Die Krone würde ihn nur erschrecken. Er geht durch die Dichtung rein, weil absichtslos wie ein Stoiker, aber auch thatlos. Goethe sagt: „Es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende." In Horatio, nicht in Hamlet hat Shakspeare einen Leidenschaftslosen, einen Thatlosen gezeichnet.

Laertes bildete sich nicht im filosofischen Deutschland, sondern im lebenslustigen Frankreich; nicht in Büchern, im Buche des Lebens blätterte er. Seine Anschauungen, z. B. über Liebe, sind nüchtern, seine Sprache kräftig, oft von forcirter Kraft. Ihn zu mahnen, braucht kein Geist aus dem Grabe zu steigen; alle Rücksichten auf Lehenspflicht und Huldigung, Gnade und Gewissen wirft er von sich. Während Hamlet zaudert, Werkzeug der Nothwendigkeit zu sein, beschwört Laertes den König, ihn als Werkzeug zu gebrauchen. Hamlet, der übrigens Laertes an Ritterlichkeit nicht weicht, ja in zwei Gängen besiegt, erkennt selbst, dass Laertes, den Vater rächend, eine ähnliche Sache verfechte: „In dem Bilde seiner Sache erkenne ich mein Gegenstück."

Fortinbras — eine höchst interessante Gestalt, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen das leuchtende Siegel auf der Stirne trägt: „Mir gehört die Welt!" Ein jugendkräftiger Mann, der ungebeugt an seiner Lebensaufgabe schafft, darin auch nicht wie der unglückliche Hamlet gestört wird, sondern das Eine Ziel fest im Auge behalten kann. Und was ist dieses sein Ziel? Den im Zweikampf gefallenen Vater will er rächen, die Ehre seines Hauses wiederherstellen. Das Unglück hat ihn erzogen; wie Orestes wächst er mit dem Gedanken der

Rache auf und ergreift den ersten Anlass, loszubrechen. Hamlet sieht in ihm sein Ideal eines Mannes, Fortinbras hingegen in Hamlet. Dieser kennt ihren Gegensatz, wenn er klagt, dass er leide unter bangen Zweifeln, die zu genau den Ausgang bedenken, und Fortinbras preist,

> Dess Muth, von hoher Ehrbegier geschwellt,
> Die Stirn' dem unsichtbaren Ausgang beut.

Nicht dem betrachtenden Horatio, der neben den Ereignissen steht, als läse er in einer alten Chronik, — nicht dem, die Weltordnung verneinenden Klaudius, der den Staat nur als einen Spielball seiner Lüste betrachtet, diesem sich gegen Gott empörenden Eigenwillen, — nicht dem heftig zufahrenden Laertes, der Energie zum Anlaufe, aber nicht Beharrlichkeit genug hat, um sich nicht vom rechten Wege ablenken zu lassen, der kräftige Anlagen, aber kein bestimmtes Ziel seines Lebens besitzt, — auch nicht dem idealen Hamlet — ihnen Allen nicht — dem frühe in der Schule des Unglücks und des Ernstes erzogenen Fortinbras, dem Manne, welcher die ihm vom Geschicke gewordne Aufgabe mit aller Klarheit und Entschlossenheit zu der Idee seines Lebens macht, dem allein gehört die Zukunft!

So entschieden Laertes und Fortinbras auftreten, so möchten wir doch nicht durch sie das Bild Hamlets verdunkelt wissen. Es ist leicht gesagt, Laertes und Fortinbras seien thatkräftigere Naturen; aber man bedenke, unter wie viel günstigeren Umständen sie auftreten. Sie kennen die That und den Thäter; ihre Schwertespitzen kehren sich gegen fremde Personen, nicht gegen die eigene Mutter; jene treibt Ritterpflicht, verletzte Familienehre, Hamlet — wahrster, tiefster, zerfressender Schmerz.

Das Hemmniss seines Handelns, wir können es nicht stark genug betonen, liegt nicht in Willensschwäche, wenn gleich auch diese wenigstens als eine momentane bei seinem schweren Leide begreiflich und verzeihlich wäre, sondern innerhalb seiner Denkkraft. Wir haben Beweise, dass er Muth besitzt und Thatkraft wie Jene. Muthig folgt er dem Geiste, männlich nimmt er den Kampf mit Laertes auf. Wie leidenschaftlich ist er, wo sein Wille der ersten Vorstellung rasch folgt. So tödtet er den Vater der Geliebten, so stürzt er an ihrem Grabe hervor und

verletzt durch kühne Ausforderungen ihren Bruder. Was ihn hemmt, Hamlet spricht es in dem berühmten Monologe: „Sein oder Nichtsein“ selbst aus. Lassen wir ihn in wörtlicher Uebersetzung folgen.

„Sein oder Nichtsein? — das ist die Frage. Ist es würdiger für uns, zu dulden die Schlingen und Pfeile des uns Schmach anthuenden Geschicks? oder die Waffen zu ergreifen gegen ein Meer von Qualen und durch Widerstand sie enden? — Sterben? Schlafen? — Nichts weiter? — Und zu wissen, das ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stösse endet, die Erbtheil des Fleisches sind, ist es nicht eine Vollendung, die innigst zu wünschen? — Sterben? Schlafen! — Vielleicht auch Träumen? — Das ist das Bedenken, welches die Drangsale lang leben lässt; denn wer würde die Geissel und den Hohn der Zeit ertragen, des Unterdrückers Unbill, des stolzen Mannes Beschimpfung, das Bangen verschmähter Liebe, den Aufschub des Rechts, den Uebermuth der Aemter und die Fusstritte, die duldendes Verdienst von dem Unwürdigen empfängt, wenn er selbst den Rechnungsabschluss machen könnte mit einer blossen Pfrieme? Wer wollte Lasten tragen und grunzen und schwitzen unter einem mühebeladenen Leben? Wenn nicht die Furcht vor Etwas nach dem Tode, vor dem unentdeckten Land, aus dessen Grenzen kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt und uns lieber die Uebel, die wir haben, tragen macht, als Zuflucht haben bei andern, von denen wir keine Kenntniss haben.“

Hier ist der erste Theil, eine durch Hamlets Stimmung wohlgerechtfertigte Betrachtung über den Selbstmord zu Ende. Nun folgt eine allgemeine Reflexion über die gemachte Beobachtung, dass eine zweite Vorstellung — hier das Träumen, das Jenseits — den Willen abhält, einer ersten Vorstellung zu folgen. Nur müssen wir vorausschicken, dass das entsprechende Wort (conscience) uns hier nicht „Gewissen“ im moralischen Sinne, sondern vielmehr das Wissen, das Bewusstsein bezeichnet, das Denkvermögen, welches theils durch Zweifel, theils durch allzu scharfsinniges Erwägen des Ausganges den Entschluss lähmt. „Das Bewusstsein macht aus uns Allen Feige; in Folge dessen wird die ursprüngliche Farbe der Entschlossenheit mit dem blassen Anstrich des Gedankens überkränkelt, und Unter-

nehmungen von Mark und Bedeutung biegen bei dieser Umschau von der Bahn ab und verlieren so den Namen That."

Hier, hier ist der Schlüssel zu der Handlungsweise Hamlets.

Wie auf diesen Monolog, müssen wir in unserer Auffassung auch auf das Schauspiel den grössten Nachdruck legen. Hamlet fordert von den Schauspielern eine Probe ihrer Kunst und wählt ein Thema, das ihm gestattet, ausser sich zu sehen, was ihn innerlich beschäftigt, und verlangt daher mit Absicht eine gewisse Rede, worin die Ermordung des Königs Priamus und der Schmerz seines Weibes Hekuba erzählt wird. Unter dem Mörder schwebt ihm der Oheim, bei Hekuba's Jammer der Hochzeitsjubel seiner Mutter, bei der Klage um den todten König der todte Vater vor! Nun entsteht der Gedanke in ihm, die Macht des Schauspiels auch an seinem Gegner zu erproben, sich so endlich die Gewissheit zu verschaffen, ob Klaudius ein Mörder sei. Er wird zu diesem Zwecke selbst Dichter — auch das ist eine That.

Frisch an's Werk, mein Kopf! Hum, hum!
Ich hab' gehört, das schuldige Geschöpfe,
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind
Im innersten Gemüth, dass sie sogleich
Zu ihren Missethaten sich bekannt:
Denn Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen. Sie sollen was
Wie die Ermordung meines Vaters spielen
Vor meinem Oheim:.ich will seine Blicke
Beachten, will ihn bis in's Leben prüfen:
Stutzt er, so weiss ich meinen Weg. Der Geist
Den ich gesehen, kann ein Teufel sein;
Der Teufel hat Gewalt sich zu verkleiden
In lockende Gestalt; ja und vielleicht,
Bei meiner Schwachheit und Melancholie,
(Da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern)
Täuscht er mich zum Verderben: ich will Grund,
Der sichrer ist. Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe.

Shakspeare bereitet der dramatischen Poesie dadurch, dass das Schauspiel zur Entlarvung des Königs führt, einen Triumph, wie Schiller in den „Kranichen des Ibykus" und in den „Künstlern:"

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Der König geräth in Verwirrung, springt auf und ruft nach — Licht. Hamlet hat nun Licht. Jetzt ist der Moment da, wo er handeln soll. Sein ganzes bisheriges Zaudern ist, weil erklärbar, verziehen, wenn er nun dem Rufe des Schicksals und der eigenen Erkenntniss folgt. Warum versäumt er jetzt — im Angesichte des bestürzten Hofes — den Augenblick, dieses köstliche Geschenk des Himmels? Aus dem grauenerregenden Jubel, den Hamlet bei der Entlarvung des Königs ausstösst — er lacht und ruft nach Musik, nach Flöten, singt und thut sich auf sein Schauspiel etwas zu gute — kann man auf die entsetzliche Last zurückschliessen, unter der er bisher keuchte. Was ihn bisher hemmte, fliegt weg. Die Seele ist — frei! Dieses fast selige Gefühl übermannt den Unglücklichen leider so, dass der König bereits den Saal verlassen hat, ehe Hamlet zu rechter Besinnung kommt.

Wie Hamlet hat jetzt auch der König einen Moment, wo er sich mit der sittlichen Nothwendigkeit aussöhnen könnte, den des Gebets, der freiwilligen Entsagung und Busse; er lässt ihn wie Hamlet ungenutzt vorübergehen. Hamlet, auf dem Wege zu der Königin trifft den Mörder, wenigstens in der Stellung des Gebets. Hamlet ist zu der Vernichtung des Gegners entschlossen; aber er denkt jetzt mehr an die Rache als an Sühne der Unthat; diese lag ihm ob, nicht jene. Richter, doch nicht grausam soll er sein. Es ist kein Zeichen von Willensschwäche, dass er in diesem Augenbliche das Schwert sinken lässt; es gehört eher Stärke dazu, die Rache nochmals zu verzögern. Laertes, das Seitenbild Hamlet's, sagt im Kontrast zu dieser Scene: „er wolle seinen Gegner in der Kirche erwürgen." Im Auftritte mit der Königin sehen wir, dass er sich wenigstens eines Theils seines Auftrags entledigt hat: im Gewissen der Mutter wie des Oheims erwacht eine nimmer ruhende Nemesis. Eine Nemesis ereilt ihn aber selbst – dafür — dass er den Stoss nicht im Schauspielsaale geführt. Jubelnd ruft er: „Ist's der König" und stösst in die Tapete und — tödtet — Polonius, den Horcher.

— Der Himmel hat gewollt,
Um mich durch dies und dies durch mich zu strafen,
Dass ich ihm Geissel muss und Werkzeug sein.

Polonius fällt mit Recht — diese Stütze des entweihten Thrones — und durch Hamlet's Hand; aber Hamlet, der jetzt unbewusst ein Werkzeug des Himmels war, steht auch entsetzt! Er, der einen Gedanken allseitig erwogen haben will, ehe er ihn ausführt, hat diesmal blind gehandelt. O Ironie des Schicksals!

Jetzt erscheint der Geist zum zweiten Male, der bis zum Schauspiele geruht. Nun hat Hamlet Gewissheit; nun mahnt er ihn.

Bei Wiederkehr besonnenen Denkens muss Hamlet das Uebereilte seiner nächtlichen Handlung erkennen und beweinen. Den Vater der Geliebten! Verwandelt tritt er vor uns, sich selbst zürnend. Selbst schuldig, kann er nun nicht als Kläger auftreten, sondern muss wie Schiller's Johanna die Strafe stumm über sich ergehen lassen. Von des Königs Leuten umgeben, bewacht, mit List auf das Schiff gelockt, wird er zu einer abentheuerlichen Fahrt gezwungen, auf der er eben sich selbst — und den Glauben an eine Gottheit wiederfindet. Wir können ihn leider nicht begleiten — die Zeit ist vorgerückt — nicht genauer untersuchen, wie ihm beim Anblick des von Fortinbras geführten Heeres das Grundgesetz alles grossen Handelns aufgeht —

— — Wahrhaft gross sein, heisst
Nicht ohne grossen Gegenstand sich regen;
Doh einen Strohhalm selber gross verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel — —

nicht das Schiff mit Hamlet besteigen, nicht den Uriasbrief für Rosenkranz und Güldenstern, diese feigen Heuchler, schreiben, nicht mit ihm gegen die Seeräuber kämpfen, nicht mit ihm nach Dänemark zurückkehren. Zweimal entgeht er einer grossen Lebensgefahr, kann wohl seufzen: ein Menschenleben währt nicht länger, als man Zeit braucht Eins zu sagen. Mit Gedanken der Demuth betritt er den Kirchhof; eine elegische Stimmung treibt ihn zum Orte des langersehnten Friedens. Vielleicht zieht ihn auch Ofelias verklärter Geist.

Die Kirchhofscene, in welcher der selbstgefällige Humor des Todtengräbers, für den Alles Komödie ist, grässlich mit Hamlet's Schwermuth kontrastirt, ist im Geistesgange Hamlet's von grösster Bedeutung. Der Dichter stellt ihn hier auf den Punkt der Erde, wo der stolze Philosoph aus seiner Höhe herab-

sinkt. Das Drama zeigt ein des Ringens und Strebens so volles Leben; plötzlich werden wir dahin versetzt, wo alles Dasein endet, wo eines Mädchens Witz so sterblich ist wie eines alten Mannes abgetragene Weisheit. Was ist hier der Mensch, der im Begreifen einem Gotte, im Handeln einem Engel gleicht? Staub. Alexander, der Weltherrscher, wie Yorik der Narr, nichts als Staub. Hier endet alles Denken, Wollen, Handeln; hier streiten nicht mehr zwei Gedanken um den Vorrang; höchstens kollern zwei Schädel nebeneinander hin. Hier ist die Frage: Sein oder Nichtsein? entschieden. Hamlet, jetzt noch in Jugendfrische, reich an Gedanken, eines wichtigen Unternehmens voll, er steht da auf dem Hofe des Friedens und ahnt nicht, er stehe schon vor seinem eigenen Grabe. Er spottet des Advokaten, dem seine Finten nichts mehr nützen; wozu werden ihm seine Ideen helfen? Werden sie die Würmer eine Minute länger abhalten? Hamlet, wo ist hier Deine Freiheit? Hier geht sie in eine ernste, mitleidslose Nothwendigkeit über. Ofelia's Leiche lehrt es Dich.

Der Mensch kann eine grosse That von einem zweifachen Standpunkte thun: von dem jugendkräftiger Begeisterung wie Fortinbras — oder von dem einer klaren Erkenntniss des Nothwendigen, einer resignationsvollen Stimmung, die das Leben ohne Bedenken für etwas Hohes einsetzt, weil sie hier nichts mehr fürchtet, aber auch nichts mehr hofft.

Diese Stimmung trägt Hamlet aus dem Acker Gottes heim. Der Satyriker ist zum Elegiker geworden. Vertrauend legt er — denken wir an seine wichtige Scene mit Horatio — seine Sache und deren Ausgang in Gottes Hand. Er wird nun früher oder später, aber gewiss zu der That schreiten. Er weiss sich berechtigt:

Hamlet: Was dünkt dir, liegt's mir jetzo nah genug?
Der meinen König todtschlug, meine Mutter
Zur Hure machte; zwischen die Erwählung
Und meine Hoffnungen sich eingedrängt;
Die Angel warf nach meinem eignen Leben
Mit solcher Hinterlist: ist's nicht vollkommen billig,
Mit diesem Arme dem den Lohn zu geben?
Und ist es nicht Verdammniss, diesen Krebs
An unserm Fleisch noch länger nagen lassen?
Horatio: Ihm muss von England bald gemeldet werden,
Wie dort der Ausgang des Geschäftes ist.
Hamlet: Bald wird's gescheh'n: die Zwischenzeit ist mein.

Er hat demnach die von ihm geforderte That vor dem Richterstuhl der eigenen Vernunft gerechtfertigt. Wir betonen

dies, weil wir der gewöhnlichen Ansicht, dass die endliche Tödtung des Königs durch Hamlet unfrei, ohne Ueberlegung geschähe — nicht huldigen können, sondern in ihr die Vollziehung des hier angeführten ruhigen und freien Entschlusses erkennen. Er überantwortet diesen der Gottheit — die unsere Pläne formt, wo sie nur grob zugehauen — und übergibt ihr sich selbst: „Ich trotze allen Vorbedeutungen: es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles."

Ja, „Bereit sein" ist Alles. In Demuth des Augenblickes warten, in welchem der Ruf an uns ergeht, aber dann in diesem Augenblicke zum Helden werden.

Der König naht — zu guter Stunde, wie Hamlet sagt. Das Gericht bricht über ihn herein; alle Anstalten — Becher und Rappier — schlagen zum eigenen Verderben aus. Hamlet stösst ihn nieder, nicht bewusstlos wie den Polonius. Er handelt als Werkzeug der Weltordnung, aber auch aus seinem freien Willen heraus.

Wir stehen da, wohin der tiefe Sinn der ganzen Tragödie deutete: die höhere Nothwendigkeit und die menschliche Freiheit sind versöhnt. Hamlet's Laufbahn ist vollendet, die That ist geboren. Fortinbras ergreift das Scepter mit starker Hand; er wird mit Horatio das Andenken Hamlet's ehren.

Das Drama endet im Frühlinge, und Veilchen blühen auf Ofelia's Grabstätte.

Eine religiöse Tragödie — im schönsten Sinne — liegt hier vor uns. Gegenüber der Willkür des Königs siegt die Nothwendigkeit; sie siegt aber auch gegenüber Hamlet, ohne dass dessen Freiheit unterläge. Wie in der Liebe Jedes siegt und zugleich besiegt ist, erringen hier beide — die höhere Nothwendigkeit und die menschliche Freiheit — einen Sieg, indem sie sich vereinen. Jene siegt, weil sie sich durchsetzt; diese siegt, weil sie sich von äusserer Nöthigung unabhängig erhält, bis zu dieser innere Bewegungsgründe hinzutreten.

Dies ist die Idee einer Weltdichtung, die mit nichts als mit dem deutschen Faust verglichen werden kann. Geschlechter werden kommen und gehen; aber diese beiden Tragödien werden bleiben und unsern Enkeln ein heiliges Vermächtniss sein, ein Zeugniss, dass wir an die Räthsel des Alls nahe herantraten und die Hieroglyphen, mit denen die Gottheit ihren Plan im Universum angedeutet, wenigstens zu lesen versuchten.

Prof. Dr. Ludwig Eckardt.

Beiträge
zur englischen Lexicographie.
IV. Artikel.

Fortsetzung aus XXX. p. 321—342.

---

sack. to be sacked od. to get the sack = to be discharged by one's employer, Sh. Brooks Gord. Knot, p. 250, cf. Sl. D.

sacrifice s. stand.

salt. you will not earn the salt to your bread by this, von unprofitablen Unternehmungen.

sand. Dick. Little D. II, 251: I've been taking a part in White sand and grey sand. Bed.?

sandbag. v. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 440: the Bank sandbagged, gegen Angriff in Vertheidigungszustand gesetzt.

sandwich-advertisements, Bezeichnung von Anzeigen, die man durch einen Mann umhertragen lässt, der ein Brett mit denselben auf Brust und Rücken hängen hat.

sauce, auch bloss = courage, Reade Love me l. etc. 14 T.

to save. that would be saving something out of the fire, damit wird wenigstens etwas gerettet sein. Trollope Warden 204. to s. the post, den Brief zur rechten Zeit abgeben, dass er mit der nächsten Post abgeht. Trollope Barch. T. 268.

say. people have their say at me, machen Glossen über . . . Kavan. seven y.

scale. to ride to sc. Nach dem Rennen muss der Reiter noch einmal zur Wage, sein Gewicht prüfen zu lassen: kommt er nicht auf dem Pferde bis dorthin, so kann er keinen Anspruch auf den Gewinn machen. Guy Livingst.

scampishness. S. Brooks Gord. Knot p. 16.

scarlet Lady. to fire a gun on a Sabbath was an abomination which could only have emanated from a disciple of the Sc. L. Dundonald Autob. Babylon, die grosse H.... Offenbarung Joh. 17, 4. Aehnlich the Lady of Rome, die kathol. Kirche. Trollope Barch. T. 150.

•schedule. Die einzelnen Piecen der zu einem Fascikel gehörenden Akten werden numerirt als Sch. a, b, c, u. s. w.

science, im ring die Geschicklichkeit, die „Theorie" im Gegens. der blossen physischen Kraft beim Boxen. Guy Liv.

scout, oxforder Ausdr. für das was gyp in Cambridge ist. L. giebt nur: Laufbursche.

scramble, s. Verlegenheit, schlimme Lage, und das Streben sich herauszubringen, Brooks Gord. Knot p. 31., und

a scrambling letter ib. p. 23, unordentlich, eilig.

to scrape one's feet, sich die Füsse beim Eintritt reinigen.

scratch. the corps is a family gathered together like what jockeys call a „scratch-team" — a wheeler here and a leader there, with just smartness enough to soar above the level of a dull audience, also wol ein Gespann von Pferden, die eigentlich nicht zusammen passen. scratch-race erklärt das Sl. D. a race where any horse, aged, winner, or loser, can run with any weights, in fact a race without restrictions. to. s. ist der professionelle Ausdruck dafür, wenn jemand sein Pferd vom Rennen zurückzieht und es aus der Liste der Pferde ausstreicht; s. Lever Davenp. Dunn III, 266 T.: matrimony is a match where you can't scratch and pay forfeits. cf. ib. 378 scratched my marriage; von einem cassirten Geistlichen ib. 208 he was scratched years ago. Andres scheint zu bedeuten II, 57: let her only enter for a match, and she'll be scratched from one end of England to the other: in den Wettbüchern als ein „favourite" bezeichnet?

scribing. M'Clintock voy. of the Fox p. 242 the heading of a cask has been brought on board, but the „scribing" upon it is very indistinct.

sea-cook. son of a s. c. üblicher term of abuse bei Seeleuten.

to season. a well seasoned meerschaum, angeraucht, Ad. Bede, I, 311. — s. in season and out of season, biblisch; zu allen Zeiten und an allen Orten. Sh. Brooks Gord. Knot p. 145, Trollope Barch. Tow. öfters; Citat aus 2 Tim. 4 v. 2.

second wind, to get the s. w. sich neuen Credit verschaffen, Guy Liv. (cf. to raise the wind).

seedy. Die slang-Bedeutung illustrirt gut Dickens Vergleich Sketch. 27: seedy as a cucumber.

to sell, slang, überh. = betrügen, täuschen; auch das Subst. a sell, eine Täuschung, eine Lüge ist sehr üblich.

to send up. Schulausdruck. Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 645: The Bishop of Lichfield whom we justly reckoned the first of his day, was, I think, „sent up,“ but four times during the whole of his stay in the fifth form. Der Knabe wird mit einem Zettel, auf dem sein Vergehen verzeichnet steht, zum head-master geschickt, der ihm die Strafe diktirt

senior, in L. und F. schlecht erklärt. Bei dem mathem. Examen for honours ist Senior optime der Name der ganzen zweiten Klasse; der der ersten ist wrangler, und der erste von ihnen ist der Senior wrangler. Senior fellows sind Inhaber gewisser Fellowships, deren Hauptunterschied von denen der Junior fellows in einem vier- bis fünfmal höherem Stipendium besteht. Die Erlangung hängt nicht ausschliesslich von der Anciennetät, sondern von sehr zahlreichen Sonderbestimmungen ab. Freie Concurrenz um die Stellen ist erst in neuster Zeit in Oxford eingeführt. Die seniors bilden auch eine Art Gericht, vor welches Studirende geladen werden, die sich eines besondern Vergehens schuldig gemacht haben. Die Berufung heisst to summon up a seniority, s. Farrar Jul. Home.

a sensation = half a glass of sherry, Austr. Fowler S. L. p. 53.

to serve a person out, nicht bloss durchprügeln (L.), sondern überhaupt: ihm tüchtig dienen, heimleuchten, strafen mit irgend einer Handlung; bes. Jemand „abführen,“ der sich einen Spass mit uns machen will; s. Macm. Mag. Jul. 1860 p. 225, served out the sophs completely.

set. Dick. Little. D. I, 85: lord set you up like a corner pin, Bedtg.? ob vom ninepins hergenommen? — to set up superiorities against ... sich Vorrechte anmassen über . . . Little Dorr. III, 85 T. to set up one's rest (s. F. und L.) auch ähnlich wie to pitch one's tent, Dick. Hard T. p. 15 T.

settlement. to have an income under settlement: nicht so, dass man frei über das Capital verfügen kann, sondern nur den Niessbrauch hat zufolge einer beim Heirathscontrakt gemachten Bestimmung.

to sew up one's stocking, Reade Love m. l. p. 364 und 400. Jemandem den Mund stopfen; üblich?

shady. there is a shady side to every thing in this world, Kavan. seven y.

to shake. Macm. Mag. Febr. 1860 p. 258: the rest of the men had shaken together well, sich gut an einander gewöhnt, sich zusammen eingearbeitet; von Körpern, die zusammen geworfen sich einfugen oder die Ecken verlieren; oft von Personen in Wagen, die Anfangs gedrängt und unbehaglich, nach längrer Zeit des Fahrens in bequemeres Sitzen gerüttelt werden.

shall and will are for the king, sprüchwörtlich bei eigensinnigen Kindern angewandt.

sharp at sums, wer einen guten Zahlensinn hat. Aeusserst üblich ist sharp practice, von feinerer Art Unredlichkeit, die nicht grade bis zum offnen Betruge geht, z. B. Dick Little Dorr. II, 85. business done on sharp principles. Hard T. 45 T. Lever Davenp. Dunn. III, 165 T. Aehnlich ready to do a sharp thing ib. II, 298. — at sharp five, genau um fünf Uhr.

shave. it was a near shave, es wäre beinah schlimm geworden. Macm. Mag. Apr. 1860, p. 461: so near a shave was it.

a shebeen or barraque, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 358; irisch?

sheep. Just as good for a sheep as a lamb, Lever Davenp. Dunn II, 244, vollständiger: a man may as well be hung for a sheep as a lamb; stiehlst Du einmal, so thu's ordentlich! da auf Stehlen von Schafen, ob jung oder alt, Todesstrafe stand.

shirker. a faint-hearted sh. of responsibilities, Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 109.

shoe. he will die with his shoes on: er wird gehängt werden; weil wer in seinem Bett stirbt, die Schuh nicht an hat, s. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 442.

to shoot a cover, ein Revier absuchen, Guy Liv.

a shoot. in einem Artikel der Westm. Rev. als Mittel vorgeschlagen, die in die Kästen gesteckten Briefe im Postamt leichter in das Innere gelangen zu lassen; wahrscheinlich = an inclined plain.

to shoot the moon, bei Nacht seine Möbel fortschaffen, wenn man den Hauswirth nicht bezahlt hat; Cornh. Mag. Sept. 1860. p. 361.

shooting-box, ein kleines Haus auf dem Lande, hauptsächlich mit Rücksicht auf Jagdzwecke angelegt.

shop. to talk shop, vom Geschäft oder überhaupt seinem Beruf sprechen, statt eine allgemein interessirende Unterhaltung zu führen,

Sh. Brooks Gord. Knot p. 300. Auch überhaupt der gewerbsmässige Betrieb einer Sache; Farrar Jul. Home: though a fair cricketer himself, he soon grew weary of the „shop“ about the game. — the shop sits heavy on him. Dick. Little Dorr. II, 270: he thinks he has a soul beyond the shop, er glaubt zu etwas Höherem geboren zu sein, Cornh. Mag. Dec. 1860, p. 601. — Ein Seemann schreibt: I cannot, at present, enter into any shop-business (Parry Mem. of Adm. Parry p. 158).

shot-silk. Changeant — Seidenzeug, das nach dem verschiednen Licht andre Farben zeigt.

shoulder. Troll. Barch. T. 226: he would work with them shoulder and shoulder, gleichmässig, von Wettrennen, wenn zwei Pferde gleichmässig laufen.

shout s. unter stand.

to show fight, der eigentliche Ausdruck für das Versetzen in die zum Boxen geeignete Stellung (L. zu allgemein: sich kampfbereit zeigen).

to show, intr. Cornh. Mag. Aug. 1860 p. 194: how the birch-trees clothed with their white and glistening bark showed like skeletons: glänzen, sich abheben vom dunklen Hintergrund.

to shut up, zum Schweigen bringen, Dick. Little Dorr. I, 93: he shut him up in about half a minute, cf. 231 it shuts them up, they haven't a word to answer. Macm. Mag. 1859 Dec. p. 96: I was quite shut up, konnte kein Wort hervorbringen; Dick. Little Dorr. I, 204: this shuts it up, bringt die Sache zu Ende = dies ist mein letztes Wort. Auch intrans. schweigen, übertr. überhaupt: aufhören, Lever Dav. Dunn I, 176: I shut up, ich schliesse den Brief. — Lever Dav. Dunn II, 23: if you push them (the horses) a bit, they shut up, stehen still.

shutters, oft als Tragbahre gebraucht, wenn Personen verunglücken; Dick. Little Dorrit I, 233: a litter hastily made of a shutter. Lever Dav. Dunn III, 265: a man that would send you home on a shutter if etc.

shy. Lever Davenp. Dunn I, 256: you are always talking to me of a fellow called Kellet — why not have a shy at him, es 'mal mit ihm versuchen; auch: mit Jemand anbinden; eine Sache probiren; to have a shy at Homer; etwas anders ib. II, 24: take a shy at Düsseldorf: schnell einmal hinüberfahren, Dick. Little Dorr. III, 107: a temporary shy at an entirely new scene and climats.

side. students who are on different sides, Farrar Jul. Home; die zu den grösseren colleges gehörigen Studenten sind oft in mehrere Abtheilungen getheilt, die nur zum Essen und in der Kirche zusammen-

kommen, in den Vorlesungen und in Geldangelegenheiten getrennt sind. side-candle, Trollope Warden 189 in der Bed.: Licht um zu Bett zu gehen. — side-winds, to beat about for s. w., Dickens Hard T. = to beat about the bush; doch von Schiffen übertragen, die den graden Cours nicht nehmen können (beat about), da ihnen der richtige Wind fehlt, und die daher mit halb conträren Winden (s. w.) so viel wie möglich vorwärts zu kommen suchen. — side-dishes, Davenp. Dunn I, 180 T. Gemüse, entremets, hors d'oeuvres u. dgl., die wenn das ganze Essen zugleich auf den Tisch gesetzt wird, an den Seiten der Tafel stehn, wäred hngdierossnen Fleischstücke die Mitte einnehmen.

to sift sunshine, Reade Love me l. etc. p. 240, von subtilen Speculationen, wol mit Erinnerung an Swift Gull. tr. in Laputa. Auch wird gesagt: to extract sunshine out of cucumbers.

sight. a good sight for soreeyes (vulg.) bei Troll. Barch. T. 85: a sight of you is good for sore eyes, in Bezug auf Personen, die sich selten sehen lassen. — to take a s., komische Benennung der Misstrauen, Hohn und Verachtung bezeichnenden Geberde, wenn man die ausgespreizte Hand mit dem Daumen gegen die Nase setzt (wie der Schiffer den Quadranten) und den kleinen Finger bewegt, eine Pantomime, die gew. zu dem von B. XXIII, 15 besprochnen „Walker" gebraucht wird. — a cannon is sighted (Times), das Visir an einer Kanone wird regulirt.

to sink the chambers, den Schacht zu einer Mine graben, Lever Dav. Dunn II, 280 T.

sink. auch als Fluch statt damn, Trollope Warden p. 38: sink them all for parsons.etc., ib. 39: sink his twopence.

to sit for a fellowship, in das Examen gehen. — to give a painter a sitting, zum Bilde sitzen, Thack. Newc. — I can't sit them for above a second or two, schwerlich üblich; gebildet nach stand them, Reade Love me l. etc. 108 T.

six. that is six to the half a dozen; einerlei. — to be at sixes and sevens. Das Sl. D. bemerkt über den Ursprung: The Deity is mentioned in the Towneley Mysteries as He that „set all on seven" i. e. set or appointed everything in seven days. A similar phrase at this early date implied confusion and disorder, and from these, Halliwell thinks, has been derived the phrase „to be at sixes and sevens." A Scotch correspondent, however, states that the phrase probably came from the workshop, and that amongst needle makers when the points

and eyes are „heads and tails“ (heeds and thraws), or in confusion, they are said to be at sixes and sevens, because those numbers are the sizes most generally used, and in the course of manufacture have frequently to be distinguished.

a size larger than . . ., um einen Grad grösser, Dick. Hard T.

skeleton in the closet, ein unangenehmes Geheimniss, das man vor den Augen der Welt verbirgt. Thack. Newc. hat ein besondres Kapitel darüber, Dick. Little Dorr. II, 19: to produce the family-skeleton, Sh. Brooks Gord. Knot p. 143. Aehnlich a peacock on the wall.

to skim over a newspaper, flüchtig durchlaufen, Lever Davenp. Dunn I, 100 T.

skin. brought up amongst fellows would skin a cat, Bed.? Lever Dav. D. p. 18.

skylarking, genauer als L. (Possen der Matrosen im Takelwerk) giebt Sl. D. unter Lark: mounting to the highest yards and sliding down the ropes for amusement which is allowed on certain occasions.

slate. S. Brooks Gord. Knot p. 55. . . . are to be found under the same slates, unter einem Dache. Hier mag beiläufig die Bemerkung Platz finden, dass im Schieferhandel die Tafeln nach Grösse und Stärke, nicht im Scherz, als Small Ladies, Large Ladies, Countesses, Duchesses, Queens, unterschieden werden; so dass es in einem Briefe ganz ernsthaft heisst: an order for 3000 queens, oder: those 5000 Duchesses you sent me last time were not of the best quality.

sledge. to throw the s., ein bes. in Schottland geübtes Wettspiel, wer den schweren Hammer am weitesten werfen kann.

to sleep on it, unbeachtet lassen L. schlecht; warum er nicht giebt „die Sache beschlafen,“ ist nicht abzusehen, da die Begriffe sich decken, s. z. B. Trollope Warden 185 (es findet sich to consult one's pillow). — to sleep wird es genannt, wenn ein Kreisel in seiner schnellsten Drehung vollständig still steht.

sleeve. Trollope Warden 205: another plan which he had in his sleeve, vorräthig, bereit haben; v. Taschenspielern?

slip. there's many a slip between the cup and the lip, sprüchwörtlich. Troll. Barch. Tow. 363.

slobber, in Reade Love me l. p. 78 cf. 116 T. in ähnlicher Uebertragung wie unser „begeifern“ = tadeln.

slop-work, überhaupt schlechte Schneiderarbeit, die man fertig gemacht kauft, Dick. Little Dorr. I, 320.

slow, familiär, von Gesellschaften u. dgl.: langweilig, Troll. Barch. Tow. 43. dann Gegens. zu fast in seiner slang-Bed. Macm. Mag. Apr. 1860 p. 459: the fastest of the fast and the slowest of the slow.

slum, nicht bloss Zimmer (L.), sondern mehr = Spelunke, Bordell, bes. back-slum (Cornh. Mag. Jul. 1860 „Hogarth").

small hours, die Stunden nach Mitternacht; immer wo vom Hineinschwärmen in den folgenden Tag die Rede ist: sehr üblich, s. z. B. Little Dorr. I, 80.

a smash = ice brandy and water, Austr. Fowler S. L. p. 53.

smear. a coat „smeared" with lace etc. Dougl. Jerrold men of char. I, 57.

smooth hores, glatte Läufe, im Gegens. zu rifled guns (Guy Liv.).

snub. Auch das Subst. hat die Bed. Nase, Verweis; to give somebody a snub.

snuff. Cornh. Mag. Jun. 1860. „Will. Hogarth." snuffed out übertragen von Jemand, dessen Ruhm gänzlich erloschen ist. exchange of the snuff-boxes, Bezeichnung des Beriechens der Hunde.

snuggery. L. sollte d. W. „Boudoir" geben. In Dick. Little Dorr. ist es fortwährend (z. B. I, 126, II, 251 T.) das kleine Kneiplokal im Marshalsea-Gefängnisse.

so said so done, wie gesagt so geschehen.

sodden, durch Wasser aufgeweicht; half-sodden turf-sods, Lever Dav. Dunn III, 137 T. — clothes soddened with wet, Dick. Little Dorr. I, 179 T.

soft soap (sl.), Schmeichelei, Amerikanism.

solitair, Grillenspiel L.; vielleicht ist Nonnenspiel bekannter; 32 Holzpflöcke oder Glaskugeln in 33 Löchern eines Brettes aufgestellt und nach Art des Damenspiels so geschlagen, dass zuletzt einer übrig bleibt. Das Spiel ist in England so üblich, dass z. B. folgende Stelle im Cornh. Mag. (Art. über Hogarth) Anspruch auf Verständniss machen darf: rolling about the board is not to be tolerated any length of time; we must peg in somewhere, and happy the man who finds himself in the right hole.

son-in-law, auch Stiefsohn, Thack. Newc. I, p. 38 T.

soph. Undergraduates sind junior sophs vor dem little go; senior sophs nach demselben. Die Wörter freshman, junior soph, senior soph, und questioner oder fourth-year man sind nicht spasshaft, sondern officielle Bezeichnungen. Uebrigens schreibt Carl Benson, Macm. Mag. Jul. 1860

in einem Artikel „My friend Mr. Bedlow, or Reminiscences of American College Life“: „the second-year students are called sophomores; why, nobody knows . . . But an erudite Yale Professor found out by dint of vast research that the epithet was formerly written sophimore“ und ib. 224: „These sophs (the usual abbreviation will serve to compromise the difference in orthography) have the traditional reputation of being the chief actors in such small amount of larking as goes on at Yale. Their particular speciality used to be hoaxing the freshmen“.

sorrow. the sorrows of Werther, Werther's Leiden. Aehnlich wie devil statt der Negation; sorrow a rap (q. v.), Lever Davenp. Dunn I, 43 T. = not a r.

soul. he was the very soul of honour in all his doings, die Ehre selbst; the soul of good nature, die Gutmüthigkeit selbst, Kavanagh Seven years. Cornh. Mag. März 1861: the soul of independence.

soup. Lever Davenp. Dunn II, 222 T. C. must have got his soup pretty hot, muss ihm schlimm gegangen sein; üblich?

south-downs, kleine schwarze (?) Schafe, wegen ihres zarten Fleisches geschätzt (Lever Davenp. Dunn II, 109) und daher besondrer Gegenstand landwirthschaftlicher Pflege (ib. III, 239).

the Southerly Buster, der Wind, mit dem mässigere Temperatur nach dem Herrschen des heissen Windes in Australien eintritt. Fowler S. L. p. 87.

space. to sweep into space (Trollope Tuscany), faded into sp. (Cornh. Mag. Jun. 1860, „Hogarth“), in den leeren Raum, in's Nichts = vollständig.

spar. Dickens Sketch. 449 T. Mr. Timson kept up a running spar with Mr. W. T. Angriffsstellung beim Boxen.

speaking of . . ., à propos. . . .

special. Während einer Reihe von Fällen vor Gericht werden gewisse Punkte für eine besondre Erwägung aufbewahrt. Sie werden dann nachher besonders zusammen abgemacht, und darüber bloss die barristers gehört. Sie werden als special argument bezeichnet und das Verfahren nennt man to sit in banco. Dickens Little Dorr. III, 197 to make a special case heisst es, wenn in einem Gesetze für bestimmte Personen oder Stellen aus Gründen eine Ausnahme gemacht wird. Troll. Barch. T. 256.

specific performance. Wird die Erfüllung eines Contractes

von einer Seite verweigert, so reicht die andre eine Erfüllungsklage ein, files a bill for specific performance. Solly Campbells II, 253.

spex, vulgäre Abbreviatur für I suspect? Sh. Brooks Gord. Knot p. 88.

spicy auch übertr.: a spicy remark, bitter, Lever Davenp. Dunn II, 337 T.

a spider, Austr., = lemonade and brandy, Fowler S. L. p. 53.

spirit-rapping, Geister- oder Tischklopfen. Die ganze Terminologie s. in einem Artikel darüber in Cornh. Mag. 1860 Aug. (p. 212).

spirt. he spirted it into Mr. F.'s face, = to flip? einfach: Jemand (ein Papier) in's Gesicht werfen.

a spitch-cooked chicken? Macm. Mag. 1859 Nov. p. 24.

splitter. I have got such a splitter of a headache, Cornh. Mag. Juni 1860; a splitting headache sehr üblich.

sponge-cake. Nicht zu grosse Biscuits von dem Teig, den wir Sandtorte nennen.

spoon, to hang up the spoon = sterben.

spooney. You seemed to get rather spooney on me, Reade Love me l. etc. 373 T., cf. Lever Davenp. Dunn III, 164: not actually in love but only spooney, also von blosser Liebelei. Cornh. Mag. Sept. 1860. p. 299. — So when we were spoons together, in den Tagen, wo wir noch leichte Liebesabenteuer trieben.

spout. Wasserröhren werden so angebracht, dass auf Jemanden, der an der Mauer eines Hauses ein Bedürfniss befriedigen will, Wasser herabtröpfelt. Demzufolge ist „beware the spout" = dieser Ort darf nicht verunreinigt werden.

sprayey. Lever Davenp. Dunn III, 54 T.: Heaths and ferns mingled their sprayey leaves with the wild mystle and arbutus.

spring-van, Dick. Sk. 445 T. ein leichtes bedecktes Gefährt, um delicate Gegenstände zu transportiren; Ad. Bed. I, 129: It'll do no good to sit in a spring-cart o' your own, if you've got a soft to drive you.

sprinkling machine, Wagen zum Sprengen der Strassen. Oliver Wendell Holmes, Autocrat of the breakfast table. p. 24.

square. Lever Davenp. Dunn I, 153: the horses he had „nobbled," the jockeys „squared" etc.?

stable. to lock the stable-door when the horse is stolen: den Brunnen zudecken, wenn das Kind ertrunken ist.

stake and bound. Guy Livingst. p. 21 T.: ein Hinderniss beim Wettreiten.

to stalk a deer, Troll. Barch. T. 371; eine besondre Art Jagd in den Hochlanden, bei der man sich den Hirschen kriechend auf dem Bauche nähert. Cornh. Mag. Ap. 1861 p. 398 (a girl) stalked a man to Paris.

stand. to sell the crop standing, die Frucht auf dem Halme verkaufen. — stand and deliver, ein von Strassenräubern ebenso üblicher Ausdruck wie: la bourse ou la vie! s. Dickens Two Cit. I, 6 T. cf. Thackeray Engl. hum. 10 T.: Leighton, Curious traditions etc., Edinb., W. P. Nimms, 1861, p. 10: the old watchword: Standand deliver. the horse stands full 16 hands, misst 5 Fuss 4 Zoll engl. — stand-house, bei Wettrennen das Haus, wo die Richter sitzen und die Namen und Nummern der Pferde ausgehängt werden, Lever Davenp. Dunn I, 166, III, 22 T. — stand-off, adjectivisch = zurückhaltend vom Benehmen, doch wohl nicht üblich, ib. I, 311: is he stiff, haughty, grave, gay, stand-off or affable?

to stand, v. a. „poniren,“ sehr üblich; z. B. Macm. Mag. März 1860 p. 323. Doch nicht bloss vom Essen und Trinken, cf. ib. Dec. 59 p. 92: if they would stand a whip of 5 shill. a man. Fowler S. L. & S. p. 53 giebt für Australien zwei slang-Ausdrücke dazu: to pay for liqnor for another is to „stand,“ or to „shout“ or to „sacrifice“. — he knew that it stood him to do so, if he possibly could, Troll. Barch. T. 394. Wol nicht eben üblich.

stand-up. adj., a good stand-up fight in a good cause is a good thing, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 290.

stars and stripes. Die amerikanische Flagge.

to start to one's self, Dickens Two Cit. I, 22 T., aus dem Schlafe auffahren.

station-master. Bahnhofsinspector.

status. a sure status in society, Lever Davenp. Dunn I, 54 T., the then status of the London actor, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 366: the social status, Ol. W. Holmes, Autocrat of the breakfast table, p. 25.

statute-book. Das englische Landrecht, so zu sagen; d. h. der Theil des englischen Rechts, der in Parlamentsakten besteht.

to steal a march. Die militärische Bedeutung erklärt besser als L. folgende Stelle aus Lever Davenp. Dunn III, 312: you stole a march on me — moved off without beat of drum, and took up a position before I was stirring.

steeped, auf Kenntniss und Wissen übertragen wie das latein,

imbutus; steeped in slyness, Bulwer What will etc., cf. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 401: st. in selfishness.

stem-hall; My Novel I, 133 T., von Bulwer gebildet um das deutsche „Stammschloss“ auszudrücken, wofür ein Wort im Englischen fehle.

stewy. schmorig, von riechender Luft, Russell Diary.

stiff. a stiff one, stiff 'un, sl. = ein Todter. Hierauf beruht die Pointe von Dick. Sk. p. 410.

stir. the more you stir in it the more it stinks, sprüchwörtl. in My Novel, Bulwer.

stock. that girl comes of the wrong stock to give up anything, Guy Liv.: ihre Familie giebt nichts so leicht auf.

stock. one of our stock-stories, Dick. Christm. Carol, eine stehende Geschichte, die immer wieder erzählt wird, Brooks Gord. Knot. p. 2.

stone-fence = ginger-beer and brandy, Austr. Fowler S. L. & S. p. 53.

stool. between the two stools the country may one day go to the ground, Dundon. Autob., es ist die Rede vom Kampf zweier Principien im Staate, das Sprüchw. ist: between two stools one falls to the ground, in der Regel in Bez. auf Hoffnungen, deren eine uns täuscht, während wir die andre in Rechnung auf sie aufgegeben haben, s. Troll. Barch. Tow. 156, 212, 215. — to kick the stool from under one, sich selbst der Hülfsmittel berauben.

stool. Little Dorr.: a stool and five shillings a week were found for T., als Bezeichnung einer Schreiberstelle bei einem attorney; wohl nicht allgemein üblich.

stoppage. Das Verfahren von Wagen in einer Strasse, Dick. Sk.

a straight-goer, Guy Liv., = a horse who goes straight at his fences, das vor Hindernissen nicht scheut.

strain. Guy Liv.: we have not quite so much evidence as I could wish. It would be straining a point to arrest him as it stands, zu weit gehen.

a stray question, eine Querfrage.

strike. to strike down to Naples, schnell hinunterreisen (Guy Livingst.). — she struck into a side-path, bog ein, Dick. Hard T. — to strike out for a sinking man, von der Schwimmbewegung, Farrar Jul. Home. — strike me bountiful steht für einen Schwur, wie str. me dumb, ugly u. dgl. — Dick. Sketch 458. at ten struck, Schlag zehn (Kavanagh Seven years). Wohl kaum üblich.

strong. to bring a man forward on his strong ground, von seiner starken Seite zeigen, Troll. Barch. T.

to stump. auch vom schlechten Ausfall eines Examens; Farrar Jul. Home: I shall be stumped in the greek iambi, vom Cricket übertragen.

subject to dilapidations, verantwortlich für, verpflichtet, dafür aufzukommen, Trollope Barch. T. 87.

sue a beggar and catch a louse, sprüchw.?

sufferance. does he chose to hang on sufferance and hope to be taken, provided Miss can get no better, nur geduldet zu sein, in Geduld zu harren; Thack. Newc.; cf. Lever Davenp. Dunn I, 24: a class he merely mixed with on sufferance, nur als Geduldeter.

sun. as honest as the sun, Little Dorr. I, 290.

a sunshade. eine Art Sonnenschirm.

suppose. the sky were to fall, what would become of all the larks? oder larks will be cheap, spottend gegen Jemand, der mit if oder suppose spricht.

surface. his surface eyes looking as if they belonged to his dyed hair: Augen, die nicht in's Innere blicken lassen? Dick. L. Dorr. II, 201.

suspend. komisch für to hang out, wohnen, q. v.

sus. per coll. (suspensus per collum) written against one's name; Bezeichnung der Todesstrafe durch Strang in amtlichen Registern, Cornh. Mag. „Will. Hogarth“ Aug. 1860.

to swamp. vom Kahn übertragen: das Uebergewicht haben, den Ausschlag geben, das meiste gelten, Macm. Mag. 1859 Nov. p. 12: the fast set then swamped and gave the tone to the college. So: the majority swamps the minority u. dgl.

swear. enough to swear by it, eine geringe Quantität zu bezeichnen, z. B. is there any butter left? — Yes, just enough to swear by.

sweet chestnut trees, ächte Kastanien.

swell. nicht bloss, wer sich in Bez. auf Kleidung (L.), sondern überhaupt wer sich hervorthut, so z. B. Farrar Jul. Home: he has come out swell von wissenschaftlicher Tüchtigkeit. — wood swells, quillt. —

swing. Captain-Swing, Herr Galgenstrick, L., giebt keine recht deutliche Vorstellung. Es war die übliche Unterschrift, die man zur Zeit einer grossen Aufregung in den Agricultur-Districten den Brandbriefen gab, die man wegen Erpressung höherer Löhne an die Pächter schickte; Anspielung darauf Dick. Sketch. p. 412: „bit of swing.“

swirl (Farrar Jul. Home), schott. = eddy.

T. Zu der Redensart „to suit to a T“ (cf. L.) bemerkt Sl. D.: perhaps from the T-square of carpenters, by which the accuracy of work is tested.

table-turning, Tischrücken, cf. spirit-r.

tail. Reade Love me l. etc. 118 T.: something unusually keen flashed upon Aunt B. out of the tail of the quiet L.'s eye, ib. p. 235 Miss L. noticed this out of the tail of her eye, scheint für corner zu stehen.

to take. taken in and done for, aufgenommen und versorgt, häufig gebrauchtes Wortspiel mit der slang-Bedtg: „betrügen“ beider Wörter. — Was L. unter to take out of — anführt, steht oft ohne die letztere Präposition: so Dick. Hard T.: give your money and take it out, schlagen Sie den Preis heraus. Die Sache steht mit in: he gives him a good deal of money, but he takes it out in abuse; they take it out in 50 per cent, Lever Dav. Dunn I, 57. — Carriages are to take up at a quarter before one, ihre Herrschaften abzuholen, vorfahren; so bei Gesellschaften üblich, Troll. Barch. Tow. 69 — one man can take a horse to water, but a thousand can't make him drink, sprüchwörtlich, Troll. Barch. T. 292. — to take oder take in a paper, eine Zeitung halten; an to keep a p. erkennt man den Deutschen: Shirley Brooks Gordian Knot p. 2., taking in the Times, Cornh. Mag. März 1861 p. 319. cf. ib. Apr. p. 504. he never took long to mature his plans, braucht lange Zeit. — to take a lady out: eine Dame zum Tanz auffordern; Cornh. Mag. Aug. 1860 p. 176; sonst auch to lead out, Reade Love me l. 237 T. — the takeoff, der Punkt, von wo zum Sprunge abgesetzt wird, Guy Livingst.

talk. he had managed matters so as to get her talked of with Mr. T.: sie in's Gerede zu bringen mit ihm.

to tap the shoulder, das Verhaften, Bezeichnung des Geschäfts eines Bailiff, Cornh. Mag. 1860 Sept. 369.

tap. if it was of the same tap, he had rather not, Dick. Christm. Car. So sagt man: he keeps capital tap; that's a very good tap of yours.

tapped contemptous lips, Dick. Little Dorr. II, 146?

a taradiddle. eine Lüge, Kavanagh Seven years.

Tattersalls, berühmtes Etablissement für Alles, was Kauf und Verkauf der Pferde angeht, in der Nähe von Hyde-Park.

teaze. auch subst.: you will think me a great teaze, Quälgeist.

to teazel. Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 100: well teazeled broadcloth, decartirt.

teeth. Kavanagh Seven years schreibt auch: in the teeth of law, dem Gesetz zum Hohn.

to tempt out und forth (Dick. Hard T.) hervorlocken, z. B. ein Thier aus seiner Höhle.

to term. Bedingungen stellen, Little Dorr. IV, 177: I don't like to term you unreasonable. Wohl nicht üblich.

tether. Spannseil (L.) ist nicht sehr deutlich; es ist namentlich das Seil, mit dem ein Thier auf der Weide und sonst angebunden wird, damit es nicht zu weit läuft, und wird davon häufig übertragen: I want to know the extent of my tether, wie weit ich gehen darf; so Trollope Tuscany: they had nearly run to the end of their tether, an's Ende ihrer Befugnisse gekommen; to ride the principles to their utmost tether, Times. — the tether of his mortal coil, die Zeit, die er noch zu leben hatte, Trollope Barch. Tow. 267.

thaw. übertragen: Reade Love me l. 55 T.: what do I ask them for, but to thaw Talboys! zum Sprechen bringen, machen dass er die Förmlichkeit ablegt.

thin as a post. —

thing. I'm not quite the thing in my stomach, Trollope Barch. T. 130: mir ist nicht recht.

this. In L. fehlt: I shall leave this for England, werde von hier nach E. abgehen; so z. B. Lever Dav. Dunn I, 37. 197 ib. from this to Newmarket; auch von der Zeit: jetzt, ib. 186: I should have my troop by this. will this lead me to ... ist dies der Weg nach ...?

throw. Trollope Barch. T. 271: Mrs. B. was thrown much with the St.'s: kam durch Zufall viel mit ihm zusammen.

thunder. In running away from the thunder I have run into the lightning — vom Regen in die Traufe.

ticket of leave beschränkt sich jetzt nicht mehr auf die Strafcolonien (L.), es wird nach längrer guter Führung in England selbst gegeben, doch ist damit etwas verbunden, was wir Stellung unter polizeiliche Aufsicht nennen würden.

to tide over. von Schiffen sehr oft übertragen: the difficulty was tided over, Trollope Tusc. Dickens Little Dorrit IV, 118 T.: is it impossible, sir, to tide over the present? — Lever Davenp. Dunn I, 161: now we might tide over the house, but the press would surely ruin all. Cornh. Mag. März 1861: to tide him over some difficulty.

tie. gleiche Zahl, L., technischer Ausdruck beim Schiessen: to shoot a tie, gleiche gute Nummer schiessen mit Jemand.

to tie up. von Grundbesitz oder Vermögen, über das durch ein settlement oder dgl. die freie Verfügung entzogen, und wovon nur der Niessbrauch gestattet ist; the land is tied up, Lever Dav. Dunn I, 78. Dickens Little Dorr. I, 101, 102.

tiff. to take a tiff at, übel nehmen.

tilt. auch allgemein übertragen: I cannot share in the tilt with them, mich mit ihnen messen, Lever Dav. Dunn I, 107 T.

time! ist der Ruf, mit dem der Unparteiische beim Faustkampf zum Beginn eines neuen „round" auffordert, nachdem er, die Uhr in der Hand, dem Ueberwundnen die üblichen Erholungsminuten gestattet, s. Guy Livingst. Darauf bezieht sich Dickens Hard T. p. 8 T.: to render the adversary deaf to the call of time. — Dickens Little Dorr. I, 164 T.: he timed the dog, nach der Uhr sehen und eine gewisse Zeit geben bei einem match against time, worüber s. L. unter time. — time table auch Fahrplan bei Eisenbahnen.

tip. she saw a star just within the tip of the crescent moon, die Hörner des M. — to miss one's tip, s. miss. — tip over = hand over; sl.

to. Eigenthümlich ist der Gebrauch in: he spoke to an act of intercourse having taken place between them (Times), zugestehen; der Rechtssprache eigenthümlich: I can't speak to his character; dafür bürgen. M'Levy, Curiosities of Crime, Edinb., W. Kay, 1861: p. 97: you can speak to their identity, bezeugen.

toe. to go toes up, Lever Davenp. Dunn I, 183 T.: sterben, cf. ib. III, 183.

togged out. Lever Dav. Dunn I, 334 T.: aufgedonnert wie well togged, ib. II, 225. Das Wort soll ursprünglich ein Seemannsausdruck sein.

tone. Trollope Barch. Tow. 150: gradually his mind recovered and made its tone, gewann seine gewöhnliche Haltung wieder; wohl nicht sehr üblich.

tongue. lest Miss Emery's long tongue should carry back to London what was by implication not true. A life for a life. — So Reade Love me l. 161: your tongue was too long for your teeth; sehr gewöhnlich ist: you had better keep your tongue between your teeth; beides sl.

to tool. allein = kutschiren, fahren, Lever Dav. D. I, 331: tool him along to Brussels; sl.

top. the mare scarcely topped 15 hands, mass kaum über . . . — tops and bottoms, eine Art Zwieback, so gebacken, dass immer zwei Stück auf einander gelegt und dann durchschnitten und für Kinder

eingeweicht werden, Anspielung Bulwer My Novel I, 55 T. — Zu top-sawyer fehlt bei L. die erste Bedeutung; s. Sl. D.: a Top-sawyer is a piece of Norfolk slang, and took its rise from Norfolk being a great timber county, where the top sawyers get the double wages of those beneath them. Lever Davenp. Dunn 343 bedeutet es einen Mann aus hoher Familie, in Dick. Little Dorr. I, 93 Jemand, der in Sprachen sehr gewandt ist. — to be at the top of the tree, Dickens Hard T.: oben auf sein, cf. Lever Davenp. Dunn III, 3: I am certain to be at the top of the tree at last. — Little Dorr. I, 297.

to tot up. Lever Davenp. Dunn II, 281: but if you come to tot up suits at Nisi Prins, suits in Equity, searches at the Herald's office etc. (sum total), zusammenrechnen.

touch-and-go. Macm. Mag. März 1860 p. 336: it was touch and go though. Lever Davenp. Dunn III, 278: he was always attached to him, but whenever it was really a touch-and-go thing, a nice operation, then he'd say etc.: eine gefährliche Sache, die grosse Geschicklichkeit erfordert. Soll vom Fahren hergenommen sein, da geschickte Kutscher einen Triumph darin fanden, einem Gegenstande nicht sowol auszuweichen, als vielmehr so hart an ihm vorbeizufahren, dass sie ihn eben berührten, ohne doch ihrem Fuhrwerk Schaden zu thun. touch and go wird also von Dingen gesagt, wo eine Gefahr nahe lag, wo es nah daran war, hart an's Leben ging u. dgl. (ähnlich it was a near shave, q. v.); oder es bedeutet das nur obenhin Berühren einer Sache, wie Dickens Little Dorr. I, 167 T.: this light-in-hand young Barnacle ... this touch-and-go young B. = superficial.

to tow, was bei uns „einen Kahn trödeln" heisst; tow-rope, das dazu gebrauchte Seil; towing-path, der Trödelweg am Ufer eines Flusses oder Canals (Farrar Jul. Home).

tower hamlets, ein Inbegriff von Vorstädten Londons mit etwa 1/2 Mill. Einw. meist von Häusern der niedrigsten Art: sie haben vier besondere Vertreter im Parlament, gewöhnlich sehr demokratisch.

town and gown rows, die Prügeleien zwischen „Burschen und Knoten" auf den Universitäten, Macm. Mag. Febr. 1860 p. 261 sqq. Der Ruf „Bursche 'raus" ist: „gown, gown!", der der Gegenpartei: „town, town!", und die Parteien werden als the town und the gown (verb. mit plural) unterschieden.

trace. you kept him up to the traces, Guy Liv., wie wir: Einen im Geschirr halten, ihm viel zu thun geben.

training. eigentlich von Pferden, was man auch condition (cf. unter put) nennt, dann auf Menschen übertragen, I am in capital training for my tour through . . ., Dick. Hard T.

transmitter. Savage, the Bastard: the tenth transmitter of a foolish face. Fortpflanzer; wie man von dem zehnten Earl v. X. spricht.

to travel out of record, in gerichtlicher Redeweise: vom vorliegenden Gegenstande sich entfernen, abschweifen, Dick. Little Dorr. IV, 160.

treacle. a tr. smile, Reade Love me l. 222 T.

to tread the water. Macm. Mag. 1859 p. 20, entspr. dem Deutschen.

trews. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 451: schottisch für trowsers.

trifle. Oft bei Steigerungen, wie a trifle too long; so a trifle severe, Reade Love me l. p. 90 T. cf. 168: Dick. Little Dorr. II, 214.

trim, von Schiffen häufig auf Menschen übertragen: I am in capital trim to-day.

tripos, mag möglicherweise mit dem Begriff des Trienniums (B.) zusammenhängen, doch schon der Unterschied zwischen classical und mathematical tr. zeigt, dass diese Bedeutung nicht mehr damit verbunden wird. Es ist = examination for the degrees. Der Ausdruck kommt wol von den drei Klassen, in welche die Examinirten nach dem Ausfall rangirt wurden. Oft in Farrar Jul. Home.

trivet, Dreifuss L.; doch wurde nur unter dem Namen ein dreieckiges Geräth bezeichnet, welches vermittelst vier Haken vorn in das Gitter des Kamins so eingehakt wurde, dass man Kessel u. dgl. daraufsetzen kann, ohne sie über das Feuer selbst zu bringen. Aus dieser Art es zu befestigen, scheint die Redeweise entstanden zu sein: as right as a trivet, die sehr üblich ist, cf. Lever Davenp. Dunn III, 331: it will suit my (betting-) book to a trivet. Auch an einem Brunnen angebracht, den Eimer darauf zu stellen: Tales and Novels repr. from Household Words I. p. 209. T.

troop. to get one's troop, Rittmeister werden, Lever Dav. D. I, 186.

trotter. American trotters, Lever Davenp. Dunn I, 92. Reisende?

trunk-road. Hauptstrasse, trunk-line (Guy Livingst. u. Trollope, Framley Parsonage in Cornh. Mag. 1860 Juni) Hauptlinie zum Unterschiede von Zweigbahnen.

truss. Dougl. Jerrold Men of char. I, 15 T: they swore that but for the kindness of Sir S., Job had been trussed at the assizes, wie ein Vogel zugerichtet für den Galgen?

truth. of a truth, wahrhaftig, gewiss; häufig, z. B. Lever Dav. D. III, 34, auch of a verity, z. B. ib. I, 25: and Mr. S. did sit down and of a verity his position denoted no excess of ease or enjoyment.

to try. it tries you, auch = it puzzles you; so it tries my temper; a very trying child, setzt die Geduld auf die Probe. — In der Schule = Fragen vorlegen (Dick. Hard T. p. 9: I'll try you again), so auch trial = Examen (Farrar Jul. Home oft). to try on, versuchen ob man bei Jemand mit etwas durchkommt, mit der Nebenbedeutung des Verschmitzten, so Lever Davenp. D. III, 196, Dick. Little Dorr. III, 49. — to try back, sich von einer Sache zurückziehen, ib. III, 164: she was marvellously quick to discover that she was astray and try back, cf. ib. 228.

to tuck in, begraben, Lever Dav. D. I, 330: auf den Sarg vom Bett übertragen, dessen Kissen und Decken man Jemandem vorsorglich unterstopft, ihn warm zu halten. Bei Schulknaben ist es ein slang-Ausdruck für essen, s. Cornh. Mag. 1860 Sept. 382.

tug. auch Schleppschiff, Bugsirschiff, Dick. Little Dorr. I, 218 und oft sonst.

turn. if you would do a hand's turn now and then about the kitchen, einen Handreich thun (Tautph. Init.); not able to do a hand's turn for myself, Lever Dav. D. I, 78. — four years just turned, Dick. Little Dorr. I, 197: eben vier Jahr gewesen, cf. Cornhill Mag. Sept. 1860 p. 275: the little princess just turned of three years old. I had got such a turn sagt Jemand, der durch etwas unangenehm berührt wird: you gave me such a turn . . . hast mich so erschreckt. — done to a turn: Braten, der so vortrefflich gerathen ist, dass eine Umdrehung des Spiesses mehr oder weniger ihn verschlechtert hätte, Reade Love me l. p. 18. — to turn, Lever Davenp. D. I, 76 T.: you're a poor struggling man and are well pleased to turn a penny in a small way, sich durch kleine Geschäfte — verdienen. — those who can't turn can't spin, sprüchwörtlich von Denen, die ihren Worten später eine andre Deutung zu geben suchen. — he can no more comprehend a joke than he can turn a tune, Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 124, Bed.? — he has some money to turn round with, Geld, um etwas anzufangen; cf. Dick. Sk. p. 457. — to turn the points, die Weichen stellen.

turnip-driller. Troll. Barch. Tow. 183: ein landwirthschaftliches Instrument, womit die Löcher gemacht werden, Rüben darin zu säen.

a twenty-four, ein Vierundzwanzigpfünder. Die Breviloquenz

ist wol nicht für alle Caliber gleich üblich. Gelesen habe ich auch a thirty-wot.

twinkling. in the tw. of a bed-post, im Augenblick, scherzhaft üblich.

twist. I cannot twist my tongue to it, kann meine Zunge nicht dazu bringen, daran gewöhnen. — he seemed to have the knack of twisting these men round his finger, Kavan. Seven y.

a twoheaded plan. Reade Love me l. 193 T.

Twoshoes, ein endearing term für Kinder, Little Dorr. IV, 94.

underhorsed. schlecht beritten, Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 689.

underhung. Macm. Mag. Nov. 59 p. 20: he had the trick which many underhung men have of compressing their upper lip, mit hervorragender Unterlippeo; ebens overhung, das Gegentheil.

Union. auf den Universitäten Oxford und Cambridge eine Gesellschaft, zu der die grosse Mehrzahl der Studenten gehört. Sie versammelt sich, um über politische, historische und literarische Gegenstände zu debattiren, und ahmt dabei alle Formen des Unterhauses nach; es werden dort z. B. den Ministern Misstrauensvota gegeben; oft erwähnt z. B. Macm. Mag. Nov. 1859 p. 13. Thackeray Engl. Hum. pr.

union-man. „Good and steady workmen wanted. No union-men need apply.“ Londoner advertisement. Solche Arbeiter, die nach dem grossen strike 1859 sich vereinigt haben, nur unter gewissen Bedingungen und geringere Zeit zu arbeiten. Doch gab es trade-unions schon in den zwanziger Jahren.

untruism neben truism, gebildet von Troll. Barch. T. 41.

U. P. it's all U. P. with him, im Gespräch scherzhaft für up. — up häufige Breviloquenz für: in London, im Gegensatz zu down = in the country; so up-passengers-office, Billetverkauf für Personen, die nach L. wollen u. dgl. the up-train, Adam Bede I, 243. In den Universitäten ist der Gebrauch umgekehrt. — to have one up for, anklagen, Prozess machen, vulg.; Farrar Jul. Home: I'll have you up for assault; cf. Lever Davenp. Dunn II, 235: have me „up“ on that charge. — subst. ups and downs, Wechselfälle, z. B. Kavanagh Seven y. human life is made up of ups and downs, cf. Lever Davenp. Dunn III, 105: inured to the ups and downs of fortune, Dick. Little Dorr. IV, 146. Corch. Mag. Apr. 1861 p. 382.

uppermost. to talk of everything that comes uppermost, sehr üblich, z. B. Lever Davenp. Dunn III, 178, ib. 54: Cornh. Mag. Sept. 1860. p. 300: speak out what came uppermost to her tongue.

utility-man, ut.-actor, technische Benennung einer besondern Charge beim Theater, Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 748.

Van John. Hazardspiel mit Karten, aus vingt-et-un entstellt, Macm. Mag. Dec. 1859 p. 102; ib. Febr. 1860 p. 252.

vengeance. with a v., in der Umgangssprache als Verstärkung zu andern Worten zugesetzt: so a madman with a vengeance, Dick. Sketch. 420 T., Fowler S. L. & S. p. 43: digging in Australia is work with a vengeance: schwere Arbeit. Bei Shakesp. Pericl. II, 1 pr. findet sich ebenso: come away or I'll fetch thee with a wannion.

village. the little v., scherzhaft für London, Macm. Mag. Febr. 1860 p. 252.

virtual, auch das eigentliche Wesen der Sache im Gegensatz der trügerischen äussern Erscheinung: a man virtually retired from business, der sich eigentlich zurückgezogan hat.

visiting governess, die nicht im Hause wohnt, sondern kommt und Stunden giebt, Lever Davenp. Dunn I, 40: üblicher ist daily g.

vote as to want of confidence, Misstrauensvotum.

wait. In L. fehlt die Verbindung: to wait breakfast, dinner etc. for a person.

waiving. abgesehen von, Little Dorr. I, 4: so far, and waiving their use for himself, a clockmaker could have made a better pair (of eyes).

walk. I must try if I can't walk it off, durch Gehen (die Grillen oder dgl.) los werden, Kavan. Seven y. — to walk the hospitals, der eig. Ausdr. bei jungen Medicinern, die unter Leitung eines Oberarztes ihren praktischen Cursus in den Krankenhäusern durchmachen, Brooks Gord. Knot p. 31. Macm. Mag. Aug. 1860 p. 341. John H. Stegall etc. p. 190. walk, in der Bed. v. line, Branche, Dick. Little Dorr. III, 108: he painted anything, if he could get the job. He had no particular walk. cf. id. Sketch 455: in a milk-walk.

Walker. Auf die von Büchmann XXIII p. 35 gestellte Frage giebt das Sl. D. folgende Antwort: Walker! or Hookey Walker! an ejaculation of incredulity, said when a person is telling a story which you know to be all gammon or false. The „Saturday Reviewer's" explanation of the phrase is: „years ago, there was a person named Walker, an aquiline-nosed Jew, who exhibited an orrery, which he called by the erudite name of Eiduranion. He was also a popular lecturer on astronomy, and often invited his pupils, telescope in hand, to take a sight at the moon and stars. The lecturer's phrase struck

his school-boy auditory, who frequently „took a sight“ with that gesture of outstretched arm and adjustment to nose and eye, which was the first garnish of the popular saying. The next step was to assume phrase and gesture as the outward and visible mode of knowingness in general.“ A correspondent, however, denies this, and states that Hookey Walker was a magistrate of dreaded acuteness and incredulity, whose hooked nose gave the title of beak to all his successors; and, moreover, that the gesture of applying the thumb to the nose and agitating the little finger, as an expression of „Don't you wish you may get it?“ is considerably older than the story in the Saturday Review would seem to indicate. There is a third explanation of H. W. in Notes and Queries IV, 425.

walking gentlemen. Statisten auf der Bühne, die nicht zu sprechen haben; Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 748. Auch nennt man so in den grossen Magazinen diejenigen Commis, die bei den in denselben erscheinenden Damen umherzugehen und zu fragen haben, was ihnen gefällig ist, worauf sie dieselben an den Platz führen, wo der betreffende Artikel verkauft wird.

wall. to push to the w., in die Klemme bringen, häufig in Lever Davenp. Dunn, z. B. I, 157; II, 95. 218. Troll. Barch. Tow. 129: they habitually looked on the sunny side of the wall, die Sachen von ihrer heitern Seite betrachten.

'ware hawk, als Ausruf, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 363.

warm. a nice warm taste, gelindrer Grad dessen, was hot vom Geschmack ist.

wash. that won't wash, modernster slang für: that won't do?

waste-word, ein Ausdruck, den sich Jemand so angewöhnt hat, dass er ihn häufig und oft fast bedeutungslos anwendet, wie „you know“ und dergl.

waterman. Ein geübter Rudrer, Segler; einer, der auf dem Wasser gut zu Hause ist, Macm. Mag. Nov. 59 p. 19. cf. Cornh. Mag. Febr. 1861 p. 231: Thames watermen.

way. Where there is a will, there is a way, sprüchwörtlich, z. B. Davenp. Dunn I, 334. — Dick. Little Dorr. I, 213: a man came into the room with so much way upon him, that he was within a foot of C. before he could stop, übertragen von einem Schiffe: w. ist die Bewegungskraft desselben durch das Wasser, a ship with so much way upon her.

weak as a rat.

wedge. to drive a wedge into a mystery, Guy Liv. und oft sonst; auch: to get the thin end of the wedge in, den Anfang zur richtigen Lösung einer Aufgabe machen. L. hätte unter wooden, wo er wooden spoon anführt, wooden wedge hinzusetzen sollen. Nach mündlicher Mittheilung ist w. sp. der Letzte der dritten Klasse auf der Liste der mathematical, w. w. der Letzte in der classical tripos. Das Sl. D. setzt über den Ursprung des letztren Namens hinzu, im J. 1824, wo die classical tripos eingeführt worden, habe es sich gefügt, dass, nachdem wooden spoon schon lange im Gebrauch gewesen, bei diesem ersten Male der Name des Letztern in classics, Wedgewood war.

weed. evil weeds never wither, sprüchw., Kavanagh Seven y. — a weed, eine Cigarre. — Davenp. Dunn I, 24: he bore the same relation to a man of fashion that a „weed“ does to a winner of the Derby: that is to say to an uneducated eye there would have seemed some resemblance; and just as the „weed“ counterfeits the racer in a certain loose awkwardness of stride and an ungainly show of power, so did he appear to have certain characteristics of a class that he merely mixed with on sufferance. Danach ist weed ein unedler Gaul mit langen Füssen, der etwas vom Aeussern des Vollblutspferdes hat.

well. to let well alone; mit dem, was man hat, zufrieden sein, nicht mehr verlangen. Sweden has been advised by England to let well alone in the Danish quarrel (Times), den Dingen ihren Lauf zu lassen, sich nicht darein zu mischen. — s. climbing to a high chamber in a well of houses, he threw himself down in his clothes etc. Dickens Two Cit. Bedtg?

well-to-do, soll nach der Vorschrift der Engländer nur prädicativ gebraucht werden; doch fehlt es nicht an Beispielen für den attributiven Gebrauch, Nat. Rev. Jul. 1860 p. 208: the substantial importance of the well-to-do farmer. Fowler S. L. p. 70: he is a well-to-do merchant, jovial and portly in aspect. Sh. Brooks Gord. Knot 117: the solvent and well-to-do tradesman. a well-to-do seafaring man, Cornh. Mag. März 1861 p. 307.

wet. Dick. Little Dorr. I, 174: muddled the business, addled the business, tossed the business in a wet blanket, wie to throw cold water upon . . ., es ganz verderben, zu nichte machen.

wheel. to put one's shoulder to the w., tüchtige Anstrengungen

machen, Trollope Warden p. 43, cf. Barch. Tow. 149; auch put our s. on the plough (Kavanagh Seven y.). — to break flies on the wheel; zur Erreichung kleiner und gewöhnlicher Zwecke grosse und ungewöhnliche Mittel anwenden, besonders in Bezug auf Rache, Strafe u. dgl. s. Dickens Little Dorr. IV, 53 T.: he deplored the necessity of breaking mere house-flies on the wheel. — Wheels within wheels, als Bezeichnung complicirter Dinge und Verhältnisse, Trollope Barch. Tow. 118 und öfter: wol mit dem Gedanken an ein verwickeltes Räderwerk, oder auch an Ezech. 10, 10 in Beschreibung des Cherubim: and as for their appearance they four had one likeness as if a wheel had been in the midst of a wheel.

to whip the trout-stream. Lever Davenp. Dunn II, 262, für angeln.

first whip, der oberste der Lohnjäger, die beim fox-hunting mitreiten, und die Hunde anzutreiben haben.

whitebait-dinner, ein jährlich kurz vor Auflösung des Parlaments von den Ministern in Blackwell gegebnes solennes Diner, cf. Lever Davenp. Dunn II, 103: the Irishman who has soared to the realm of whitebait with a minister, or even a Star-and-Garter luncheon with a Secretary of State becomes, to the eyes of his homebred countrymen a very different person etc.

white squall. eine besonders gefährliche, mitten aus heitrem Wetter sich erhebende Bö von furchtbarer Gewalt. Guy Livingst. Aus der Beschreibung scheint hervorzugehen, dass sie den Namen white squall führt, weil sie durch besondre weisse Windwolken angedeutet wird.

wide-awake. zu der Cant-Bedtg des Wortes vgl. die übliche Redensart (in Thack. Newc.) he said that a gentleman must get up very early in the morning who wanted to take him in. — Eine Art Hut, B. in XXIII, 36. Genauer die auch bei uns so beliebten kleinen weichen Filzhüte. Das Sl. D. giebt die jedenfalls launige Notiz: so called because it never had a nap, and never wants one.

wig. my wigs, Meiner Sixen!

will. at will, nach Herzenslust, ohne Einschränkung, Lever Dav. Dunn I, 2: why should not the retired „Peri“ like to wander at will through a more enchanting garden than ever she pirouetted in?

wind. to sail near the wind, auch: ziemlich nah an die Gränze der Unehrlichkeit streifen. — he who has sown the wind will reap the whirlwind, häufig sprüchwörtlich aus Hosea VIII, 7. — M'Clintock voy.

of the Fox 219: this open water adds seriously to the drawbacks of a spot already sufficiently cheerless, gameless and „wind-loved.“

a winding-up sale, ein Ausverkauf.

winding-sheet, auch das an einem Lichte abschmelzende und im Herablaufen erstarrende, lang herunterhängende Talg oder Wachs, Dick. Two Cit. I, 134 T.: he fell asleep on his arms, . . . a long winding-sheet in the candle dripping down upon him.

Windsor chairs. Dick. Little Dorr. I, 128: eine Art billiger und bequemer Armstühle, Macm. Mag. Dec. 59 p. 95 (W. ch.) are the cheapest arm-chairs one can get.

wine-and-walnut arguments, Hist. of Cownpore: Kannegiesserei, Gespräche, wie man sie führt, wenn man über dem Nachtisch politisirt, weil Wallnüsse zum Sherry gern nach Tisch genossen werden.

wings, Seitendecorationen, Dick. Sketch. 425.

wink. to take forty winks = to take a nap.

winning field. Das hinter dem letzten zu überspringenden Hinderniss liegende Stück der Bahn beim Wettreiten, Guy Liv. p. 21 T.

the wires, der elektrische Telegraph.

wit. a man who has his wits about him, sehr üblich, ein gescheuter Mann; Lever Davenp. Dunn I, 265 T. to work one's wits, ib. 327: seinen Verstand anstrengen.

within. it terrified him within an inch of his life, Dick. Hard T.

woodpecker. Dick. Little Dorr. II, 291 T.: papa is sitting prosingly breaking his new-laid egg in the back-parlor over the City article exactly like the Woodpecker Tapping. Bed.?

word. hard words break no bones, says the proverb, Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 735.

to work. sehr oft gebrauchen, abnutzen, Thack. Newc.: I don't care to wear the handle to my name; fellows work it so. — to work the cannon, die Kanone bedienen, Dundonald autob. öfters. — to work the oracle, Lever Davenp. Dunn I, 338 T. und öfter; durch einen klugen Kniff die Sache zu seinen Gunsten wenden, einen andern übervortheilen. — s.: all work and no play (is bad for the body), Reade Love me l. 237; eine sprüchwörtlich gewordne Redensart; alter Reim:

All work and no play
Makes Jack a dull boy
All play and no work
Makes Jack a mere toy.

I would give worlds to know, würde wer weiss was geben.

worn to rags, zu Tode gehetzt von Gedanken und Redensarten, Dick. Hard T.

to worrit. Macm. Mag. Jul. 1860 p. 210: but what worrited her was to see how I took it to heart, quälen. vulgarism for to worry.

worry, als, s. Lever Davenp. Dunn I, 118 T.: cares and worries of life.

worth. it is as much as my life is worth to undertake such a business, Kavanagh Seven y.: ist eine Lebensfrage für mich.

wrong people. — Lever Davenp. Dunn II, 62: . . . never know wrong people. — Who are wrong people? — I don't exactly know how to define them; but they are such as are to be met with in society; not by claim of birth or standing, but because they are very rich, or very clever some way or other — people, in fact, that one has to ask who they are.

yard. he could talk to the house by the yard, ellenlange Reden halten.

zest. Die übertragene Bedeutung scheint mit „erhöhter Geschmack" nicht genügend gegeben zu sein, da es oft eine Empfindung des Subjects bedeutet, also: Wohlgefallen, Genuss. to retaliate a joke with a particular zest, Bulw. what will etc. I, C. 1. — Trollope Barchester Towers 215: it added zest to her amusement etc. Macm. Mag. Dec. 1859 p. 98: he rushed into boating with great zest.

Berlin. Dr. A. Hoppe.

Berichtigung: Im ersten Artikel (XXVIII) p. 416 unter know muss es heissen: ein gescheidter statt geschickter Bursche; im zweiten (XXX) p. 114 unter bow: ear statt car; ib. 133 unter loud: Solly statt solly; ib. 130 lark-spur statt lack-sp. (ist übrigens zu streichen, da es längst in den Wörterbüchern steht); ib. unter large: rather largely, unter lay: a garden laid out; im dritten Art. unter pal l. put statt pat; p. 330 peppercorn-rent statt cent; p. 333 potteries und Prae-Raphaelites. Das räthselhafte ayewunnest im zweiten Art. scheint nichts zu sein, als ein monströser Superlativ des mit Buchstaben geschriebenen A. 1.; ib. unter field p. 123 heisst es richtiger: diejenige Partei, die nicht Schläger ist, cf. unter out und outsider in Art. 3.

Romanische Etymologien.

Friedrich Diez' etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen erscheint in zweiter verbesserter und vermehrter Ausgabe (I. Theil. Gemeinromanische Wörter. Bonn, bei Adolph Marcus, 1861), und ein Buch von europäischem Ruf verdient wohl vor allen eine Ankündigung, wenn es auf's Neue erscheint, in einer Zeitschrift, über deren Gebiet es so unendlich viel Licht verbreiten hilft.

Der berühmte Verfasser bemerkt im Vorworte zur zweiten Ausgabe unter Anderem: „Indessen trat die Nothwendigkeit dieser Ausgabe so rasch und unerwartet ein, dass ich nicht im Stande war, auf alle ausgesprochenen Deutungen und Einwürfe, selbst nicht auf alle diejenigen, welche zu meiner Kenntnissnahme bestimmt zu sein schienen, einzugehen. Sofern ich sie unberührt lasse, konnte ich ihnen auf meinem Standpunkte allerdings nicht beipflichten, bin aber weit entfernt, ihr Verdienst in Abrede zu stellen."

Referent hat in Bezug auf einige seiner etymologischen Deutungen das Glück, sich der Aufmerksamkeit des verehrten Altmeisters im Gebiete der romanischen Sprachforschung zu erfreuen. Vielleicht gelingt es auch noch Anderes annähernd zu treffen. Manches, was uns früher weniger gelungen sein mag, werden wir uns bemühen zu bessern und besonders jene Besonnenheit im Behaupten, die wir an unserem Vorbilde vor Allem zu ehren haben, die aber nur zu leicht im Reich der etymologischen Phantasie (ohne diese geht's aber auch nicht!) sich zurückzieht, wahren; auf Anderes sei es erlaubt wieder aufmerksam zu machen oder es mit neuen Grün-

den zu stützen; auch völlig Neues wird im Folgenden hinzukommen.

1. „Abisso it., pr. abis und abisme, fr. abîme und so weiter. Man hat auch an abyssismus gedacht, aber das Suffix ismus gibt in den jüngeren Sprachen nur Abstracta, höchstens Collectiva.“ Zunächst könnte abyssismus Hölle, Sündenabgrund (Abstractum) und dann wieder, wie abyssus, jeden Abgrund bedeutet haben.

2. „Abrigo sp., pg., pr. abric, fr. abri Schutz u. s. w. Umsonst hat man sich bemüht, dem lat. apricus den Sinn des rom. Wortes zu entlocken: was die Sonne bescheint, ist und bleibt unbedeckt.“ Der erfahrene Kenner des Romanischen fügte in einem kritischen Anhange 1859 andere Bedenken hinzu und sagt jetzt ausserdem: „Der Schatten schützt, nicht die Sonne, das sagen die Sprachen selbst: lat. umbra, it. ombra, sp. sombra ist Schatten und Schutz.“ Trotz aller Einwendungen, trotz seines Grundsatzes, dem Lateinischen, so lange es nur geht, den Vorzug einzuräumen, beharrt der Verfasser des Wörterbuchs so entschieden bei seinem neuerdings vielfach angegriffenen Protest gegen apricus, dass auch mir die Sache bedenklich wird. Jedoch auf deutschen Ursprung halte ich noch nicht für nöthig zurückzugehen. Ich schlage einfach ab-rĭgare vor, woraus sp. abrigar neben regar entstehen konnte, indem kurzes i dem gemeinrom. Uebergang in e nicht immer zufällt; vergl. it. rigare, sp. ligar, vicio neben vezo u. A. Die Bedeutung ist klar: vom Wasser befreien und davor sicher stellen (vor Regenwetter, Sturm, Schnee, Kälte), z. B. tectum abrigat, id est, arcet aquam a te et cameris etc. Aus der Bedeutung, die oben genannt ist, lässt sich die allgemeinere „sicher stellen, Obdach, Schutz bieten“ ohne Umschweif herleiten.

3. „Accia, azza it., sp. hacha, pg. facha, acha, pr. apcha für acha, fr. hache (h asp.) u. s. w.“ Das in unserer alten Sprache nicht aufgefundene Wort „Hacke“ könnte ein Lehnwort sein, wie andere Ausdrücke für Ackergeräthschaften. Ich erinnere daher an das lat. apex, woraus sich ein Fem. apica (wie v. rupes rupica, wovon it. rocca, roccia, wie v. caudex mlat. caudica u. s. w.) entwickeln konnte, welches

das p in dem pr. apcha genau erklären würde. Das asp. h im fr. und sp., demnach das f im pg. Worte, wären so unorganisch wie h im Franz. so oft, z. B. in haut v. altus, in hanche, it. anca, v. ἄγκη oder Anke u. s. w. Apex ist etwas Spitziges, also auch Spitzendes (in der Ableitung) und bei Columella steht (5, 25) apex falcis; fr. hacher heisst „klein hacken," gleichsam apicare, id est in apices redigere.

4. „Aere, aire it. u. s. w." Ich hatte daran erinnert, dass allen Bedeutungen des rom. Wortes das lat. aër zu Grunde gelegt werden könne. Jetzt vergleicht der Verfasser des Wörterbuchs die Entwicklung der Bedeutungen im lat. Worte spiritus, trennt aber die Bedeutung „Geschlecht" (in der ersten Ausgabe auch „Aussehn, Liedweise") wiederum und will hierfür ager oder atrium zu Grunde legen. Ich erlaube mir nochmals darauf hinzuweisen, dass aus der Bedeutung „Luft" leicht „Luftkreis, Region" zu entnehmen ist: Amors nasquet en un gentil aire.

5. „Agio u. s. w." S. unten sogna.

6. „Andare it. u. s. w. Der Franzose hat ein anderes Wort aller." Gegen den Schluss des Artikels hin wird aber aller auch auf andare (andar, anar, aler) zurückgeführt. Im Zusammenhang heisst es: „Muratori räth, vielleicht nach Ferrari's schwankender Andeutung, auf lat. aditare, und ohne Zweifel hat er das Richtige getroffen." Ich hatte aber dies nur in einem Fragment des Ennius ganz vereinzelt dastehende aditare, das, wenn es nicht adbitare heissen soll, eher „besuchen," als „hin- und hergehen" bedeutet, sowohl dieser seiner Seltenheit als muthmasslichen Bedeutung wegen in Frage gezogen und auf addere verwiesen. Gewiss ist von additus, aus additamentum zu schliessen, ein additare anzunehmen, das „zusetzen, weiter machen, fortschreiten" (addere gradum, iter) bedeuten und somit für andere Wörter, wie z. B. fr. andain (also: additamen) „Raum, den der Mäher mit einem Schritt durchmisst, jedesmal zugibt," der Bedeutung nach weit besser als aditare passen würde. Die Romanen lieben es überhaupt Besonderes, z. B. it. vezzo Gewohnheit, unter Allgemeines, vizio Laster, zu subsumiren; und so haben sie besonders bei der Bewegung die betreffenden Verba gern mit solchen

vertauscht, die den Vorgang mehr vor die Augen bringen, wie: couler v. colare statt fluere, tomber v. tumba(re) — oder ist's tumulare? — statt cadere, chasser v. captiare statt venari. Auch wir sagen: „Mach' fort! lasst uns zuthun (mehr eilen)! lasst uns dran ziehen!" u. s. f.

7. „Anche, anco it. u. s. w. altfr. anc u. s. w. Es ist noch eine dritte Etymologie (ausser unquam und adhuc) gedenkbar, aus hanc sc. horam (vergl. wegen des zu supplirenden Substantivs it. issa sc. hora), von Seiten des Buchstabens gewiss die einfachste, von Seiten des Begriffs aber in so weit minder genügend, als ausser horam auch noch ad supplirt werden muss." Dies Letzte stimmt nicht zu S. 296: „it. ancora, fr. encore, von hanc horam bis diese Stunde." Ist hier ad nicht zu ergänzen, so auch da nicht; wenn hier, so auch da. Ich glaube vielmehr, das it. anco ist wirklich ganz einfach ein apocopirtes ancora, ancor (hanc-ho-r-am), so gut wie das altfr. anc auch auf encore zurückweisst. Diese Etymologie ist für das folgende it. cosè, fr. ainsi, wichtig. S. unten.

8. „Ardiglione it., fr. ardillon, pr. ardalhó Dorn in der Schnalle; von ungewisser Herkunft." Sollte es nicht einfach eine durch Erweichung der Tenuis gewonnene Scheideform v. artiglio und zugleich eine Weiterbildung v. articulus sein: artic'lio, etwas Eingefügtes oder sich Einfügendes? Vergl. arcione v. arcus, arcio und andere Wörter mehr.

9. „Artilha pr. Festungswerk, Schanze (?); verb. altfr. artillier befestigen; pr. artilharia, altfr. artillerie, altpg. artelharia SRos. Sppl. Wurfgeschütz oder damit beladener Wagen u. s. w." Dieser Artikel ist weiter ausgeführt als in der ersten Ausgabe. Es war mir bedenklich erschienen (s. Siegener Realschulprogramm, Ostern 1858), v. ars ein eigenes Deminutiv und Derivata zu bilden, wo v. artus genau die nämlichen Formen vorhanden sind:

articulus it. artiglio, fr. orteil;
articulosus altfr. artilleux;
articulare altfr. artillier und artiller;
articularia it. artiglieria, fr. artillerie.

Diez bleibt bei ars und der Vergleichung v. engin (in-

genium), die gar nicht nöthigend sein kann, da in dem Articulirten auch das Künstliche, wenn es nun einmal schlechterdings herangezogen werden soll, liegen wird. Ich bezweifle daher gar sehr, ob artiller (aussinnen) v. ars kommen muss. Articulare heisst wörtlich „zergliedern, zurechtlegen" und dies, auf das Denken übertragen, „überlegen, aussinnen u. s. w." (volvere in animo, distinguere etc.). Artillier (befestigen) wird auch zu articulare stimmen; denn das Befestigen verlangt gerade vor Allem die rechte Gliederung. Eben so entspricht altfr. artilleux genau dem vorhandenen lat. articulosus (v. artus) „gliederreich, knotenreich, vielfach" (multiplex, opp. simplex; multiplex et tortuosum — artificiosum — ingenium), daher im Altfr. „listig." Und so wird doch auch wohl machina articularia zunächst eine vielgegliederte und carruca articularia eine mit deren vielen articulis beladene gewesen sein. Dass das Wort erst spät im MA. auftritt, bewiese nur, dass kurz vor der Erfindung des Schiesspulvers die Einrichtung der Wurfgeschütze eine recht gegliederte (articulosa) — und darum nothwendig auch künstliche — gewesen sei, ohne aber buchstäblich auf ars zurückzugehen.

10. „Azzardo it., fr. hasard u. s. w. Das ächt it. Wort ist augenscheinlich zaro, jetzt Fem. zara, Spiel mit drei Würfeln, eig. Wurf von drei Assen. Eine ganz befriedigende Etymologie fehlt noch." Ich glaube, es ist jactus tertiarius, ter-zaro, zaro; vergl. gogna aus ver-gogna, cernecchio aus dis-cerniculum, turare aus atturare u. s. w. — Bei Gelegenheit hier die Wörter it. astuccio, sp. estuche, fr. étui, von denen das erste, wie azzardo, vorn auch den Zusatz des a zeigt, und von deren letztem Diez S. 37 f. bemerkt, dass ich es passend auf studium zurückgeführt habe, das it. und sp. Wort dann aber zu trennen seien. Wie aber, wenn ein rom. Deminutiv studiculum (verbal, wie vehiculum v. vehere) zu Grunde gelegt würde? Dies gäbe stud'clum, stuclum, woraus sp. regelrecht estuche entsteht, it. astucchio, statt dessen astuccio eintrat, wie grancio für granchio u. s. w. So findet man z. B. neben den lat. Wörtern punctulum und punctillum (dies aber ist auch eig. puncticulum) das it. puntiglio v. dem nicht vorhandenen puncticulum.

11. „Baccalaro it., pr. bacalar, fr. bachelier u. s. w. Die eig. Heimath dieses Wortes ist Frankreich und der span. Nordosten, wo baccalarius zunächst der Besitzer eines grösseren Bauerngutes, einer baccalaria, war (seit dem 9. Jahrh. vorkommend). — Was die Etymologie anbetrifft, so ist hier nur zu verneinen." Liesse sich nicht vor Allem an die reichen Klöster des Mittelalters und deren Güter denken? Zuletzt gab es gefürstete Aebte. Die Stadt Abbatico-Villa in Frankreich zeigt uns eines jener Güter. Vom Adj. abbaticus konnte abbaticale Abteigut kommen; ein abbaticalarius (ab-batcalarius, baccalarius) wäre demnach ursprünglich ein Abteigutsverwalter.

12. „Bravo it., sp., pg., brau pr. (f. brava), brave fr. (hieraus unser brav, seit dem 17. Jahrh. im Gebrauch) u. s. w." — Herkunft vom lat. pravus und dem kymr. Subst. brau Schrecken wird bezweifelt. Dagegen heisst es: „Wie aus dem lat. crudus konnten sich aus dem ahd. rau leicht die Bedeutungen unbiegsam, wild, rauh, tapfer entfalten." Die neue Ausgabe setzt zweifelnd hinzu: „Hier muss eine Verstärkung des anlautenden r durch b angenommen werden, die auch in andern Fällen (bruire, brusco [Subst.], braire etc.) vorzuliegen scheint, deren verhältnissmässige Seltenheit aber auch diese Deutung nicht zu voller Glaubwürdigkeit gelangen lässt." Ich hatte auf ravus hingewiesen, von dem Festus, nach Paulus Diaconus zu schliessen, in einer zu supplirenden Stelle sagt: Ravam vocem significare ait Verrius raucam etc. und so braucht das Wort auch noch vom Ton (nicht von der Farbe) ganz deutlich Sidonius Apollinaris: Cum festa dies ciere ravos Cantus coeperit. Lautlich so gut berechtigt wie das ahd. rau, hat ravus wegen des vorgesetzten b auch noch einen Verwandten aufzuweisen, der ebenfalls durch Prosthese entstanden ist: it. fioco v. f-raucus, flaucus. Man vergleiche ausserdem folgende nähere Verwandte im Franz. und Span.:

fr. s'ébrouer wie die Pferde schnauben;
rabrouer anschnauzen (vergl. en-rouer ohne Prosthese);
sp. braviar brüllen;
altsp. abravar in Wuth bringen.

Diese Ausdrücke weisen sämmtlich so unzweideutig auf einen von der Stimme entlehnten Terminus (besonders abravar Einen veranlassen, dass er sich heiser schreit), dass es kaum nöthig scheint, noch auf Belege wie bos bravus mlat. ungezähmter Stier (der also noch recht böse und heiser zu brüllen pflegt) und auf Diez' Bemerkung: „Die älteste noch im Südwesten fortdauernde Bedeutung ist unbändig, stürmisch" (wie junge Thiere, Brüllochsen) zu verweisen. Im Südwesten gewiss wird jenes Bravo zuerst bei den Stiergefechten, charakteristisch brav, gerufen worden sein, wenn ein rechter Brüller auf dem Schauplatze anlangte; das war ein Ravus oder ein Bravo, ein heiserer Unbändiger, der einen heissen, interessanten Kampf erwarten liess. (Auch unser heiss und heiser sind ja Brüder oder Vettern!)

13. „Caffe it., café sp. fr. ein Trank, vom arab. qahvah u. s. w." Wie steht's aber denn mit der Ableitung vom Lande Kaffa in Abyssinien, wo der Kaffee (ob nach neueren Untersuchungen? mir scheint's so) einheimisch sein soll und in ungeheurer Menge gewonnen wird? — Gelegentlich sei mir vergönnt, hier an les Olindes zu denken. Feraud behauptete, in Bezug auf Menage's Ableitung des Wortes von der Stadt Olinda in der brasilianischen Küstenprovinz Pernambuco, dort seien keine feinen Degenklingen producirt worden. Man mahnt an unser Solingen (les Solings, les Olins, les Olindes), wo man die damascener Klingen (les Damas) ja nachahmte.

14. „Calma it. sp. pg., daher fr. calme (m.) Windstille, Ruhe, ndl. kalm, kalmte; Verb. calmare ff. beruhigen, reinfr. chommer für chaumer feiern." Mir will es scheinen, als sei calmer nur eine Scheideform v. charmer bezaubern, einlullen, besänftigen, v. charme (carmina, calm'na, calma) Zauberlied; vergl. it. celebro aus cerebrum. An καῦμα Hitze ist dann auch für das sp. pr. calma heisse Tageszeit nicht zu denken, sondern es heisst so zunächst die Zeit der holden Ruhe, die Siesta; abgeleitet sind neupr. chaume Ruhezeit der Heerden und das chw. besonders für die Entwicklung der Bedeutungen massgebende cauma schattiger, kühler, holder Ort für Hirt und Heerde (im Siegerland „Schläfe").

15. „Cammino it., sp. camino, pg. caminho, pr.

cami, fr. chemin Weg u. s. w." Auffallend ist die Homonymität des caminus der Alten; jedoch möchte auch cama Bett einschlagen. Caminus v. cama hiesse: mit Betten, Schlafstätten, Herbergen versehen, also: Landstrasse. Vergl. fiorino v. flos, mit einer Blume (Lilie) versehen. — Was caminus (Herd) anlangt, so könnte es (um auch hier nicht ohne Versuche abzubrechen) überhaupt zu der Bedeutung: etwas mit Steinen Ausgelegtes gekommen sein und demnach den gepflasterten Weg (stratum) bezeichnet haben, an dem man ausserdem für sein Geld in den caminis Etwas gekocht bekommen konnte, so dass er etwa als der Caminus publicus gegolten hätte, gegenüber dem Caminus privatus, wo sich ferner eben so von den Hausgenossen Alles einfand und versammelte, wie sich auf der Landstrasse die Fremden treffen: conventicium.

16. „Caporale u. s. w." Könnte wohl aus Capo reale, Chef royal, entstanden sein: ein königlicher Officier.

17. „Cara sp. pg. pr., altfr. chiere, daher entlehnt it. chw. cera Antlitz. — Dass dieses Wort aber in der seltneren selbst dem Neugriechen unbekannten Bedeutung (Antlitz), ohne das mit griech. Bestandtheilen am meisten versetzte ital. oder walach. Gebiet zu berühren, seinen Weg in die westl. Mundarten fand, ist überraschend und entschuldigt den gegen diese Etymologie (v. *κάρα* Haupt) erhobenen Zweifel; aber es gibt keine bessere." In des Corippus Versen: Postquam venere verendam Caesaris ante caram, mag cara dem Gebildeten, der grieschisch sprach, verständlich gewesen und wirklich das gr. *κάρα, κάρη* sein. Aber unabhängig von diesem Graecum kann auch ein lat. Wort cara existirt haben, das zunächst „Gastmahl" bedeutet. Dieses finde ich in quădra, das ja ausdrücklich „Esstisch" ist. Allgemein heisst quadra Fläche; will man so, dann ist es Tisch- oder Gesichtsfläche. Man kann aber auch „Gastmahl, Bewirthung, Aufnahme, (freundliches) Antlitz" auseinander entstehen lassen. Die Form anlangend, so ist sie gewiss schon frühe verändert, d syncopirt (vergl. quadro, pr. caire, burg. quarre u. s. w.) und qua, nachdem es einmal in que, ce übergegangen war, im Franz. wie

ca behandelt worden (chière, chère); vergl. altfr. onches unquam.

18. „Ciabatta it., sp. zapata, fr. savate abgenutzter Schuh u. s. w.“ Dieses Wort kann aus Frankreich nach dem Süden und zurückgewandert sein, so dass es eine Nebenform von sabatte wäre, welches ich als sac-batte zu fassen in dieser Zeitschrift (neben sabot = sac-bot u. a.) vorschlug. Gewöhnliche Leute lassen sich den Fuss alter Stiefel abschneiden und tragen ihn als Pantoffel (Schlappe, Schlarfe, Schluffe); ein solcher hiess sabatte Sackbrett von seinem sackähnlichen Vorder- und harten, klappenden Hintertheile: Sack-Klapper. (Batte heisst ja auch „Klopfer, Schlägel“).

19. „Ciancia it. Geschwätz, Possen, Verb. cianci-are schäkern, Possen treiben — Naturausdruck?“ Kann auch v. cantum (Supinum) gebildet sein, mit Assimilation der Silbenanlaute: cantiare, canciare, cianciare, urspr. trillern, trällern.

20. „Ciarlare it., sp. pg. charlar schwatzen; — it. ciarlatano (woher fr. charlatan) Marktschreier, Windbeutel.“ In Bezug auf die Bedeutung anknüpfend an it. gridare, fr. crier, v. quiritare, das auch eig. kreischen, jammern, heisst, leite ich ciarlare auf ein von querulus gebildetes querulare sich ewig beklagen, Geschrei machen und Lärm schlagen, zurück.

21. „Così it., entsprechend altsp. ansí, altfr. ainsinc u. s. w.“ Die Herleitung aus aeque sic scheint mir nach Form und Bedeutung nicht so einfach wie folgende andere, die ich mir erlaube vorzuschlagen: it. anco-sì (sic. noch accussì), fr. anc-si d. i. encore si; vergl. oben anche, anco.

22. „Costume it. u. s. w.“ Die Annahme eines Uebergangs der Accusativ-Endung udinem, udn in eine andere Nominal-Endung: umen, scheint mir nicht streng genug durch die blosse Aehnlichkeit begründet, wenn auch sonst richtig. Ich denke mir, vor dem Schwinden des Auslautes m (em ganz wegzustreichen ist nicht genau, denn e blieb) war durch Metathese aus udinem geworden udimen, woraus sofort durch Syncope umen entstehen musste.

23. „Dado it. sp. pg., dat pr., dé fr. Würfel; wird aus

dare in der Bedeutung werfen (dare ad terram u. dergl.) erklärt, wonach es also etwas auf den Tisch Geworfenes bezeichnen würde." Mir scheint, dass sich eine weit passendere Bezeichnung des Würfels an dare knüpfen liesse, indem nicht abzusehn ist, warum man es in der Bedeutung „werfen" dem jactare vorgezogen, den Würfel also nicht den jactatus genannt hätte. Denn es liesse sich aus jac-tato durch Aphärese tato, sp. tado, assimilirt dado gewinnen; aber auch datus ist brauchbar. Nämlich der Würfel wird von Hand zu Hand gegeben, während z. B. die Karten nicht reihum gehen, sondern Jeder seine Lection in der Hand zu halten hat. Geworfen werden die Karten aber auch, und so mag der Romane die Unterscheidung in anderer Weise beliebt haben. Dabei aber will ich nicht verschweigen, dass unser von „werfen" abgeleitetes „Würfel" immerhin ein Fingerzeig bleibt und meine obige Vermuthung (dado v. jactatus) in dieser Hinsicht den Vorzug hat; in der Form ist auch dado v. datus nicht ohne Weiteres zu rechtfertigen, da es it. dato lauten müsste. Dass sp. jactare echar heisst, kann auf ein altes Wort wie dado nicht zurückwirken.

24. „Dunque, adunque it. — fr. donc, Conclusivpartikel." Ich bin der Meinung, attunc (ad-tunc) genügt theils der Form nicht — denn d verdrängt kein t, eher umgekehrt! so bliebe die Media zunächst im Ital. zu rechtfertigen — theils hat die Bedeutung Nichts vor allora charakteristisch voraus, das auch tunc, attunc ist. Ich mahne daher nochmals an das schon von mir vorgeschlagene adhunc für adhuc = etiam „noch, auch noch, also," woraus auch das span. aun erweislich hervorgegangen ist.

25. „Freccia it. — richtiger mit l — fr. flèche, piem. sard. flecia, in andern ital. Mundarten mit i frizza, wallon. fliche Pfeil: vom ndl. flits dass., mhd. vliz Bogen u. s. w." Hier ist die dem Verfasser des Wörterbuchs sonst so sehr nachzurühmende Vorsicht im Behaupten nicht gewahrt. Warum „richtiger?" Weil das Wort von flits kommen soll! Aber flits möchte von flèche kommen. Erinnern wir uns an it. frizzare stechen oder fressen unter der Haut, das frictiare ist, so wäre freccia der Reiber, Stecher, Wühler u. s. w. und

die Formen mit r somit die ursprünglichen; altfr. flique (flèche de lard Speckpfeil, Speckseite) aber wäre dann von flèche gar nicht nöthig zu trennen und unmittelbar auf fricare zurückzuleiten.

26. „Galoppare it. u. s. w.“ S. unten viluppo.

27. „Groppo, gruppo it. u. s. w.“ S. unten viluppo.

28. „Inganno it. u. s. w. Verb. ingannare u. s. w. betrügen, wal. verhöhnen.“ An eine vielleicht volksthümliche Nebenform v. gannire belfern wollen wir nicht denken; das schon im ältern Mlat. vorkommende gannum Spott und gannare verspotten scheinen der Bedeutung des genannten Wortes doch ziemlich fern; allatrare z. B. ist direct kein illudere. Ich erinnere an geminus, das der Form nach nicht ungestützt wäre: it. sargia v. serica, condannare v. condemnare, so dass der Uebertritt des e in a in betonter Silbe so gut wie in unbetonter: it. ganascia v. gena, wohl zu belegen wäre. Der Bedeutung nach aber wäre ingeminare wiederholen gerade der rechte Ausdruck; eben im Wiederholen der Worte Anderer besteht eine sehr empfindliche Art des Spottes und überhaupt kann ingeminare die Bedeutungen „nachäffen“ (geminum gannum die Aeffung) und demnach „verhöhnen“ sehr wohl in sich enthalten. Dass der Spötter auch oft der Betrüger ist, hat die Bedeutung „betrügen“ zur Folge haben müssen.

29. „Lesto it. pg., fr. leste, sp. listo gewandt, flink u. s. w.“ Wird von sub-lestus = tenuis dünn, fein, also: geschmeidig, gelenkig, geschickt, gewandt, listig u. s. w. kommen.

30. „Liscio it., sp. pg. liso, pr. lis, fr. lisse glatt u. s. w.“ Gewiss ist an elixus, das bei Martial u. A. die Bedeutung „durchnässt, nass, glänzend“ hat, anzuknüpfen. So gut wie it. gettare, fr. jeter aus ejectare, wie lasciare aus laxare hervorging, entstand liscio unmittelbar aus elixus gesotten, nass, glänzend und glatt, wie vom Regen feuchte Steine, und an das gr. λισσός und ahd. lîsi ist zunächst nicht nöthig zu erinnern. Auch „gekocht“ und „glatt“ sind schon unmittelbar zu verbinden, da Gekochtes vielfach glatt wird und „glitschig,“ den Händen entgleitend, sich anfühlt. Zudem geschieht das Poliren, Glanzgeben, besonders durch Nassmachen,

was für das Verb. it. lisciare, fr. lisser (elixare, lixare) verdient bemerkt zu werden. Elixi calcei, elixae nates sind auch schon bei Varro (nach Nonius) und bei Persius gewiss geradezu glatte Dinge; die letzteren sind dropace, unguenti genere, mollitae. Martial sagt: Psilothro faciem laevas et dropace calvam III. 74.

31. „Mozzo it. — stumpf, verstümmelt u. s. w." Nicht zu übersehen ist, wie ich schon früher einmal angemerkt habe, der Fingerzeig, den uns it. montone, fr. mouton v. mulitus für mutilus geben. Aus mul'tus wird multius mit eingeschobenem i (vergl. crojo v. crud-i-us u. a.), und wenn l in u aufgelöst ist, ergeben sich die Formen; das sp. mocho wäre wie mucho entstanden. Das bair. motz Hammel und neupr. mout mutilus sind weitere Belege, dass unser „mutzen" eher den Romanen entlehnt sein möchte, da wir in „stutzen, stumpfen" völlig gleichbedeutende Landsleute von ächtem Schrot und Korn besitzen. — Will die in anderen Idiomen als dem Franz. seltnere Auflösung des l in u weniger zusagen, so könnte auch Entstehung aus ex-motus (exmovere bei Plautus): exmotiare, it. smozzare, noch eher als Ableitung von einem gekürzten mutilus: mutus, mutius (vergl. stumm, verstümmelt) angenommen werden, da hier o aus ū mit lordo v. lūridus u. s. w. kaum gestützt werden könnte.

32. „Noja it. — fr. ennui Verdruss; Verb. it. nojare ff. verdriesslich machen." Die Ableitung von in odio (esse) scheint der Art zu sein, dass man dabei stehen bleiben könnte. Allein es gibt auch in der Etymologie oft mehr als einen Weg, der nach Rom führt. Das fr. enger belästigen leitet Diez v. enecare ab; ich glaube, es kommt von dem auch vorhandenen inimicare, das formell mit jenem völlig gleich berechtigt ist. Was entscheidet hier? Meist die Bedeutung; enecare scheint mir zu stark. Eben so habe ich ein Etymon für noja, das die Sache viel charakterischer als odium bezeichnet, und dieses wurde schon früher von mir vorgeschlagen (Programm, 1858), nämlich nodus, wovon Bildungen auf ius sich schon durch internodium rechtfertigen. Der Verdruss, die Langeweile sind die Gegenfüssler der Zerstreuung; nun vergleiche man: distrahere und nodiare (nodis quasi adstringere); die Langeweile, der Verdruss schnüren Sinn und Herz zusammen.

33. „Orgoglio it. — fr. orgueil Stolz, Uebermuth; vom ahd. urguoli, zu folgern aus urguol insignis Graff IV. 153.“ Also von einem erst zu folgernden, von einem ganz vereinzelten, noch nicht einmal „stolz“ heissenden Worte abgeleiteten und seinsollenden ahd. Worte! Meiner Glaubensstärke ist dies, will ich gestehen, zu arg zugesetzt. Ich bin ein Zweifler in manchen Dingen und stelle die Sache hier lieber auf den Kopf; wenn orgoglio und urguol miteinander zu thun haben, so leite ich urguol v. orgoglio. — Ich brauche nur zu zweifeln, nicht einmal etwas Anderes zu geben. Vielleicht ist aber doch etwas Besseres zu bekommen. Bei den Viehärzten und durch diese beim Volke war der gr. Ausdruck für die Gliedersteifheit der Thiere bekannt; von orthocōlus der Gliedersteife ist ein Subst. auf ium, wie convivium v. conviva, annehmbar, und dieses orthocolium hat formell durchaus keine Schwierigkeit. — Hochmuth geht steif einher, wirft sich, wie das Volk sagt, in die (steife) Cravate u. s. w., geht, auf die x. Potenz erhoben, aber auch in aller Geziertheit auf den Fussspitzen und kann nicht mit der vollen Sohle auftreten, gerade wie gliedersteife Thiere.

34. „Piloto it. sp. pg., dessgl. it. pilota, fr. pilote Lootse, Steuermann.“ Ob, wie so manche it. Schifferausdrücke, aus dem Griech.? *Πιλωτός* wäre der Hutmann, der Mann mit dem grossen Hute, den er gegen Wind und Wetter trägt. Aehnliche Benennungen vom Aeusseren sind ja vorhanden, und passend möchte auch an das it. nostruomo Bootsmann erinnert werden, um die Naivetät mancher Schifferwörter darzuthun.

35. „Pisciare it. — fr. pisser harnen.“ In der neuen Ausgabe denkt der Verf. an eine Ableitung v. pipa. Mir scheint pyxis viel näher zu liegen, worauf auch das sp. Kinderwort pixa, pissa (mentula) — vergl. it. corba v. corbis — führt. Sapienti sat.

36. „Pizza ven. das Stechen, Jucken u. s. w.“ Der Verf. nennt meine Ableitung aus pictus „formell sehr befriedigend,“ bezweifelt aber, dass sich für pingere die Bedeutung stechen aus sticken historisch nachweisen lasse und leitet in acu pingere das Stechen aus acus her. Ich stimme bei, bemerke aber, dass das Malen in einem Tüpfen (Picken) be-

steht, dass auch wir sagen: „Jemanden zeichnen (durchpuffen)“ und dass dem Romanen die Ausdrücke pangere und pingere durch die Composita ineinanderlaufen mussten (vergl. depingere, impingere), so dass also z. B. im fr. épincer das expingere (ausmalen) sehr gut als ein ex-pangere (compingere) gefasst werden konnte. Man nehme dazu den bekannten Wechsel oder Wegfall der Präposition in den Compositis und gehe z. B. v. impingere aus, so wird man der Bedeutung nach mit pincer sofort Uebereinstimmung finden. Vgl. it. spinta!

37. „Razza it., fr. race Stamm, Geschlecht.“ Das ahd. reiza liegt gewiss ferner als radius, it. razzo, raggiò, woneben ein Fem. aus dem Verb. razzare, raggiare leicht gewonnen wurde. Ein Geschlecht ist gleichsam eine Ausstrahlung, und reiza heisst ja gleichfalls „Strich,“ so dass es auch in der Bedeutung vor radius Nichts voraus hätte. Das fr. Wort ist nicht unmittelbar aus radia, sondern aus dem Ital. herzuleiten.

38. „Redo im it. arredo — altfr. arroi Zurüstung, Geräthe, Putz u. s. w. Das einfache Wort hat sich im Altfr. roi Ordnung behauptet.“ Es wird behauptet, dass die lat. Sprache keine befriedigende Aufklärung gewähre; in der ersten Ausgabe war dies durch eine kleine Ausführung, Erwähnung des Verb. retare säubern (bei Gellius), unterstützt worden — dies ist weggelassen. Ich glaube, ein syncopirtes rigidus starr, streng, das Merkmal der Ordnung (roi rigidum, vergl. bonum), möchte doch nicht wenig gegen jene Behauptung, dass das Lat. gar keine Auskunft gebe, einzuwenden haben; man sollte nicht sagen: „gibt,“ sondern „hat noch keine Auskunft geben wollen.“

39. „Sagire it. in Besitz setzen, pr. sazir, fr. saisir ergreifen, wegnehmen u. s. w.“ Auch hier wird behauptet, dass „die lat. Sprache ein Etymon verweigert.“ Ich habe aber schon auf sancire, woraus sansire, sasire, werden konnte (vergl. plaisir, loisir, maison, it. magione v. mansio), aufmerksam gemacht. Im Ital. konnte schon aus sacire (wo n wie in cochiglia schwand) sagire entstehen; vergl. piagente placens. Die Bedeutung anlangend, so heisst sancire auch „ver-

pönen, verbieten,“ daher wegnehmen, selbst in Besitz nehmen oder Andere in Besitz setzen.

40. „Sparagnare — it., fr. épargner — schonen, sparen.“ Unser „sparen“ kann ex-parare sein, wie „spenden“ ex-pendere; sparagnare wäre eine Weiterbildung: ex-paraneare; in sparmiare wäre mi nur als etwas verschiedene, mildernde Aussprache für ni zu fassen, nachdem Syncope (spar'niare) eingetreten.

41. „Sogna altit. — fr. soin Sorge, Sorgfalt; fr. soigner besorgen, pflegen u. s. w.“ Ich glaube, das schwierige Wort findet, wie agio, seine Aufklärung durch suus, wovon ja auch wal. asęuì stammt. Bisognare wäre bene suoneare und agiare ohne Erweiterung ad-suare, als das Seinige betrachten und behandeln. Aus adsuare ward adsiare, asiare wie sien mit i v. suus stammt. Die Form also ist buchstäblich verzeichnet, die Bedeutung auch in den altfr. Compositis durchaus entsprechend: essoigner nicht als das Seinige anerkennen, ablehnen, sich entschuldigen, resoigner suum esse non velle, reformidare u. s. w. Vergl. noch besoin bene suum. Qu'est-ce que c'est que le soin pour chacun? Le sien.

42. „Travaglio it. — fr. travail, in ältester Bedeutung Drangsal, demnächst Arbeit.“ Die sehr übliche prov. Nebenform mit e, trebalh, soll scheinbar „ohne etymologischen Werth“ sein; warum? Weil das Wort von travar (hemmen) kommen kann! Es kann aber auch tra-bajulare sein, wie ich schon früher angemerkt habe, und dann hat das e sehr grossen Werth. In tra-bajulare liegt das Ueberstehenmüssen, die Drangsal, ebenfalls.

43. „Trinciare it. — neufr. trancher u. s. w.“ Durch meine Ableitung v. interimicare kommt Diez auf internecare, dem ich als vorkommendem Worte auch den Vorzug gebe. Ist nun für dieses schwierige Wort das Richtige gefunden, so ist die Geschichte der Entdeckung die, dass ich durch dirimere (-icare), das der Bedeutung nach besser passt, auf interimere kam und nun internecare feststeht. Lasst uns nicht müde werden zu suchen und versuchen, aber auch nicht ermüden jeden Versuch zu beachten!

44. „Tutare it. in attutare — fr. tuer.“ Das lat.

tutari heisst „schützen;“ ich kann mich nicht mehr durch ein vermittelndes „abwehren“ überzeugen, dass es zu den Bedeutungen „löschen, tödten“ gekommen, die Bedeutung „schützen“ ist zu allgemein und ausschliesslich. Vielleicht ist actutum v. actus, abgemacht, die Quelle: abmachen, beschleunigen, beenden. Indess heisst das Adj. tutus auch „gefahrlos“!

45. „Urtare it., pr. urtar, fr. heurter statt des alten hurter (h asp.) stossen u. s. w.“ Das mhd. hurten möchte den Romanen entlehnt sein. Ich leite v. urgere ein urgitare; vergl. faltare v. fallere, tastare v. taxare u. s. w.

46. „Viluppo it. Wickel, Gewirr; Verb. altsp. volopar — altfr. voleper u. s. w. Wie nahe auch volutare zu liegen scheint, so ist es doch grammatisch nicht mit dem roman. Worte zu einigen.“ Warum denn gerade soll's volutare sein? Warum nicht, worauf ich schon früher verwies, volvere, das zur ersten Conj. übertreten konnte? So entstand volvare, volbare, volpare, vlopare (vergl. vlascum v. vasculum, fiasco), altsp. volopar u. s. w. Die Tenuis im Auslaut eintreten zu lassen und sogar zu verdoppeln scheint bei b den Romanen sehr genehm gewesen zu sein: tropa und troppo aus turba (truba, trupa) ist ein schlagendes Beispiel. Auch groppo mag v. corbis (it. corba ein Korb voll) stammen und eine Häufung bezeichnen, wie ich schon früher anmerkte. Das Wort galoppare scheint mir auch zu unserm „Laufen“ wenig zu passen; das Galoppiren ist ein bestimmtes Schlagen des Pferdes (Aufschlag mit beiden Hinter- und Vorderfüssen, wodurch ein Wiegen entsteht) und mag daher v. colaphus (coup) stammen: colapare, colappare und mehr schallnachahmend caloppare. In Bezug auf die Entstehung v. volopar (inviluppare, envelopper) ist gerade wichtig, was der Verf. des Wörterbuchs am Schlusse dieses Artikels anführt: „In oberital. Mundarten hört man fiop für letzteres (viluppo), es wirft aber kein Licht auf die Etymologie (bei volutare, doch anders bei volvere!), da es für flop und dies für vlop (s. oben unser vlopare!) zu nehmen ist. Es begegnen einige Formen mit lp statt lop, lup: altval. (bei A. March) envolpar (ganz das dem vlopare vorhergehende volpar, s. oben!) u. s. w.“

47. „Zappa it. chw., sp. zapa, wal. sapę Haue, fr.

sape Untergrabung u. s. w.“ Zappare könnte wohl eine Nebenform v. scappare, échapper, sein, auch ein ex-cappare, da man beim Ausgraben einen Hügel, gleichsam einen Hut, nebenhin wirft.

48. „Zote sp. pg., sot fr., sot piem. Tropf, Pinsel u. s. w.“ In der neuen Ausgabe ist das ital. zotico flegelhaft ausgelassen (ausgefallen?). Ich leite dies v. exoticus ausländisch, da Fremde sich oft plump benehmen, den Einheimischen gegenüber wenigstens ungeschliffen, unfein zu sein scheinen: Ländlich sittlich! In Bezug auf die Form vergl. Zaverio, Saverio v. Xaverius. Der Abfall der Endung in den anderen Formen ist die das Suffix icus häufig treffende Erscheinung; so wird es abgeworfen in classicum, it. chiasso u. s. w.

Hiermit schliessend bitten wir vor Allen den verehrten Verf. des Wörterbuchs unsere Ansichten freundlichst prüfen zu wollen. Es kam uns darauf an, die Sache fördern zu helfen; wir hätten auch die erste und zweite Ausgabe, ohne eigene Versuche zu geben, eingehend vergleichen können, aber damit wäre dem Fortschritt der Etymologie wohl nicht so sehr gedient worden, so viel oder so wenig unsere Mühe hierbei nun auch zu sagen haben mag. Einen überraschenden Fall übrigens will ich nicht mit Stillschweigen übergehen; ich hatte stordire, étourdir in meinen Collectaneen auf torpidus zurückgeführt und finde nun zu meiner Freude diese Ableitung auch in der zweiten Ausgabe vom Verf. des Wörterbuchs, unabhängig von meiner noch nicht veröffentlichten Vermuthung, als ganz klar bezeichnet und aufgefunden. — Also Förderung der Sache, nicht das Bestreben, Anderer Ansichten zu verdrängen, ist unser Zweck und Ziel. Ein grundreicher Mann gönnt ja auch gern Aermeren noch Etwas auf seinem grossen Aehrenfelde und

Il ne se peut ce champ tellement moissonner
Que les derniers venus n'y trouvent à glaner.

Was didaktische Zwecke anbelangt, so erlaube ich mir hier zum Schluss noch einen Vorschlag.

Sehr wäre zu wünschen, dass die Fortschritte der Etymologie mehr bekannt würden und besonders der Schule zu Gute kämen, als dies bisher wirklich der Fall und möglich war.

Sicherlich wäre dann das Interesse für dieses so höchst anziehende Gebiet ein weit allgemeineres, und die verkehrte Ansicht würde endlich schwinden, Etymologisiren sei Alles aus Allem (wie Fuchs aus alo-pex) machen können und Jedermanns Sache. Aber es fehlt an den geeigneten Mitteln. Die Schüler haben seit langer Zeit nur Lexica in Händen (wenigstens in den rom. Sprachen), in welchen auf Etymologie gar nicht eingegangen wird. Dies benimmt den Lehrern die Gelegenheit darauf zu wirken, dass stets auch die Etymologie beachtet werde; denn Alles eigens mitzutheilen würde zu weit führen. Wie höchst lohnend und anregend aber die Jugend selbst das Forschen nach dem Ursprunge der Wörter findet, weiss ich aus eigener Erfahrung; ich habe den alten Frisch (Nouveau Dictionnaire des Passagers) als Schüler neueren Lexicis, die ich besass, stets vorgezogen, weil ich mir da zugleich die Etymologie nachsehen und das Wort dann besser behalten konnte.

Dem gerügten Uebelstande wäre leicht abzuhelfen, wenn ein kurzer, wohlfeiler Auszug aus Diez' roman. Wörterbuche als nothwendige Ergänzung zu unseren Lexicis anetymologicis Schülern und Lehrern von kundiger Hand, am besten der eines Praktikers, geboten würde. Bisherige Abhülfeversuche waren theils zu theuer im Preise theils wenig dem Zweck entsprechend und gediegen zu nennen. Statt langer Vorrede gebe man eine Uebersicht der Lautübergänge, am besten tabellarisch. Vielleicht liesse sich das roman. Element des Englischen, so weit es eigenthümlich genug ist, kurz ein- oder anschliessen.

Siegen. Dr. Langensiepen.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

---

59. Sitzung, den 19. November 1861. Herr Pröhle theilt aus der Schrift Rotter's, die Realschule, einige Stellen mit, welche die ungünstige Lage der deutschen Lehrthätigkeit in Ungarn beleuchteten. Die Herren Herrig und Sachse ergänzten mit einigen Bemerkungen diese Mittheilungen. — Der Vortragende vervollständigt dann ferner eine Mittheilung aus: Wanderungen durch die Mark Brandenburg von Theodor Fontane dadurch, dass er Details über den dorterwähnten Gutsbesitzer Beyer auf Grossbeeren erzählt und angiebt, dass derselbe auch als Schriftsteller unter dem Namen Rupertus aufgetreten sei.

Herr Kuhlmey, anknüpfend an seine früheren Vorträge, gedenkt der ersten Aufführungen der Räuber in Berlin im Jahre 1783 und des Verhaltens der damaligen Berliner Presse zu dem Stücke.

Herr Büchmann spricht über das Freundespaar Gérin und Gérer im altfranzösischen Rolandsliede. Auf grammatisches Gebiet übergehend, zeigt er, dass ausser nach finer (fenir) ein präpositionaler Infinitif mit de, der als Accusativ aufgefasst werden könnte, sich in der französischen Sprache des 12. und 13. sec. nicht aufweisen lasse.

Herr Beauvais schliesst mit einer Bemerkung über das Heptaméron die Sitzung.

Herr van Dalen übersendete der Bibliothek mehrere seiner Werke.

60. Sitzung, den 3. December 1861. Herr Trachsel theilt einige Proben italienischen Witzes mit.

Herr David Müller macht die Gesellschaft mit denjenigen Theilen des Schleiermacher'schen Briefwechsels bekannt, der sich auf die romantische Schule bezieht.

Herr Altmann hält einen Vortrag über russische Volkspoesie. An der sich dabei entspinnenden Discussion betheiligen sich die Herren Bolz, Tschérédéeff, Hermes.

Herr Beauvais kommt noch einmal auf das Heptaméron zurück.

61. Sitzung, den 17. December 1861. Herr Herrig theilt mit, dass seine Majestät der König den Concertsaal des Schauspielhauses der Gesellschaft behufs Vorlesungen zum Besten eines Stipendiums für Studirende der neueren Sprachen zur unentgeltlichen Benutzung an acht hintereinander folgenden Mittwochen zu gewähren geruht hat, eine Mittheilung, die dankbar und freudig entgegengenommen wurde. Das Programm der Vorlesungen ist folgendes:

1. Januar 15. Herr Prof. Dr. Herrig: Das englische Theater vor Shakspeare.
   Herr Dr. G. A. Kuhlmey: Ein Neujahrsmorgen aus Schiller's Leben.
2. Januar 22. Herr Dr. H. Pröhle: Ueber Schriftstellerei als Lebensberuf.
   Herr Oberlehrer Dr. Büchmann: Ueber den Berliner Adresskalender.
3. Januar 29. Herr Dr. Berthold Auerbach: Zustand und Zukunft des Volksliedes im Volke selbst.
   Herr Dr. Hermes: Ueber Camoens.
4. Februar 5. Herr Dr. Leo: Deutsche Einflüsse in Dänemark.
   Herr Dr. Immanuel Schmidt aus Falkenberg in der Mark: Ueber Butler's Hudibras.
5. Februar 12. Herr Prof. Dr. Gosche: Ueber Göthe's West-östlichen Diwan.
   Herr William Reymond: Sur la condition de la littérature et de l'art au XIXème siècle.
6. Februar 19. Herr Oberlehrer Dr. Lasson: Montaigne und Bacon.
   Herr Dr. Altmann: Der russische Dichter Derschawin.
7. Februar 26. Herr Oberlehrer Dr. David Müller: Grabbe.
   Herr Dr. Jul. Rodenberg: Ueber irische Nationalpoesie.
8. März 5. Herr Prof. Dr. von Holtzendorff: Tasso und Heinrich IV. von Frankreich.
   Herr Dr. Claus aus Stettin: Byron und die Frauen.

Dann sucht Herr Staedler die Ungereimtheit der Bezeichnung „Geschlechtswort“ für Artikel nachzuweisen. Er ruft dadurch eine lebhafte Debatte für und wider hervor, an der sich die Herren Gosche, Mahn, Petermann, Sachse, Lowenthall betheiligen.

Herr Boltz schlägt als Etymon von hidalgo vor hijo d'allodio. Dagegen macht Herr Mahn unter andern auf die im romanischen Sprach-

gebiete sehr bedenklichen Accentverschiebung, die dabei vorgehen müsste, aufmerksam.

Herr Mahn hält einen etymologischen Vortrag über den Flussnamen Weichsel und über abri. Für Weichsel nimmt er celtischen Ursprung an, so dass das Wort in seiner ursprünglichen Form uisg-tuileach, das dem *Οὐϊστουλας* des Ptolemäus sehr nahe steht, so viel bedeutet als überschwemmendes, fluthendes Wasser. — Die Herleitung von abri aus apricus hält Herr Mahn auch gegen die von Diez in der zweiten Auflage des etymologischen Wörterbuchs dagegen erhobenen Bedenken aufrecht.

Herr Lasson unterzieht den neuesten Erklärungsversuch des Hamlet durch Professor Gerth einer eingehenden Besprechung.

62. Sitzung, den 7. Januar 1862. Herr Kuhlmey giebt Fortsetzung und Schluss seines Vortrages über Schiller's Räuber. Er theilt die Berliner Kritik des Stückes mit und beleuchtet sie in ihrer Bedeutung als die erste anerkennende Besprechung der „Räuber," bei welcher Gelegenheit er auf die enge Zusammengehörigkeit des Stoffes mit der Zeit am Ende des 18. sec. hindeutet.

Herr Büchsenschütz macht ergötzliche Mittheilungen von Proben einer Homerübersetzung von Gortzitza und leitet dieselben durch eine Aufzählung aller Versuche ein, die bisher gemacht worden sind, den Homer in gereimten Versen zu übersetzen.

Herr Michaelis spricht über die französische und französisch-englische Schule der Stenographie, zeigt ihre Entwicklungsperioden und legt der Gesellschaft seinen eigenen Versuch, die Stolze'sche Stenographie auf die französische Sprache anzuwenden, vor.

63. Sitzung. Herr Reymond las den ersten Act einer von ihm verfassten satirischen Comödie in Versen: Les Faiseurs, in welcher die Zustände der Pariser Tagespresse gegeisselt werden, namentlich insofern sie den materiellen Gewinn zum Ziele haben.

Herr Lasson sprach über Hamlet. Er bringt die bisherigen Erklärungsversuche in drei Kategorien. Die einen sehen in Hamlet einen edlen, jedoch willensschwachen und deswegen grossen Zwecken nicht genügenden Menschen, die zweiten einen für nicht edle Zwecke zu gewissenhaften Mann, die dritten nichts als einen geistreichen, aber hohlen Schwätzer. Der Vortragende gelangt nun zu dem Resultate, dass, obschon Hamlet's Charakter die Vollstreckung eines Mordes als einer That fraglich sittlichen Werthes widerstrebt, doch in seinen Anschauungen nichts gegen die That als solche liege, er aber bei der feinen Anlage seiner geistigen Bildung viel zu selbstreflectirend wäre und das Leben zu gering schätze, um zu meinen, mit einem Morde sei etwas ausgerichtet, und dieser stehe nicht vielmehr einer Befreiung von der Qual zu leben gleich. Im Lichte dieser Deutung wurden episodisch auch die Erscheinungen der Liebe Hamlet's zu Ophelia beleuchtet. — Der Vortragende begegnet namentlich darin lebhaftem

Widerspruch, dass er Hamlet vom Vorwurf der Intrigue zu reinigen suchte. Herr Leo wies auf die Quellen des Schauspiels zurück, in denen das Vorbild Hamlet's bereits die Züge des Intriganten trage, Herr von Holtzendorff wies namentlich an der Theaterscene nach, dass ihr Hauptzweck, eine moralische Ueberzeugung von der Schuld des Königs auch in Andern zu wecken, Anlage zur Intrigue in Hamlet voraussetzen lasse.

64. Sitzung, den 4. Februar 1861. Herr Gosche giebt eine Geschichte der Entwicklung des Alexandriners. Er zeigt den allmäligen Uebergang des achtsilbigen französischen Verses von volksthümlichem Gepräge zu dem in künstlerischem Bewusstsein erweiterten späteren zehnsilbigen, der dann der eigentlich heroische, z. B. für das Rolandslied wird. Aus diesem entwickelt sich der zwölfsilbige, späterhin Alexandriner genannt. Er tritt zuerst im Provenzalischen im Leben des heiligen Amantius, im Nordfranzösischen im Bestiaire des Philippe de Thou auf, und gewinnt dann immer ausschliesslicher Terrain, so bei den späteren Dichtern des Carlovingischen Cyclus. Da er zuerst von Gelehrten, Geistlichen, Kennern des Latein also gehandhabt wird, so regte sich schon früh der Verdacht, er sei ein gelehrter Vers und als solcher auf den saturninischen Vers oder auf den Hexameter zurückzuführen. — Früher war er ein nur epischer Vers; dass er dann im 16. sec. auch auf das Drama überging, ist der Thätigkeit des Etienne Jodelle zu verdanken, der ihn zuerst in seinem Lustspiel Eugène, später in einzelnen Acten der Tragödie Cléopatra, endlich in der Dido durchweg zur Anwendung brachte. Die Freiheit in seiner Behandlung, bei Corneille noch gross genug, wird immer mehr verscherzt, bis endlich Victor Hugo die Bande des Alexandriners sprengt. — In Deutschland wendete ihn Tobias Hübner, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft 1619 zuerst an, doch roh und plump. Es wird der unfruchtbare Kampf Drollinger's gegen den Alexandriner erwähnt, Lessing umging ihn zuerst und setzt einfach Prosa an seine Stelle, dann aber versucht er es mit dem reimlosen Alexandriner, mit dem Wechsel zwölf- und dreizehnsilbiger jambischer Verse. Die einfache Uebersetzung des französischen in den deutschen Alexandriner wird jenem nicht gerecht, und zwar deswegen, weil im Deutschen der Reim fast durchweg auf der Stammsilbe liegt und der Rhythmus fast rein jambisch bleibt, wogegen der französische Alexandriner eine Menge rhythmischer Formen zulässt, was man beim Polemisiren gegen den Alexandriner überhaupt doch zu beachten hätte. Schliesslich wird auch noch Fr. Schlegel's unglücklichen Versuchs gedacht, den Alexandriner in Terzinen zu übersetzen.

Herr Plötz schildert Henry Murger's Leben und schriftstellerische Thätigkeit.

Herr Lasson referirt über: Karl der Grosse von Märcker, dann über die französische Stenographie von Michaelis.

Der Vorsitzende erzielt ferner den Beschluss der Gesellschaft, dass Herr Büchmann's Vortrag über den Adresskalender zum Besten der Stiftung in den Buchhandel kommen soll und theilt mit, dass der Herr Buchhändler Weidling (Haude und Spener'sche Buchhandlung) die Mühewaltung des Verlags und Vertriebes unentgeltlich übernehmen werde.

Schliesslich legte der Vorsitzende die nachstehenden Mittheilungen des Herrn W. Rushton in Liverpool der Gesellschaft vor.

Shakspeare's Tenures.

Tenure in Villenage.

King Richard.
My manors, rents, revenues, I forego;
My acts decrees, and statutes I deny.
Richard II. Act 4 Scene 4.

Manorium est feodum nobile, partim vassallis, quos tenentes vocamus, ob certa servitia concessum, partim Domino in usum familiae suae, cum jurisdictione in vassallis ob concessa praedia reservatum. Quae vassallis conceduntur terras dicimus tenementales;

Gaunt.
This land of such dear souls, this dear dear land,
Dear for her reputation through the world,
Is now leased out, (I die pronouncing it)
Like to a tenement, or pelting farm:
Richard II. Act 2 Scene 1.

quae domino reservantur, dominicales:

Belarius.
This rock and these demesnes, have been my world
Where I have lived at honest freedom.
Cymbeline Act 3 Scene 3.

Mercutio.
And the demesnes that there adjacent lie.
Romeo and Juliet Act 2 Scene 1.

totum vero feudum dominicum appelatur, Baronia, unde curia, quae huic praeest jurisdictioni, hodie curiae Baronis nomen retinet. (Spelm. Gloss. Manerium. Conf. in voc. Baronia, p. 73). In these days a mannor rather signifies the jurisdiction and royalty incorporeal than the land or secte. I or a man may have a mannor in gross (as the law termeth it) that is, the right and interest of a Court Baron, with perquisites thereunto belonging, and another or others have every fort of the land, (kitchen, Fol. 4, Broke, hoc titulo per totum, Bract. lib. 4. Cap. 31 num 3. divideth manerium into capitale and non capitale, Cowell Interpr.) I have already explained (see Archiv XXVII. Band 4. Heft p. 451) that villeins were of two sorts: villeins regardant, that is annexed to the mannor or land, or villeins in gross, or at large,

Othello.
O villain!

Cassio.
Most heathenish, and most gross!
Act. 5 Scene 2.

that is annexed to the person of their lord and transferable by deed from one owner to another. Thus it will be seen that there were „mannors in gross“ and „villeins in gross“ and Dumain says,

> My loving lord, Dumain is mortified;
> The grosser manner of these world's delights
> He throws upon the gross world's baser slaves:
> To love, to wealth, to pomp, I pine and die;
> With all these living in philosophy.
>
> Love's Labour's Lost. Act 1 Scene 1.

and, considering that Shakspeare so frequently plays upon words, I have thought that a double meaning may be intended in this passage. If, in the passages I have selected, (see Archiv passim) it should be considered that Shakspeare uses the terms „manner“ and mannor, respectively, in a double sense, it would then be of little consequence whether the word is spelt with „e“ or „o,“ because the mention of the one word is intended to suggest to the mind the other word, which is similar in sound but different in meaning. I may here mention that the word „manner“ sometimes appears, in our old Law Books, instead of „mannor,“ apparently as a misprint, — the compositor having, probably, mistaken a badly formed „o“ in the manuscript for „e.“

Borachio.

Sweet prince, let me go no farther to mine answer; do you hear me, and let this count kill me. I have deceived even your very eyes: what your wisdoms could not discover, these shallow fools have brought to light; who, in the night, overheard me confessing to this man, how Don John, your brother, incensed me to slander the lady Hero; how you were brought into the orchard, and saw me court Margaret in Hero's garments; how you disgraced her, when you should marry her. My villainy they have upon record; which I had rather seal with my death, than repeat over to my shame: the lady is dead upon mine and my master's false accusation; and, briefly, I desire nothing but the reward of a villain.

Much ado Act 5 Scene 1.

„Also, every villein is either a villein by title of prescription, to wit, that he and his ancestors have been villeins time out of mind of man; or he is a villein by his own confession in a court of record (Litt. sec. 175.)“ Every villein is, either by prescription or confession, servi aut nascuntur, aut fiunt. By prescription, either regardant to the mannor, etc. or in gross. In gross, either by prescription, or by granting away a villein that is regardant, or by confession. (Co. Litt. 118 a.) Fit etiam servus liber homo per confessionem, in curiâ regis fact'. (Bract. lib. I. cap. 6.) Record cometh from the Latin recordari to remember, and signifies an authentic and uncontroulable testimony in writing, contained in Rolls of parchment, and preserved in Courts of Record, and of them it is said monumenta, quae nos recorda vocamus, sunt veritatis et vetustatis vestigia. (Co. Litt. 118 a Cowell Interpr.) We reckon three sorts of Records, viz. a Record Judicial, as attainder, etc. a Record ministerial upon oath, as an office or inquisition found, and a Record made by conveyance and consent, as a fine or deed enrolled, or the like. (Cowell Int.) I do not however consider it is at all certain that Shakspeare alludes to a man who was „a villein by his own confession in a Court of Record,“ — because, I can recall another passage in which Shakspeare refers to ill deeds being recorded;

King Richard.

What more remains?

Northumberland.

No more, but that you read

(Offering a paper.)

These accusations, and these grievous crimes,
Committed by your person, and your followers,
Against the state and profit of this land;
That, by confessing them, the souls of men
May deem that you are worthily deposed.

King Richard.

Must I do so? and must I ravel out
My weaved-up follies? Gentle Northumberland,
If thy offences were upon record,
Would it not shame thee in so fair a troop,
To read a lecture of them?

Richard II. Act 4 Scene 1.

and also because Borachio does not use the participle „confessing" in connection with the word „record" or „villainy," — but he refers to what Dogherry and Verges overhead him say in the street Scene act 3; — yet because the word „villainy" is used in connection with the word „record" and moreover, because Leontes afterwards, in the same Scene, says,

Leontes.

Which is the villain? Let me see his eyes,
That, when I note another man like him,
I may avoid him: Which of these is he?

Borachio.

If you would know your wronger, look on me.

Leontes.

Art thou the slave, that with thy breath hast kill'd
Mine innocent child?

connecting, with the word villain, the word slave, a substantive descriptive of the servile condition of tenants in villenage, who were mere bond slaves to the Lord, — therefore I have thought it worth while to submit this passage to the consideration of the Society.

Shakspeare frequently connects the term villain with other words which are, — and which seem to be used as, descriptive of the base, servile condition of tenants in villenage;

Cleopatra.

Slaves, soul-less villain, dog!
O rarely base.

Antony and Cleopatra Act 5 Scene 2.

Arm.

Villain, thou shalt fast for thy offences, ere thou be pardoned.

Cost.

Well, sir, I hope, when I do it, I shall do it on a full stomach.

Arm.

Thou shalt be heavily punished.

Cost.

I am more bound to you than your fellows, for they are but lightly rewarded.

Arm.

Take away this villain; shut him up.

Moth.

Come, you transgressing slave; away.

Love's Labour's Lost Act 1 Scene 2.

Clo.

I cannot find those runagates: that villain
Hath mock'd me: — I am faint.

Bel.

Those runagates!
Means he not us? I partly know him; 'tis
Cloten, the son o' the queen. I fear some ambush.
I saw him not these many years, and yet
I know 'tis he. — We are held as outlaws: Hence.

Gui.

He is but one: You and my brother search
What companies are near: pray you, away;
Let me alone with him.

[Exeunt Bel. and Arv.

Clo.

Soft! what are you
That fly me thus? some villain mountaineers?
I have heard of such. — What slave art thou?

Gui.

A thing
More slavish did I ne'er, than answering
A slave without a knock.

Clo.

Thou art a robber,
A law-breaker, a villain: — Yield thee, thief.

Gui.

To who? to thee? What art thou? Have not I
An arm as big as thine? a heart as big?
Thy words, I grant, are bigger; for I wear not
My dagger in my mouth. Say, what thou art;
Why I should yield to thee?

Clo.

Thou villain base
Know'st me not by my clothes?

Gui.

No, nor thy tailor, rascal,
Who is thy grandfather: he made those clothes,
Which, as it seems, make thee?

Clo.

Thou precious varlet,
My tailor made them not.

Cymbeline Act 4 Scene 2.

And in these passages Cleopatra and Cloten use the substantive „Have" and the adjective „base" in connection with the term villain, which in the English Law signified a person in a base servile condition, who was a mere bond slave to the Lord.

Orleans.

The sun doth gild our armour up, my lords.

Dauphin.

Montez à cheval: — my horse! valet! lacquey, ha!

Henry V. Act 4 Scene 2.

Valect, valet, or vadelect, valettus vel valecta, qui juxta Dominum vadit seu ministrat. It is a French word: a servitor or gentleman of the Privy Chamber, according to Camden: In the accounts of the Inner Temple it is used for a Bencher's Clerk or servant: The Butler of the House corruptly calls them varlets: (Kennett's Gloss. Cowell Interpr.) ;

Troilus.

Call here my varlet, I 'll unarm again:
Why should I war without the walls of Troy,
That find such cruel battle here within?

Troilus and Cressida Act 1 Scene 1.

Scene III. — Glostershire. The Garden of Shallow's House.

Enter Falstaff, Shallow, Silence, Bardolph, the Page, and Davy.

Shallow.

Nay, you shall see mine orchard: where, in an arbour, we will eat a last year's pippin of my own graffing, with a dish of carraways, and so forth — come, cousin Silence; — and then to bed.

Falstaff.

'Fore God, you have here a goodly dwelling, and a rich.

Shallow.

Barren, barren, barren; beggars all, beggars all, Sir John: — marry, good air. — Spread, Davy; spread, Davy; well said, Davy.

Falstaff.

This Davy serves you for good uses; he is your serving man, and your husbandman.

Shallow.

A good varlet, a good varlet, a very good varlet, Sir John. — By the mass, I have drunk too much sack at supper — A good varlet. Now sit down, now sit down; — Come, cousin.

2. Henry IV. Act 5 Scene 3.

And Shallow, seems to apply the term varlet to Davy, in the sense of one qui juxta Dominum vadit seu ministrat. Valet or vadlet was anciently with us as in France, also a name specially denoting young gentlemen, although of great descent or quality, although it be now with us and them given to those of the rank of yeomen. And so was it taken under Henry the sixth with us, as we see in the statute of his three and twentieth year (Cap. 15) touching the choice of knight's of the Shire. They must be (saith the statute) either knights, ou autrement tielx notables esquiers, gentilhommes, del nativitie des mesmes les counties come soient ables destre chevalier, et nul home destre, tiel chivalier que estoite en le degree de vadlet et desouth. And it is but the same word which is become to be varlet, and signifies sometimes as knave now doth,

Thersites.

That same Diomed's a false-hearted rogue, a most unjust knave; I will no more trust him when he leers, than I will a serpent when he hisses: he will spend his mouth, and promise, like Brabler the hound; but when he performs, astronomers foretell it; it is prodigious, there will come some change; the sun borrows of the moon, when Diomed keeps his word. I will

rather leave to see Hector, than not to dog him: they say, he keeps a Trojan drab, and uses the traitor Calchas' tent: I'll after. — Nothing but lechery! all incontinent varlets!

Troilus and Cressida Act 5 Scene 1.

Thersites

That dissembling abominable varlet Diomed, has got that same scurvy doting frolish young knave's Sleeve of Troy there, in his helm. Act 5 Scene 4.

Although both of them anciently names of civil degree or service only: as among divers other testimonies, in an old little glossary of nomina graduum (Ms. apud Moretonum Lambard, eq. Aurat.) of about two hundred years since: the words are, garconet little boy, garcon knave, varleton grome, varlet yeoman, gentilhome gentleman etc. (Selden. Tit. Hon.) The reader will perceive that Thersites calls Diomed a most unjust knave and afterwards a varlet.

Shakspeare sometimes seems to use the term varlet, as an opprobrious name,

Prospero.

Say again, where didst thou leave these varlets.

Tempest Act 4 Scene 1.

Pistol.

And I to Lord shall eke unfold,
How Falstaff varlet vile,
His dove will prove, his gold will hold,
And his soft couch defile.

Merry Wives Act 1 Scene 3.

Falstaff.

And tell me thou naughty varlet, tell me, where hast thou been this month.

1. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Mrs. Page.

Hang him dishonest varlet! we cannot misuse him enough.

or as Selden says signifying as knave now doth.

Elb.

Varlet, thou liest; thou liest, wicked varlet: the time is yet to come, that she was ever respected with man, woman, or child.

Clo.

Sir, she was respected with him before he married with her.

Escal.

Which is the wiser here? Justice or Iniquity? — Is this true?

Elb.

O thou caitiff! O thou varlet! O thou wicked Hannibal! I respected with her, before I was married to her! If ever I was respected with her, or she with me, let not your worship think me the poor duke's officer. — Prove this, thou wicked Hannibal, or I'll have mine action of battery on thee.

Escal.

If he took you a box o' the ear, you might have your action of slander too.

Elb.

Marry, I thank your good worship for it. — What is 't your worship's pleasure I should do with this wicked caitiff?

Escal.

Truly, officer, because he hath some offences in him, that thou wouldst discover if thou couldst, let him continue in his courses, till thou know'st what they are.

Elb.

Marry, I thank your worship for it. — Thou see'st, thou wicked varlet now, what 's come upon thee; thou art to continue now, thou varlet; thou art to continue.

Measure For Measure Act 2 Scene 1.

Caitif, (cattivo, It. a slave, chetif, Fr. vile, despicable, whence it came to signify a bad man, with some implication of meanness, as knave in English and fur in Latin; so certainly does slavery destroy virtue. (Bailey's Dic.)

And sometimes it seems doubtful in which sense the term varlet is used,

Menenius.

The good gods assuage thy wrath, and turn the dregs of it upon this varlet here; this, who, like a block, hath denied my access to thee.

Coriolanus Act 5 Scene 2.

Lear.

This is a slave, whose easy-borrow'd pride
Dwells in the fickle grace of her he follows: —
Out, varlet, from my sight?

Act 2 Scene 4.

Elb.

Prove it before these varlets here, thou honourable man, prove it.

Escal.

Do you hear how he misplaces? (To Angelo.)

Measure For Measure Act 2 Scene 1.

By 20 Richard II. Cap. 2 it was enacted „that no varlets called yeoman, nor none other of less estate than esquire, shall use nor bear no sign of livery called livery of company of any lord within the realm, unless he be menial and familiar.

Jago.

Come, come, good wine is a good familiar creature, if it be well used, exclaim no more against it.

Othello Act 2 Scene 3.

or continual officer of his said lord. And that justices of the peace shall have power to enquire of them, which do to the contrary, and them to furnish according to their discretion" (repealed by 3. Car. 1. c. 4.)

From this statute of „the Reign of Richard the second, it appears that varlet was taken for those of the rank of yeomen" long before the time of Henry VI. mentioned by Selden. Jago probably uses the word familiar adjectively as it seems to be used in this statute: but sometimes it seems to be used as a substantive signifying an evil spirit, as it is explained by Coke in his report of an action on the Case which was brought (in the Common Pleas) against Mutton (Mich. 7 Jac. 1) for calling of the plaintiff, sorcerer and inchanter, who pleaded not guilty; and it was found against him to the damages of bd. and it was holden by the whole court in the Common Pleas, that no action lieth for the said words. For sortilegium est rei futuri per sortes exploratio: Et sortilegus sive sortilegista est qui per sortes futura praenunciat. Inchantry est verbis aut rebus adjunctis aliquid praeter naturam moliri:

My ancient incantations are too weak,
And hell too strong for me to buckle with:
Now, France, thy glory droopeth to the dust. [Exit.

Alarums. Enter French and English, fighting. La Pucelle and York fight hand to hand. La Pucelle is taken. The French fly.

York.
Damsel of France, I think I have you fast:
Unchain your spirits now with spelling charms,
And try if they can gain your liberty. —
A goodly prize, fit for the devil's grace!
See, how the ugly witch doth bend her brows,
As if, with Circe, she would change my shape.

Pucelle.
Changed to a worser shape thou canst not be.

York.
O, Charles the Dauphin is a proper man;
No shape but his can please your dainty eye.

Pucelle.
A plaguing mischief light on Charles, and thee!
And may ye both be suddenly surprised
By bloody hands, in sleeping on your beds!

York.
Fell, banning hag! enchantress, hold thy tongue.

Pucelle.
I pr'ythee, give me leave to curse a while.

York.
Curse, miscreant, when thou comest to the stake.
[Exeunt.
1. Henry VI. Act 5 Scene 3.

whereof the poet saith,
Carminibus Circes suos mutavit Ulyssis."
(XIII. Co. Rep. Mutton's Case).

Exeter.
We mourn in black: Why mourn we not in blood?
Henry is dead, and never shall revive:
Upon a wooden coffin we attend;
And death's dishonourable victory
We with our stately presence glorify,
Like captives bound to a triumphant car.
What? shall we curse the planets of mishap,
That plotted thus our glory's overthrow?
Or shall we think the subtle-witted French
Conjurers and sorcerers, that, afraid of him,
By magic verses have contrived his end?
1. Henry VI. Act 1 Scene 1.

Inchanter is he that by charms or verses conjures the Devil. The ancients called them carmina, because in those days their charms were in verse (3 Inst. 44 Cowell).

Ant. S.
What, wilt thou flout me thus unto my face,
Being forbid? There, take thou that, sir knave.

Dro. E.
What mean you, sir? for God's sake, hold your hands;
Nay, an you will not, sir, I 'll take my heels. [Exit.

Ant. S.
Upon my life, by some device or other,
The villain is o'er-raught of all my money.
They say, this town is full of cozenage;
As, nimble jugglers, that deceive the eye,
Dark-working sorcerers, that change the mind,
Soul-killing witches, that deform the body;
Disguised cheaters, prating mountebanks,
And many such like liberties of sin:
If it prove so, I will be gone the sooner.
I 'll to the Centaur, to go seek this slave;
I greatly fear, my money is not safe. [Exit.

Comedy of Errors Act 1 Scene 2.

It may be considered remarkable that Coke, after explaining the word enchantry should quote a line referring to Circe having changed the form of the companions of Ulyssis, and that York referring to La Pucelle should say,

See how the ugly witch doth bend her brows,
As if, with Circe, she would change my shape.

and afterwards as call her „enchantress."

The ancient law was, as it appeareth by Bulton, that those who were attainted of sorcery were burned: but the law is not such at this day, but he who is convicted of such imposture and deceit shall be fined and imprisoned.

Thersites.
How now, Thersites? what, lost in the labyrinth of thy fury? Shall the elephant Ajax carry it thus? he beats me, and I rail at him: O worthy satisfaction! 'would, it were otherwise; that I could beat him, whilst he railed at me: 'Sfoot, I 'll learn to conjure and raise devils, but I 'll see some issue of my spitefull execrations.

Troilus and Cressida Act 2 Scene 3.

„Conjuration is derived of these words con and juro: et proprie dicitur quando aliquid multi in alicujus perniciem jurant: and in the statute of 5 Eliz. Cap. 10 it is taken for invocation of any evil and wicked spirits,

Benvolio.
Romeo! my cousin Romeo!

Mercutio.
He is wise;
And, on my life, hath stolen him home to bed.

Benvolio.
He ran this way, and leap'd this orchard wall:
Call, good Mercutio.

Mercutio.
Nay, I 'll conjure too. —
Romeo! humours! madman! passion! lover!
Appear thou in the likeness of a sigh,
Speak but one rhyme, and I am satisfied;
Cry but — Ah me! couple but — love and dove;
Speak to my gossip Venus one fair word,

One nickname for her purblind son and heir,
Young Adam Cupid, he that shot so trim,
When king Cophetua loved the beggar-maid. —
He heareth not, stirreth not, he moveth not;
The ape is dead, and I must conjure him. —
I conjure thee by Rosalind's bright eyes,
By her high forehead, and her scarlet lip,
By her fine foot, straight leg, and quivering thigh,
And the demesnes that there adjacent lie,
That in thy likeness thou appear to us.

Benvolio.
An if he hear thee, thou wilt anger him.

Mercutio.
This cannot anger him: 't would anger him
To raise a spirit in his mistress' circle
Of some strange nature, letting it there stand,
Till she had laid it, and conjured it down;
That were some spite: my invocation
Is fair and honest, and, in his mistress' name,
I conjure only but to raise up him.

Act 2 Scene 1.

i. e. est conjurare verbis conceptis alio malos et iniquos spiritus;

Mrs. Ford.
What hoa, mistress Page! come you, and the old woman, down; my husband will come into the chamber.

Ford.
Old woman! What old woman 's that?

Mrs. Ford.
Why, it is my maid's aunt of Brentford.

Ford.
A witch, a quean, an old cozening quean! Have I not forbid her my house? She comes of errands, does she? We are simple men; we do not know what 's brought to pass under the profession of fortune-telling. She works by charms, by spells, by the figure, and such daubery as this is; beyond our element: we know nothing. — Come down, you witch, you hag you! come down, I say.

Mrs. Ford.
Nay, good, sweet husband — Good gentlemen, let him not strike the old woman.

Enter Falstaff in women's clothes, led by Mistress Page.

Mrs. Page.
Come, mother Prat, come, give me your hand.

Ford.
I 'll prat her: — Out of my door, you witch, (beats him) you rag, you baggage, you polecat, you ronyon! out! out! I 'll conjure you, I 'll fortune-tell you. [Exit Falstaff.

Merry Wives Act 4 Scene 2.

Burgundy.
God save your majesty! my royal cousin, teach you our princess English?

King Henry.

I would have her learn, my fair cousin, how perfectly I love her; and that is good English.

Burgundy.

Is she not apt?

King Henry.

Our tongue is rough, coz; and my condition is not smooth: so that, having neither the voice nor the heart of flattery about me, I cannot so conjure up the spirit of love in her, that he will appear in his true likeness.

Burgundy.

Pardon the frankness of my mirth, if I answer you for that. If you would conjure in her you must make a circle: if conjure up love in her in his true likeness, he must appear naked, and blind.

Henry V. Act 5 Scene 2.

the same is made felony: but witchcraft, enchantment, charm or sorcery, is not felony, if by them any person be not killed or dieth, so that Conjuration est verbis conceptis compellere malos et iniquos spiritus aliquod facere vel dicere, etc. (Co. Rep. 59. Mutton's Case.)

Brabantio.

O thou foul thief, where hast thou stow'd my daughter?
Damn'd as thou art, thou hast enchanted her:
For I 'll refer me to all things of sense,
If she in chains of magic were not bound,
Whether a maid — so tender, fair, and happy;
So opposite to marriage, that she shunn'd
The wealthy curled darlings of our nation,
Would ever have, to incur a general mock,
Run from her guardage to the sooty bosom
Of such a thing as thou: to fear, not to delight.
Judge me, the world, if 'tis not gross in sense,
That thou hast practised on her with foul charms:
Abused her delicate youth with drugs or minerals,
That waken'd motion: — I 'll have it disputed on;
'Tis probable, and palpable to thinking,
I therefore apprehend and do attach thee,
For an abuser of the world, a practiser
Of arts inhibited and out of warrant; —
Lay hold upon him; if he do resist,
Subdue him at his peril.

. . . .

Brabantio.

My daughter! O my daughter!

Senator.

Dead?

Brabantio.

Ay, to me;
She is abused, stolen from me, and corrupted
By spells and medicines bought of mountebanks:
For nature so preposterously to err,
Being not deficient, blind, or lame of sense,
Sans witchcraft could not —

Duke.

Whoe'er he be, that, in this foul proceeding,
Hath thus beguiled your daughter of herself,
And you of her, the bloody book of law
You shall yourself read in the bitter letter,
After your own sense; yea, though our proper son
Stood in your action.

. . . .

Othello.

I will a round unvarnish'd tale deliver
Of my whole course of love; what drugs, what charms,
What conjuration, and what mighty magic,
(For such proceeding I am charged withal,)
I won his daughter with.

Brabantio.

A maiden never bold;
Of spirit so still and quiet, that her motion
Blush'd at herself: and she, — in spite of nature,
Of years, of country, credit, every thing, —
To fall in love with what she fear'd to look on!
It is a judgment maim'd, and most imperfect,
That will confess — perfection so could err
Against all rules of nature; and must be driven
To find out practices of cunning hell,
Why this should be. I therefore vouch again,
That with some mixtures powerful o'er the blood,
Or with some dram conjured to this effect,
He wrought upon her.

Duke.

To vouch this, is no proof;
Without more certain and more overt test,
Than these thin habits, and poor likelihoods
Of modern seeming, do prefer against him.

1. Senator.

But, Othello, speak: —
Did you, by indirect and forced courses
Subdue and poison this young maid's affections?
Or came it by request, and such fair question
As soul to soul affordeth?

. . . .

Act 1 Scene 2.

In August 1858 I suggested that Shakspeare, in one of these passages from Othello, might refer to the 33 Henry VIII. Cap. 8. which enacts, that „It shall be felony to practice, or cause to be practised, conjuration, witchcraft, enchantment or sorcery, to get money: or to consume any person in his body, members or goods; or to provoke any person to unlawful love;

Falstaff.

I am accursed to rob in that thief's company: the rascal hath removed my horse, and tied him I know not where. If I travel but four foot by the square farther afoot, I shall break my wind. Well, I doubt not but lo die a fair death for all this, if I 'scape hanging for killing that rogue. t have forsworn his company hourly any time this two-and-twenty years; and yet I am bewitched with the rogue's company. If the rascal have not given me medicines to make me love him, I 'll be hanged; it could not be

else; I have drank medicines. — Poins! — Ha! — a plague upon you both! —

1. Henry IV. Act 2 Scene 2.

or for despight of Christ, or lucre of money, to pull down any cross; or to declare where goods stolen be." But by the 1. Ed. VI. c. 12. sec. 4 it is enacted „That all offences made felony by any act or acts of parliament, statute or statutes, made sithence the twenty-third day of April in the first year of the reign of the said late king Henry the Eighth, not being felony before, and also all and every the branches and articles mentioned or in any wise declared in any of the same statutes concerning the making of any offence or offences to be felony, not being felony before, and all pains and forfeitures concerning the same or any of them, shall from henceforth be repealed and utterley void, and of none effect."

La Pucelle.

The regent conquers, and the Frenchmen fly. —
Now help, ye charming spells, and periapts;
And ye choice spirits, that admonish me,
And give me signs of future accidents! (Thunder.)
You speedy helpers, that are substitutes
Under the lordly monarch of the north,
Appear, and aid me in this enterprise!

Enter Fiends.

This speedy quick appearance argues proof
Of your accustom'd diligence to me.
Now, ye familiar spirits, that are cull'd
Out of the powerful regions under earth,
Help me this once, that France may get the field.

1. Henry VI. Act 5 Scene 3.

„A witch who works anything by an evil spirit, doth not make any conjuration or invocation by any powerful names of the devil, but the wicked spirit comes to her familiarly, and therefore it is called a familiar" (XIII. Co. Rep. 59 Mutton's Case).

In the Duke of Gloster's Garden the spirit is conjured;

Hume.

Jesu preserve your royal majesty!

Duchess.

What say'st thou, majesty! I am but grace.

Hume.

But, by the grace of God, and Hume's advice,
Your grace's title shall be multiplied.

Duchess.

What say'st thou, man? hast thou as yet conferr'd
With Margery Jourdain, the cunning witch;
And Roger Bolingbroke, the conjurer?
And will they undertake to do me good?

Hume.

This they have promised, — to shew your highness
A spirit, raised from depth of under ground,
That shall make answer to such questions
As by your grace shall be propounded him.

2. Henry VI. Act 1 Scene 2.

but the spirits are supposed to come to La Pucelle „familiarly," as Coke expresses it. „The conjurer," says Minshieu, „seemeth by praiers and invo-

cations of God's powerful names, to compel the divell to say or do what he commandeth him.

The Duke of Gloster's Garden.

Enter Margery Jourdain, Hume, Southwell, and Bolingbroke.

Hume.

[Come, my masters; the duchess, I tell you, expects performance of your promises.

Bolingbroke.

Master Hume, we are therefore provided: Will her ladyship behold and hear our exorcisms?

Hume.

Ay: What else? fear you not her courage.

Bolingbroke.

I have heard her reported to be a woman of an invincible spirit: But it shall be convenient, master Hume, that you be by her aloft, while we be busy below; and so, I pray you, go in God's name, and leave us.] [Exit Hume.] Mother Jourdain, be you prostrate, and grovel on the earth: — [John Southwell, read you; and let us to our work.]

Enter Duchess, above.

Duchess.

[Well said, my masters; and welcome all.
To this gear; the sooner the better.

Bolingbroke.

Patience, good lady; wizards know their times:]
Deep night, dark night, the silent of the night,
The time of night when Troy was set on fire;
The time when screech-owls cry, and ban-dogs howl,
And spirits walk, and ghosts break up their graves,
That time best fits the work we have in hand.
Madam, sit you, and fear not; whom we raise,
We will make fast within a hallow'd verge.

(Here they perform the ceremonies appertaining, and make the circle; Bolingbroke, or Southwell, reads Conjuro te, etc. It thunders and lightens terribly; then the Spirit riseth)

Spirit.

Adsum.

M. Jourdain.

Asmath.
By the eternal God, whose name and power
Thou tremblest at, answer that I shall ask;
For, till thou speak, thou shalt not pass from hence.

2. Henry VI. Act 1 Scene 4.

The witch dealeth rather by a friendly and voluntarie conference or agreement between him and her and the divell or familiar,

Armado.

I do affect the very ground, which is base, where her shoe, which is baser, guided by her foot, which is basest, doth tread. I shall be forsworn, (which is a great argument of falsehood), if I love: and how can that be true love, which is falsely attempted? Love is a familiar; love is a devil: there is no evil angel but love.

Love's Labour's Lost Act 1 Scene 2.

to have his or her turn served, in lieu or stead of blood or other gift offered him, especially of his or her soule.“ (Minshieu).

(They walk about, and speak not.)
O, hold me not with silence over-long!
Where I was wont to feed you with my blood,
I 'll lop a member off, and give it you,
In earnest of a farther benefit;
So you do condescend to help me now. —
(They hang their heads.)
No hope to have redress? — My body shall
Pay recompense, if you will grant my suit.
(They shake their heads.)
Cannot my body, nor blood-sacrifice,
Entreat you to your wonted furtherance?
Then take my soul; my body, soul, and all,
Before that England give the French the foil.
(They depart.)
See! they forsake me. Now the time is come,
That France must vail her lofty-plumed crest,
And let her head fall into England's lap.
1. Henry VI. Act 5 Scene 3.

The reader will perceive how exactly this passage corresponds with Minshieu's description. La Pucelle says, that she was wont to feed them (her familiar spirits) with her blood, but that she would lop a member off, and then, — if they would grant her suit, her body should pay recompense, and finally if neither her body nor blood-sacrifice could entreat them to their wonted furtherance, she offers her body, soul, and all.

K. Henry.

Our tongue is rough, coz; and my condition is not smooth: so that, having neither the voice nor the heart of flattery about me, I cannot so conjure up the spirit of love in her, that he will appear in his true likeness.

Burgundy.

Pardon the frankness of my mirth, if I answer you for that. If you would conjure in her you must make a circle: if conjure up love in her in his true likeness, he must appear naked, and blind. Can you blame her, then, being a maid yet rosed over with the virgin crimson of modesty, if she deny the appearance of a naked blind boy in her naked seeing self. It were, my lord, a hard condition for a maid to consign to.
Henry V. Act 5 Scene 2.

King James says the „art of sorcery consists in diverse forms of circles and conjurations rightly joined together, few or more in number according to the number of persons conjurers, (always passing the singular number) according to the qualitie of the circle, and form of the apparition. (Daemonologia).

Gloster.

Now, Edmund, where 's the villain?

Edmund.

Here stood he in the dark, his sharp sword out,
Mumbling of wicked charms, conjuring the moon
To stand his auspicious mistress: —
Lear Act 2 Scene 1.

Melton says that conjurers „always observe the time of the moone before the set their figure, and when they have set their figure and spread

their circle, first exorcise the wine and water, which they sprinkle in their circle, then mumble in an unknown language. Astrologaster.

Although La Pucelle uses the term familiar, adjectively, yet it may be considered probable that Shakspeare intends to convey the idea of an evil spirit which could be suggested by the word familiar:

Talbot.

Lost, and recover'd in a day again!
This is a double honour, Burgundy:
Yet, Heavens have glory for this victory!

Burgundy.

Warlike and martial Talbot, Burgundy
Enshrines thee in his heart; and there erects
Thy noble deeds, as valour's monument.

Talbot.

Thanks, gentle duke. But where is Pucelle now?
I think her old familiar is asleep:

1. Henry VI. Act 3 Scene 2.

and Talbot speaks of her „old familiar."

In Schlegel and Tieck's translation, the word familiar, used by Talbot, in the line

„I think her old familiar is asleep"

is represented by the substantive „hausgeist" —

„Ich denk, ihr alter hausgeist fiel in schlaf"

but the word familiar, used by La Pucelle, in the line

„Now ye familiar spirits etc."

is represented by the adjective „vertrauten"

„Nun ihr vertrauten geister etc."

Say.

Tell me, wherein I have offended most?
Have I affected wealth, or honour; speak?
Are my chests fill'd up with extorted gold?
Is my apparel sumptuous to behold?
Whom have I injured, that ye seek my death?
These hands are free from guiltless blood-shedding.
This breast from harbouring foul deceitful thoughts.
O, let me live!

Cade.

I feel remorse in myself with his words; but I 'll bridle it; he shall die, an it be but for pleading so well for his life. Away with him! he has a familiar under his tongue; he speaks not o' God's name.

2. Henry VI. Act 4 Scene 7.

Seek not unto them that have familiar pirits, nor wizards, nor unto witches that peep and mutter: should not a people seek unto their God. Isaiah XIX.

But the word familiar is, of course, more frequently used by Shakspeare in its ordinary adjective sense of „intimately acquainted with"

That war or peace, or both at once, may be
As things acquainted and familiar to us.

Henry V. Act 5 Scene 2.

Armado.

For the king is a noble gentleman, and my familiar,
I do assure you, very good friend.

Love's Labour's Lost Act 5 Scene 1.

The word buz which has been derived from Teut. bizzen, to graol, is generally used by Shakspeare in its ordinary sense of to hum, to make a noise like bees or wasps;

Hume.

[Hume must make merry with the duchess' gold:]
Marry, and shall. But how now, Sir John Hume?
Seal up your lips, and give no words but — mum!
The business asketh silent secrecy.
Dame Eleanor gives gold, to bring the witch:
Gold cannot come amiss, were she a devil.
Yet have I gold, flies from another coast:
I dare not say, from the rich cardinal,
And from the great and new-made duke of Suffolk;
Yet I do find it so: for, to be plain,
They, knowing dame Eleanor's aspiring humour,
Have hired me to undermine the duchess,
And buz these conjurations in her brain.

2. Henry VI. Act 1 Scene 2.

but I think its signification in this passage is peculiar, and I shall probably explain it sufficiently by quoting a passage from Selden: „The law against witches does not prove there be any; but it punishes the malice of those people that use such means, to take away mens' lives. If one should profess that by turning his hat thrice, and crying buz, he could take away a man's life (though in truth he could do no such thing) yet this were a just law made by the state; that whoever should turn his hat thrice, and cry buz, with an intention to take away a man's life, shall be put to death. (Selden Vol. 3 Table Falk).

Cymbeline.

What! — art thou mad?

Imogen.

Almost, sir: Heaven restore me! — 'Would I were
A neat-herd's daughter! and my Leonatus
Our neighbour shepherd's son!

Act 1 Scene 2.

Enter a Servant.

Servant.

Master, there is three carters, three shepherds, three neat-herds, three swineherds, that have made themselves all men of hair; they call themselves saltiers: and they have a dance which the wenches say is a gallimaufry of gambols, because they are not in't; but they themselves are o'the mind, (if it be not too rough for some, that know little but bowling,) it will please plentifully.

Shepherd.

Away! we'll none on't; here has been too much humble foolery already: — I know, sir, we weary you.

Pol.

You weary those that refresh us: Pray, let's see these four threes of herdsmen.

Winter's Tale Act 4 Scene 3.

Neat Herd, a keeper of neats, a cow keeper, one who has the care of black cattle.

Steward.

Why, what a monstrous fellow art thou, thus to rail on me, that is neither known of thee, nor knows thee?

Kent.

What a brazen-faced varlet art thou, to deny thou know'st me? Is it two days ago, since I tripp'd up thy heels, and beat thee, before the king? Draw, you rogue; for, though it be night, the moon shines; I 'll make a sop o' the moonshine of you: Draw, you whoreson cullionly barber-monger, draw.

(Drawing his sword.)

Steward.

Away; I have nothing to do with thee.

Kent.

Draw, you rascal: you come with letters against the king; and take vanity the puppet's part, against the royalty of her father: Draw, you rogue, or I 'll so carbonado your shanks — Draw, you rascal; come your ways.

Steward.

Help, ho! murder! help!

Kent.

Strike, you slave; stand, rogue, stand; you neat slave, strike.

(Beating him.)

Steward.

Help, ho! murder! murder!

Lear Act 2 Scene 2.

Kent calls the Steward a neat slave and there was neatland, terra villanorum, which was land let or granted out to the yeomanry. Ex vet. charta. (Cowell Interpr.): so that it is probable that the word used by Kent is not the adjective neat, derived from net Fr. nitidus Lat. signifying clean, trim etc., — and which has been rendered in Schlegel and Tieck's translation by the adjective, but that Kent uses the substantive neat derived from the saxon near, nyren, which signifies, black cattle. Beeves, as oxen, heifers, caves, and steers.

Leontes.

— Mamillius,

Art thou my boy?

Mamillius.

Ay, my good lord.

Leontes.

I' fecks?

Why, that's my bawcock. What, hast smutch'd thy nose? —
They say, it 's a copy out of mine. Come, captain,
We must be neat; not neat, but cleanly, captain;
And yet the steer, the heifer, and the calf,
Are all call'd neat.

Winter's Tale Act 1 Scene 3.

The word „neat“ seems to be used by Leontes in a double sense: we must be „neat“ that is clean, trim, — and yet we must not be „neat“ that is unclean like the „steer, the heifer and the calf,“ or those who tend them. It is evident that Leontes uses the adjective „neat“ signifying clean, trim etc., and also the substantive „neat“ (derived from the saxon) in the sense of unclean, or at least in a sense which implies the condition of which the adjective unclean is descriptive, — a condition common to „the stier, the heifer and the calf“ and those who tended them, as tenants of neat land: but the contrast between the condition of cleanliness suggested by the adjective „neat,“ and the condition of uncleanliness suggested by the substan-

tive „neat,“ does not appear to have been preserved in Schlegel and Tieck's splendid translation.

Mein seel?
Ja, bist mein bengel. Wie die nase schmutzig? —
Sie sagen, dass sie meiner gleicht. Komm, kerl,
Wir müssen schmuck sein, schmuck nicht, sondern rein;
Denn geht nicht stier und kalb und kuh, ein jedes,
Im schmuck des haupts einher?

Because Leontes uses the word „neat“ in a sense, implying the uncleanliness which is common to cattle or those who tend them therefore, I have thought it probable that Kent may mean, by using the words „neat slave,“ that the Steward was like a tenant of neat land, that is, a base, dirty fellow. The word „neat“ used by Kent, is represented in Schlegel and Tieck's translation by „geputzter,“

Wehr dich bestie; steh, schuft, steh; du „geputzter“
Lumpenkerl, wehr, wehr dich.

and it may be considered doubtful whether the word neat used by Kent, is the substantive „neat“ signifying one who was a tenant of neat-land: but, if Kent does use that substantive, he probably uses it in an adjective sense, in connection with the word slave, in the same manner as Shakspeare seems to use the substantive dunghill in an adjective sense, in connection with the word villain,

Base dunghill villain, and mechanical.
2. Henry VI. Act 1 Scene 3.

(see Archiv XXVII. Band, 4. Heft 452).

The word „familiar,“ which appears, as an adjective, in 20 Richard II. Cap. 2 a statute I quoted in illustration of the word „varlet,“ — suggested those passages in Shakspeare in which the term „familiar“ is used as a substantive, in the sense of an „evil spirit,“ — the use of the word in that sense suggested Coke's Report of Mutton's Case, in which an explanation is given of this substantive familiar, and Coke's explanation, in that Report, of the words Inchantry, Conjuration etc. suggested other passages which have really no connection with Shakspeare's allusions to the Tenures of the English Law.

Desdemona.
Alas, what ignorant sin have I committed?

Othello.
Was this fair paper, this most goodly book,
Made to write whore upon? What committed?
Committed! — O thou public commoner!
I should make very forges of my cheeks,
That would to cinders burn up modesty,
Did I but speak thy deeds. — What committed!
Heaven stops the nose at it, and the moon winks;
The bawdy wind, that kisses all it meets,
Is hush'd within the hollow mine of earth,
And will not hear it: — What committed! —
Impudent strumpet!

Desdemona.
By Heaven, you do me wrong.

Othello.
Are not you a strumpet?

Desdemona.

No, as I am a Christian;
If to preserve this vessel for my lord.
From any other foul unlawful touch,
Be — not to be a strumpet. I am none.

Othello.

What, not a whore?

Desdemona.

No, as I shall be saved.

Othello.

Is it possible?

Desdemona.

O, Heaven forgive us!

Othello.

I cry you mercy, then;
I took you for that cunning whore of Venice,
That married with Othello. —

Act 4 Scene 2.

Othello calls Desdemona a strumpet, and Desdemona, afterwards in the same scene, says

I cannot say, whore;
It does abhor me, now I speak the word;
To do the act that might the addition earn,
Not the world's mass of vanity could make me.

using the word addition in its legal sense, for, according to Cowell, „Strumpet, Meretrix, was heretofore used for an addition, Jur. praesentant, etc. quod Johannes de Mainwaring de Whatcroft de Com. Cest. Esq., Laurentinus de Warren Davenham Esq., etc. Hugo de Sondebach Yoman, Hopkin, Norman de Com. Cestr. Husband-Knave, Willielmus le Birchwood de Clyve-Knave cum plurimis aliis et agues Cawes de medio Wico de Com. Cestr. Strumpet, — Tali die domum Ranulphi Madocke, vi et armis, etc. fregerunt, etc. Pla. apud Cestr. 6 II. 5 m. 2 in Dorso."

Cassio.

I will ask him for my place again; he shall tell me, I am a drunkard! Had I as many mouths as Hydra, such an answer would stop them all. To be now a sensible man, by and by a fool, and presently a beast! O strange! — Every inordinate cup is unblessed, and the ingredient is a devil.

Jago.

Come, come, good wine is a good familiar creature, if it be well used; exclaim no more against it. And, good lieutennt, I think, you think I love you.

Act 2 Scene 3.

When I stated that Jago seemed to use the word familiar in the same sense in which it is used in the 20 Richard II. Cap. 2, I might have further explained the peculiar meaning of the word familiar in that statute, by quoting the 16 Richard II. Cap. 4 by which „it is accorded and assented, that no yeoman nor other of lower estate than an esquire, from henceforth shall not use nor bear no livery, called livery of company, of any lord within the realm, if he be not menial and familiar, continually dwelling in the house of his said lord, and that the justices of peace shall have power to enquire of them, which do to the contrary, and them to punish accord-

ing to their discretion. I might have stated also that because Cassio uses the word devil immediately before Jago uses the word familiar, it is therefore, perhaps, probable that Jago uses the word familiar in a double sense, which would be easily understood by the audiences of Shakspeare's time when witchcraft, sorcery etc. were believed in.

A slight mistake appears in my explanation of a passage in Romeo and Juliet (Archiv XXIX. Band page 281). I said that „the first Capulet, to prove that the son of Lucentio was not thirty years,“ but some five and twenty says

His son was but a ward two years ago.

whereas I should have said, that it was to prove, not that Lucentio's son was five and twenty, but to prove that it was some five and twenty years since they (the First and Second Capulet) were in a mask. The First Capulet argues to prove that it was not so long as thirty years since they were in a mask, but only some five and twenty years, and also to prove that Lucentio's son was not thirty years of age. Lucentio's son would be, according to the First Capulet's statement, as I have already shown, at least twenty three years of age.

I think that Shakspeare sometimes uses the words „confirm“ and „confirmation“ in a legal sense.

King Henry.
O my son!
Heaven put in thy mind to take it hence,
That thou mightst win the more thy father's love,
Pleading so wisely in excuse of it.
Come hither, Harry, sit thou by my bed;
And hear, I think, the very latest counsel,
That ever I shall breathe. Heaven knows, my son,
By what by-paths, and indirect crook'd ways,
I met this crown; and I myself know well,
How troublesome it sat upon my head:
To thee it shall descend with better quiet,
Better opinion, better confirmation:
For all the soil of the achievement goes
With me into the earth.

„Confirmation“ says Coke, „cometh of the verb confirmare, quod est firmum facere: and therefore it is said, that confirmatio omnes supplet defectus, licet id quod actum est ab initio, non valuit. (Bract. lib. 2. 58). A confirmation is a conveyance of an estate or right in esse, whereby a voidable estate is made sure and unavoidable, or whereby a particular estate is encreased.

King Henry.
My lord of Warwick, hear me but one word. —
Let me, for this my life time, reign as king.

York.
Confirm the crown to me, and to mine heirs.
And thou shalt reign in quiet, while thou livest.

King Henry.
I am content: Richard Plantagenet,
Enjoy the kingdom after my decease.

3. Henry VI. Act 1 Scene 1.

A confirmation doth not strengthen a void estate. (Co. Litt. 295 b). In every good confirmation, there must be a precedent rightful or wrongful estate in him to whom made, or he must have the possession of the king

as a foundation for the confirmation to work upon; the confirmer must leave such an estate and property in the land, that he may be thereby enabled to confirm the estate of the confirmee; the precedent estate must continue till the confirmation come, so that the estate to be increased comes into it; and it is required that both these estates be lawful. (Co. Litt. 296. 1. Rep. 146. 5. Rep. 15. Dyer 109). Confirmatio est nulla ubi donum precedens est invalidum, et ubi donatio nulla omnino nec valebit confirmatio: for a confirmation may make a voidable or defensible estate good, but it cannot work upon an estate that is void in law. Non valet confirmatio nisi ille qui confirmat sit in possessione rei, vel juris unde fieri debet confirmatio, et eodem modo nisi ille cui confirmatio sit, sit in possessione And another saith, Confirmare est id quod prius infirmum fuit firmare. Et donationum alia incepta, et defectiva, et post tempus confirmata, confirmatio enim omnem supplet defectum, poterit enim esse in pendenti donec per ratihabtionem haeridis cum ad aetatem pervenerit roboretur. (Fleta lib. 3 Cap. 14. and lib. 33 Cap. 3. Co. Litt. 295 b). Although Bolingbroke obtained possession of the Crown by unlawful means, as described by Shakspeare in the 4 Act of Richard the Second;

King Richard.

To do what service am I sent for hither?

York.

To do that office, of thine own good will,
Which tired majesty did make thee offer, —
The resignation of thy state and crown
To Henry Bolingbroke.

King Richard.

Give me the crown: — Here, cousin, seize the crown;
Here, on this side, my hand; on that side, thine.
Now is this golden crown like a deep well,
That owes two buckets filling one another;
The emptier ever dancing in the air,
The other down, unseen, and full of water:
The bucket down, and full of tears, am I,
Drinking my griefs, whilst you mount up on high.

Bolingbroke.

I thought you had been willing to resign.

King Richard.

My crown I am; but still my griefs are mine:
You may my glories and my state depose,
But not my griefs; still am I king of those.

Bolingbroke.

Part of your cares you give me with your crown.

King Richard.

Your cares, set up, do not pluck my cares down.
My care is — loss of care, by old care done;
Your care is — gain of care, by new care won:
The cares I give, I have, though given away;
They tend the crown, yet still with me they stay.

Bolingbroke.

Are you contented to resign the crown?

King Richard.

Ay, no; — no, ay: — for I must nothing be;
Therefore no no, for I resign to thee.
Now mark me how I will undo myself: —
I give this heavy weight from off my head,
And this unwieldy sceptre from my hand,
The pride of kingly sway from out my heart;
With mine own tears I wash away my balm,
With mine own hands I give away my crown,
With mine own tongue deny my sacred state,
With mine own breath release all duteous oaths:
All pomp and majesty I do forswear:
My manors, rents, and revenues, I forego;
My acts, decrees, and statutes, I deny:
God pardon all oaths, that are broke to me!
God keep all vows unbroke, are made to thee!
Make me, that nothing have, with nothing grieved;
And thou with all pleased, that hast all achieved!
Long may'st thou live in Richard's seat to sit,
And soon lie Richard in an earthly pit!
God save King Henry, unking'd Richard says,
And send him many years of sunshine days! —

. . . .

Nor no man's lord; I have no name, no title, —
No, not that name was given me at the font, —
But 'tis usurp'd: — Alack the heavy day.

yet every king for the time being, has a right to the people's allegiance, who it is said are bound by the 2. Henry VII. Cap. 1 to defend him in his course against every power whatsoever, and shall incur no pains nor forfeitures thereby. And a king out of possession, we are bound by the duty of our allegiance, to resist (1. Hawk. P. C. 36).

Coke says, that if there be a king regnant in possession of the Crown, although he be but Rex de facto, and not de Jure, yet he is Seignior le Roy; and another that hath right, if he be out of possession, is not within the meaning of the 2. Henry VIII. Cap. 1. for the subjects to serve and defend him in his wars, etc. and, to this duty of allegiance, which the subject owe to the king de facto Shakspeare evidently refers in the Third Part of Henry VI. Act 3 Scene 1.

2. Keeper.

Say, what art thou, that talk'st of kings and queens?

King Henry.

More than I seem, and less than I was born to:
A man at least, for less I should not be;
And men may talk of kings, and why not I?

2. Keeper.

Ay, but thou talk'st as if thou wert a king.

King Henry.

Why, so I am, in mind; and that's enough.

2. Keeper.

But, if thou be a king, where is thy crown?

King Henry.

My crown is in my heart, not on my head;

[Not deck'd with diamonds and Indian stones,
Nor to be seen: my crown is call'd, content;]
A crown it is, that seldom kings enjoy.

2. Keeper.
Well, if you be a king, crown'd with content,
Your crown content, and you, must be contented
To go along with us: for, as we think,
You are the king, King Edward hath deposed;
And we his subjects, sworn in all allegiance,
Will apprehend you as his enemy.

King Henry.
But did you never swear and break an oath?

2. Keeper.
No, never such an oath, nor will not now.

King Henry.
Where did you dwell, when I was king of England?

2. Keeper.
Here in this country, where we now remain.

King Henry.
I was anointed king at nine months old;
My father and my grandfather were kings;
And you were sworn true subjects unto me;
And tell me then, have you not broke your oaths?

1. Keeper.
No;
For we were subjects, but while you were king.

A pardon etc. granted by a king de Jure, that is not likewise de facto is void. (3 Inst). A king that usurps the Crown, grants licences of alienation or escheats, it will be good against the rightful king; so of pardons, and any thing that doth not concern the king's ancient patrimony, or the government of the people: judicial acts in the time of such a one bind the right king and all who submitted to his judicature. The Crown was tossed between the two families of York and Lancaster many years; and yet the acts of Royalty done in the reign of the several competitors were confirmed by the Parliament: and it has been said that these resolutions were made, because the common people cannot judge of the king's Title, and to avoid anarchy and confusion. (Jenk. Cent. 130, 131). But according to Lord Chief Justice Hale, if the rightful heir of the crown be in the actual exercise of the sovereignty in one part of the kingdom, and a Usurper in the exercise of it in another, the law adjudgeth him in the possession of the Crown that hath the true right; and the other is not a king de facto, but a disturber and no king. This was said to be the case between king Edward IV. and Henry VI. And the like was held as to Queen Mary, who openly laid claim to the Crown, and was proclaimed Queen; at the same time that Lady Jane was proclaimed Queen of London on the nomination of king Edward VI. so that both being de facto in possession of the Crown, the law adjudged the possession in Mary, who had the right to the same. (State Trials 932). A king de facto is one that is in actual possession of a crown, and hath no lawful right to the same; in which sense it is opposed to a king de jure, who hath right to a crown but is out of possession. (3. Inst. 7). Notwithstanding, that it is impossible, a king can be, according to law, — at the same time, a king de facto and a king de jure, yet in the case of king Charles the Second, it was adjudged that he was king both de

facto and de jure; and that all acts which were done to the keeping him out, were high treason! (See Kel. Rep. 10). This decision, however, seems to have been made in mean subserviency to an unprincipled profligate.

The duty of allegiance, which the subjects owe to the king de facto and to which Shakspeare alludes in the Third Part of Henry VI. Act 3 Scene 1

King Henry.
Where did you dwell, when I was king of England?

2. Keeper.
Here in this country, where we now remain.

King Henry.
I was anointed king at nine months old;
My father and my grandfather were kings;
And you were sworn true subjects unto me;
And tell me then, have you not broke your oaths?

1. Keeper.
No;
For we were subjects, but while you were king.

is satisfactorily explained by a statute made in the 2. year of the reign of King Henry the Seventh, and stated to be „for the common profit of the realm,“ in manner and form following. „The King our Sovereign lord, calling to his remembrance the duty of allegiance of his subjects of this his realm, and that they by reason of the same are bound to serve their prince and sovereign lord for the time being, in his wars, for the defence of him, and the land against rebellion, power, and might, reared against him, and with him to enter and abide in service in battle, if case so require; and that for the same service what fortune ever fall by chance in the same battle against the mind and will of the prince (as in this land some time passed hath been seen) that it is not reasonable, but against all laws, reason, and good conscience, that the said subjects going with their sovereign lord in wars, attending upon him in his person, or being in other places by his commandment, within this land or without, anything should lose or forfeit for doing their true duty and service of allegiance: it be therefore ordained, enacted and established by the king our sovereign lord, by the advice and assent of the lords spiritual and temporal, and the commons in this present parliament assembled, and by authority of the same, that from henceforth no manner of person or persons. whatsoever he or they be; that attend upon the king and sovereign lord of this land for the time being, in his person, and do him true and faithful service of allegiance in the same, or be in other places by his commandment in his wars, within this land or without, that for the said deed, and true duty of allegiance he or they be in no wise convict or attaint of high treason, ne of other offences for that cause, by act of parliament, or otherwise by any process of law, whereby he or any of them shall lose or forfeit life, lands, tenements, rents, possessions, hereditaments, goods, chattels, or any other things; but to be for that deed and service utterly discharged of any vexation, trouble, or loss. And if any act or acts, or other process of the law hereafter thereupon for the same happen to be made, contrary of this ordinance, that then that act or acts, or other process of the law, whatsoever they shall be, stand, and be utterly void. Provided alway, That no person or persons shall take any benefit or advantage by this act, which shall hereafter decline from his or their said allegiance.“ (2. Henry VII. Cap. 1).

Bassanio.
I come by note, to give and to receive.

Like one of two contending in a prize,
That thinks he hath done well in people's eyes,
Hearing applause, and universal shout,
Giddy in spirit, still gazing, in a doubt
Whether those peals of praise be his or no;
So, thrice fair lady, stand I, even so;
As doubtful whether what I see be true,
Until confirm'd, sign'd, ratified by you.

Merchant of Venice Act 3 Scene 2.

Fait de confirmation est comunement en tiel forme, ou a tiel effect: Noverint universi, etc. me A. de B. ratificâsse, approbâsse et confirmâsse C. de D. statum et possessionem, quos habeo, de, et in uno messuagio, etc. cum pertinentibus in F. etc. A deed of confirmation is commonly in this form, or to this effect: Know all men etc., that I, A. of B. have ratified, approved, and confirmed to C. of D. the estate and possession which I have, of and in one messuage, etc. with the appartenances in F. etc. Bassanio makes use of two words which are commonly made use of in a deed of confirmation, namely, the words ratify and confirm; but the words give, grant, demise, etc. by implication of Law, may encore as a confirmation. (1. Inst. 295. West Symb. 1. p. 457).

Enter Orlando, with his sword drawn.

Orlando.
Forbear, and eat no more.

Jaques.
Why, I have eat none yet.

Orlando.
Nor shalt not, till necessity be served.

Jaques.
Of what kind should this cock come of?

Duke S.
Art thou thus bolden'd, man, by thy distress:
Or else a rude despiser of good manners,
That in civility thou seem'st so empty?

Orlando.
You touch'd my vein at first; the thorny point
Of bare distress hath ta'en from me the show
Of smooth civility: yet am I inland bred,
And know some nurture: But forbear, I say;
He dies, that touches any of this fruit,
Till I and my affairs are answered.

As You Like It Act 2 Scene 7.

Bocland sax. quasi Bookland, a possession or inheritance held by instruments in writing. Bocland vero ea possidendi transferendique lege coercebatur, ut nec dari licuit nec vendi, sed haeredibus relinquenda erat, in scriptis aliter permitteretur; Terra inde Haereditaria nuncupata inter leges Aluredi, Cap. 36. Bocland signifies Terram Codicillariam, or Librariam, Deed-land or Charter-land. It commonly carried with it the absolute inheritance and property of the land, and was therefore preserved in writing, and possessed by the Thanes or nobler sort, as Praedium nobile, liberum, et immune a serortiis vulgaribus et servilibus, and it was the same as Allodium, descendable unto all the sons, according to the common course of nations and of nature, and therefore called Gavel-Kind; devisable also by will, and

thereupon called Terrae Testamentales as the Thane that possessed them was said to be Testamento dignus. (See Spelman Fends. Cap. 5). This was one of the Titles which the English Saxons had to their lands, and it was always in writing. There was another called Folkland, Terra Popularis, which passed from one to another without any writing. The Thanes who possessed Bocland divided them according to the proportion of their estates into two sorts, Inland and Outland. Inlantal, Inlantale Demesne or In-land, to which was opposed Delantal'-Land tenented or Outland. — Abbat et Conventus Glaston concesserunt vicario de Suppiwike decimas bladi omnium croftarum tunc existentium, duntaxat quae non sunt Inlandtal in tota parochia de Suppiwike, eo quod omnes hae croftae sunt Delantal. (Chartular. Abbat. Glaston. M. S. f. 115 b). Inland, Inlandum, Terra Dominicalis, Pars manerii Dominica, terra interior; for that which was let out to the tenants, was called Utland. In the Testament of Brithericus in Itinear. Cantii, 'tis said thus according to Lambert's Interpretation, To Wulfee (I give) the Inland or Demeans, and to Elfeyth Outland or Tenancy. This word is often found in Doomsday. (Cowell Interpr.). The Inland was that which lay next or most convenient for the Lord's Mansion House, as within the view thereof, and therefore they kept that part in the own hands for the support of themselves and their families. The Normans afterwards called these lands terrae dominicales the demains or Lord's lands. (See Archiv Band XXVII page 458).

Orlando.

Where dwell you, pretty youth?

Rosalind.

With this shepherdess, my sister; here in the skirts of the forest, like fringe upon a petticoat.

Orlando.

Are you native of this place?

Rosalind.

As the coney, that you see dwell where she is kindled.

Orlando.

Your accent is something finer than you could purchase in so removed a dwelling.

Rosalind.

I have been told so of many: but, indeed, an old religious uncle of mine taught me to speak, who was in his youth an inland man; one that knew courtship too well, for there he fell in love. I have heard him read many lectures against it; and I thank God I am not a woman, to be touch'd with so many giddy offences as he hath generally tax'd their whole sex withal.

As You Like It Act 3 Scene 2.

It appears to me reasonable to conclude that there would be more refinement of manners and of speech, or as Orlando says, of „accent,“ in one who was „in-land“ bred, that is, brought up on the Demesnes or Demain lands of the Lord and subject necessarily to the influence of whatever degree of refinement there may have been in the society formed by the Lord's family, his quests and retainers, — than in one who was „out-land bred,“ that is brought up on land which was not next to the Lord's Mansion house, but remote therefrom. I am inclined to think that the word „removed“ used by Orlando refers to the „Outland,“ because Rosalind immediately afterwards makes use of the word „inland“ to which it is opposed in meaning, and she says, in effect, „the reason my accent is something finer than

could be acquired in so removed a dwelling, (as I have been told so of many) is this, that an old uncle of mine taught me to speak, who was in his youth an in-land man." If for the reasons I have stated, it should be considered probable that the tenants of the in-land were more refined than the tenants of the out-land, — it may then, also, be considered probable, that, in course of time all persons who resembled the tenants of the out-land, in their want of refinement, — were designated by the term „outlandish" an adjective which is often applied, in England at the present day, to those who are rude in manner and in speech.

I will try to illustrate several obscure passages in the works of Shakspeare, which allude to expressions and words made use of in the old forms of Wills and Testaments. In the commencement of the old forms the Testator frequently mentions the sickness of his body, and the soundness of his mind. To this practice Romeo and Slender partly allude, that is, to the statement of sickness.

Benvolio.

Tell me in sadness, who she is you love.

Romeo.

What, shall I groan, and tell thee?

Benvolio.

Groan? why, no
But sadly tell me, who.

Romeo.

Bid a sick man in sadness make his will: —
Ah, word ill urged to one that is so ill! —
In sadness, cousin, I do love a woman.

Act 1 Scene 1.

Anne.

Now, master Slender.

Slender.

Now, good mistress Anne.

Anne.

What is your will?

Slender.

My will? 'od's heartlings, that's a pretty jest, indeed! I ne'er made my will yet, I thank Heaven; I am not such a sickly creature, I give Heaven praise.

Merry Wives of Windsor Act 3 Scene 4.

In the name of God Amen, the first day of Feb. in the year of our Lord God 1576 and in the 19th year of the reign of our Sovereign Lady Elizabeth, by the grace of God Queen of England, France and Ireland, Defender of the Faith etc. „I Chr. Digges of St. Gregory's without the Walls of the City of Canterbury Esq.; son and heir of Will. Digges late of Barham in the County of Kent deceased, being sick in body, but of good and perfect remembrance, thanked be Almighty God, revoking and making void all and other my former wills, ordain and make this my present Testament and last will in manner and form following, that is to say etc." (This form I have taken from the pleadings in Digge's Case 1. Rep. 169).

„I Nicholas Gybson, Citizen and Grocer of London, whole of mind and of perfect remembrance, albiet sick of body, make this my present Will and Testament, as well concerning the order and disposition of my goods, chattels and other things moveable, as of my lands and tenements, rents, reversions, and services, and hereditaments whatsoever."

And sometimes in the commencement the Testator commends or bequeathes his Soul to God and his body to the earth. To this practice these passages refer:

Aumerle.
Where is the duke my father with his power?

King Richard.
No matter where; of comfort no man speak:
Let's talk of graves, of worms, and epitaphs;
Make dust our paper, and with rainy eyes
Write sorrow on the bosom of the earth.
Let's chose executors, and talk of wills:
And yet not so, — for what can we bequeath,
Save our deposed bodies to the ground?
Our lands, our lives, and all are Bolingbroke's,
And nothing can we call our own, but death;
And that small model of the barren earth,
Which serves as paste and cover to our bones.
Richard II. Act 3. Scene 2.

172
This brief abridgment of my will I make:
My soul and body to the skies and ground;
My resolution, husband, do thou take;
Mine honour be the knife's, that makes my wound;
My shame be his that did my fame confound;
And all my fame that lives, disbursed be
To those that live, and think no shame of me.
Lucrece.

Carlisle.
That honourable day shall ne'er be seen. —
Many a time hath banish'd Norfolk fought
For Jesu Christ; in glorious Christian field,
Streaming the ensign of the Christian cross,
Against black Pagans, Turks, and Saracens:
And, toil'd with works of war, retired himself
To Italy; and there, at Venice, gave
His body to that pleasant country's earth,
And his pure soul unto his captain, Christ,
Under whose colours he had fought so long.
Richard II. Act 4 Scene 1.

„First, I give and bequeath my soul unto Almighty God my Maker, Redeemer, and Saviour, and my body to be buried where it shall please God, after the discretion of my well beloved wife Avice Gybson my sole executrix under written," etc. (This form I have taken from the Pleadings in Porter's Case 1. Rep. 19), and Shakspeare's will commences in this manner.

„In the name of God, amen! I William Shackspeare, of Stratford upon Avon in the Countie of Warr, gent, in perfect health and memorie, God be prayed, doe make and ordayne this my last will and testament in manner and forme followeing, that ys to saye, ffirst, I comend my soule into the handes of God my Creator, hoping and assuredlie beleeving, through thonelie merites of Jesus Christe my Saviour, to be made partaker of lyfe everlastinge, and my body to the earth whereof yt ys made."

Pericles.
Antiochus, I thank thee, who hath taught
My frail mortality to know itself,

And by those fearful objects to prepare
This body like to them, to what I must:
For death remember'd, should be like a mirror,
Who tells us, life's but breath; to trust it, error.
I'll make my will then; and, as sick men do,
Who know the world, see heaven, but feeling wo,
Gripe not at earthly joys, as erst they did;
So I bequeath a happy peace to you,
And all good men, as every prince should do;
My riches to the earth from whence they came;
But my unspotted fire of love to you.

Pericles Prince of Tyre Act 1 Scene 1.

Pericles alludes to the statement of sickness and he makes a sort of parody on the bequest of soul and body, in other words, instead of bequeathing his soul, he bequeathes a happy peace, and instead of bequeathing his body, he bequeathes his riches.

Since the publication of my first attempt to illustrate obscure passages in the works of Shakspeare, it has been suggested that Shakspeare may have drawn his own Will, — a form of which the reader can see in many of the English editions, — and also that in disposing of his „second best bed with the furniture“ in these words „Item, I gyve unto my wife my second best bed with the furniture,“ — he shows his technical skill, by omitting the word devise which he had used in disposing of the realty. This statement has been made in ignorance of the ancient legal signification of the word devise, for although the word devise is, now, applied by Real Property Lawyers to real property, and the word bequeath to personal property, yet such distinction was not made in former times. The word devise is used in the disposition of the real estate, in Shakspeare's Will, thus „Item, I gyve, will, bequeath and devise, unto my daughter Susanna Hall, for better enabling her to performe this my Will, and towardes the performans thereof, all that capitall messuage or tenements with thappartenances in Stratford aforesaid, called the New Place, wherein I nowe dwell, and two messuages or tenements with thappartenances, scituat, lyeing and being, in Henly Streete, within the borough of Stratford aforesaid; and all my barnes, stables, orchardes, gardens, landes tenements and hereditaments whatsoever etc.“ The word devise is here applied to real estate, but it is used together with another word, which is not now, applied to real estate, namely the word „bequeath:“ Moreover the word „devise“ is applied, in connection with the word „bequeath,“ in a previous part of Shakspeare's Will, to personal property, namely to the sum of one hundred and fifty pounds, thus, „I devise and bequeath the saied hundred and fifty poundes to be sett out by my executors and overseers for the best benefitt of her and her issue, etc. Cowell says, „the word devise cometh of the French Divisir: separare, or deviser to confer unto, and is properly attributed in our Common Law, to him that bequeathes his goods, by his last will and testament in writing; and the reason is, because those that now appertain only to the devisor, by this act are distributed into many parts:“ and Shakspeare seems to have understood the precise legal signification of this term, for he makes Falstaff say,

Falstaff.

Divide me like a bribe-buck, each a haunch: I will keep my sides to myself, my shoulders for the fellow of this walk, and my horns I bequeath to your husbands.

Merry Wives Act 5 Scene 5.

Divisa. A last Will or Devise of worldly goods. Notum facio quod apud Waltham — feci divisam meam de quadam parte pecuniae

meae in hunc modum. Testamen. Hen. 2. apud Gervas. Dorobern. Sub. Ann. 1182. (Cowell Interpr.).

Coke says Deviser is a French word, and signifieth sermocinari to speak, for testamentum est testatio mentis, et index animi sermo. So as, a deviser per son testament is to speak by his testament, what his mind is to have done after his decease: (Co. Litt. a. 322 b): but Blackstone says this word is plainly a substantive derived from the verb testari, in like manner as juramentum, incrementum, and others from other verbs. Bequeath is derived from the Saxon becwaethan; be and cwethan, to say, cwid, a saying, opinion, will, testament, cythan, to testify, Eng. quoth: it signifies to give or leave a thing to one by last will or testament, or by word of mouth only, as was the manner of wills in the earlier and more simple ages; with to before the person to whome the bequest is made. It is said that words of recommendation and desire in a Will, are always held to be a devise as where the testator gives a legacy to one willing him to do such a thing, etc. (Preced. Cance. 201). Francis Archer on the 25 day of November in the year of our Lord 1578, made his last will and testament in writing, and by the same his last will, willed and bequeathed the tenements aforesaid, with the appartenances, amongst other things, as followeth „Item, I give and bequeath to Robert Archer my first son, all my messuage or tenement, with the appartenances, (called the Greyhound) with all and singular the lands and grounds which and whatsoever I late purchased and bought of one John Palmer, as they are set, lying and being in Bocking aforesaid; To have and to hold the said messuage or tenement, and other the premises late purchased and bought of the said John Palmer, as is aforesaid to the said Robert Archer my son, from and after the day of my death forwards during his natural life (1. Rep. 64). „Item, I give and bequeath to John Barton the Younger, my brother, all my tenements, together with all the tenements which late were Roger Skiret's, which I purchased, with the rents and services, together with the reversion and all their appartenances in the town of Buckingham, in the County of Buckingham to have and to hold all the tenements aforesaid, with their appartenances to the aforesaid John my brother, for the term of his life upon the conditions following etc." and in another part of the will the testator refers to his bequest of and in the tenements in Buckingham aforesaid (Adams and Lambert's Case 4 Rep. 97). „I also give and bequeath all my goods, chattels, debts and other things as well moveable as unmoveable, real and personal, lands and tenements, rents, reversions, services, and all mine other profits, commodities, and other hereditaments whatsoever with all and singular the appartenances: To have and to hold, possess and enjoy etc. which Avice Gybson I make my sole executrix of this my present testament and last will. These being witnesses, Thomas Rushton Serjeant at Law, William Gunston Esq., Thomas Wood Cooper, Thomas Reynolds Clothworker, and John Bucklowe Scrivener. In witness whereof I have hereunto put my seal. Given the 23 day of September in the year of our Lord one thousand five hundred and forty, and in the two and thirtieth year of the reign of our Sovereign Lord King Henry the Eight (Porter's Case. Will of Nicholas Gybson. 1. Rep. 19).

Item omnes viduae de caetero possint legare blada sua de terra sua, tam de dotibus suis, quam de aliis terris, et tenementis suis; salvis consuetudinibus, et servitiis dominorum de feodo, quae de dotibus, et aliis tenementis suis debentur. Also from henceforth widows may bequeath the crop of their ground, as well of their dowers, as of other lands and tenements, saving to the lords of the fee, all such services as be due for their dowers and other tenements. This is the 2 Cap. of the statute of Merton and the translation as they appear in Coke, 2 Inst. 80, 81. In the language of the translation widows may

bequeath the crop, but Coke in his exposition of this chapter says, „Before the making of this statute, it was a question, whether tenant in dower might devise the corn, which she had sown, or whether he in reversion should have them. Some held that she could devise them; or if she devised them not, that her executors should not have them etc." And he also says in reference to the word „legare" in this chapter which is represented in the translation by the word „bequeath," — „This word („legare") is appropriated to a last will, and signifieth to bequeath goods, chattels, and in some cases lands and tenements. Legatum a lege dicitur quia lege tenetur ille, cui interest perimplere. So Shakspeare sometimes applies the word bequeath to Real Property;

Faulconbridge.

Upon his death-bed he by will bequeath'd
His lands to me; and took it, on his death,
That this, my mother's son, was none of his;
And, if he were, he came into the world
Full fourteen weeks before the course of time,
Then, good my liege, let me have what is mine,
My father's land, as was my father's will.

. . . .

Elinor.

I like thee well. Wilt thou forsake thy fortune,
Bequeath thy land to him, and follow me?
I am a soldier, and now bound to France.

King John Act 1 Scene 1.

Sometimes to Personal Property, as it is applied at the present day; —

Act 1.

Scene 1. — An Orchard near Oliver's House.

Enter Orlando and Adam.

Orlando.

As I remember, Adam, it was upon this fashion bequeathed me: By will, but a poor thousand crowns; and, as thou say'st, charged my brother, on his blessing, to breed me well: and there begins my sadness.

171.

Dear lord of that dear jewel I have lost,
What legacy shall I bequeath to thee?
My resolution, love, shall be thy boast,
By whose example thou revenged may'st be.
How Tarquin must be used, read it in me:
Myself, thy friend, will kill myself, thy foe,
And, for my sake, serve thou false Tarquin so.

Lucrece.

But here's a parchment, with the seal of Caesar,
I found it in his closet, 'tis his will:
Let but the commons hear this testament,
(Which, pardon me, I do not mean to read,)
And they would go and kiss dead Caesar's wounds,
And dip their napkins in his sacred blood;
Yea, beg a hair of him for memory,
And, dying, mention it within their wills,
Bequeathing it, as a rich legacy,
Unto their issue.

Julius Caesar Act 3 Scene 2.

169.

Yet die I will not, till my Collatine
Have heard the cause of my untimely death:
That he may vow, in that sad hour of mine,
Revenge on him that made me stop my breath.
My stained blood to Tarquin I'll bequeath,
Which by him tainted, shall for him be spent,
And as he due, writ in my testament.

Lucrece.

Jaques de Bois.

Let me have audience for a word or two
I am the second son of old Sir Rowland,
That bring these tidings to this fair assembly: —
Duke Frederick, hearing how that every day
Men of great worth resorted to this forest,
Address'd a mighty power; which were on foot,
In his own conduct, purposely to take
His brother here, and put him to the sword;
And to the skirts of this wild wood he came,
Where, meeting with an old religious man,
After some question with him, was converted
Both from his enterprise and from the world:
His crown bequeathing to his banish'd brother,
And all their lands restored to them again
That were with him exiled: This to be true,
I do engage my life.

As You Like It Act 5 Scene 4.

And, sometimes, he applies it to words and to things which do not suggest the idea of real or personnal property; —

My honour I'll bequeath unto the knife
That wounds my body so dishonoured.
'Tis honour to deprive dishonour'd life;
The one will live, the other being dead:
So of shame's ashes shall my fame be bred;
For in my death I murder shameful scorn:
My shame so dead, mine honour is new-born.

Lucrece.

Lysander.

You are unkind, Demetrius; be not so,
For you love Hermia; this, you know, I know:
And here, with all good will, with all my heart,
In Hermia's love I yield you up my part;
And yours of Helena to me bequeath,
Whom I do love, and will do to my death.

Midsummer Night's Dream Act 3 Scene 2.

Paulina.

Music; awake her; strike. (Music.)
'Tis time; descend; be stone no more; approach;
Strike all that look upon with marvel. Come;
I'll fill your grave up: stir; nay, come away;
Bequeath to death your numbness, for from him
Dear life redeems you.

Winter's Tale Act 5 Scene 3.

Prince Henry.

At Worcester must his body be interr'd;
For so he will'd it.

Bastard.

Thither shall it then.
And happily may your sweet self put on
The lineal state and glory of the land!
To whom, with all submission, on my knee,
I do bequeath my faithful services
And true subjection everlastingly.

King John Act 5 Scene 7.

Caesar.

There is my hand.
A sister I bequeath you, whom no brother
Did ever love so dearly: Let her live
To join our kingdoms, and our hearts; and never
Fly off our loves again!

Troilus and Cressida Act 5 Scene 1.

Pandarus.

Brethren, and sisters, of the hold-door trade,
Some two months hence my will shall here be made:
It should be now, but that my fear is this, —
Some galled goose of Winchester would hiss:
Till then I'll sweat, and seek about for eases;
And, at that time, bequeath you my diseases.

Antony and Cleopatra Act 2 Scene 2.

Thus, it is evident, that in Shakspeare's time the use of the word devise in a Will, in disposing of real property, or the omitting to use that word in disposing of the personal property — or even the use of the word bequeath in disposing of the personal property, or the omitting to use the word bequeath in disposing of the real property, — would afford no evidence of technical skill, — nor would the application of the word devise to personal property, or of the word bequeath to real property afford evidence of a deficiency in technical skill: because the few quotations I have made prove, that long before, during, and even after Shakspeare's time, the words devise and bequeath were applied to both kinds of estate, — to real and to peronals property. I may consider it necessary, at some future time, further to expose the ignorance of a Lawyer, who was permitted to serve Queen Victoria and her people in the office of Lord Chancellor of England.

Let none presume
To wear an undeserved dignity.
O, that estates, degrees, and offices,
Were not derived corruptly! and that clear honour
Were purchased by the merit of the wearer!
How many then should cover, that stand bare?
How many be commanded, that command?
How much low peasantry would then be glean'd
From the true seed of honour? and how much honour
Pick'd from the chaff and ruin of the times,
To be new varnish'd?

Merchant of Venice Act 2 Scene 9.

In two passages from „All's Well That Ends Well,“ herein before contained, the gem or ring said to have been

„Conferr'd by testament to the sequent issue“

Act 5 Scene 3.

and

„Bequeathed down from many ancestors“

Act 3 Scene 2.

seems to answer, in some respects at least, the descriptions, given in our old law books, of an heir-loom (from heir and Sax. loma, gel'oma, utensils vessels), and which, says Coke, is a word comprehending divers implements of household stuff or furniture; as a marble hearth, the first best bed, and other things which by the custom of some places have belonged to a house for certain descents, and are such as are never inventoried after the death of the owner, as chattels, and therefore never go to the executor or administrator, but to the heir along with the house itself by custom, and not by the Common Law. For a man by the Common Law cannot be heir to goods and chattels. (I. Inst. 18 b; 185 b). Heir-loom, says Cowell, seemeth to be compounded of heir and loom, that is, a frame to weave in; the word by time hath a more general signification than at first it did bear, comprehending all implements of household, as tables, presses, cupboards, bedsteads, wainscot, and such like; which, by the custom of some counties, having belonged to a house certain descents, are never inventoried after the decease of the owner as chattels, but accrue to the heir with the house itself by custom. (Interpr.)

Helena.

A ring the county wears,
That downward hath succeeded in his house,
From son to son, some four or five descents,
Since the first father wore it: this ring he holds
In most rich choice; yet, in his idle fire,
To buy his will, it would not seem too dear,
Howe'er repented after.

All's Well That Ends Well Act 3 Scene 7.

The reader will perceive that Coke and Cowell in their description of heir-looms, speak of things, which by the custom of some places and counties, had belonged to a house certain descents and that Helena speaks of a ring the county wears.

That downward hath suceeded in his house,
From son to son, some four or five descents.

The ancient jewels of the crown are heir-looms, and shall descend to the next successor, and are not devisable by testament. For the law preferreth the custom before the devise. (Wood's Inst. 2nd ed. p. 66. 67.) Coke says, Consuetudo Hundredi de Stretford in Com. Oxon. est quod haeredes tenementorum infra Hundredum praedictum existen. post mortem antecessorum suorum habebunt, etc. Principalium, Anglicè an Heyre-loome, viz. de quodam genere catallorum, utensilium, etc. optimum plaustrum, optimam carucam, optimum ciphum etc. (Co. Litt. 18 b.) Heir-looms strictly so called are very uncommon. The owner of an heir-loom cannot bequeath it in his Will, if he leave the land to descend to his heir; for in such case the custom will prevail over the bequest, which not coming into operation until after the death of the owner, is too late to supersede the custom. (See Co. Litt. 18 b.) According to some authorities heir-looms consist only of articles of a large size, such as benches, tables and cupboards fixed to the freehold, for example, Spelman, in describing an heir-loom, says, Omne utensile robustius quod ab aedibus non facilè revellitur, ideoque ex more quorundam locorum ad haeredem transit, tanquam membrum haereditatis. (Spelm. Gloss. voce Heir-loom): but such bulky articles would be more properly described as fixtures.

Viola.

'Tis beauty truly blent, whose red and white
Nature's own sweet and cunning hand laid on:

Lady, you are the cruel'st she alive,
If you will lead these graces to the grave,
And leave the world no copy.

Olivia.

O sir, I will not be so hard-hearted; I will give out divers schedules of my beauty: it shall be inventoried; and every particle and utensil labelled to my will: as, item, two lips indifferent red; item, two grey eyes, with lids to them; item, one neck, one chin, and so forth. Were you sent hither to 'praise me?

Inventory (inventorium) is a list or Schedule containing a full and true description of all the goods and chattels of a testator at the time of his death, with their value appraised by indifferent persons; which every executor or administrator ought to exhibit to the Bishop or ordinary at such time as he shall appoint. (West. Symb. part. I. lib. 2. sec. 696.) This inventory proceeds from the Civil Law, for whereas by the ancient law of the Romans, the heir was obliged to answer all the testator's debts by which means heritages were more prejudicial to many than profitable, Justinian to encourage men the better to take upon them this charitable office, ordained that if the heir would make and exhibit a true inventory of all the testator's goods coming to his hands, he should be no further charged than to the value of the inventory (Justin. Inst. Cowell's Interpr.). The word label has two significations: it signifies a paper annexed by way of addition or explication to a Will or Testament, which is called a Codicil or Label (Cowell's Interpr.): and in this sense it is evidently used by Olivia who says: „I will give out divers schedules of my beauty: it shall be inventoried: and every particle and utensil labelled to my will." The word label also signifies a slip of paper or parchment for an appending seal (Cowell's Interpr.): and to understand thoroughly, the following passage in Richard II. Act 5 Scene 2, the idea of such a label is necessary,

York.

What seal is that, that hangs without thy bosom?
Yea, look'st thou pale? let me see the writing.

Aumerle.

My lord, 'tis nothing.

York.

No matter then who sees it.
I will be satisfied, let me see the writing.

Aumerle.

I do beseech your grace to pardon me;
It is a matter of small consequence,
Which for some reasons I would not have seen.

York.

Which for some reasons, sir, I mean to see.
I fear, I fear, —

Duchess.

What should you fear?
'Tis nothing but some bond that he is enter'd into
For gay apparel, 'gainst the triumph day.

York.

Bound to himself? what doth he with a bond
That he is bound to? Wife, thou art a fool. —
Boy, let me see the writing.

The seal York noticed, hanging without Aumerle's bosom, was appended to such a label or slip of parchment, which, it must be supposed, had not been effectually concealed. In this sense the word is also used by Juliet,

> God join'd my heart and Romeo's, thou our hands;
> And ere this hand, by thee to Romeo seal'd,
> Shall be the label to another deed,
> Or my true heart with treacherous revolt
> Turn to another, this shall slay them both:

who implies that Romeo was a deed to which her hand was attached as a label, and states what she would do ere that hand should be a label to another deed, in other words, ere she would marry Paris or any other man.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Wilhelm von Humboldt's Aesthetische Versuche über Goethe's Hermann und Dorothea. Dritte Auflage. Mit einem Vorwort von Hermann Hettner. Braunschweig, bei Vieweg, 1861.

Varnhagen äussert einmal, dass Humboldt's Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea eigentlich keinem Kritiker, der über Poesie spricht, unbekannt bleiben dürfe. Aber er fürchtet, dass die Welt jetzt wenig Stimmung für solche Gaben habe; „jedoch," fährt er etwa fort, „es wird schon noch eine Zeit kommen, in der man, zu Goethe und Kant zurückkehrend, sich wundern wird über die Geistesschätze, die man besass und nicht kannte."

Ich glaube nicht, dass diese Zeit der vertrauteren Bekanntschaft, der innigeren Vertiefung in die grossen Gedanken unserer classischen Zeit schon inzwischen herangekommen ist; und schwerlich hat auch jeder Kritiker über poetische Werke die Ideen der Humboldt'schen Schrift in sich aufgenommen. Es wäre zu wünschen, dass das neue Kleid, in dem sie jetzt erscheint, recht Viele anlockt zuzusehen, was dahinter steckt.

Da werden sie consequent abgeleitete ästhetische Gedanken finden, die Ein Prinzip festhaltend von der Theorie der Kunst zur Betrachtung über die Natur der Dichtkunst und ihrer Arten hinabsteigen, bis endlich dem besondern Werke, das die Veranlassung zur Untersuchung gab, sein Ort im System angewiesen wird. Die Ausführungen aber sind getragen von dem „echten Kunstsinn," den Humboldt selbst von dem Aesthetiker verlangt, der dem feinen, künstlerischen Geschmack zugleich mit genügen will. Vor Allem sind die Unterscheidungen zwischen den einzelnen Kunstgattungen, zwischen Altem und Modernem, zwischen Deutschem und Fremdem und endlich die tiefsinnige Beschreibung der Goethe'schen Dichterindividualität in ihrer bestimmten Eigenart von zarter Feinfühligkeit und hoher psychologischer Einsicht. Es weht aber über das Ganze der schöne, wohlthuende Hauch jener Zeit, wo dem Menschen noch einmal auf kurze Dauer vergönnt war, frei von aller Einseitigkeit und Beschränktheit des Standes, dem griechisch-schillerischen Ideale gleich alle menschlichen Kräfte zu schöner Harmonie zu entwickeln, so dass nichts verkümmerte, nichts überwucherte.

Der letzte und höchste Zweck, auf den die Schrift ausgeht, ist, so zu sagen, ein psychologisch-anthropologischer, denn sie wird mit Recht von Humboldt eingereiht in die Bestrebungen, welche das menschliche Gemüth in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt, zu charakterisiren suchen. Hier ist es die Natur der Phantasie, und zwar einer individuellen dichterischen, der

Goethe'schen Phantasie, welche beschrieben werden soll. Sie wird in ihrem specifischen Wesen erkannt dadurch, dass ihr in der Fülle künstlerischer, poetischer Erscheinungen die rechte Stelle angewiesen, dass sie unterschieden wird von Aehnlichem und Verwandtem, bis sie als die, welche nur diesem Goethe zukommt, begriffen ist.

Dazu wird zunächst das Wesen der Kunst untersucht — nach Kantischen Prinzipien. Die Kunst, wird gesagt, hat die Aufgabe, alles Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, d. h. die Gegenstände der Sinne in Objecte der Phantasie umzusetzen. Ihre Fertigkeit muss sie darin suchen, die Einbildungskraft des Beschauers, Lesers oder Hörers nach Gesetzen anzuleiten, dass sie selbst aus sich das Beabsichtigte producirt. Sie muss dazu das Gemüth so stimmen, dass alle sonstigen Seelenkräfte ruhen und nur die Phantasie thätig wird. Sobald diese zu ausschliesslicher Wirksamkeit sollicitirt ist, kann der Künstler sich der Bildung, der Ausführung seines Stoffes hingeben: die Phantasie wird ihm folgen. Ist das Interesse erst einmal erregt, kann die Illusion sogar gestört werden, kann man den Leser erinnern, dass er sich in einer Scheinwelt befindet.

Von diesen Grundgedanken aus corrigirt Humboldt den alten Satz, dass die Kunst die schöne Nachahmung der Natur sei: sie ahmt nicht die Natur nach, sondern versetzt das Wirkliche, die Natur, aus der objectiven Welt in die Phantasie; — dadurch wird sie von selbst zugleich schöner, idealisirt.

Ist nun der Zweck der Kunst nicht sowohl die Empfindung, die Sinne, die Leidenschaften oder den Verstand zunächst, sondern allein die Phantasie zu beschäftigen, so ist die Wirkung, die jedes wahre Kunstwerk hervorbringt, die Ruhe stiller Beschauung, leise das Gemüth durchzitternde Rührung. Der Sinn wird angeregt, die Seele still bewegt; das Gemüth bleibt frei von aufgeregter Unruhe, frei von liebender oder hassender Parteilichkeit.

Wenn die Kunst nach dieser Ansicht nur für die Phantasie arbeitet und durch die Beschäftigung derselben die sinnlich oder intellectuell aufgeregte Seele zu stillem, beschaulichem Sinnen dämpft, so kann nicht jede Kunst wegen des verschiedenen Grades der Angemessenheit, die das dazu verwandte Material hat, diesen höchsten Zweck auf gleiche Weise erreichen. Dem Ideal wahrer Kunst aber am nächsten ist die plastische: denn sie will nur darstellen, den Sinnen nur eine Anschauung, nicht eine Reizung geben. Die Dichtkunst, die Kunst durch Sprache, durch's Organ des Gedankens, ist mit der Kunst an sich nicht so verwandt. Sie hat freilich vor der Plastik auch Manches voraus, indem sie nicht bloss den Moment zeigt, sondern — was jene immer nur unvollkommen andeutet — auch wie der vorgestellte Zustand entstanden ist und wohin er übergeht (Laokoon). Ferner hat sie nicht nöthig bei Schilderung z. B. einer Person in's Detail zu zeichnen, — was sie ohnehin nicht für einen Blick, für einen Zeitmoment kann — sie gibt nur die wichtigsten, nothwendigsten Theile an; diese aber macht sie der Empfindung des Lesers so lebendig, dass seine Phantasie das beabsichtigte Bild von selbst im angedeuteten Sinne vollendet. Jedoch die Natur des Mediums dieser Kunstgattung, die Sprache zieht leicht von der blossen Darstellung ab, erregt den Verstand oder die Empfindung. Je plastischer aber ein Dichter verfährt, d. h. je mehr es ihm um das Schaffen von scharf umrissenen Bildern, um die Zeichnung von Gestalten und Bewegung, um ein anschauliches Gemälde zu thun ist: desto mehr wird er der Kunst überhaupt nahe sein. Wenn ein solcher Seelenzustände zeichnen wollte, würde er doch bei den Sinnen des Menschen, bei der Schilderung des Wahrzunehmenden anfangen, an dem Aeussern, das er zeichnet, die Seele ahnen lassen. Ein solcher Dichter wird auf sinnige Beobachtung gerichtet sein, die Gegenstände mehr in ihren Umrissen, in ihrer Gestalt studiren, als über sie sentimental empfinden; er wird mehr ähnlich sein dem stillsinnenden Natur-

beschreiber oder dem in objectiver Ruhe zeichnenden Historiker, als dem mit aufgeregter Seele speculirenden Forscher.

Aus diesen Betrachtungen gewinnt Humboldt denn weiter den Unterschied zwischen den Dichtarten, den Unterschied ferner zwischen Antikem und Modernem, immer näher dem Punkte, wo sich das Goethe'sche Wesen erschliesst, zustrebend.

Es ist klar, dass derjenige Dichter, welcher dem einfachsten Begriffe der Kunst am nächsten steht, der epische ist; — und er ist vortrefflicher als der Bildhauer, indem er, die Vorzüge jenes auf seinem Felde sich aneignend, durch die Sprache zugleich den Vortheil hat, auch die Folge der Dinge schildern zu können. Mit dem Naturhistoriker und dem Historiker überhaupt verwandt, nimmt er den unparteiischsten, objectivsten, überschauendsten Standpunkt ein; in nie wankender und nie störender Ruhe führt er seine Gestalten vorüber, beschaulich, nur Beschauung wirkend.

Anders die Tragödie und jede auf die Empfindung zuerst berechnete Poesie. Während der Epiker lebendigste, allgemeinste, sinnliche Betrachtung schafft, werden von dem Tragiker die Affecte, vorzüglich Furcht und Mitleid erregt. In behaglicher Breite und unverwüstlicher Ruhe breitet sich das Epos, an Allem sich gleich ergötzend, über eine weite Fläche aus, während die Tragödie das ganze Interesse in einen Punkt zusammendrängt. Das Epos wirkt Klarheit, Freiheit, man möchte fast sagen: Gleichgiltigkeit der Seele: die Tragödie presst die Seele vor Erwartung zusammen, bringt ängstliche Ungeduld, pathologisches Interesse hervor.

Im Ganzen nun sind die Alten mehr episch, als lyrisch oder tragisch gestimmt, die Neueren umgekehrt; „im Ganzen," denn wenn man den Unterschied zwischen Antikem und Modernem schroff nach diesen Unterschieden der Dichtungsgattungen bezeichnen wollte, würde hier z. B. der Oedipus tyrannus, dort die Goethe'sche Iphigenie widersprechen. Bei den Alten ist nicht bloss kühle Ruhe, bei den Neuern nicht immer unruhige Spannung.

Ein anderer Unterschied, der freilich mit dem ersten im Zusammenhang steht, trifft vollständiger zu.

Was die Alten draussen, in der Natur und Welt fanden, das wird von den Neuern in den Menschen, in die Seele gelegt. Wir sind weniger sinnlich, tiefer in uns selbst eingezogen, wir leben mehr in Gedanken und Empfindungen, als in Anschauung der sinnlichen Welt und in Handlungen. Unser Geist schwingt sich dafür zu einer Höhe der Betrachtung, versenkt sich in eine Tiefe des Gefühls, wie sie den Alten schlechterdings fremd war. Daher folgt man den Darstellungen neuerer Dichter weniger um des äussern Geschehens willen, sondern mehr aus psychologischem Interesse am Charakter.

Auch das Wunderbare — es ist nicht etwa ganz aus den modernen Gedichten verschwunden; aber es erscheint nicht mehr in einem deus ex machina, auch nicht in dem Götter und Helden bändigenden Schicksal, denn es treten nur Menschen auf und Alles geschieht menschlich, — sondern das Wunder liegt in der unberechenbaren Verkettung der Umstände, in dem unvorhergesehen eintreffenden Zufall und in den plötzlich aus der undurchsichtigen Tiefe der Seele hervorschiessenden Regungen, Empfindungen und Gedanken. Nicht von den abenteuerlichen Höhen des Olympus kommt uns das Erstaunliche, sondern aus den gleichverborgenen Tiefen unsers Gemüths.

Endlich besitzen wir eine feinere Distinctionsgabe; wir empfinden innerhalb der Art, welche die Alten als ein unterschiedloses Ganzes auffassten, noch die feinsten Nüancen, für die sie, vorzüglich auf seelischem Gebiet, keinen Sinn hatten. An dieser Innerlichkeit und Feinheit der Auffassung hat unser deutsches Volk den vorzüglichsten Antheil.

Nach alle diesem ist Göethe's Hermann und Dorothea zu beurtheilen.

Goethe erscheint in dem Gedichte als ein episch-plastischer, ein moderner, deutscher Dichter in dem Sinne der vorangeschickten Deductionen.

Noch Etwas ist hinzuzufügen, um ihn von Fremden zu unterscheiden. Freilich ist ihm das Gemüth Hauptgegenstand seiner Darstellung, aber weniger in seiner Anspannung zu erhabenen, jenseitigen Gedanken und Gefühlen; — er gibt einfache, irdische Weisheit. Weniger zeichnet er die heftige, tragische Leidenschaft, als das still, aber tief bewegte Gemüth. Seine Gestalten haben mehr Innigkeit und Wärme als stürmisches Feuer. — Darin nähert er sich wieder der antiken Plastik, entfernt er sich zugleich von andern zeitgenössischen, auch deutschen Dichtern; entfernt er sich vor Allem, dürfen wir wohl einschalten, von Schiller.

So ist denn Goethe der Mann, den Humboldt (108) in abstracto und gewissermassen hypothetisch hinstellt: dem die Natur ein offenes Auge verlieh, der Alles, was ihn umgab, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufnahm, — wer es noch nicht wissen sollte, der vergleiche Goethe's Selbstbekenntnisse in der italienischen Reise —, er ist es, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und Empfindens nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzte, der mit dem classischen Geist der Alten vertraut, von dem Besten der Neueren gebildet, zugleich so individuell angelegt ist, dass er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, dass er alles Fremde danach gewissermassen umschuf und sich dann organisch assimilirte, — nur er ist der Dichter von Hermann und Dorothea, dem Epos — denn nichts Anderes ist es — das durch seine plastische Art, wie sie oben gezeichnet ist, der wahren Kunst so nahe, als man es durch Sprachmittel vermag, gerückt ist. Hier ist jene moderne, fein nüancirte Darstellung von Charakteren, hier ist jene tiefe, deutsche Innerlichkeit. Es durchweht das Gedicht die edle, feine Sentimentalität, die der Dichter nie verleugnet und sogar dem antiken Stoff der Iphigenie aufgedrückt hat. Aber das Seelische, die innere Empfindung ist mit der Anschaulichkeit der plastischen Kunst gezeichnet, denn Goethe's Sinn ist bei allem Subjectivismus, trotz der erhöhten Aufmerksamkeit auf das Geistesleben, rein beobachtend, bestimmt bildend. Er legt die Zustände des Gemüths mit derselben klaren Anschaulichkeit dar, wie Homer die sinnliche Welt, wie der Naturhistoriker die Natur beschreibt. Es ist in ihm hohe Idealität mit Wahrheit und Simplicität vereinigt; den höchsten innern Gehalt gibt er ohne prunkendes Colorit. Er kleidet den ganzen Gedanken- und Empfindungsreichthum der neueren Zeit, der deutschen Art in das echt künstlerische, antike Gewand. Er malt die Seele, aber immer in lebendiger Gestaltung. Sinnlicher Reichthum, die ionische Fülle Homer's, mag ihm mangeln, nie sinnliche Individualität. Immer bleibt er dem allgemeinen Begriff der Kunst, einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, das Sinnliche in ein Bild zu verwandeln, nahe; überall ist er anschaulich und sinnlich.

Auf diese Weise hat sich Humboldt über die individuelle Natur Goethe's, wie er vorhatte, ästhetisch und psychologisch orientirt. Er hat den besondern Punkt gefunden, der ihn mit Altem und Neuem, mit Jedem in seiner Weise verbunden zeigt, der aber auch wieder seine theilweise Isolirtheit, seine unvergleichliche Besonderheit darthut.

Es mag Manches nicht scharf genug gefasst sein; die Methode, denke ich, ist so gründlich und subtil als möglich, die Gedanken geistreich und anregend, von einem weitblickenden Gesichtspunkt ausgehend. Gewiss aber darf Niemand, auch heutzutage noch, ein Verständniss erlangen wollen von der Goethe'schen Dichternatur, der nicht stünde auf den Grundlagen dieser Schrift. Sie sei daher allen Goethefreunden, die seine Worte nicht bloss geniessen, sondern sie auch zurückführen mögen auf den Grund seiner dichterischen Phantasie, neben der historischen Einleitung von Hettner durch diese Zeilen von Neuem dringend an's Herz gelegt. Wer diese Gedanken nicht erst durchgearbeitet hat, sie nicht verglichen hat mit Goethe's italie-

nischer Reise, unberücksichtigt lässt W. von Humboldt's Aufsatz über Goethe's zweiten Aufenthalt in Rom: — der soll nur ganz über Goethe schweigen.

Berlin. E. Laas.

Neue Bearbeitung von Mager's deutschem Sprachbuche.

Als diese Zeitschrift vor 16 Jahren in's Leben trat, um ein Mittelpunkt für die Durchbildung einer neu geschaffenen wissenschaftlichen Disciplin — der neuen Philologie — zu werden, hat sie an die Spitze ihres Programmes den Namen Mager's gestellt. Mit richtigem Tacte hat sie ihr Gebäude auf der festen Grundlage seines klaren Wissens aufgeführt. Mager hat zwar selbst keinen unmittelbaren Antheil am Archiv genommen, aber die Herausgeber haben stets dankend seiner mittelbaren Unterstützung erwähnt. Vor 4 Jahren hat ihn der Tod aus unserer Mitte abgerufen und uns einer Hauptstütze des Fortschrittes im Unterrichtswesen beraubt, nachdem schon in den letzten Jahren seine Thätigkeit durch schwere Krankheit gelähmt worden war.

Von der Wittwe des Verstorbenen wurde mir nun der ehrenvolle Auftrag zu Theil, nach den hinterlassenen Manuscripten die neuen Auflagen seiner Schulbücher, die theilweise Umarbeitungen sind, herauszugeben. Die Hauptbedeutung Mager's war für mich stets sein Wirken auf dem Gebiete des Unterrichts der neueren Sprachen. Er hat seine Ansichten hierüber in zwei grösseren Schriften ausgesprochen: „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulgemässen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen. 1843“ und: „die genetische Methode des schulgemässen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen. Dritte Bearbeitung. 1846.“ Nach diesen Ansichten hatte er sein deutsches und sein französisches Elementarwerk bearbeitet, welche als Meisterwerke der didaktischen Kunst selbst von denen anerkannt werden, die seine Ansichten nicht theilen. Beide Werke sind vielfach nachgebildet worden; aber ich glaube nicht, dass irgend eine Nachahmung ihr Vorbild erreicht hat. Die Mager'schen Sprach- und Lesebücher sind immer noch das Beste, was wir besitzen, wenigstens an wissenschaftlicher Gründlichkeit. Vom französischen Lesebuch fehlte bis jetzt der dritte Band, welcher früher getrennt unter dem Titel „Französische Chrestomathie“ erschienen war. Die neue Auflage ist nun unter der Presse und wird von dem Verleger in Bälde versandt werden. Das „Deutsche Sprachbuch“ — Vorschule zur Grammatik, Onomatik und Stilistik, — das 1842 erschien und schon seit 16 Jahren fehlt, sollte nach der Absicht des Verfassers neu bearbeitet werden, und in zwei Cursus zerfallen, in einen ersten für untere und in einen zweiten für obere Classen höherer Lehranstalten. Beständige Krankheit und zuletzt der Tod liessen die begonnene Arbeit nicht zu Stande kommen; doch hat der Verstorbene werthvolles Manuscript hinterlassen. Die Vervollständigung desselben erfordert aber noch einige Arbeit und obgleich es mein Bestreben ist, mich treu an meinen Vorgänger zu halten, so erscheint es mir doch wünschenswerth, auch die Erfahrungen der Schüler und Freunde Mager's zu hören; und ich lade sie deshalb freundlich ein, im Archiv oder durch schriftliche Mittheilungen an den Verleger — die S. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart — ihre Wünsche und Ansichten auszusprechen. Ich werde jede Mittheilung dankbar entgegennehmen, und jeden Wunsch berücksichtigen, der sich mit den Vorarbeiten vereinigen lässt. Und somit sei denn dies Unternehmen wie überhaupt die Werke Mager's, denen so Viele ihre Bildung verdanken, allen meinen Collegen auf's Beste empfohlen.

Stuttgart. K. Schlegel.

Homer's Ilias. Deutsch in Strophenform von W. O. Gortzitza. Lyck, 1860—1861. 2 Bände.

Unter den Versuchen, die Ilias in die deutsche Sprache zu übertragen, finden sich nicht gerade wenige, welche von dem Versmasse des Originales abweichen. Besonders merkwürdig ist es, dass die erste deutsche Uebersetzung zu diesen Versuchen gehört, nämlich die in Augsburg 1610 erschienene Uebersetzung von Johann Spreng, die in gereimten vierfüssigen Jamben abgefasst ist. Eine zweite vollständige Uebersetzung in Reimen erschien erst wieder 1844 von Carlowitz, die dritte ist die vorliegende. Andere gleiche Versuche sind nicht zu Ende geführt. Am umfangreichsten ist die zu Altona seit 1751 erschienene von Blohm in Alexandrinern, welche die ersten sechs Bücher umfasst, in demselben Versmass ist das erste und zweite Buch von Gries, Altona 1752, in Stanzen das erste Buch von Rinne, Halberstadt 1852, übersetzt; ausserdem finden sich Stücke aus dem ersten Buche in gereimten Versen übersetzt von Müller 1745, von Fromm 1745, von Pfennigk 1762. Dazu kommen noch in reimlosen Versen die Uebersetzungen von Bürger aus dem I., V. und VI. Buch in fünffüssigen Jamben 1767 und 1776, und von Gottsched das erste Buch in siebenfüssigen Jamben.

Die Uebersetzung von Gortzitza hat eine zu diesem Zwecke noch nicht gebrauchte Form gewählt, nämlich die Titurelstrophe, eine Wahl, die der Verfasser im Vorworte selbst als ein Wagstück bezeichnet, das er aber einigermassen zu rechtfertigen sucht. Zu der Uebersetzung selbst, sagt er, habe ihn der Umstand bewogen, dass die zahlreichen vorhandenen Uebersetzungen sammt und sonders wenig gelesen werden. Diesem Uebelstande will er nun dadurch abhelfen, dass er eine Uebersetzung liefert, deren Lectüre nicht eine Arbeit, sondern ein Vergnügen sein soll, in einer Form, welche den Vater der Poesie in seinem Wesen nicht verändern und ihn doch als den unsern erscheinen lasse. Daher soll die Uebersetzung bei aller Freiheit doch wirkliche Uebersetzung, keine Paraphrase sein, der Ausdruck so natürlich, dass das Ganze als Original erscheine, nicht alle Augenblicke den Stempel der Uebersetzung auf der Stirn trage; es soll ein deutscher Homer werden, der das speciell griechische Colorit abgelegt hat. Dazu gehört aber, dass er in gereimten Versen erscheine, denn der Reim ist eine wesentliche Form unserer Dichtung, und darum hat der Verfasser die Titurelstrophe gewählt.

Die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, ist gross; wir wollen nun sehen, wie die Lösung den einzelnen Versprechungen nachkommt. Wenn derselbe zunächst glaubt, der Homer werde von dem grösseren Publicum, namentlich den Frauen, so wenig gelesen, weil die vorhandenen Uebersetzungen ungeniessbar seien, so dürfte dies auf starker Selbsttäuschung beruhen, die nach einem Grunde zur Veröffentlichung einer neuen Uebersetzung suchend. es übersieht, dass hier viel mehr der Gegensatz der modernen Geistesrichtung gegen die antike Einfalt ein bedeutendes Gewicht haben möchte, dass für ein episches Gedicht, wäre es auch das vollkommenste Original, im grösseren Publicum der Boden fehlt. Den Frauen vollends die Ilias zusagend zu machen, wird meiner Meinung nach weder Original noch Uebersetzung im Stande sein.

Der Verfasser will nun den Homer deutsch machen, indem er eine gräcisirende Sprache und Form vermeidet. Was zunächst das Versmass anbetrifft, so will ich auf die Frage nicht näher eingehen, ob eine möglichst treue Uebersetzung auch den Vers des Originales beibehalten müsse, sondern nur die hier gewählte Form in's Auge fassen. Ein allgemein gültiger Vers für das Epos, wie ihn die griechische Sprache am Hexameter besitzt, fehlt uns, alles was wir zu diesem Zwecke gebrauchen, sind Nachahmungen theils fremder Literaturen, theils einer früheren Periode der unsrigen entnommen, und darum für uns stets mehr oder weniger fremd. Denn auch

den Versformen, welche unser Epos im Mittelalter anwandte, fehlt, um sie heimisch und gleichsam nothwendig erscheinen zu lassen, die natürliche Fortpflanzung im Volke selbst, sie sind, wenn sie jetzt angewandt werden, durchaus künstliche Producte der Reflexion. Dazu kommt, dass die Verschiedenheit der metrischen Grundlagen in unsrer jetzigen Sprache und der früherer Zeit das Verständniss jener Formen erschwert. Bei der Titurelstrophe, die doch offenbar dem grösseren Publicum fremd ist, möchte dies in besonders hohem Grade der Fall sein und dieselbe auch keinen andern Eindruck als den einer Nachbildung machen, so dass in dieser Hinsicht ihr Vorzug vor dem Hexameter sehr fraglich ist. Der Reim, auf den der Verfasser besonderes Gewicht legt, ist doch auch nicht ausreichend, um dem Ganzen einen eigenthümlich deutschen Charakter zu geben, da derselbe keineswegs eine wesentliche Form für unsre Dichtung ist, wie der Verfasser meint. Eine zweite Frage ist noch, ob die gewählte Strophe dem Charakter des Gedichtes angemessen ist; und diese müssen wir entschieden verneinen, denn für den kräftigen, kriegerischen Inhalt der Ilias kann diese weichliche Strophe mit ihren abwechselnd kürzeren und längeren Zeilen, die viel mehr Beweglichkeit als Festigkeit verrathen, und mit den durchweg klingenden Versausgängen, denen der kräftige Schluss mangelt, durchaus nicht passend sein. Viel eher würde man sich die Nibelungenstrophe haben gefallen lassen. — Mit grosser Kunst hat der Verfasser nun den selbstgewählten Vers nicht gerade behandelt. Denn dass die Verse sich grösstentheils ohne Anstoss lesen lassen, ist hier, wo die Form grosse Freiheiten gestattet, eben kein besonderes Verdienst, zumal wenn man wie der Verfasser nicht eben peinlich in Bezug auf den Wohlklang ist, und sich Sachen wie: „dess' Blick der schärfst' ist“ (14, 85) oder nicht eben seltene Apostrophirungen vor Consonanten, ungebührliche Wortstellungen u. s. w. erlaubt.

Was nun die Uebersetzung anbetrifft, so halte ich es hier nicht am Orte, über deren Richtigkeit im Einzelnen zu sprechen; bemerken will ich nur, dass dieselbe sehr frei, oft zu frei ist, wie z. B. gleich im Anfang (1, 4), wo der ganze Satz: „Dass grössre Wirkung seine Bitte habe“ ohne irgend welche Veranlassung hinzugesetzt ist, oder 9, 107, wo „da ein Ende des Krieges nicht abzusehn und nie das hohe Ilium fällt in eure Hände“ für das einfache *ἐπεὶ οὐκέτι δήετε τέκμωρ Ἰλίου αἰπεινῆς* gesetzt ist; oder 5, 11 wo der unnütze Zusatz „und raubt ihm so das Leben —“ gemacht ist; 5, 16 wo durch die Uebersetzung: „Ihn traf, als es ihm glückt' ihn zu erreichen, Meriones rechts in's Gesäss, dass vorn die Spitz' hindurchdrang durch die Weichen“ eine vollständig unmögliche Situation geschildert wird, während des Homer *ἡ δὲ διαπρὸ ἀντικρὺ κατὰ κύστιν ὑπ' ὀστέον ἤλυθ' ἀκωκή* vollkommen naturgetreu ist.

Den Ausdruck versprach der Verfasser so natürlich zu wählen, dass das Ganze als Original erscheine. Dazu hätte zunächst gehört, dass derselbe der Sprache keine Gewalt angethan hätte, wie dies auf jeder Seite in verrenkten Wortstellungen und namentlich einer ausserordentlich beliebten Trennung der Präposition vom Infinitiv oder Participium geschehen ist, z. B. 9, 95 „Ich werde weder ihm mit Rath helfen, noch bei je mit der That ihm stehen.“ Dazu hätte ferner gehört, dass der Verfasser die deutschen Wörter in der ihnen zukommenden Bedeutung gebraucht und nicht z. B. 15,150 so war auch Nestor's Sohn zurückgestoben oder 3, 55 und wie Odyss genüber er gesessen für: und wie er sich dem Odysseus gegenüber gesetzt, oder 9, 6 und heisset heim mich wallen für heimkehren gesagt, auch nicht wunderliche Ausdrücke gebraucht hätte wie 5, 20 und hatt' ihm ab den kräft'gen Arm geschwungen für abgehauen, 9, 50 überspreitet für überdeckt, oder das öfter wiederkehrende Vatererde für Vaterland. Dahin rechne ich auch das mehrfach erscheinende liess bluten für tödtete, oder gar zu vulgäre Redensarten wie 1, 31 das wieder einzusammeln will nicht passen oder gar 1, 70 dir zu gehorchen will mir nicht mehr passen.

Auch hätte in der Flexion und Construction der Gebrauch der deutschen Sprache berücksichtigt werden müssen und es durfte nicht gesagt werden 9, 61 mit zehrend Feuer zu vernichten für mit zehrendem Feuer oder 23, 45 nennte statt nannte, oder 9, 113 in all' dem dich zu lehren statt das alles dich zu lehren. Das griechische Colorit, an welchem dem Verfasser nichts gelegen ist, hat er allerdings dadurch glücklich beseitigt, aber wie ein deutsches Original sieht das eben auch nicht aus. Eben so wenig dient dazu der unmässige Gebrauch der Hülfszeitwörter, der oft den Anschein giebt, als wäre sein Zweck nur, dem Verse die nöthige Anzahl Silben zu geben. Dahin gehört namentlich die bis zum Ueberdruss angewendete Umschreibung mit mögen, ferner Ausdrücke wie 9, 51 sorg' auf's Beste dass jeder seinen Becher hat für δέπας δ' ἔντυνον ἑκάστῳ; 54 nachdem gesehn er, wie er auf's Gestell sie brächte für κρατευτάων ἐπαείρας; 79 der im Herzen anders denkt und anders ist im Stand sich auszulassen für das einfache ἄλλο δ' εἴπῃ; 84 er vertheilte wenig, indess er vieles musste haben für πολλὰ δ' ἔχεσκεν. Solche Dinge sind fast auf jeder Seite zu finden, wo ohne Noth vom Wortlaute des Griechischen abgewichen ist, ohne dass dadurch die Uebersetzung den Charakter des Originales gewonnen hätte, während in anderen Sachen, die fast dem eigenthümlich Deutschen widerstreben, zu wenig gethan ist, um dieses Widerstreben zu mildern. Dahin gehören namentlich die bei Homer so zahlreichen zusammengesetzten Epitheta, bei denen in der Uebersetzung nur schwer das griechische Colorit zu verwischen ist. Denn wenn dem Verfasser die ἕλικες βοῦς Rinder gewundnen Horns, der κορυθαίολος Ἕκτωρ der helmumflatterte oder helmumwehte Hektor, der θάνατος θυμοραϊστής der Tod, der Lebenstrümmerer ist, so ist das kein Deutsch, oder wenn er die ἀμιτροχίτωνες ἑταῖροι des Sarpedon, für welche Voss die fürchterliche Uebersetzung „die blechlospanzrigen Freunde“ erfand, durch „die Freunde, denen kein Schutz von Blech die Binde gab“ übersetzt, so sagt das etwas anderes als das Original, oder wenn er Ἆρες Ἄρες βροτολοιγέ durch O Ares Ares, der Blutbad gern bereiten mag, wiedergiebt, so ist das schleppend und geschmacklos, freilich noch nicht so geschmacklos, als wenn ein Ueberwundner in Todesangst den Sieger um sein Leben bittend als Lösegeld bietet χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σιδηρός und der Verfasser übersetzt: Erz hab' ich so wie Gold daheim und Eisen, das schwer sich lässt erweichen (10, 96 vergl. 11, 34) oder gar: So Erz wie Gold und Eisen, das nur mit grosser Müh' sich lässt erweichen (6,13). Alles das ist gezwungen und bietet nicht im entferntesten den Schein eines Originales.

Mag man nun die vorliegende Uebersetzung betrachten, von welcher Seite man will, so wird man nicht leicht etwas finden, worin sie unsere früheren anerkannten Uebersetzungen, namentlich die von Voss, übertrifft, dagegen vieles, worin sie denselben nachsteht. Ob dieselbe, wie der Verfasser wünscht, viel gelesen werden wird, überlassen wir dem Geschmack des Publicums, ob ihre Lectüre keine Arbeit sondern ein Vergnügen ist, dem Urtheile derer, die den Versuch machen wollen, dass aber in derselben dem deutschen Volke Homer in einer Form geboten ist, welche den Vater der Poesie in seinem Wesen nicht verändert und ihn doch als den unsern erscheinen lässt, glauben wir mit vollem Rechte leugnen zu müssen. Ich will zum Schluss noch ein Paar Strophen aus dem neunten Buch als Probe hersetzen:

117. Ich fühlte mich im ersten Zorn
Zu tödten ihn getrieben;
Doch durch den Rath von einem
Der ew'gen Götter ist es unterblieben.
Der liess des Volks Nachrede mich erwägen,
Den Anstoss, den ich überall
Als Vatermörder würd' erregen.

118. Doch sagte mir das Herze
Durchaus nunmehr im Leibe,
Es ginge nicht, dass länger ich
Im Haus des Vaters, des erzürnten, bleibe.
Fürwahr, viel ward von Freunden mir gerathen
Rings und Verwandten, dass ich blieb',
Indem sie mir mit Bitten nahe traten.

119. Viel fette Schafe schlachteten
Sie und schleppfüss'ge Rinder
Gewund'nen Horns, und viele
Mastschweine, reich an Fett, nicht minder
Wurden besengt und über's Feu'r gehalten.
Dazu trank viel des Weines
Aus den Gefässen man des Alten.

Berlin. B. Büchsenschütz.

Anthologie neugriechischer Volkslieder im Original mit deutscher Uebersetzung von Dr. Theodor Kind. Leipzig, Veit und Co. 1861.

Zunächst erwähne ich aus dem Vorwort die Absicht der Arbeit. Das Interesse, heisst es etwa VI ff., welches diese Volkslieder ansprechen,... gilt entweder dem ästhetisch-poetischen Gehalt oder der Sprache. Jedes von beiden ist in der Anthologie festgehalten und deshalb Original und Uebertragung mitgetheilt. Die Hauptsache ist freilich die Uebersetzung, indem es die vorzügliche Absicht war, den Inhalt dieser Lieder ausserhalb derjenigen Kreise, in denen bereits die nöthige Kenntniss der griechischen Vulgarsprache sich findet, kennen zu lehren. Die Arbeit soll dazu beitragen, die eigenthümliche Natur der neugriechischen Nationatät in weiteren Regionen bekannt und werth zu machen. Sie beansprucht also weniger ein philologisches Interesse, — als ein „völkerpsychologisches."

Die Gedichte sind in 5 Abtheilungen geordnet: 1) Historische Lieder. 2) National- und Klephtenlieder. 3) Romanzen und Balladen. 4) Aus dem häuslichen und Familienleben. 5) Liebes- und Klagelieder. (Auch die Klagelieder beziehen sich auf die Liebe).

Den Grund zur Trennung zwischen 1 und 2 begreife ich nicht. Wie unterscheiden sich z. B. folgende beiden Gedichte? wie nach Inhalt, oder Haltung, oder Sprache?

I, 6. Despo.*)

Von fernher schallt ein laut Getös, viel Flintenschüsse fallen.
„Ist es zu einem Hochzeitfest? zu einer Freudenfeier?"
„Zu keinem Hochzeitsfeste ist's, zu keiner Freudenfeier;
Despo mit Schwiegertöchtern kämpft und kämpft mit Kindeskindern,
Hart wird sie bei Reniassa dort bedrängt von Albanesen."

*) Das lebendige, fast dramatische Gedicht feiert die heroische That der Suliotin Despo, der Frau des Georg (Vs. 6) Borgis, im Kampf gegen Ali Pascha von Janina zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Kiapha (Vs. 8) ist ein Dorf im Gebiet der Sulioten. — (Auszug aus der bezüglichen Anmerkung Kind's. 1—180 gibt er die Gedichte, von da bis zu Ende Anmerkungen, davon siehe unten das Nähere.)

„Georgaina, wirf die Waffen weg, hier bist du nicht in Suli,
Du bist des Pascha's Sclavin hier, des Albanesen Sclavin."
„Wenn auch sich Suli unterwarf und türkisch ward Kiapha,
Erkennt doch Liapiden nie Despo als ihre Herrin."
Nimmt einen Feuerbrand zur Hand und all' die Ihren ruft sie:
„Lasst nicht uns Türkensclaven sein! umfasst euch, meine Kinder!"
Viel Pulverfässer waren dort und wirft den Feuerbrand ein,
Und alle Fässer flogen auf und wurden all' Ein Feuer.

II, 2. Kolias.

Des Kolias Mutter sitzt allein auf einem hohen Felsen,
Und mit der Sonne hadert sie und mit dem Glanz des Mondes:
„O sage, liebe Sonne, mir, die du die Welt umwanderst,
Hast Kolias nirgends du gesehn, den Kolias von Bityne?"
Ergriffen haben Kolias sie und werden ihn aufhängen.
Zehntausend Türken ihm voran und andre tausend folgen,
Zweitausend gehn zur Seite ihm und Kolias in der Mitte,
Bleich sah er aus, citronengelb, wie ein verwelkter Apfel.
Zu Ali Pascha führen sie'n, vor ihn sie Kolias bringen,
Und schon von Weitem grüsst er ihn und nahebei dann sagt er:
„Gruss, Ali Pascha, dir und Heil." — „Willkommen auch dem Kolias!"
Und zu dem Diener wandt' er sich und zu dem Diener spricht er:
„Kocht Kaffee für den Kolias nun, brennt ihm auch an die Pfeife,
Und bringt die Cither ihm herbei, dass er ein Lied uns singe,
Und sage, wie viel Türken er und Hauptleut' hat getödtet."
Und Kolias drauf erwidert ihm und sagt zu Ali Pascha:
„Der Türken habe tausend ich, der Hauptleut' acht getödtet."
„Und gleichwohl bist du noch zur Zeit entronnen meinen Händen?"
Entriss sein Schwert ihm alsogleich, hieb ihm den Kopf herunter. —

Beides romanzenartige Ausführungen historischer Ereignisse, beide von gleicher Lebendigkeit, dramatischem Anflug, beide den trotzigen, todesverachtenden Sinn des für seine Freiheit kämpfenden Griechen athmend.

Noch weniger freilich ist ein scharfer Unterschied zu entdecken zwischen Gedichten, die wie das Koliaslied unter Nr. 2 stehen, und den unter 3 mitgetheilten Balladen und Romanzen. Warum wurde unter der dritten Ueberschrift nicht 1 bis 3 zusammengefasst? dann hätten wir die Gedichte unter einer Rubrik, die alle am meisten mit den Uhlandischen Balladenstoffen Aehnlichkeit haben. Das Princip der von Kind befolgten Trennung ist mir dunkel.

In Betreff der Bezeichnung des 4. Abschnitts und seines Unterschiedes vom 5. bin ich auch um eine Erklärung verlegen.

Weshalb gehört das erste von den beiden folgenden Gedichten, die ich der bessern Vergleichung halber gleich nebeneinander stelle, zu den häuslichen Gedichten, das zweite aber zu den Liebesliedern?

IV, 12. In der Fremde.

Ziehet hin ihr lieben Vöglein, ziehet glücklich heim,
Grüsset mir zu vielen Malen die Geliebte mein.
Kommt ihr bei Athen vorüber, kommt nach meinem Ort,
's steht ein Apfelbaum im Hofe, nah' der Pforte dort,

V, 8. Die Zauberin.

Ihr Wandrer, wenn ihr wandert nach der Heimath mein,
Im Hofe steht ein Apfelbaum, kehrt nur dorten ein.
Zieht hin und bringet Grüsse meinem Mütterlein,
Und bringet auch viel Grüsse meiner armen Frau,

Auf die Zweige setzt euch nieder, hebt zu singen an,
Saget meiner alten Liebe, dass sie's hören kann:
Dass sie mein nicht länger harre, auch erwarte nicht.
Haben ach! am fremden Orte hier gefesselt mich.
Nahm die Tochter einer Wittwe, einer Hexe Kind,
Die bezaubert alle Flüsse, und sie fliessen nicht,
Und die Meere auch behext sie, und sie strömen nicht,
Und bezaubert auch die Quellen, dass sie laufen nicht.
Und die hat auch mich behexet, kann drum kommen nicht:
Will ich auf den Weg mich machen, Regen gibt's und Schnee,
Und so oft zurück ich kehre, Sonn' und Sternenglanz.

Und meinen armen Kindern, meinen Nachbarn auch.
Und sagt nur meiner Schönen, der Helene sagt,
Will sie, so mag sie warten, mag vermählen sich,
Mag Trauerkleider nehmen, mag mich suchen gehn.
Sie haben mich vermählet hier im Morgenland,
Nahm eine kleine Frau da, einer Hexe Kind,
Behexet alle Schiffe, laufen nicht mehr aus,
Sie hat auch mich behexet, komme nicht zurück.

Wenn ich mein Pferd mir sattle, abgesattelt wird's,
Umschnalle ich das Schwert mir, wird's mir abgeschnallt,
Will einen Brief ich schreiben, ist die Schrift gar aus.

Wie wenig Sorgsamkeit muss aufgewandt sein, um solchen faux pas zu machen! Zwei Lieder, die nur Variationen desselben Thema's sind, sich nur in unwesentlichen Ausführungen, Weglassungen, Aenderungen unterscheiden, zwei verschiedenen Dichtarten zuzuweisen!

Ich glaube, alle Lieder des vierten Abschnitts liessen sich als Liebesgesänge oder Balladen auffassen. Dies sind die einzigen wirklichen Unterschiede, unter welche somit Alles fällt. *)

Die Uebersetzung will, wie der Verfasser Seite XXX — XXXII etwas dunkel und umständlich auseinandersetzt, treu und verständlich zugleich sein, der eigenthümliche Hauch des Originals soll mit Pietät gewahrt werden und dabei der Sinn und Geist des Gedichts doch klar sich deutlich machen. Wer wollte dagegen Etwas haben?

Ueber den Grad der Treue masse ich mir kein Urtheil an; verständlich ist die Uebersetzung meist. Die Verse fliessen, wie man, glaube ich, schon an den oben mitgetheilten Beispielen ersehen kann, leicht und angenehm. Im Ganzen ist es eine wohlthuende Lectüre; es finden sich wenig Anstösse und Undeutlichkeiten. — I, 1. 18 höhnt ein Grieche springende Sarazenen:

„Wie ihr's da mit dem Springen treibt, so könnten's auch die Frauen,
Und dürre Frauen wären's nicht, es thäten's wohl auch schwang're."

Der erste Theil von Vers 19 ist unverständlich; soll doch heissen: „Und es ist nicht einmal nöthig, dass sie dürr sind?"

I, 5. 5: „Sind Türken eingefallen nicht" kann man nicht sagen für: Es sind nicht die Türken eingefallen oder: Nicht Türken eingefallen sind.

---

*) V, 15 ist freilich vollständig eine Fabel, indem an dem Wettgesang zwischen Nachtigall und Königstochter, die sich gegenseitig ihre Vorzüge beneiden und ihre Mängel enthüllen, die Moral deutlich gemacht wird: „Ach! was das Herz des Andern drückt, Niemand kann das ermessen." Jedoch das Gedicht ist nur eine Variation des vorhergehenden, das ohne diese Gedankenspitze auftritt.

III, 20, 5 u. 6: Am Tische, wo gelagert sie (Plusquamperfect?), der Tafel, wo sie sassen,
Verstummte plötzlich das Gespräch, dann aber sprach ein andrer: (!)
Ein Anderer kann nur einem besonderen „Einen“ gegenüberstehn.

IV, 13 wünscht ein Unglücklicher, der in der Fremde Unbilden erleidet, seine Mutter möchte ihn nie geboren haben. Er fährt fort Vers 8:
Was mach' ich hier? was will ich hier? was soll ich ihr (der Mutter?) gewähren?
Ist das ein passender Sinn? Das Original lautet:

Σὰ μ' ἔκαμε, τί μ' ἤθελε; σὰ μ' ἔχει, τί μὲ θέλει;

Eine sorgsame Durchsicht könnte so hier und da manches Schwerfällige, Ungenaue, sprachlich Gewaltsame beseitigen. Im Ganzen hat der Verfasser seinen Zweck erreicht, eine fliessende hübsche Uebertragung gegeben, die nicht abschreckt, wie's häufig geschieht.

Es bleibt noch Einiges über Anmerkungen und Vorrede zu sagen. Auch die Anmerkungen sollten streng den Zweck, den Laien mit der Natur, dem Sinn des griechischen Volkslieds bekannt zu machen, festgehalten haben: wie es die Uebersetzung gethan. Hier ist aber häufig Ueberflüssiges, häufig zu wenig geschehn. Die überwiegende Mehrzahl erklärt unregelmässige Formen, dient also dem nebensächlichen Interesse. Anmerkungen ferner nach Art der, wie sie zu II, 7 beliebt ist, kann Jeder entbehren: „Das Gedicht ist ein lebendiger Ausdruck der nationalen Feindschaft zwischen Griechen und Türken auf dem Grunde des religiösen Glaubens, und es feiert namentlich die Vorzüge der morgenländischen Kirche und des Christenthums.“ Wer das nicht allein sieht, — dem ist nicht zu helfen, für den schreibt man aber auch Nichts.

Dunkele Gedichte, dunkele Vorstellungen habe ich häufig nicht erklärt gefunden. So war ich auf eine Erläuterung zu III, 19 wirklich begierig. Ich setze die Ballade ganz her:

Der Vampyr.

O Mutter mit der Söhne neun, mit deiner einz'gen Tochter,
Mit ihr, der Lieblingstochter ihr, der vielgeliebten Tochter,
Und war sie schon zwölf Jahre alt, kam niemals an die Sonne,
Im Dunkeln badetest du sie, im Dunkeln du sie kämmtest,
Beim Sternenglanz, im Morgenlicht du ihr die Locken flochtest.
Von Babylon kam Botschaft dir, von dort kam eine Werbung,
Du solltest in die Ferne sie vermählen, in die Fremde.
Der Brüder acht wollten es nicht, der Konstantin nur wollt' es.
„Gieb, Mutter, sie, Areten gieb, gieb sie nur in die Fremde,
Gieb sie nur hin in's fremde Land, wo ich bin, wo ich wandre,
Dass ich dort einen Trost auch hab' und eine Einkehr finde.“
„Bist klug doch sonst, mein Konstantin, doch sprichst du mir da thöricht.
Und wenn zu mir der Tod nun kommt und Krankheit überfällt mich,
Wenn Leid mich oder Freude trifft, wer soll zu mir sie bringen?“
Gott selbst rief er als Bürgen an, die Heiligen zu Zeugen,
Wenn jemals zu ihr käm' der Tod und Krankheit sie befiele,
Wenn Leid sie oder Freude träf', dass er sie holen wolle.
Und wie sie hatten nun vermählt Arete in die Fremde,
Brach eine Unglückszeit herein und kamen böse Monde,
Des Todes Sichel fiel in's Land, es starben die neun Brüder,
Und blieb die Mutter nur zurück, und glich dem Rohr im Felde.
An acht der Gräber trauert sie, an acht der Gräber klagt sie,
Und an dem Grab des Konstantin hebt sie empor die Steine.
„Steh auf, Konstantinakis mein, will die Arete haben;

Als Bürgen riefest Gott du an, die Heiligen zu Zeugen,
Wenn Leid mich oder Freude träf', du wolltest sie mir bringen."
Dies Wort trieb aus dem Grab' ihn auf, und aus dem Grabe stieg er,
Und nahm die Wolke sich zum Pferd, den Stern nahm er zum Zügel,
Den Mond nahm zum Begleiter er, er eilte sie zu holen.
Und über die Gebirge ging's, liess hinter sich die Berge,
Und traf sie, da sie kämmte sich, traf sie im Schein des Mondes,
Schon aus der Ferne grüsst er sie und schon von Weitem ruft er:
„Komm, Aretula, komm mit mir, die Mutter will dich haben."
„Ach weh, mein Bruder, und warum muss es zu dieser Stunde?
Und wenn es etwas Freud'ges ist, will ich zuvor mich schmücken,
Doch ist's ein Leid, ach sag' es mir, so wie ich bin, so komm' ich."
„Komm nur, o Aretula mein, so wie du bist, komm mit mir."
Und auf der Strasse, wo sie ziehn, dem Wege, den sie zogen,
Da hörten Vögel singen sie, sie hörten Vögel sagen:
„Wer sah ein schönes Mägdlein je ziehen mit einem Todten?"
„Hörst du, mein Konstantakis, wohl, was dort die Vögel sagen:
Wer sah ein schönes Mägdlein je ziehen mit einem Todten?"
„Sind dumme Vögel, lass sie nur, was sie auch singen und sagen."
Und da es immer weiter ging, da sagten andre Vögel:
„Wie traurig ist's, wie kläglich ist's, was wir da sehen müssen,
Und sehn da, wie Lebendige hinziehen mit den Todten!"
„Hörst du, mein Konstantakis, wohl, was dort die Vögel sagen:
Dass sie da sehn, wie Lebende hinziehen mit den Todten?"
„Sind Vögel ja, lass singen sie, sind Vögel, lass sie sagen."
„Mir graut vor dir, mein Brüderlein, und duftest auch nach Weihrauch."
„Wir gingen gestern Abend spät zum Dom des heil'gen Jannis,
Und hat der Priester da zu sehr mit Weihrauch uns beräuchert."
Und wie es immer weiter ging, da sagten and're Vögel:
„Allmächt'ger Gott, was man dort sieht, und ist ein grosses Wunder,
Dass solch ein schönes Mädchen da ein Todter mit sich ziehet!"
Wie dies Arete wieder hört, zerreisst es ihr das Inn're:
„Hast, Konstantakis, du gehört, was dort die Vögel sprachen?
Und sage mir, wo ist dein Haar? wo ist dein mächt'ger Schnurrbart?"
„Sehr krank war ich und brachte mich die Krankheit nah dem Tode,
Und fiel mein blondes Haar mir aus und auch mein mächt'ger Schnurrbart."
Verschlossen finden sie das Haus, verschlossen und verriegelt
Mit Spinngewebe sehen sie die Fenster überzogen.
„Mach Mutter, auf, mach auf die Thür, ich bringe dir Areten."
„Bist, Charos, du, zieh weiter nur, hab' keine andere Kinder,
Die arme Aretula mein ist weit in fremdem Lande."
„Mach, Mutter, auf, mach auf die Thür, dein Konstantis ja bin ich;
Als Bürgen rief ich Gott selbst an, die Heiligen zu Zeugen,
Wenn Leid dich oder Freude träf', ich wollte sie dir holen."
Und wie sie aus der Pforte trat, aus haucht sie ihre Seele.

„Wozu diese Ueberschrift? Hatte Constantis die Gestalt des Todesgottes wirklich angenommen, wie es Vers 64 andeutet? Weshalb stirbt die Mutter? auf welchen Vorstellungen beruht das? Blieb Aretula am Leben? Was ist der Sinn des Ganzen? Diese Fragen tauchten am Schluss sofort in mir auf. „Der Uebersetzer wird doch eine Erklärung versuchen." Ich sah die Anmerkung Seite 208 nach:

An das oben mitgetheilte Volkslied, wofür sich bei Tommasio (Canti Toscani Corsi Illirici Greci Venezia 1842), nach ihm auch in der Sammlung von Passow S. 396 fgg. noch zwei ähnliche Lieder finden, und von dem schon früher anderwärts bemerkt worden ist, dass es eine gewisse Aehnlichkeit mit

Bürger's Leonore habe, erinnert ein serbisches Volkslied: Jeliza und ihre Brüder. Dieses serbische Lied ist in der slawischen Volkspoesie das einzige Beispiel von der Wiederkehr eines Verstorbenen in jener mysteriösen Weise, wie christliche Nationen des Nordens und Westens ein solches Ereigniss darstellen. S. Talvj: Uebersichtliches Handbuch einer Geschichte der slawischen Sprachen und Literatur. Nebst einer Skizze ihrer Volkspoesie. Deutsch von Dr. Brühl. 1852. S. 276 fgg. — Was klärt diese Anmerkung von all' den Fragen auf? wie viel unnützen gelehrten Ballast giebt sie? Wozu die Vergleichung mit der Leonore, die Jeder von selbst anstellt?

Vieles was in der Anmerkung stehen sollte — auch da könnte ja Alles auf einen Gegenstand sich beziehende an der passendsten Stelle zusammengedrängt werden — ist in's Vorwort gesetzt. Manches steht halb im Vorwort, Ergänzungen folgen in den Anmerkungen; z. B. über *στοιχεῖον* und die Ableitungen handelt Vorwort XX fgg. und S. 197.

Anstatt über die Sitten, den Charakter und die Lebensweise der Neugriechen, vornehmlich von dem Wesen und Leben der Klephten das für das Verständniss der Gedichtsammlung Nöthige übersichtlich zusammenzustellen, was doch für denjenigen, der durch die Anthologie mit der griechischen Nationalität bekannt werden soll, unumgänglich zu fordern war, verweist Kind im Allgemeinen auf die der Fauriel'schen Sammlung der Chants populaires de la Grèce moderne voranstehende Einleitung!

Ferner vermissen wir eine ausführliche Behandlung derjenigen Gedichte, welche nur, wie oben angedeutet, Variationen desselben Thema's sind. Gewiss wäre es auch für Viele, die nicht Neugriechisch verstehen, interessant und belehrend gewesen, die Arten der Umformungen im Zusammenhang erörtert zu sehen. Man hätte gewünscht, dass die gleichartigen Gedichte in Bezug auf ihre Abhängigkeit untereinander geprüft wären, kurz eine kritische Behandlung der betreffenden Lieder. Eine solche hätte vielleicht manches Gedicht um einige unpassende Verse, die aus einem ähnlichen Gedicht entlehnt, hier schlecht hineingearbeitet wurden, gekürzt. Z. B. folgendes Gedicht;

Die junge Frau.

Drei Tage war sie erst vermählt und ging ihr Mann auf Reisen.
Zwölf Jahre flossen drüber hin und blieb er in der Fremde.
Die Arme trauerte zu Haus und klagte laut und weinte.
„Was send' ich in der Fremde dir? was soll ich dir nur senden,
Schick' einen Apfel ich, er fault, und auch die Quitte welket,
Send' ich dir Muskatellertraub', auch diese wohl vertrocknet.
Des Morgens stehe früh ich auf, erhebe mich vom Schlafe,
Und trete an des Hauses Thür, rundum mich umzublicken,
Die Nachbarinnen seh' ich da mit Kindern an den Händen
Und überfällt mich dann das Weh, und meine Augen weinen.
Voll Trauer kehre ich nach Haus und trockne meine Thränen,
Doch ach, mein armes Herz ist schwer und meine Seele jammert.
Ach! ohne Mann an treuer Brust und ohne Kind am Arme!"

Sicher bekäme das Gedicht ohne die fremdartigen Verse 4—6 grössere Einheit und Abrundung. Sollten sie Einschiebsel sein? Nun vergleiche IV, 11:

In der Fremde.

Mein Vogel in der Fremde du, um den so Viele klagen,
Das fremde Land erfreuet dich, du freust dich in der Fremde,
Ich aber wein' und klag' um dich und trage Trauerkleider!
Was soll ich in die Fremde dir, was soll ich dir nur schicken?

Schick' einen Apfel ich, er fault, — die Quitte, sie verfaulet,
Schick' Muskatellertraube ich. die Traube auch vertrocknet.
Soll meine Thränen senden dir in einem feinen Tuche?
Die Thränen, ach! sind glühend heiss, verbrennen wohl das Tuch auch.
Was soll ich in die Fremde dir, was soll ich dir nur schicken?

Offenbar sind hier die wenig variirten Verse an ihrem Ort, und nur bei der traditionellen Verbreitung von Mund zu Mund von irgend Jemand in das andere Gedicht hineingebracht. So hätte sich bei einigen Gedichten nachweisen lassen, wie wenigstens bestimmte Züge und Wendungen aus andern entlehnt, wo sie das Gepräge des Originellen haben. Z. B. in dem oben mitgetheilten Gedicht V, 8 findet sich, verglichen mit dem danebenstehenden unter anderen die abweichende, neue Bemerkung, dass das Kind der Hexe auch die Schiffe behexe. Ausgeführt findet sich dieser Gedanke in anderem, wie ich glaube, natürlicherem Zusammenhang V, 4. Dort heist's von der Wirkung des sehnsüchtigen Gesanges eines liebenden Mädchens:

Kam da ein Schiff gefahren her mit ausgespannten Segeln;
Die Schiffer hörten den Gesang und sehn das schöne Mädchen,
Vergessen ihrer Segel ganz, verliessen ihre Arbeit,
Und kommen von der Stelle nicht und können nimmer weiter.

Wenigstens lässt sich aus dieser Stelle sehr schön das Mittel der Bezauberung in das andere Gedicht hineintragen.

Aus dem Gedicht III, 9 Charos und der Hirte, in welchem der Kampf der beiden um die Seele des Hirten geschildert wird, lassen sich folgende Verse ohne Schaden herausschneiden:

„Lass, Charos, meine Haare los und fass' mich an den Händen,
Zeig' mir den Weg zu deinem Zelt und will allein hinwandern.“
„Und wenn mein Zelt dein Auge sieht wird Grauen dich erfassen.
Die kleinen Kinder hab' ich dort, die mir die Engel bringen,
Als Stangen meines Zelts hab' dort ich Pallikarenarme,
Zu Stricken meines Zelts hab' ich die Flechten junger Mädchen,
Und hab' als kleine Kästchen dort die Köpfe kleiner Kinder.“

Unmöglich ist nämlich die Bereitwilligkeit des Hirten, da er gleich in den nächsten Versen überhaupt um Aufschub des Todes bittet. Er musste aber irgend eine Bemerkung über des Charos' Zelt machen, damit die aus einem andern Gedicht bekannte Beschreibung hier ihre Stelle finden konnte. Im Gedichte 7 kämpfen der starke Zachos und Charos; dort ergreift Charos die Haare des Zachos, als letzte Auskunft, weil er dem Unterliegen nahe ist.

„Lass, Charos, mir die Haare los und fass' mich an den Händen,
Und will nicht mehr dir widerstehn, magst über mich gebieten.“
„So lass nach meinem Zelt uns gehn, dass du es dir betrachtest,
Von aussen siehet roth es aus und schwarz ist es von innen,
Zu seinen Stützen habe ich gewählt der Riesen Arme,
Und statt der Stricke nahm ich mir der Mädchen Haargeflechte.“

V, 10 heisst: Die Liebe.

Zum Tanz, ihr Jünglinge, herbei, zum Tanz und zum Gesange!
Lasst klingen es und singet es, wie's mit der Liebe gehet:
„Wohl mit den Augen hebt sie an und auf den Lippen keimt sie,
Dringt weiter von den Lippen dann und wurzelt fest im Herzen.“

Der Grundgedanke des niedlichen, hübschen Gedichts ist in V, 14, dem Wettgesang zwischen Königstochter und Nachtigall, Inhalt des Nachtigallengesangs:

Und sang mit lieblich süssem Ton, wie Liebe wird geboren,
Wie in den Augen sie entsteht und senkt sich auf die Lippen,
Und von den Lippen in das Herz, und wie sie bleibt im Herzen.

Die Abhängigkeit ist klar, wenn auch nicht, auf welcher Seite sie ist. Nicht immer lässt sich, wenigstens ohne weitere Hülfe als die vorliegenden Gedichte, die Entlehnung so deutlich machen; jedoch man darf nach so zahlreichen deutlichen Beispielen, die sich mehren liessen, bei unschicklichen Stellen nicht auf ähnliche Erklärungsgründe verzichten.

Diesem Gegenstand aber, meine ich, hätte der Herausgeber eine eingehende Betrachtung widmen sollen. Er hätte bei dem reichlicher ihm zu Gebote stehenden Material Aufschlüsse geben können, die gewiss allgemeines Interesse gefunden hätten auch unter denen, die die neugriechische Sprache nicht verstehen.

Jedoch vergessen wir über den Mängeln nicht das wirklich Gute; dass uns einige höchst anziehende Lieder in meist gewandter, leicht sich lesender Uebertragung bekannt geworden sind.

Tadeln möchte ich noch die Vorrede, weil sie Verschiedenartiges durcheinanderwirft, in unerquicklicher Breite und Unbeholfenheit das Einfachste vorträgt, in einer ungelenkigen, formlosen Sprache, die sonderbar gegen die geschmackvollen Verse absticht. Zwei Beispiele!

V: Seitdem ich zum letzten Male im Jahre 1849 bei besonderer Veranlassung eine solche Sammlung drucken liess, hat das Interesse an dieser mehrfach anziehenden und eben so in sprachlicher Hinsicht, wie in Betreff des geistigen Inhalts anziehenden und wichtigen Seite des neugriechischen Volkslebens namentlich durch mehrere in Griechenland selbst und von Griechen herausgegebene Sammlungen eine so reichliche Nahrung gewonnen, dass zu einer solchen Anthologie auch um so mehr eine besondere Veranlassung geboten schien (!), je gewinnreicher und überraschender die Aufschlüsse sind, die gerade jene Sammlungen über einzelne Classen des neugriechischen Volksliedes verbreiten, und je mannigfaltiger und verschiedenartiger hienach der dichterisch schaffende Volksgeist des Neugriechen in dem Volksliede, dem in Wort und Gesang wiedertönenden Herz- und Pulsschlage des Volkes, sich darstellt.

XXVI: Namentlich wollte ich solche Volkslieder nicht aufnehmen, welche in der Weise, in der Vollständigkeit und in der besondern Gestalt, wie sie darin Aufnahme gefunden haben, bereits in andern Sammlungen deutschen Lesern dargeboten worden. — Namentlich der letzte Satz, die Beziehung des „darin" erfordert eine ordentliche Rechnung.

Es ist unverzeihlich, das Publicum mit so ungefeilten, holprigen, kunstlos geordneten, unklaren Sätzen zu belästigen.

Berlin. E. Laas.

Lessing's Nathan der Weise, erläutert von Dr. Eduard Niemeyer. Leipzig, bei Gustav Mayer.

Es erscheinen in unserer unproductiven Zeit eine Menge Commentare über die Werke der productiven Schriftsteller am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. — Viele Lehrer des Deutschen halten das Lesen und Erklären deutscher Musterstücke für sehr geeignet, in den oberen Classen höherer Lehranstalten mit den Schülern vorzunehmen, um das Verständniss der classischen Literatur ihrem Geiste aufzuschliessen. Ob diese Meinung gegründet oder ungegründet ist, kann schwer entschieden werden, weil bei den Erfolgen die wissenschaftliche und sittliche Persönlichkeit des Lehrers von bedeutendem Einfluss darauf ist. Unter den Händen eines

wahrhaft gebildeten und geistvollen Lehrers wird ein jeder Stoff, also auch das Werk eines deutschen Classikers der Jugend lebendig werden. Wo aber jene Eigenschaften dem Lehrer fehlen, da bleibt jeder Stoff todt, und auch der beste Commentar wird Diesem wenig nützen.

Doch ist es hier meine Aufgabe nicht, meine persönliche Meinung gegen oder für die Commentare geltend zu machen, ich habe hier einen solchen vor mir, und ich habe weiter nichts zu thun, als anzuzeigen, wie der Commentar die Sache behandelt, damit Lehrer, die dieses Buch nicht aus eigener Lectüre kennen, sich entscheiden, ob sie selbst dasselbe lesen wollen oder nicht.

Wenige Beispiele werden hinreichen, um die Weise des Verfassers zu commentiren, zur Kenntniss der Leser zu bringen.

Das interessanteste Stück des Buches ist die sechsundsiebzig Seiten einnehmende Einleitung. Der Verfasser erzählt uns darin die Geschichte des dramatischen Gedichts, mit allen Umständen der Entstehung, der Zeit derselben, die Quelle, die eigene Arbeit Lessing's, Alles was auf die Conception und die Ausführung des Dichters sich bezieht. Die Quelle ist von Lessing selbst angegeben in einem Briefe vom 11. August an seinen Bruder, die Ankündigung des Werkes, die in der Herold'schen Buchhandlung in Hamburg am 8. August 1778 erschien, ist wörtlich abgedruckt. Es sind ferner sehr viele interessante Einzelnheiten von der Zeit der Abfassung angeführt, der Zweifel Lessing's an der Aufführbarkeit des Gedichtes für die Gegenwart und sein bekannter Ausspruch: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dies Stück jetzt schon aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird“

Es folgen nun die ersten Versuche, das Stück auf's Theater zu bringen. Die meisten misslangen, bis es endlich, nach zwanzig Jahren, am 28. November 1801, in der Redaction von Schiller sich Bahn brach, „so dass es von da an ein unverlierbares Eigenthum der deutschen Bühne geworden ist.“ — Auch die Kritiken der Zeitgenossen sind angeführt, Friedrich Schlegel's (Königsberg 1801) und besonders Herder's, des Vertreters des Humanitätsprincips im Weimarer Kreise, der ihm den wärmsten Beifall zollte. Es wird auch der Kritik der Gegner, besonders Vilmar's gedacht, welcher Lessing's Dichtung mehr eine Frucht der Polemik als des Genies nannte. — Weiter kommt der Verfasser auf das gründlichste Urtheil, welches Schiller in seiner Schrift „Ueber die naive und sentimentalische Dichtung“ ausspricht, und die anderen Urtheile von Kritikern der damaligen Zeit, welche man selbst in Niemeyer's Buch nachlesen möge.

Von Seite 28 — 39 folgt die Zergliederung der dramatischen Handlung, und von da an die ästhetische Analyse, in welcher unser Schriftsteller sich der Ansicht Gurauer's anschliesst. Diese innere Entwicklung des Dramas, welche des Gelungenen viel enthält und die Ansichten der bedeutendsten Kritiker anführt, reicht bis auf die 48. Seite und schliesst diese Untersuchung, welche sich nur im letzten Theile der Einleitung der metrischen Beschaffenheit des Dramas zuwendet. — Dass Lessing sich für den fünffüssigen Jambus entschied und diesen damit in das deutsche Schauspiel einführte, ist eine bekannte Thatsache. Niemeyer stellt eine genaue Untersuchung an über die Form, welche Lessing dem Versmass gegeben, nebst vielen Hinweisungen auf die Verse der Dichter, welche nach seinem Vorgang auch in ihren dramatischen Werken diesen Vers für den Dialog anwendeten. Die Einleitung schliesst mit einer Reihe treffender Bemerkungen über die Sprache, die Orthographie, die Wortcombinationen, theils aus der Hervorsuchung veralteter oder veraltender Ausdrücke und Wendungen, denen der Dichter aus seiner eigenen Schöpferkraft ein neues Leben einhaucht. — Der Schluss der Einleitung ist in folgende Worte gefasst.

„Aus Allem geht hervor, dass jene gepriesenen Eigenschaften der vollsaftigen Gesundheit und unverwüstlichen Kraft, der begriffmässigen Schärfe

und des warmen, blühenden Colorits, der durchsichtigen Klarheit und der lebendigen Frische, der ungezwungenen Natürlichkeit und der realistischen Unmittelbarkeit in der Sprache des Dichters auch hier mit dem Stempel der Originalität und Classicität hervortritt." Ich will hier, (ohne die Reihenfolge der Acte und Scenen zu beobachten) zunächst die Proben von dem Sprachlichen und zweitens die Erläuterungen in Bezug auf geschichtliche Thatsachen und geographische Lage der in Lessing's Dichtung erwähnten Orte, dem Leser vorführen, weniger die dem Verfasser nothwendig scheinenden Erklärungen mancher Redewendungen und Aussprüche, deren Bedeutung dem denkenden Schüler aus dem dramatischen Gedicht von selbst einleuchten wird.

Sogleich im ersten Aufzug erste Scene Seite 79*) spricht der Verfasser über die Anrede der sich unterredenden Personen, die im Drama je nach ihrem Stande verschieden gehalten ist, und spricht die richtige und für die Jugend lehrreiche Thatsache aus, dass der Dichter die Verhältnisse der Anrede im Ganzen nach dem Gebrauch der mittelhochdeutschen Periode eingerichtet hat. Grimm wird dabei citirt. Seite 83 ist „zweifeln" mit französischer Construction getadelt. Es ist wohl mehr als eine Freiheit der mündlichen Rede zu erklären, um dem Dialog die künstliche Steifheit zu nehmen und ihn auf dem Niveau des natürlichen (wirklichen) Zwiegesprächs zu halten. Selbst in Goethe und Schiller kommen in Volksscenen ähnliche Freiheiten vor. — Lehrreich dagegen ist die Erklärung von: Gelt! kurz hinter dem Vorigen. Seite 85 „Was Wunder!" — „Gewinnst" statt Gewinn, S. 86 „vor's" erste anstatt für's erste. — „Ohne alle des Hauses Kundschaft." S. 87 „entbot" ebenfalls getadelt, vielleicht mit Unrecht und anstatt „entbieten lassen," wieder mit jener Nachlässigkeit der Umgangssprache.

Im zweiten Auftritt, S. 91 „dünkt mich" und dabei wird der Unsicherheit für Accusativ oder Dativ bei den Impersonalien der geistigen Empfindungen des Scheinens, Zweifelns, Träumens u. dgl. gedacht. — Zweimalige Citation von Schiller bei S. 91 „Die ungetreuen Ströme." — Citat von Schiller aus dem Ring des Polykrates: Bedenk, auf ungetreuen Wellen u. dgl. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass ungetreu von edlerer Färbung ist, als untreu. Vergl. Schiller's Distichon:

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit, sie sucht das Beständ'ge,
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an."**)

Im ersten Act will ich noch folgende Stellen kürzlich erwähnen.

S. 117 sechster Auftritt. „Doch muss ich mein Packet nur wagen," wo die Bemerkung steht, dass die Phrase dem Französischen nachgeahmt worden sei.

Zweiter Aufzug. „Das ist für Was noch weniger als Nichts" S. 126. Mich drosseln lassen S. 129. „Nur muss der Knorr den Knubben hübsch vertragen" S. 142. Neunter Auftritt. „Ich bedaur' Euch" S. 146. „Ich schaff' Euch einen Falk" S. 148.

Dritter Aufzug. „noch so bald" S. 149. „Nur schlägt er mir nicht zu" S. 151. Was kömmt ihm an? S. 154. „Geld einem Juden abgeborgen" S. 155. „Betrogene Betrieger" S. 162. „freyer Dings dieselbe

*) Zur Bequemlichkeit des Nachschlagens ist hier immer der betreffende Aufzug, der Auftritt und die Seite angegeben. Die Benummerung der Verse ist zu unbequem. Mir scheint dies ein grosser Missgriff vom Verfasser zu sein.

**) Nicht von Niemeyer angezogen, der doch sonst seinen Schiller sehr gut kennt.

das Nehmliche An mich zu suchen“ S. 163. „lang“ S. 166. „Bastard, Bankert“ S. 167—168. — Das wir zu haben, Oft nicht wissen S. 169.

Vierter Aufzug „ausschlug“ erklärt „das“ hervorgeht. S. 185. „blühn und grünen“ S. 177. Ist ein „verzettelt Christenkind.“ — S. 188 „unterwegens“ statt unterwegen oder unterwegs. S. 200.

Fünfter Aufzug. Habe Dank der guten Zeitung, dem Mhd. nachgebildet S. 201. Christendirne S. 204. „Höhnerei,“ „verflattern,“ „launischen“ ibidem. Was mich wurmisch macht S. 208. Ich bin ein junger Laffe S. 209. Schier S. 211.

So viel von den sprachlichen Bemerkungen. Nun zu dem Sachlichen und Historischen, welches ich für angemessen halte, in der Reihenfolge wie das Sprachliche zu berichten.

Auf S. 114 steht: „Der König Philipp:“ es war Philipp August II., der König von Frankreich, welcher 1191 mit Richard Löwenherz einen Kreuzzug unternahm. Scheint überflüssig für einen mit der Geschichte bekannten Schüler. S. 115 „Maroniten“ erklärt. Nothwendig und lehrreich! S. 128 Ein Kleid, ein Pferd, ein Schwerdt, ebenfalls gut erklärt. S. 177 Ueber die Anrede „dem Herrn,“ ebenfalls eine gute historische Erklärung. S. 180 im vierten Act wird die Capitulation, welche Saladin den Christen bewilligt und beschworen hatte, berichtigt. Die historische Capitulation enthält solche Bedingungen nicht, wie der Patriarch angiebt. Der Verfasser dieses Commentars führt hier als seine Quelle Raumer's Gesch. d. H. II, 346 an. S. 193 Ende des sechsten Auftritts: „Wüsst' ich nur dem Tempelherrn erst beizukommen, ohne die Ursach' meiner Neugier ihm zu sagen!“ ist ebenfalls gut erklärt, und leitet den Schüler an, das Buch mit Nachdenken zu lesen; desgleichen S. 194 das bei dem Namen „Tabor“ Bemerkte.

Im fünften Aufzug sind noch auf S. 201 und 202 gute historische Erklärungen über Stellen, die man leicht im Commentar und Gedicht selbst finden wird. Sal. „So kurz vor meinem Abtritt“ und „musst der Gelder grösseren Theil Auf Libanon zum Vater bringen,“ nebst den folgenden. — Nun noch einige Beispiele zur sachlichen Erklärung.

Im ersten Aufzug, dritten Auftritt ist die berühmte Sentenz: „Kein Mensch muss müssen,“ mit den Worten Viehoff's erklärt. Im fünften Auftritt S. 109 ist die Sentenz: „Denn der Wille und nicht die Gabe macht den Geber“ recht gründlich erklärt. Der Lehrer wird natürlich den Sinn der Stelle am besten den Schüler selbst finden lassen, und doch muss man nach dem Vorwort annehmen, dass das Buch gerade für Schüler bestimmt ist. In demselben Auftritt ist die Stelle „werd' einst im Himmel Gott mit einer ganz besondern Krone lohnen“ aus mehreren Stellen der heiligen Schrift erklärt.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt. „Naherinchen“ eine kleine Münze. Zweiter Auftritt „Spiessen“ ziemlich umständlich und eben nicht appetitlich beschrieben; „Das Kleinste: Reichthum. Und das Grösste: Weisheit“ ebenfalls.

Fünfter Auftritt. Der Unterschied zwischen Grossmuth und Edelmuth gut präcisirt. — S. 137 „Und das bekam (den garstigen Fleck) als ich Eure Tochter durch's Feuer trug.“ In der Erklärung dieser Stelle wird gegen Kurmick polemisirt und schliesslich in einem sehr schwer zu verstehenden Satze der Schluss gefasst, den Schreiber dieser Zeilen nach fünfmaligem Durchlesen nicht verstanden hat. Dagegen hat der Verfasser S. 160 Fünfter Auftritt eine interessante Notiz angeführt, Lessing an Ramler „Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung (des Mährchens von drei Ringen) zufrieden sein werden, die mir wirklich am sauersten geworden ist.“

Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt S. 177 „dem Herrn,“ womit der Patriarch den Tempelherrn bezeichnet. — Das Urtheil: Es ist augenscheinlich, dass Lessing durch Nachahmung dieser Sitte — (den Ausdruck als blosse Höflichkeit anzuwenden) die gleissnerische und abgeschmackte Höf-

lichkeit des Patriarchen gegen den Tempelherrn hat charakterisiren wollen, scheint mir vollkommen begründet. Zu Erklärung zu den Worten des Drama „dem Herrn“ sind unter anderen hauptsächlich zwei Stellen herausgehoben. Patr. Mich wundert sehr, „Herr Ritter,“ Euch selbst — Was ist Es denn, worüber unsern Rath für izt der Herr verlangt. — S. 183. Und nun sein Ton! Wie der wohl sein wird! — Die hierzu gefügte Erklärung ist eben annehmbar.

Endlich im fünften Aufzug sind noch einige, früher übersehene, historische Bemerkungen des Commentars nachzuholen. Im ersten Auftritt ist noch von der Wichtigkeit der Mamelucken für den Krieg die Rede, ferner von dem beim Vater des Saladin, auf dem Libanon aufbewahrten Gelde, wo Nicht „alles mehr so sicher.“ Alle drei Punkte sind kurz und bündig commentirt. — Schliesslich sind noch im Commentar auf den letzten Seiten besonders die Charakterzüge des Sultans und einige Verwickelungen der Intrigue des Stückes ganz gut auseinandergesetzt. — Nach den hier gegebenen Notizen kann ein Jeder, der sich für Commentare der Werke unserer classischen Dichter interessirt. entnehmen, ob er in diesem hier angezeigten Buche seine Rechnung finde.

Dessau. Weiss.

Etudes sur la Littérature du Second Empire français depuis le coup d'état du deux Décembre par William Reymond. Berlin. A. Charisius (librairie Ludéritz. Bâle. Librair. Neukirch.) 1861.

Motto: — Panem et circenses!

Vorliegende Studien sind das Ergebniss einer Reihe von Vorlesungen, die in Berlin vor einem gewählten Publicum gehalten und von der Presse mit Anerkennung beurtheilt worden sind.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt, erstreckt sich auf die französische Literatur des letzten Jahrzehents.

Das Interesse für diese jüngste Periode der französischen Literatur liegt, nach dem Geständniss des Verfassers selbst, weniger in dem Reichthum und der Gediegenheit derselben. als vielmehr darin, dass sie das Product der Jetztzeit ist. Sie hat den Reiz der Neuheit, und derselbe ist so mächtig, dass wir, trotz der Vorboten des Verfalls und eines überhandnehmenden Materialismus, unsere Aufmerksamkeit den Erzeugnissen des Zeitgeistes nicht entziehen können; die vielfachen Interessen und Fragen, welche unsere Zeit so mächtig bewegen, müssen in unserm Innern ein Echo finden; denn wir sind vor Allem Kinder unserer Zeit.

Was Herrn Reymond veranlasste, grade diese Periode zu behandeln, liegt in dem Satze seines Vorworts ausgesprochen, dass wir in unserm Jahrhundert des rastlosesten Fortschritts und der unaufhaltsamen Entwicklung nicht mehr, wie früher, nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrzehnten rechnen müssen. Es ist demnach möglich geworden, die Zeitereignisse gewissermassen in ihrem Entstehungsprocess zu photographiren, dieselben zu gruppiren und in ein harmonisches, wenn auch nicht völlig abgerundetes Bild zu fassen.

Auch ist dieser Gegenstand bis jetzt noch nicht übersichtlich und eingehend behandelt worden und wird dadurch dieses interessante Werkchen ein Complement der Literaturgeschichte, das zumal dem deutschen Publicum die Aufgabe erleichtert, sich in dem vielfach verworrenen Labyrinth dieser Literaturperiode zurecht zu finden.

Zu einem treuen und zuverlässigen Führer ist der Verfasser in jeder Beziehung befähigt. Obgleich von Geburt nicht Franzose, sondern aus der französischen Schweiz, besitzt Herr Reymond einerseits grosse Sympathien für dieses reich begabte Volk und die Eigenschaften, welche den französischen Geist kennzeichnen; anderseits hat er sich aber, als Ausländer, die objective Schärfe des Urtheils bewahrt. Ueberdies hatte der Verfasser durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris Gelegenheit, mit den hervorragendsten Vertretern der französischen Literatur persönlich bekannt zu werden, und die verschiedenen Strömungen Frankreichs im Centrum desselben genau zu verfolgen und zu studiren.

Mit solcher Befähigung zu einem unparteiischen Berichterstatter der neuesten Entwicklung der französischen Literatur hat Herr Reymond seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Seine Darstellung geht unmittelbar aus der lebendigen Anschauung der Dinge hervor und erhält dadurch eine eigenthümliche Frische und ein warmes Colorit.

Eine Reihe scharf gezeichneter und trefflich ausgeführter Bilder werden unserm Auge vorgeführt, wo die Einzelnheiten durch die allgemeinen Umrisse, durch eine kunstgemässe Vertheilung von Licht und Schatten hervortreten und selbst das forschende Auge des Kenners befriedigen.

Diese Bilder geben ein in sich gegliedertes harmonisches Gesammtgemälde; sie umfassen fast sämmtliche Gebiete der jetzigen Literatur, die Philosophie, die Poesie, den Roman, das Theater, die literarische Kritik und die Tagesliteratur der Zeitschriften und Journale.

Es kann hier meine Absicht nicht sein, eine eingehende oder auch nur übersichtliche Analyse des Inhalts vorliegenden Buches zu geben.

Die Einleitung, welche der Verfasser seinen Studien vorausschickt, scheint mir am geeignetsten zu einem Referat, weil er darin klar und ausführlich seinen politischen und literarischen Standpunkt angibt und sich über die leitenden Principien, die seinem Urtheil zu Grunde liegen — unumwunden ausspricht. Sie gibt demnach den eigentlichen Schlüssel zum Verständniss des Buches ab, und wir werden uns bemühen, den Eindruck dieser Betrachtungen möglichst treu wiederzugeben.

Wir werden dann die Eigenschaften und das Charakteristische der literarischen Kritik Herrn Reymonds beleuchten, was uns Gelegenheit geben wird, auf einige specielle Fragen näher einzugehen, und zum Schluss noch einige Bemerkungen über die Schreibart des Verfassers hinzufügen.

Herr Reymond gibt zuerst einen historischen Ueberblick über die Entwicklung der französischen Literatur seit dem ersten Kaiserreich bis auf unsere Zeit. Er übergeht die Revolutionszeit, weil das Interesse damals durch die grossen politischen und socialen Bewegungen ganz absorbirt war und Literatur und Kunst nichts Bedeutendes hervorgebracht haben. Erst mit der neuen Ordnung der Dinge unter Napoleon kehrte einiges Leben in diesen ausgetrockneten Boden zurück; obschon leider der Einfluss der Regierung die naturgemässe, freie Entwicklung der Literatur mehr hemmte als förderte. Man schritt auf den breit getretenen Bahnen des Classicismus fort; die Poesie sank zu einer prosaischen Reimkunst herab, worin Delille das Höchste geleistet; das Theater hielt die Doctrin der drei Einheiten fest und die Heldengestalten Shakspeare's wurden von Ducis auf das Bett des Prokrustes gelegt und in moderne Franzosen umgewandelt. Kein Wunder also, dass die Classiker des Verfalls, wie man Fontanes, Esménard, Delille, Baour-Lormion, Lebrun betitelt hat, obgleich ihnen Talent und Verdienst nicht abzusprechen ist — keine bleibende Werke hinterlassen haben.

Die französische Literatur blühte damals ausserhalb Frankreich, in Amerika durch Chateaubriand, in der Schweiz und in Deutschland durch Madame de Staël. Es ist dabei der Einfluss nicht zu verkennen, den auf diese Vertreter der neuen Literatur die von England und Deutschland kommende

Geistesströmung einerseits; der Rückschlag der französischen Revolution anderseits ausübten.

Die frivole, sceptische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts war unter der Bluttaufe der Revolution und in der Verbannung eine andere geworden; der Ernst des Lebens hatte sich tief in die Gemüther eingeprägt. Madame de Staël bemächtigte sich dieser Stimmung und verkündete dieselbe unter dem Namen Melancholie als ein neues literarisches Element, während Chateaubriand in seinem Génie du Christianisme die Idee einer neuen Poetik aufstellte, die er in den Martyrs verwirklichte.

Was jedoch damals die französische Gesellschaft belebte, war nicht sowohl ein positiver, eifriger Glaube als vielmehr ein affirmativer Zweifel, ein Bedürfniss zu glauben, eine Furcht vor der Vernichtung und dem Unendlichen. An die Stelle des Zweifels eines Voltaire, d'Holbach und Helvetius trat derjenige von Rousseau und Diderot.

Einer der grössten Dichter unserer Zeit, Alfred de Musset hat in ergreifender Weise die Seelenstimmung dieser Epoche geschildert (s. p. 11—12).

Die zweite Strömung, welche von England und Deutschland ausging, wurde ebenfalls von Chateaubriand und Madame de Staël vermittelt.

Die Werke von Ossian, W. Scott, Lord Byron, Shakspeare und diejenigen der Koryphäen der deutschen Literatur erschlossen Frankreich eine ganz neue, unbekannte Wunderwelt.

Seit zwei Jahrhunderten zehrte die französische Literatur an dem Vermächtniss des „grand siècle"; die Quelle aller wahren poetischen Inspiration, die Natur, kannte man kaum, und von allen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts haben allein Bernardin de St. Pierre, Buffon und Rousseau aus ihr unmittelbar geschöpft.

Aus dieser doppelten Geistesströmung ging nun die neue Literatur hervor, die man den Romantismus nennt.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, dass die Philosophen des 18. Jahrhunderts und die Revolution, nachdem sie alle Vorurtheile und Privilegien bekämpft und abgeschafft hatten — doch eines unangetastet liessen, die überkommene literarische Form und Doctrin. Der Romantismus wurde demnach die literarische Ergänzung der politischen Errungenschaften der Revolution; seine Bedeutung und sein Einfluss auf das geistige Leben der Nation sind gross. Die Romantiker knüpften wieder an die literarische Entwicklung der Renaissance an (Tableau de la Poésie française au XVIe siècle par St. Beuve), befreiten den französischen Geist von den letzten Fesseln, welche ihn noch an die legitimistische und katholische Partei ketteten, und bereicherten die poetische Sprache durch neue Bilder und mannigfache Rhythmen, indem sie eine Menge origineller Ausdrücke aus der reichen Sprache von Montaigne, Rabelais, Ronsard, Matthurin Régnier. d'Agrippa d'Aubigné rehabilitirten, welche der Pedantismus eines Malherbe, Boileau und die Précieuses de l'Hôtel de Rambouillet verbannt. Wohl verlor dadurch die französische Sprache etwas von der Klarheit und edlen Einfachheit, welche die classischen Werke des 17. Jahrhunderts auszeichnen; aber sie wurde reichhaltiger, biegsamer und entsprach mehr dem neuen Geist. Die literarische Reform der Romantiker bezeichnet also einen bedeutenden Fortschritt: sie erneuert das poetische Ideal, verleiht der Imagination einen neuen mächtigen Schwung, eröffnet ihr einen weiten Horizont und ruft eine lebenskräftige, originelle Literatur in's Leben, welche die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgefüllt hat.

Zuerst waren die Romantiker in Frankreich wie in Deutschland gute Royalisten und Katholiken, während ihre Gegner, die Classiker, Liberale und Voltairianer waren. Aber bald wechselten sie die Rollen: die Romantiker entfalteten die Fahne der literarischen Unabhängigkeit und verspotteten die grossen Muster des 17. Jahrhunderts, welche sie Perrücken nannten; — die Vertreter der classischen Schule vertheidigten sich mit Heftigkeit und beis-

sender Satyre (p. 15). Aber der Sieg verblieb den Romantikern, wozu die Revolution von 1830 wesentlich beitrug. Aus einer rein literarischen Opposition entwickelte sich wie von selbst eine mächtige politische, was einen treffenden Beleg dafür giebt, dass Literatur und Politik eng miteinander verbunden sind (p. 13—15).

Der Verfasser legt grosses Gewicht auf dieses Wechselverhältniss; er ist der Ansicht, dass die Literatur einer Epoche der Ausdruck des politischen und socialen Lebens derselben ist und sein muss, ja dass die Politik und ihre leitenden Principien das geistige Leben einer Nation geradezu bedingen. Wenn dies überhaupt richtig, so ist es nirgendwo zutreffender als in Frankreich, wo seit der ersten Revolution das politische Leben den ganzen Staatskörper durchdrungen und die Errungenschaften sich unvertilgbar in die Institutionen des Landes und in die Gemüther eingeprägt haben. Aus diesem Einflusse des socialen und politischen Lebens auf die Literatur erklärt sich denn auch die durchaus praktische und populäre Richtung derselben. Doch wir werden später noch Gelegenheit haben, auf dieses charakteristische Merkmal zurückzukommen.

Da der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, die Literatur des zweiten Kaiserreichs eingehend zu besprechen, so konnte er nicht umhin, sich über den jetzigen politischen Zustand Frankreichs auszusprechen. Er thut es mit eben so grosser Freimüthigkeit als Gerechtigkeitsliebe; jede politische Intention liegt ihm fern und er polemisirt bloss vom Standpunkt der allgemeinen liberalen Grundsätze, indem er jede politische Meinungssolidarität zurückweist. (Avant-Propos V). Herr Reymond glaubt nicht, dass das zweite Kaiserreich die Bedingungen einer dauerhaften Regierung in sich vereinigt; er sieht in demselben nur ein auf beweglichem Sande aufgeschlagenes Zelt, eine Uebergangsperiode, einen temporären Rastpunkt auf dem Wege des Fortschritts (p. 5—6). Verfasser sucht zunächst die Ursachen auf, welche den jetzigen Zustand hervorgebracht: woher kommt die passive und resignirte Haltung eines sonst so geistig regen und thätigen Volks; woher diese politische Indifferenz, die alles geistige Leben in seiner Entwicklung hemmt, ja in seinen Keimen schon erstickt, und nur noch Raum lässt für ein fieberhaftes Jagen nach Reichthum, Ansehen, Luxus und allen materiellen Genüssen?

Die politische Entwicklung Frankreichs seit 60 Jahren erklärt diese Erscheinung nur zu leicht. „Quand une nation a proclamé depuis soixante ans treize constitutions et une vingtaine de gouvernements, on ne doit plus s'étonner de son scepticisme. Quand la même nation a abusé en si peu de temps de la liberté, du despotisme, de la religion, du sentiment, de la poésie, de tout enfin ce qui peut émouvoir les masses, que doit-il lui rester de son idéal“ (p. 18).

Der unaufhörliche Wechsel, die Unsicherheit der Verhältnisse, der resultatlose Parteikampf erzeugten eine grosse Abspannung, in deren Folge eine ausserordentliche politische Gleichgültigkeit überhand nahm, die noch gesteigert wurde durch die instinctive Furcht vor den, seit den traurigen Erfahrungen von 1848 verpönten allgemeinen Ideen.

Seitdem man nämlich inne wurde, dass die socialistischen Theorien aus den Regionen der Abstraction in das praktische Leben einzudringen strebten, wurde man gegen das Denken und die Speculation selbst misstrauisch.

Man flüchtete sich entweder auf das Gebiet der abstracten Wissenschaft oder auf dasjenige der frivolen Tagesliteratur, um daselbst, wie in einem sichern Hafen, vor den Stürmen der hohen See gesichert zu sein. Ja, man ging in dieser Reaction so weit, dass man den Parlamentarismus und die Freiheit der Presse, diese glorreichsten Errungenschaften der Revolution verläugnete und ihnen alles Unheil der letzten Jahre zuschrieb. Ein berühmter Publicist und eifriger Vertheidiger des Repräsentativsystems, M. de Montalembert, ruft diesen Verächtern der Vergangenheit zu: „Savez-vous

quel est votre plus grand crime? C'est d'avoir désenchanté la France de la liberté.“

Der Verfall, der durch diese allgemeinen Ursachen herbeigeführt wurde, zeigte sich aber nicht allein auf dem Gebiete der Literatur, sondern erstreckte sich selbst bis auf dasjenige der Kunst. Die Kunstwerke müssen nach ihrem innern Werth geschätzt werden, dies kann vollständig nur von einer privilegirten Classe geschehen, die aufgeklärt genug ist, um dieselben zu würdigen, und reich genug, um sie zu bezahlen.

Deshalb hat die fürstliche Gunst auf dem Gebiete der grossen architektonischen Arbeiten, der plastischen Kunst und der geschichtlichen Malerei ihre volle traditionelle Wichtigkeit behalten. Die neuesten Kunstwerke Münchens, Dresdens, Berlins sind dafür ein eclatantes Beispiel. Auch in Frankreich wurde unter den früheren Regierungen für die Kunst viel gethan; selbst das erste Kaiserreich, trotz des damals herrschenden plumpen Geschmacks, war in seinen Kunstbestrebungen noch grossartig. Dies Alles ist verschwunden; nur noch, wie der Verfasser sich drastisch ausspricht, der Geschmack für Strassen- und Casernenbau zu finden. Das militärische und bürgerliche Genie hat den Sinn für Kunst und Literatur verdrängt.

Ein solcher Materialismus wurde theilweise durch die Einseitigkeit der Romantiker herbeigeführt. In jugendlichem Uebermuth hatten sie die Menschheit in zwei getrennte Lager getheilt: in die privilegirte Classe der Gelehrten, Dichter und Künstler, welche in den Sphären des Ideals leben, und in die grössere der Bürger oder der Krämer (épiciers), die in ihrer prosaischen Beschäftigung aufgehen. Aber das Glücksrad hat sich seitdem gedreht; durch die Revolution von 1830 kam die politische Macht in die Hände dieses Bürgerstandes, und nun erdrückt derselbe mit der Arroganz eines Emporkömmlings die Dichter und Künstler. Em. Renan macht dem französischen Adel der Restauration den Vorwurf, gleich demjenigen des 17. und 18. Jahrhunderts, keinen andern Ehrgeiz besessen zu haben, als dem König zu dienen und den Bürgerstand zu demüthigen.

Sollten sich die Franzosen seit dieser Zeit viel verändert haben? Adel und Bürgerstand haben nur die Rollen getauscht, und letzterer, der schon die Hauptstütze der Regierung Ludwig Philipp's gewesen, hat im Jahre 1852, unter dem Vorwand die socialistischen Theorien von sich zu weisen, Frankreich unter einen viel drückenderen und demüthigenderen Despotismus zurückversetzt, als der erstere war: denn dieser bürgerliche Toryismus, wie H. Guizot sich ausdrückt, besitzt nicht mehr die ritterlichen Traditionen des adlichen; er ist seiner Natur nach eifersüchtig, neidisch, kleinlich, ein Feind alles geistigen Schwunges und insbesondere der Freiheit selbst.

Was konnte eine solche prosaische Zeit und Generation für eine Literatur schaffen? wie hätten auf diesem vom Materialismus überwucherten Boden ideale Erzeugnisse hervorsprossen können?

Wie fern von uns liegen die Zeiten, wo Frankreich mit Staunen und Entzücken den unbekannten und zauberhaften Tönen eines Lamartine oder V. Hugo lauschte, wo der Streit der Classiker und Romantiker die ganze gebildete Gesellschaft in Bewegung setzte, wo die ganze Nation sich an den politischen Debatten der Tribüne lebhaft betheiligte; mit einem Worte, wo ein mächtiger, freier Geist Frankreich durchströmte und neugestaltend auf das Ausland einwirkte!

Und doch konnte das zweite Kaiserreich wenigstens einen Schein von Literatur nicht entbehren; nur begehrte der zur Herrschaft gekommene Stand eine wohlfeile Literatur, die mit ihren egoistischen Interessen übereinstimmte. Diesem Wunsche entsprach die Literatur du demi-monde, einer neuen Classe der pariser Gesellschaft, welche Alex. Dumas fils in mehreren Comödien fein und treffend geschildert hat. Ich verweise auf die Definition, die der Verfasser p. 22—23 mittheilt.

Die Literaten dieser Classe, vaudevillistes, chroniqueurs, feuilletonistes

und Romanschreiber beuten die Vorurtheile und den schlechten Geschmack der Menge aus, und suchen durch die Quantität ihrer Leistungen zu ersetzen, was ihnen an Qualität abgeht.

Auf diese Weise ist der Mercantilismus die Seele der französischen Literatur geworden; schnell zum Ziele kommen, d. h. zu Reichthum, Ansehn und Genuss, das ist das Losungswort dieser Herren, und um dies Ziel zu erreichen, ist ihnen jedes Mittel gut: man beutet die niedrigsten Leidenschaften aus, man redet dem Laster das Wort, indem man es beschönigt. Roman und Bühne wimmeln von lasciven Schilderungen, von moralisch zweideutigen oder geradezu verbrecherischen Charakteren. Aber es handelt sich darum, die Blasirtheit eines übersättigten Publicums zu reizen; und jemehr daher ein Buch oder ein Theaterstück Angriffe gegen die Moral enthält, desto grössern Anklang findet es, wenn es der Schriftsteller nur versteht, das Anstössige mit Geschick und Grazie zu verhüllen.

So sind eine Menge Schriftsteller zu Ansehn und Vermögen gelangt, Schriftsteller, deren Namen man in 30 Jahren nicht mehr kennen wird.

Ein eigenthümliches Merkmal dieser Tagesliteratur, das schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts hervortrat und von Molière so geistreich persifflirt wurde, ist die Affectation des Styls, immer ein sicheres Zeichen von Abwesenheit des Ideals und von Armuth der Phantasie. Schon bei den Romantikern, u. A. bei Sainte-Beuve und V. Hugo machte sich diese Ziererei bemerkbar; aber sie entsprang bei ihnen mehr aus dem Bedürfniss neue Wendungen, unerwartete und treffende Ausdrücke aufzufinden, eine neue poetische Sprache zu schaffen, während sie jetzt nur noch als Mittel dient, die Armuth an Ideen zu verbergen oder einen Gemeinplatz aufzufrischen; auch entspringt sie nicht, wie bei den Précieuses de l'Hôtel de Rambouillet aus dem Haschen nach Zartheit und Feinheit des Ausdrucks, sondern vielmehr aus der Furcht vor jeder poetischen Ausschmückung, aus der Sucht nach übertriebener Einfachheit, welche bei den Einen in Trockenheit, bei den Andern in Realismus ausartet. Letztere Richtung, welche durch die talentvollsten und gelesensten Schriftsteller, wie Oct. Feuillet, Dumas fils und Feydeau vertreten ist, zeigt immer noch die beste Seite der heutigen Literatur. „Wohl ist," sagt der Verfasser, „der Realismus eine brutale Reaction, aber gleichzeitig gesund und stärkend gegen die verweichlichende Sentimentalität, welche die Restauration gehegt und gepflegt und gegen den Geschmack am Niedlichen und Abgerundeten, er ist eine Folge des bürgerlichen Industrialismus." Verfasser verheisst dem Realismus eine Zukunft, weil denselben eine frische Lebenskraft durchdringt, weil es die jungen Talente dieser Schule verstehen, die gesellschaftlichen Zustände genau zu schildern und scharf zu beurtheilen, weil sie zum Studium der Natur zurückstreben, welche die unerschöpfliche Quelle aller Poesie, Harmonie und Schönheit ist.

Die charakteristischen Merkmale der Literatur des zweiten Kaisserreichs, welche Verfasser hier nur skizzirt, treten bei der Besprechung der einzelnen Persönlichkeiten und Werke viel bestimmter und schärfer hervor.

Wie wir aus Obigem ersehen haben, ist Verfasser weit davon entfernt, den literarischen Verfall allein der jetzigen Literatur aufzubürden; dies erscheint ihm geradezu als eine Ungerechtigkeit und Uebertreibung. Sein Bestreben ging vielmehr dahin, nachzuweisen, dass die verfehlte politische Entwicklung Schuld daran trägt: zuerst die Julirevolution, mit ihren masslosen socialistischen Bestrebungen, dann die Regierung Ludwig Philipp's mit ihrer überhandnehmenden Corruption, endlich der vorzeitige Ausbruch der Revolution von 1848 mit ihren Verirrungen. Ja, Verfasser geht noch weiter, indem er, — und zwar mit grossem Recht — behauptet, dass das zweite Kaiserthum selbst als eine nothwendige Folge des Verfalls betrachtet werden muss, in den der französische Geist gerathen ist.

„Il a fallu vingt ans de corruption et quelques mois de terreur," ruft

der Verfasser aus, „pour abattre cette nation française si fière de ses lumières, et pour la replonger dans une servitude intellectuelle digne des plus tristes époques de notre histoire!“ (p. 29).

Zum Schluss zieht Herr Reymond noch das Facit seiner Untersuchung über die Ursachen des Verfalls der jetzigen Literatur, indem er sagt: „Der literarische Industrialismus, die Verkäuflichkeit der Literatur, das Herabziehen des Ideals, die Herabwürdigung der Charaktere und Talente, diese allen Zeiten des Verfalls gemeinschaftlichen Merkmale sind das Resultat der Fehler und Unglücksfälle Frankreichs seit Anfang dieses Jahrhunderts.“

Im Allgemeinen kann man ohne Bedenken dieser Betrachtungsweise beistimmen. Es ist unläugbar, dass der Wechsel der Regierungen und politischen Systeme, die Unsicherheit und Unruhe, welche dieselben zur unmittelbaren Folge hatten, die überhandnehmende Corruption, die von den höchsten Kreisen ausging; die sich rastlos bekämpfenden Parteien, eine Uebersättigung an der Politik, und einen grenzenlosen Indifferentismus für alle höhern, geistigen Interessen hervorriefen.

Dies führte die Katastrophe von 1852 herbei; die allgemeine Stimmung leistete der neuen kaiserlichen Macht Vorschub und befestigte dieselbe: das zweite Kaiserthum war, wie Verfasser treffend bemerkt, die nothwendige Folge des allgemeinen Zerfalls des öffentlichen Geistes.

Die politische Seite der Frage ist von Herrn Reymond erschöpfend charakterisirt worden, aber meiner Ansicht nach kommen die angegebenen Ursachen des Zerfalls erst in zweiter Linie; sie sind nicht die ersten und absolut bedingenden. Die Wurzel des Uebels liegt viel tiefer, und viel wichtiger, als die politischen, erscheinen uns die sittlich-religiösen Ursachen des Verfalls.

Wir erlauben uns die Aufmerksamkeit des Verfassers darauf hinzulenken.

Die Grundpfeiler der Gesellschaft überhaupt und eines Staates insbesondere, sind die Familie, die humane Erziehung der Jugend und das sittlich-religiöse Leben, das daraus hervorgeht.

Wie ist es mit diesen Grundbedingungen des nationalen Lebens in Frankreich beschaffen? Dürfen und können sie uns Zutrauen und Hoffnung in die Zukunft einflössen?

Es ist hier durchaus nicht unsere Absicht, Deutschland auf Unkosten Frankreichs zu rühmen; wir wissen zu gut, dass in der Welt Alles nur relativ ist; aber wenn wir unbefangen beide Nationen nach dem Massstab dieser Grundbedingungen vergleichen, so sehen wir Deutschland, trotz seiner politischen Zersplitterung, im Vortheil.

Das Familienleben, die Basis eines gesunden sittlichen Staatenlebens, ist leider in Frankreich sehr zerrüttet; die Sittenlosigkeit und Frivolität, die von den höhern Kreisen ausging, hat nach und nach alle Schichten der Gesellschaft mehr oder weniger durchdrungen; das Jagen nach Reichthum, Luxus und Wohlleben hat die edleren Bedürfnisse, die geistigen Interessen erstickt; auch hat das gesellige Leben in Frankreich das engere Familienleben fast ganz verdrängt.

Damit geht nun die unserer Ansicht nach verkehrte Erziehung der Jugend Hand in Hand. Diese trägt in Frankreich einen ganz militärischen Charakter; die Knaben werden schon sehr früh dem elterlichen Hause entwöhnt, um sich im Lyceum fürs Leben auszubilden. Bei dieser Ausbildung ist Alles wesentlich auf einen bestimmten praktischen Zweck abgesehen; der Ehrgeiz wird der Jugend schon früh eingepflanzt und durch alle Mittel genährt; es wird somit eine Ueberreizung der jugendlichen Kräfte erzielt, wodurch man wohl, ich gebe es zu, überraschende, glänzende Resultate gewinnt; aber wie viele edle Keime des Gemüths- und Geisteslebens werden dadurch in der Jugend erstickt, oder kommen nicht zur freien Entwicklung!

Hier ist in der That keine organische, den Menschen nach all' seinen

geistigen Anlagen erfassende Entwicklung, es ist eine einseitige, nüchterne Verstandesbildung, der die echte Humanität abgeht.

Deutschland hat sich den schönen Ruhm erworben, bei der Erziehung der Jugend in echt humaner Weise das Gemüthsleben sowohl, wie den Verstand auszubilden und nichts unberücksichtigt zu lassen, was zur Bildung des ganzen Menschen erforderlich ist.

Eine auffällige Wahrnehmung beim Studium der französischen Literatur ist der Mangel oder doch die grosse Armuth einer passenden Jugendliteratur; diese ist in Deutschland und England zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet und so reich, dass sie noch das Ausland damit versehen kann. Die gelehrtesten Kenner der germanischen Vorzeit und des Mittelalters haben es nicht verschmäht, die Schätze der nationalen Tradition der Jugend zugänglich zu machen.

Liegt nicht in diesem Vergleich die Bestätigung unserer obigen Behauptung, dass nämlich die französische Erziehungsweise durchaus mangelhaft ist? — Eine Folge dieser Erziehung ist: die Beschränktheit der religiös-sittlichen Bildung des Volks, der Aberglaube, der noch in vielen Gegenden Frankreichs herrscht, die frivole, materialistische Weltanschauung, der sowohl die höhern als die niedern Gesellschaftskreise huldigen. Die gebildeten Stände sind mit dem Katholicismus innerlich zerfallen, ohne den Muth zu haben, es offen auszusprechen; sie sehen in der Staatsreligion eine zweckmässige Einrichtung, um das unwissende Volk im Gehorsam zu erhalten; die Religion ist ihnen höchstens eine traditionelle Institution, aber nicht ein Factor, der das Leben durchdringen soll, nicht ein wesentliches Bildungsmittel zur Erziehung der Menschheit. Die Denkungsart der grossen Mehrheit der Franzosen in religiösen Dingen spricht sich in dem originellen Ausspruch eines Franzosen aus: „Je respecte la religion, mais je n'en use pas.“

Dazu trägt die liberale Lyceen- und Universitätsbildung wesentlich bei; hier prägt sich der Gegensatz zwischen den Lehren des Katholicismus und den philosophischen Ideen am schärfsten aus. Wohl tritt dieselbe Erscheinung auch in protestantischen Ländern hervor, aber der Gegensatz steigert sich doch nicht zum innern Widerspruch; es liegt vielmehr im Wesen des Protestantismus, denselben zu vermitteln und aufzuheben. Die Freiheit des Denkens und der ernsten, wissenschaftlichen Forschung hat erst der Protestantismus zur vollen, unbedingten Geltung gebracht.

Auch hat die deutsche Wissenschaft, insbesondere die philosophische Forschung nie den religiösen Boden verlassen; sie gipfelt vielmehr in der Untersuchung der höchsten metaphysischen Fragen.

Die kühnsten philosophischen Systeme, wie die von Kant, Fichte, Schelling und Hegel abstrahiren nicht, wie die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts, vom religiösen Bewusstsein, sondern sie suchen es rationell zu begründen; ihr höchstes Bestreben scheint uns dahin zu gehen, die Resultate der Wissenschaft mit den religiösen Errungenschaften in Einklang zu bringen; eine Harmonie zwischen Wissen und Glauben anzustreben, mit einem Worte, eine Einheit des geistigen Lebens zu erzielen.

Dem ist in Frankreich nicht so; nach der kurzen Blüthezeit des Cartesianismus hat die philosophische Forschung eine ganz materialistische Richtung eingeschlagen, die sich bis zum Atheismus steigerte. Erst seit der Restauration hat die französische Philosophie wieder in die Bahn des Spiritualismus eingelenkt, ohne jedoch so viel schöpferische Kraft zu besitzen, originelle, eigenwüchsige Systeme hervorzubringen, wenn wir den Gründer der psychologischen Schule (Jouffroy) ausnehmen.

Herr Reymond nähert sich unserer Auffassung, wenn er bei Besprechung der heutigen philosophischen Forschung Frankreichs äussert: „Den Franzosen, die in so hohem Grade den militärischen Muth besitzen, geht der intellectuelle Muth, die Freiheit des Denkens ab; sie haben selten die Kühn-

heit, aus aufgestellten Prämissen die letzten Consequenzen zu ziehen; sie bleiben immer auf halbem Wege stehen“ (p. 99).

In Deutschland finden wir gerade das Gegentheil. Die Freiheit und Tiefe, mit welcher der deutsche Geist die höchsten Fragen auffasst, kennzeichnen die ernste Geistesrichtung, deren erstes und letztes Ziel das Auffinden der Wahrheit ist, wie sich auch traditionelle Vorurtheile und eingewurzelte Meinungen dazu verhalten mögen. — Ein solcher Geist muss nothwendiger Weise das ganze Leben der Nation durchdringen, und allmälig zur Umgestaltung auch der socialen und politischen Verhältnisse fortschreiten. Das junge, aber regsame Verfassungsleben Preussens, die Einheitsbestrebungen des liberalen Deutschlands sind dafür ein beredtes Zeugniss.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen. Die deutsche Bildung und Sitte ruht, unserer Ansicht nach, auf positiveren, sittlicheren Grundlagen als die französische. Deutschland erfreut sich in der That noch eines intimen Familienlebens und seiner Segnungen; obgleich in gewissen Kreisen von dem frivolen, materialistischen Zeitgeist zersetzt, ist doch der Kern der Nation gesund und lebenskräftig. Die Bildung ist nicht so sehr, wie in Frankreich, ein Besitzthum der privilegirten Classen, sie ist zum Allgemeingut der ganzen Nation geworden. Dazu hat wesentlich die classische Periode der deutschen Literatur beigetragen: Lessing, Herder, Schiller und Göthe haben dem deutschen Geiste das Gepräge ihres Genius aufgedrückt; ihre Ideen sind nach und nach in's Volk eingedrungen und populär geworden. Wo ist ein Dichter in Frankreich, der wie Schiller vom ganzen Volke gekannt, verehrt und geliebt wurde; wann und wo hat je in Frankreich ein Dichter ein Jubiläum erlebt wie das Schillerfest? — Ein solches Fest ist in Frankreich geradezu eine Unmöglichkeit.

Was zur Verallgemeinerung der Bildung in Deutschland beiträgt, sind die Universitäten, von denen ein reges, geistiges Leben über den ganzen Staatskörper ausströmt; während Paris, die grosse Weltstadt, alle Kräfte des Landes, alles geistige Leben in sich concentrirt und absorbirt, so dass die Provinzen nur ein kümmerliches geistiges Dasein fristen. Der Particularismus also, der in der politischen Sphäre ein Nachtheil, wird in der allgemein menschlichen ein Vortheil.

Deutschland scheint mir die providentielle Aufgabe zu haben, auf dem Gebiete der Religion, der Cultur und der Wissenschaft eine Leuchte für die europäischen Völker zu sein; auf diesem Boden wenigstens ist es unbesiegbar.

Fragen wir nun nach den Eigenschaften, die das kritische Verfahren des Verfassers kennzeichnen, und suchen wir das Charakteristische darin auf. — Sein ästhetischer Standpunkt ist, im Gegensatz zu der deutschen Theorie der Kunst an und für sich, ein durchaus praktisch-sittlicher; seine Theorie kann sich auf die allgemeinen Begriffe des Guten, Wahren und Schönen zurückführen lassen; seine Anschauungsweise trägt einen ganz modernen Charakter.

Wir können nichts Besseres thun als den Verfasser selbst reden zu lassen.

„L'esthétique de notre époque n'a plus le droit de s'isoler de la morale et de la vie pratique. Notre sentiment du beau est intimément lié à celui du bien. L'art n'est pas fait pour exister seul, indépendamment des progrès et du mouvement politique de la société. Il doit nous accompagner dans la vie comme la femme. Il doit être notre idéal, notre consolation, notre joie. Il doit se fondre dans notre existence, s'asseoir à notre foyer, nous éclairer dans toutes nos actions et empêcher qu'il fasse jamais complètement nuit dans notre âme. L'art devient ainsi un moyen de moralisation qui se relie à la religion, à la science, à nos occupations les plus ardues, à la vie de famille comme à la vie publique“ (p. 16).

Die Kritik von Herrn Reymond beruht auf spiritualistischen Principien, obgleich er sich zu keiner bestimmten philosophischen Schule bekennt.

Seine Methode besteht darin, die Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Literatur und Kunst genau zu beobachten, sie durch scharfes und feines Eindringen in den Gegenstand zu analysiren und auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen. Sein Verfahren ist demnach analytischer Natur; Verfasser scheint sich in dieser Beziehung Sainte-Beuve, der seine volle Sympathie besitzt, zum Vorbild genommen zu haben. Er hätte kein besseres Muster wählen können. Er geht jedoch in diesem analytischen Verfahren nicht auf, sondern bringt bei der Besprechung der literarischen und politischen Fragen eigene Sympathien und Antipathien mit, spricht dieselben unverholen aus, beurtheilt die Dinge und Menschen durchaus subjectiv und schmeichelt sich nicht, immer und überall unparteiisch zu sein. „Quand on parle de son temps,“ sagt er, „on en subit tout naturellement l'influence, et l'on adopte forcément un parti.“

Obgleich sich seine Antipathie in den meisten Fällen in eine feine Ironie kleidet, so steigert sich doch oft der Ton bis zur Entrüstung und bricht zuweilen in Verwünschung aus. Ein Hauptbestreben seiner Kritik ist Gerechtigkeit und Billigkeit zu üben. Weit entfernt von dem Verfahren der Doctrinritter, Alles nach eigener Schablone zu beurtheilen und sich durch diese Beschränktheit den Gesichtspunkt zu verrücken, hat er das redliche Bestreben, jedem Schriftsteller, jedem Kunstwerke gerecht zu werden. Dies vermag man aber nur, wenn man die verschiedenen Strömungen des geistigen Lebens bis zu Ende verfolgt, ihre relative Berechtigung anerkennt und jedem Dinge die ihm gehörige Stelle anzuweisen versteht.

Nicht weniger massvoll und unbefangen scheint mir des Verfassers Urtheil. Er bekennt sich offen zur Lehre der Freiheit und des Fortschritts, ohne die Achtung vor dem Gesetze anzutasten; in der Politik bekennt er sich für eine freie constitutionelle Regierung mit möglichst grosser Pressfreiheit; auf dem literarischen Gebiet gehört seine volle Sympathie der romantischen Schule und ihren bedeutendsten Vertretern an, ohne dabei gegen ihre Mängel und Einseitigkeiten blind zu sein: So bekämpft er ihre Theorie der Kunst an und für sich (théorie de l'art pour l'art), die auf fremdem Boden nicht gedeihen kann (p. 16).

Mit feiner Ironie geisselt er den jugendlichen Muthwillen einiger Romantiker, die sich erkühnten, den Stein auf Racine zu werfen, „une des natures poétiques, si non les plus puissantes, du moins les plus rares et les plus heureuses,“ wie A. Vinet sich ausdrückt.

Ja, der Kritiker hat sich einen so offenen Sinn für jedes neue Phänomen erhalten, dass er in der heutigen realistischen Schule, obgleich er ihre materialistische Richtung bekämpft, eine Hoffnung für die Verjüngung der französischen Literatur sieht (p. 26—28, cf. p. 105 u. 225).

Erfreulich und wohlthuend ist es in einer Zeit, wo man eine Freude daran findet, die festbegründeten Reputationen anzutasten, eine Stimme zu vernehmen, die selbst für eine gefallene Grösse nur ein tiefes Gefühl des Mitleids hat, und die Wohlthaten betont, die wir von ihr empfangen. So nimmt Herr Reymond Lamartine, den grössten lyrischen Dichter Frankreichs, und Béranger, den begabtesten Liederdichter, in Schutz gegen die ungerechten Angriffe ihrer früheren Verehrer, und rächt an ihnen die Undankbarkeit ihrer Zeitgenossen. Ich verweise den Leser auf diese beredte Vertheidigung, die desto überzeugender ist, als sie einer massvollen Kritik ihr volles Recht einräumt (s. p. 57—63).

Zwei Schriftsteller sind es vorzüglich, welche die volle und ganze Sympathie des Verfassers besitzen: eine reichbegabte Romandichterin, die seit 30 Jahren mit unverwelklicher Geistesfrische und unerschöpflicher poetischer Phantasie den Reichthum ihres Geistes und Gemüths ausströmt, und welche in ihren Werken den mannigfachen religiösen, politischen und künstlerischen

Interessen und Fragen unserer so bewegten Zeit einen tief poetischen Ausdruck zu geben wusste; — ein Schriftsteller ferner, welcher mit einer tief kritischen Anlage und feiner Beobachtungsgabe eine Wissbegierde verbindet, welche ihn befähigt, sich in die verschiedensten Sphären des geistigen Lebens hineinzuleben und dieselben mit unübertrefflicher Frische und Wärme zu reflectiren. Wir sprechen von G. Sand (p. 72—73, cf. 149—150) und Sainte-Beuve (p. 33—34, cf. 200—201).

Eine Zeit, ruft der Verfasser aus, wo solch' eminente Geister, trotz der überhandnehmenden Verderbtheit des Geschmacks sich auf ihren idealen Höhen erhalten, kann keine hoffnungslose sein; ein Volk, aus welchem solche Talente und Charaktere hervorgehen, darf an seiner Zukunft nicht verzweifeln.

„Tant qu'il y aura en France une classe éclairée, ouverte à toutes les manifestations de l'intelligence, et un peuple qui a conservé le culte de l'honneur national, et le sentiment du beau, du bon et du juste, la nation française n'est pas perdue. C'est de ces deux classes de citoyens qu'il faut attendre une régénération dont la bourgeoisie blasée et corrompue est incapable“ (p. 226).

Wir theilen die Sympathien des Verfassers, und die sich daran knüpfenden Hoffnungen für eine geistige Regeneration Frankreichs.

An die vorangehende Untersuchung knüpft sich die Frage nach dem Charakteristischen in der kritischen Beurtheilung Herrn Reymonds, in wie fern sie sich der deutschen Kritik nähert und wie fern sie von ihr abweicht.

Verfasser ist von echt französischer Bildung ausgegangen; diese bildet die positive Grundlage, auf welcher seine weitere geistige Entwicklung beruht. In der That besitzt Herr Reymond in hohem Grade die Eigenschaften, welche den französischen Geist kennzeichnen: die Gabe, die Resultate der Wissenschaft durch einfache und klare Darstellung zu popularisiren; das gesunde Urtheil (bon-sens), das sich nicht in lange Speculationen vertieft, sondern die Gegensätze scharf auffasst und oft durch ein Schlagwort bezeichnet; die instinctive Scheu vor der schwindelnden Höhe einer Hyperabstraction, nicht sowohl aus Furcht vor der Geistesarbeit, welche dieselbe erfordert, als aus der Ueberzeugung von ihrer praktischen Nutzlosigkeit; endlich die spiritualistische Richtung der geistigen Anschauung, die sich auf einfache und klare ästhetische Grundsätze stützt, ohne darauf auszugehen, dieselben in ein geschlossenes System zu bringen.

Fügen wir hierzu die grosse Receptivität, die Biegsamkeit des Geistes, die Gewandtheit der Darstellung, den sprudelnden Witz, die feine Ironie, die Gabe, den Leser immer anzuregen und nie zu ermüden, so möchte man verleitet sein in dem Verfasser einen echten Franzosen zu sehen, welcher die Vorzüge und Mängel dieser Nation in sich vereinigt.

Doch nein, der Standpunkt des Verfassers ist ein weit höherer als der, auf welchem wir gewöhnlich einen französischen Kritiker finden.

Sein Gesichtskreis ist ausgedehnter, sein kritischer Sinn durch philosophische Studien geschärft und zur Besprechung der höchsten Fragen befähigt: Deutschland mit dem Ernst seiner Forschung, mit seiner gediegenen Wissenschaft hat auf den Verfasser einen unverkennbaren Einfluss ausgeübt. Ein solcher Einfluss ist überall fühlbar: denn Verfasser begnügt sich nicht wie ein geistiger Dilettant oder glänzender Rhetor mit einer feinen Analyse der Thatsachen, er ist überall bemüht, mit echt philosophischem Sinn die Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen.

Trotz seiner Sympathie für französische Bildung hat er sich seine volle Selbständigkeit bewahrt. Mit welch' feiner Ironie, ich möchte sagen bonhomie, hat er die Oberflächlichkeit, die Unwissenheit der Franzosen in geschichtlichen und geographischen Dingen, ihre Eitelkeit, ihre Vorurtheile, ihre nationale Beschränktheit — persifflirt!

Die nationale Selbstgefälligkeit hätte dies einem französischen Schriftsteller nie erlaubt.

Man möchte demnach sagen, Herr Reymond würde ein Franzose pur sang sein, wenn er uns nicht so oft als guter Deutscher erschiene, und zwar möchten wir behaupten, dass er die bessern Seiten beider Nationen in sich vereinigt, und sich von ihren Schwächen hat frei zu halten gewusst.

Verfasser huldigt der Ansicht, dass die Respublica litterarum et artium sich nicht auf eine Nation beschränkt, sondern das geistige Leben aller civilisirter Völker umfasst; er ist Cosmopolit im höchsten und besten Sinne des Wortes.

„L'homme moderne complet est celui qu'émeuvent tous les phénomènes de la vie et de la société, celui qui n'est indifférent à rien, pas plus à la politique qu'à la religion, pas plus aux perfectionnements de l'industrie et du commerce qu'aux conquêtes de la science et aux merveilles de l'art, celui, en un mot, qui peut dire avec Térence: „Je suis homme et rien de ce qui est humain ne peut m'être indifférent!" — Dies ist das Glaubensbekenntniss des Verfassers.

Herr Reymond nimmt demnach in der Literatur eine vermittelnde Stellung ein; er assimilirt sich den verschiedenen Strömungen des geistigen modernen Lebens; alle wichtigen Fragen, welche die Gesellschaft auf den verschiedenen Gebieten der Religion, Politik, Literatur und Kunst bewegen, erregen seine Wissbegierde und finden in der Vielseitigkeit seines Geistes und Herzens eine verwandte Seite. Er beschäftigt sich damit zuerst als Mensch, dem nichts gleichgültig sein kann, was die Interessen der Menschheit betrifft, und dann als Künstler.

Die Wissenschaft ist ihm aber, wie wir bereits erwähnt, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu der grossen, erhabenen Aufgabe, durch die Macht der Wahrheit die Menschen besser und glücklicher zu machen. Er gehört der höchst achtbaren Classe von Gelehrten an, welche sich zur Aufgabe gestellt, die Resultate der Wissenschaft zu verwerthen, und sie somit zu einem Allgemeingut der Menschheit zu machen; jedoch weit entfernt, die abstracte Wissenschaft, die es nur mit dem Aufsuchen der objectiven Wahrheit zu thun hat, beeinträchtigen zu wollen; er erkennt ihr Recht und ihre Bedeutung vollkommen an: „Deux classes de savants sont nécessaires, une qui élabore les vérités, l'autre qui les propage."

Beide Geistesrichtungen, die deutsche und die französische, haben ihre vollkommene, naturgemässe Berechtigung; denn in ihnen spiegelt sich die Doppelseitigkeit des menschlichen Wesens. Der germanische Geist ist schöpferisch, bahnbrechend; er vertieft sich mit einer Art Divinationsgabe in die Geheimnisse der Natur und des Geistes, um ihre normativen Gesetze aufzusuchen: der unermüdliche Fleiss, die Gründlichkeit und Tiefe sind seine charakteristischen Merkmale. Der romanische Geist hingegen ist durchaus praktischer Natur; in den praktischen Künsten, so wie auf dem Gebiet der mathematischen Wissenschaften hat er Grosses geleistet; er versteht es meisterhaft, die Erfindungen auszubeuten und zu vervollkommnen; auf dem rein geistigen Gebiete besitzt er eine grosse Assimilationsgabe; er bringt Klarheit und Ordnung in die verwickeltsten Fragen, indem er die Gegensätze scharf beleuchtet; obgleich von Natur nicht schöpferisch, versteht er es meisterhaft, die Resultate der Wissenschaft zu verwerthen. „Les Français n'inventent guère, mais ils perfectionnent, expriment et vulgarisent mieux que personne les idées qu'ils ont réussi à s'assimiler" (p. 13). Was ihm an Tiefe abgeht, sucht er durch seinen bon sens, durch Einfachheit, Klarheit und Gewandtheit zu ersetzen.

Beide Richtungen ergänzen sich in mancher Beziehung: Frankreich hat auf wissenschaftlichem Gebiet von Deutschland sehr viel zu lernen; aber Deutschland kann an praktischer Tüchtigkeit durch den geistigen Verkehr mit Frankreich nur gewinnen.

Ich bin ganz der Ansicht, dass die civilisatorische Mission Frankreichs nicht in den materiellen Waffen, nicht in Krieg und Annectirungen besteht, sondern, wie der Verfasser sagt, „dans l'exemple des institutions pacifiques, libérales et progressives." Frankreich sollte im Ausland nur moralische Eroberungen machen.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen über die Schreibweise des Verfassers.

Der Gegenstand entwickelt sich vor dem Auge des Betrachtenden wie ein von einem warmen Colorit belebtes Gemälde, das, obgleich begrenzt, dennoch weite Aussichten in die Ferne eröffnet; neben den scharfen Umrissen fehlt es nicht an feinen Nüancen, an einer aufmerksamen Zeichnung der Einzelnheiten, die den Beschauer jedoch nicht so sehr in Anspruch nehmen, dass er dadurch den Blick fürs Ganze verlöre.

Man fühlt dem Büchlein an, dass es aus Vorlesungen hervorgegangen ist; der Ton der beredten Stimme klingt noch in diesen Zeilen nach. Eine eigenthümliche Frische und Wärme ziehen sich durch das Ganze, und theilen sich dem Leser auf anregende Weise mit. Verfasser hat es sehr wohl verstanden, die Aufmerksamkeit desselben zu fesseln, indem er sich nicht allein an seinen Verstand, sondern auch an sein Gemüth richtet, und an die idealen Bestrebungen des menschlichen Geistes appellirt.

Die Form, welche der Verfasser wählt, ist immer der entsprechende Ausdruck für seinen Gedanken; bei ihm trifft das Wort Buffon's vollkommen zu: „Le style c'est l'homme."

So gewinnt der Ton eine grosse Mannigfaltigkeit: bald einfach und ruhig bei der Auseinandersetzung von Thatsachen; bald scharf und eindringlich bei der Beweisführung, bald erhaben und poetisch, wenn Verfasser sich zu den Regionen des Ideals erhebt.

Der Styl ist durchgehend einfach, klar und natürlich, er zeichnet sich überdies durch grosse Feinheit im Ausdruck, und durch eine aussergewöhnliche Leichtigkeit und Gewandtheit aus.

Verfasser besitzt in höchstem Grade die Kenntniss seiner Sprache; er kennt deren Geheimnisse, ist mit ihren Hülfsquellen genau vertraut und weiss dieselben mit meisterhaftem Griff für seinen Zweck auszubeuten; er ist nicht eher befriedigt, als bis er den besten Ausdruck für den Gedanken, die zutreffende Wendung für den Begriff gefunden hat. Unter der grossen Leichtigkeit birgt sich aber — man möge sich nicht täuschen lassen — ein tiefgehendes Sprachstudium, eine gewissenhafte Arbeit, die sich bis in die Einzelnheiten erstreckt. Darin aber besteht gerade die Kunst des wahren Schriftstellers, das Ergebniss seiner Geistesarbeit als ein müheloses, natürliches Product erscheinen zu lassen. Seinen eigenthümlichen Reiz verdankt das Buch der schönen entsprechenden Form, in die der Verfasser seine Gedanken zu bringen gewusst hat.

In das Detail einzugehen würde mich zu weit führen; ich mache nur noch auf einige Eigenthümlichkeiten des Styls aufmerksam.

Herr Reymond bewegt sich gern in Antithesen und sucht überhaupt das Neue und Pikante; er hat, was die Franzosen — le trait — nennen. In einem Gegenstande, wie der vorliegende, findet dieses Bemühen seine Berechtigung; doch erlauben wir uns den Verfasser an das französische bon-mot zu erinnern: „de ne pas avoir le défaut de ses bonnes qualités."

Die Vergleiche, welche Verfasser öfters anstellt, sind in Beziehung auf schöne, scharfe Durchführung des Bildes kleine literarische Meisterstücke; mit grosser Sorgfalt und feinem Tact verfolgt er seinen Gedanken bis in seine feinsten Nüancirungen, ohne je vom Grundton abzuschweifen. Die Idee gewinnt dadurch oft ganz neue Lichtseiten, und schillert wie ein eingefasster edler Stein in tausend Farben.

Ich verweise nur auf zwei derselben, die mir besonders gelungen scheinen, p. 94 u. 192.

Eben so meisterhaft versteht es Herr Reymond, Worte oder längere Citate ungezwungen und mit Glück anzubringen und interessante Anekdoten in die Berichte einzuflechten. Auf diese Weise wird das Interesse immer neu angeregt; die Aufmerksamkeit ermüdet nicht, sondern der Leser folgt dem Verfasser mit steigendem Vergnügen bis auf die letzte Seite; er schlägt das Buch befriedigt zu, um es später wieder zur Hand zu nehmen.

Wir sind in unserer Besprechung ausführlicher geworden als wir es beabsichtigten; wir haben uns das Vergnügen nicht versagen können, den günstigen Eindruck, den wir bei der Lectüre des geistreichen Buches empfangen, genau wiederzugeben.

Möge die Schrift bei allen denjenigen, die sich für französische Sprache und Bildung interessiren, eine recht freundliche Aufnahme finden.

Möge insbesondere der Aufruf, den der Verfasser im Vorwort an die aufwachsende Generation Frankreichs ergehen lässt, bei Allen Gehör finden, die über den materiellen Bestrebungen unserer Zeit die idealen Ziele der Menschheit nicht aus dem Auge verlieren!

Berlin. E. W.

Programmenschau.

Rede, gehalten bei der Schulfeier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859. Von Rector Dr. Eckstein. Progr. der latein. Hauptschule in Halle. 1860.

Der Verfasser behandelt in der Rede die Frage, was die Jugend aus dieser Feier ihres Lieblingsdichters für sich gewinnen kann und soll. Er führt zu dem Zwecke zunächst das äussere Leben Schiller's in kurzen Umrissen vor, um daran zu zeigen, wie Schiller der Schmied seines eigenen Glückes gewesen durch seine unablässige Thätigkeit, wie er an seiner eigenen Bildung gearbeitet, auch namentlich an seiner sittlichen. Er hebt dann besonders den idealen Schwung des Dichters hervor und die Liebe desselben zu der Freiheit, welche ein starkes Geschlecht fordert, das sich durch Bildung selbst erst sittlich frei gemacht hat. So soll er ein leuchtendes Vorbild sein in der Empfänglichkeit für innige Freundschaft, in dem muthigen Kampfe mit der Trübsal des Lebens, in dem energischen Ringen nach sittlicher Grösse und nach geistiger Vervollkommnung, nach allem Guten, Wahren und Schönen, er der wahrhaft deutsche Mann. —

Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Schiller's, von Prof. Daniel gehalten. Progr. des Pädag. zu Halle. 1860.

Der Verfasser erläutert an den Dramen Schiller's, wie des Dichters ursprünglich gänzlich unklarer Idealismus sich zu dem reinen läuterte. Diese ideale Gesinnung, die ihn bisher zum Lieblingsdichter des Volkes gemacht, empfiehlt er besonders der Jugend festzuhalten, und berührt schliesslich das nähere Verhältniss, in dem Schiller zu dem Pädagogium zu Halle gestanden, welches er am 8. Juli 1803 von Lauchstädt her auf dringende Einladung des Kanzlers Niemeyer besuchte.

Ueber Johannes Rothe aus Kreuzburg. Vom Gymnasiallehrer Dr. Fedor Bech. Progr. des Gymn. zu Zeitz. 1861.

Johannes Rothe ist als Verfasser des gereimten Lebens der heiligen Elisabeth bekannt. Es ist ihm auch die in der letzten Zeit viel besprochene düringische Chronik beigelegt, so von v. Liliencron in seiner Ausgabe der

selben. Durch Mittheilung und Beleuchtung eines bisher übersehenen längeren Akrostichons beweist der Verfasser nun in vorliegender Abhandlung, dass wirklich Johannes Rothe aus Kreuzburg, Priester und Stadtschreiber zu Eisenach, dann Kaplan des Bischofs, Vicar, Domherr und Stiftsschulmeister die Chronik im Jahre 1421 vollendet hat. In einem Anhange gibt der Verf. Zusätze zu dem Programm von 1859 über das alte Passional. —

Ueber die Faustsage. Vom Oberlehrer Dr. Kühne. Progr. des Gymn. zu Zerbst. 1860.

Die vorliegende umfangreiche Abhandlung bildet nur den ersten Theil der von dem Verfasser beabsichtigten Arbeit über die Faustsage. Sie beschäftigt sich damit, dem ersten Keim der Sage, wie er in den Sagen von Theophilus, Paul II., Sylvester II., Virgilius, in den frühesten Spuren von einem Glauben an einen Bund mit dem Bösen erscheint, nachzugehen und dann den geschichtlichen Kern aufzudecken. Dann aber und vorzugsweise ist es dem Verfasser darum zu thun, die überaus reiche Literatur der Faustsage nachzuweisen, und hat er sich nicht mit Angabe der Titel begnügt, sondern die Disposition der Hauptbücher sorgfältig nachgewiesen und ist auf den Inhalt genau eingegangen. Dabei ist es ihm gelungen manches Zweifelhafte aufzuklären, wie (S. 38) die vielfach bezweifelte Berliner Ausgabe von 1590 des Volksbuches, von der sich ein Exemplar auf der Zerbster Bibliothek befindet. Ausser den Faustbüchern sind auch die Wagnerbücher herangezogen. Die ganze Arbeit zeugt von grosser Belesenheit und ist ein dankenswerther Beitrag zur Faustliteratur. —

De Reinmaro de Zweter. Von Oberl. B. Hüppe. Progr. des Gymn. zu Coesfeld. 1861.

In diesem Programm ist das Wenige enthalten, was wir von Reinmars Leben aus seinen Gedichten entnehmen können, den grösseren Theil nimmt eine Zusammenstellung der Ansichten Reinmars über die Stellung des Kaisers zum Papste, über die Thorheiten der Zeit, seiner sittlichen Lehren ein, mit zahlreichen Belegen aus seinen Gedichten. Es ist ein ziemlich leichtes Thema, das sich der Verf. damit gewählt hat; wesshalb er sich dazu der lateinischen Sprache bedient habe, ist nicht angegeben. —

Der Spieghel der Layen, ein niederdeutsches moralisches Lehrgedicht aus dem Jahre 1444. Im Auszuge mitgetheilt von Dir. Dr. B. Hölscher. Progr. des Gymn. zu Recklinghausen. 1861.

Auf der bischöflichen Seminarbibliothek zu Münster befindet sich ein Pergamentmanuscript, geschrieben von dem Mitgliede des Fraterhauses zu Münster Gerhard Buck von Bulderick im Jahre 1444. Dasselbe enthält ein moralisches Lehrgedicht „der Spieghel der Layen“ in niederdeutscher Sprache, in drei Büchern, wovon nur das zweite Buch von Cap. 17 an in Prosa geschrieben ist. Nur stellenweise hat es poetischen Werth, ist aber für die

Literaturgeschichte Westphalens interressant. Es ist unzweifelhaft Original, ein holländisches in Haarlem aufbewahrtes Gedicht, früher für ein Original angesehen, von Hoffmann von Fallersleben als Copie erkannt. Gerhard Buck ist höchst wahrscheinlich auch der Verfasser. Dir. Dr. Hölscher hat aus dem Gedicht Proben aus allen drei Büchern, von dem Andern den Inhalt gegeben.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Berichtigung.

In der abhandlung des Herrn Wutke „über deutsche rechtsschreibung“ (Progr. von Neisse 1861) steht geschrieben: „Hiezu fügt Andresen noch einige fremdwörter, in welchen das lateinische t zu einem scharfen s-laute geworden und schon im althochdeutschen durch z ausgedrückt ist: Kürbiß, maußern, schüßel, straße, strauß, Elsaß, Preuße, Reußen, Wormß, Paßau, profoß, spaß.“

Ich bemerke dagegen 1) dass sich in meinem verzeichnisse der wörter mit historischem ß und lateinischem t überhaupt nur die fünf erstgenannten finden, 2) das wichtigere, dass das von dem gebrauche begünstigte zeichen ß der wörter profoß und spaß durchaus nicht einem lateinischen t entspricht. Profoß stammt von praepositus und steht für älteres profost (englisch provost, französisch prévôt; vgl. probst, ebendaher), spaß aber leitet sich aus dem italienischen spasso (Schmeller III, 577).

Mülheim an der Ruhr. K. G. Andresen.

Stenographie.

Unter Stenographie oder Kurzschrift ist von jeher eine Schrift verstanden worden, welche zum wortgetreuen Nachschreiben öffentlicher Reden dienen sollte, die aber auch von denen, welche ihrer mächtig waren, in der Correspondenz und bei Aufzeichnungen zu eigenem Gebrauche an Stelle der gewöhnlichen Schrift benutzt wurde.

Die Stenographie ist in dem eben entwickelten Sinne keineswegs eine moderne Erfindung. Schon zu Cicero's Zeiten war der Griffel des Notarius den Römern eine bekannte Erscheinung; Kaiser Titus schrieb, wie Sueton uns meldet, in Noten, so hiessen nämlich die Zeichen der gekürzten Schrift; in der spätern Kaiserzeit wurde die Notenschrift selbst in den Schulen gelehrt; die Kirchenväter hielten dieselbe in hohen Ehren, und bis in die Tage der Karolinger hinein war sie, wie noch heute vorhandene Urkunden beweisen, in amtlichem Gebrauche. Von da ab erlosch Kenntniss und Uebung der Kurzschrift, so dass sie, als in England zur Zeit der Königin Elisabeth das Bedürfniss nach ihr sich geltend machte, so zu sagen erst auf's Neue erfunden werden musste. Zunächst dem Dienste der Kanzel sich weihend,

erkämpfte die Stenographie trotz Verbot und Strafe sich bald den Zutritt zum Parlament, und das gleiche publicistische Bedürfniss wendete auch in Frankreich, wie späterhin in Deutschland, die öffentliche Aufmerksamkeit ihr zu; erst in den letzten Decennien jedoch traten, wie jenseit des Canals so auch bei uns, Bestrebungen hervor, der stenographischen Schrift ausserhalb der engen Schranken berufsmässiger Praxis Geltung zu verschaffen und sie als eine allen Gebildeten zugängliche Correspondenz- und Geschäftsschrift in die allgemeinen Verkehrsverhältnisse einzuführen.

Da die mit dem Begriffe der Stenographie verbundene Kürze der Schrift auf verschiedene Weise erreicht werden kann, so ist es erklärlich, dass selbst für ein und dieselbe Sprache verschiedene Systeme der Stenographie im Laufe der Zeit aufgestellt worden sind. Unter den Systemen der deutschen Stenographie verdient das von Stolze im Jahre 1841 veröffentlichte sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Begründung und Leichtfasslichkeit, als auch wegen der Handgerechtigkeit seiner Züge und vor Allem wegen der mit der grössten Kürze verbundenen Genauigkeit und Vollständigkeit der Bezeichnung vorzugsweise empfohlen zu werden.

Im Vergleich mit der gewöhnlichen Schrift nimmt unsre stenographische nur den sechsten Theil an Zeit in Anspruch. Wie sehr dieselbe zur wörtlichen Aufzeichnung von Reden und wissenschaftlichen Vorträgen geeignet ist, beweist der bewährte Ruf der nach Stolze's System geschulten Parlamentsstenographen, bezeugen die ehrenvollen Aufträge, welche diesen von nah und fern zu Theil werden. Wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit ist sie wie dazu geschaffen, eigene Gedanken in kürzester Zeit niederzuschreiben und im Briefwechsel, wie bei der Führung von Büchern verwendet zu werden.

Abgesehen von den realen Vortheilen, welche ihre Benutzung gewährt, verdient die Stolze'sche Stenographie schon als formell bildendes Lehrobject in vollstem Maasse die Beachtung aller Derer, welche den Unterricht leiten und beaufsichtigen, denn sie ist ein in sich abgeschlossenes, auf den Sprachbau gegründetes Schriftsystem; die Auswahl ihrer Buchstaben, welche aus den einfachsten Grundzügen der Current- und Cursivschrift bestehen, ist keine willkürliche, sondern eine auf der Lautlehre beruhende, indem verwandten Lauten ähnliche Zeichen entsprechen: die Verbindung der Elementarzüge ist durch einfache Regeln bestimmt und schliesst sich den Gesetzen der Wortbildung an, so dass auf den ersten Blick der Stamm von den Nebensilben in jedem Wortbilde auch äusserlich sich scheidet.

Der Unterricht, welcher bisher in dieser Disciplin an höheren und mittleren Lehranstalten ertheilt wurde, hat erwiesen, dass die Erlernung der Stolze'schen Schrift wahrhaft bildend und anregend auf die geistige Entwickelung einwirkt, da sie eine Einsicht in den Organismus der Sprache giebt, wie sie auf anderem Wege nicht mit derselben Leichtigkeit zu erreichen ist. Zugleich führt die Beschäftigung mit der Stenographie bei denen, deren gewöhnliche Handschrift mangelhaft ist, eine Verbesserung derselben herbei, indem die Einübung der einfachen und bestimmten stenographischen Schriftzüge die Hand an eine leichtere und genauere Schriftzeichnung gewöhnt.

Auf den zuweilen gegen die Einführung des stenographischen Unterrichts erhobenen Einwand, die Zahl der Lehrobjecte wäre ohnehin schon so gross, dass für die Stenographie keine Zeit übrig bliebe, sei nur erwidert, dass gerade die grossen Ansprüche, welche gegenwärtig in allen Fächern an die Zeit und die Kräfte der Schüler und der Studirenden gemacht werden, eine ganz besondere Aufforderung dazu sind, denselben zur rechten Zeit ein Hülfsmittel mit auf den Weg zu geben, welches ihnen nicht blos

bei ihren Studien, sondern auch bei ihren späteren Berufsarbeiten eine wesentliche Erleichterung und Zeitersparniss gewährt. Hierzu kommt, dass die zu ihrer Erlernung erforderliche Zeit im Vergleich mit der für andere Disciplinen in Anspruch genommenen nur eine geringe ist. Wenn auch Talent und Fleiss einen Unterschied machen, so reicht doch durchschnittlich ein Cursus von etwa 30 Unterrichtsstunden für einen tüchtigen Lehrer hin, um das System gründlich mitzutheilen; eine grössere Geläufigkeit in der Anwendung wird natürlich, wie bei jeder Schrift, erst durch längeres Lesen und Schreiben erlangt. — Die Grundlagen des Systems enthält der „Ausführliche Lehrgang der deutschen Stenographie von Stolze, Berlin, bei Mittler und Sohn," welcher besonders für Lehrer und zum Selbstunterrichte sich eignet, wogegen die „Anleitung zur deutschen Stenographie oder Kurzschrift auf Veranlassung des stenographischen Vereins zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von W. Stolze, Berlin, bei Mittler und Sohn" für Schüler bestimmt ist.

Die Stolze'sche Stenographie hat nicht bloss in allen Theilen Deutschlands, sowie in der Schweiz Freunde und Anhänger gefunden, sondern es haben sich auch im Laufe der Zeit zahlreiche Vereine gebildet und zum Theil dem im Jahre 1844 gestifteten stenographischen Vereine zu Berlin angeschlossen, welche gemeinschaftlich dahin wirken, die Einheit und Reinheit des Systems aufrecht zu erhalten und durch Lehre und Beispiel die stenographische Schrift im Volke zu verbreiten. Nicht weniger als sechs Zeitschriften haben sich die ausschliessliche Förderung stenographischer Interessen zur Aufgabe gestellt, und wird Nichts unterlassen, um alle Gebildeten, besonders aber die Lehrer und die studirende Jugend auf den Werth der Stenographie und auf die hohen Vortheile hinzuweisen, welche mit der Erlernung dieser Kunst verbunden sind.

Berlin, im Januar 1862.

Der stenographische Verein.

Wunderlichkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache.

„Ueber die Gebahrung mit diesem Fonde wird ein besonderer Bericht später durch Druck veröffentlicht und den Vereinsmitgliedern zugemittelt werden." Progr. des Gymn. zu Neusohl 1860. p. 34.

„Joseph Szakmary sagte sein Amt als Nebenlehrer der magyarischen Sprache heim." Progr. des Cath.-Gymn. zu Pressburg 1860. p. 30.

„Die Herren Eltern der Gymnasialjugend werden zur Classenvorlesung eingeladen." das. p. 31.

„Er hatte die V. Classe bis zum Anfang des 2. Semesters studiert." Progr. des Gymn. zu Triest. 1860. p. 37.

„Nachdem der Herr Professor Dr. Blackert an das erste Gymnasium in Lemberg übersetzt worden war." Progr. des Gymn. zu Czernowitz. 1860. p. 26.

„Von dem Erträgnisse der Schiller-Akademie, das zur Gänze für arme Zöglinge der hiesigen Schulanstalten bestimmt war, wurden auch zwei arme Gymnasiasten neu gekleidet." Progr. des Gymn. zu Eger. 1860. S. 32.

„Der Reinertrag entfällt für mittellose Gymnasialschüler." Progr. des Gymn. zu Linz. 1860. 41.

„Die k. k. Statthalterei gibt bekannt, dass u. s. w.“ das. 1860. 42.

„Da indess auch der hochfahrendste Orakelton bei Apollonius doch immer noch nicht, wie Euphrates einer so überschwenglichen Vermessenheit ihn habe anschuldigen können, dass er die Erde selbst zu bewegen, emporzuhebeln und zu versetzen, wohin er wolle, zu behaupten sich erdreistet habe und weder ihr noch der Sonne und dem Himmel irgend ein Recht und irgend eine Gewalt zugestehen wolle, irgendwie erklärlich macht, so werden wir wohl zunächst dafür in als echt verbürgten Worten desselben uns auch nach einer Erklärung umsehen müssen.“ (Progr. des Gymn. zu Liegnitz 1861. S. 35.)

„Soll er aber bei einem in Kreta, als er dort in dem Lebenäischen Heiligthum des Asklepios verweilte, plötzlich entstandenen Erdbeben, bei dem das Meer gegen 7 Stadien in das Land hinein zurückgewichen sein und so bei seiner Umgebung die Furcht, es werde auch die Tempel nach sich ziehen und sie alle mit wegführen, erregt haben soll, das zur selben Zeit sich begebende (!) Entstehen einer neuen Insel in dem eben dadurch zurückgedrängten Meere zwischen Kreta und Thera mit den Worten: seid getrost, das Meer hat ein Land geboren, verkündet haben, welches nach einigen Tagen auch aus der Gegend von Cydonia kommende Leute bestätigten, so würden die auch sonst schon, und zwar auch ganz neuerdings erst stattgefundenen Neubildungen der Art unter ähnlichen Naturerscheinungen in dieser Meeresgegend als einen göttlichen Seher im strengsten Sinne des Wortes uns Apollonius deshalb doch immer noch nicht erscheinen zu lassen brauchen, wenn auch einen gewissen Respekt vor dem Seherblicke und den Einsichten des Mannes uns die Sicherheit, mit der er, was fern von seinem leiblichen Augen sich zutrug, zu verkünden sich getraute, uns allerdings würde einflössen müssen.“ (daselbst S. 37.)

„Nun da wird man sich denn doch wohl, zumal die so ganz dem Geschmack und den Neigungen des Achill bekanntlich in lächerlichster Weise nachäffenden Caracalla angepassten Heldengeschichten höchst wahrscheinlich früher als das Leben des Apollonius geschrieben worden sind, eines bescheidenen Zweifels nicht nur an der Wahrhaftigkeit jener Geistercitationsgeschichte, von der von vornherein wohl nicht erst die Rede sein kann, sondern auch an jedem Sagengrunde, jeder traditionellen Auctorität für dieselbe schwerlich enthalten u. s. w.“ (daselbst S. 23.)

„Oder woher bei Apollonius, dem Pythagoreer, der als solcher wohl in Zahlen und Figuren. nicht aber in der Stimme Lauten und deren Zeichen die Schlüssel aller Creaturen sehen konnte, jene nicht blos in der bereits zur Sprache gebrachten Parteinahme für ihn gegen Odysseus, sondern auch in den auf seinem Grabe ihm dargebrachten Opfern und den überschwenglichen dabei ihm als dem wahren Musenvater, von dem alle Weisheit und Wissenschaft stammte, gespendeten Lobeserhebungen sich bekundende tiefe Verehrung gegen Palamades, der zu der Sophisten Aeltervater und ihren Literatenthums Schutzheiligen, als welchen ihn Philostratus in seinen Heldengeschichten verherrlicht, mit seiner reichen Erfindungsgabe und der Gewandtheit und Vielseitigkeit seines Geistes, die ihn der Sage nach nach den verschiedensten Richtungen hin Neues und zwar nicht blos zur Erreichung augenblicklicher praktischer Zwecke ans Licht fördern und durch die Erfindung der Buchstabenschrift zugleich den Grund zu aller Schriftstellerei legen liess, allerdings ganz trefflich geeignet erscheint, für eine kühnere und tiefere, weit mehr in dem geheimnissvollen Urgrund der Dinge und die verborgene Harmonie des Welt- und Naturzusammenhanges zur Befriedigung eines mächtigen inneren Bedürfnisses sich zu versenken, als irgend welchen äusseren Zwecken des Lebens in literarischer Vielgeschäftigkeit förderlich

zu werden trachtende Wahrheitsforschung aber, wie wir sie Apollonius schon nach den Titel seiner von Opfern und Weissagungen handelnden Schriften wie nach der Richtung und Abzweckung seiner Bildungsreisen wohl unmöglich ganz werden abstreiten können, eine so hohe Bedeutung doch auf keinen Fall haben konnte.“ (Das. S. 23.)

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung, herausgegeben von A. Kuhn und Schleicher. 3. Band 2. Heft. (Berlin, Dümmler.) 1 Thlr.

Lexicographie.

N. J. Lucas, Deutsch-englisches Wörterbuch. (Bremen, Schünemann.) 3. Heft. 15 Sgr.

F. Valentini, Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 4. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Thlr. 18 Sgr.

Grammatik.

M. A. Lesaint, Traité complet de la conjugaison des verbes français. (Hamburg, Perthes-Besser & Mauke.) 27 Sgr.

Literatur.

Album des liter. Vereins in Nürnberg für 1862. (Nürnberg, Bauer & Raspe.) 18 Sgr.

K. Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. (Berlin, Bach.) 1½ Thlr.

J. Senn, Glossen zu Goethe's Faust. (Innsbruck, Wagner.) 4 Sgr.

M. Carriere, Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter. (Giessen, Ricker.) 20 Sgr.

A. Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen. 4. Lieferung. (Leipzig, Hübner.) 7½ Sgr.

E. L. Rochholz, Naturmythen. Neue Schweizersagen. (Leipzig, Teubner.) 2 Thlr.

F. Ruperti & Laun, Fremde Dichtungen im deutschen Gewande. (Bremen, Heyse.) 2 Thlr.

Blumen aus der Fremde, Poesieen von Gongora, Maurique, Camoëns, neu übertragen von Heyse, Krafft u. s. w. (Stuttgart, Schweizerbart.) 1 Thlr. 7½ Sgr.

T. Tasso's befreites Jerusalem, neu in reinen Reimen, übersetzt von F. C. Jochem. 2 Theile. (Giessen, Ricker.) 1 Thlr. 10 Sgr.

J. A. Diehl, Versuch Schiller's Lied von der Glocke im Metrum des Originals, mit Reimen und Beachtung der römischen Sylben-Quantität zu latinisiren. (Luxemburg, Brück.) 4 Sgr.

Hilfsbücher.

E. Berger, Stilistische Vorübungen für mittlere Gymnasialclassen. (Celle, Capaun.) 21 Sgr.
L. Cholevius, Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen für obere Classen. (Leipzig, Teubner.) 24 Sgr.
J. G. Kutzner, Hilfsbuch beim Unterricht in der deutschen Sprache in Volkslehranstalten. (Berlin, Heymann.) $^3/_4$ Thlr.
M. Desaga, Kleine neue deutsche Sprachlehre für die Hand der Kinder in obern Classen der Volksschulen. 2. Auflage. (Mannheim, Bensheimer.) $3^1/_2$ Sgr.
J. C. Heinrich's Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik. 2. Auflage. (Berlin, Rücker.) $7^1/_2$ Sgr.
G. Bauer, Praktischer Unterrichtsgang im Rechtschreiben. (Stuttgart, Belser.) 3 Sgr.
Albrecht, Deutsches Lehrbuch für Secundarschulen. Enthält Briefe, Geschäftsaufsätze u. s. w. (St. Gallen, Huber.) $^2/_3$ Thlr.
K. Hansen, Deutsche Dichter und Prosaiker, nebst einem Abriss der Metrik, Figurenlehre und Poetik. (Harburg, Elkan.) $1^1/_6$ Thlr.
J. Willm, Auserlesene Stücke aus der deutschen Literatur, mit Anmerkungen und kurzen Notizen. (Strassbourg, Levrault.) 1 Thlr. 18 Sgr.
L. Champion, Premier livre de lecture à l'usage des Allemands. (Wien, Gerold.) 12 Sgr.
Collection d'auteurs français; für den Schul- und Privatgebrauch, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von G. van Muyden & L. Rudolph. (Berlin, Nicolai.) 2 Livr. à 10 Sgr.
F. Haas, Französisch-deutsche Sprachübungen. (Oppenheim, Kern.) 16 Sgr.
E. Otto, Kleines deutsch-französisches Gesprächbuch. (Strassbourg, Levrault.) $7^1/_2$ Sgr.
W. E. Peschel, English and german exercises for reading and translating. (Dresden, Kunze.) $^5/_6$ Thlr.

Nathan der Weise

und sein

Gleichniss von den drei Ringen.

Nathan der Weise ist als Dichtung und seit Anfang des 19. Jahrhunderts vorzüglich auch als Theaterstück ein Werk von der grössten Bedeutung. Der hohe poetische Werth nach Inhalt und Form, der zarte, das Ganze durchwehende tief wohlthuende Duft ächter Humanität und Seelenschönheit, sind so allgemein anerkannt und hochgepriesen, dass darüber jede Bemerkung überflüssig erscheinen muss. Die Wirkung seiner Lectüre war gleich anfangs und später noch mehr die seiner Aufführung um so gewaltiger, je stärker der Lichtglanz in die Dunkelheit der religiösen Lebensanschauungen, in die Verwirrung der wichtigsten Begriffe und Ansichten über die heiligsten Angelegenheiten der Menschenbrust und des Menschenlebens, vorzüglich über christliche Gottesfurcht und ächte Menschenwürde, plötzlich eindrang. Zur Zeit des ersten Erscheinens in der Literatur und auf der Bühne war das lebendige Christenthum meist in todten Buchstabendienst und in mechanische Orthodoxie ausgeartet; der Werth des Menschen wurde nach dem Lippenbekenntniss kirchlicher Symbolgläubigkeit oder nach dem Geklingel mit frömmelnder Phraseologie, nicht nach dem Massstabe wahrhaft sittlicher Denk- und Handlungsweise, ächt frommen Gottvertrauens und still waltender Tugend- und Nächstenliebe beurtheilt. Ueber Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit hatten sich heftige und zum Theil höchst ärgerliche Streitigkeiten und literarische Fehden entsponnen, in die sich Lessing

selbst namentlich durch die weltberühmte Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente tiefverwickelt, durch die er sich bittere Anfeindung und sogar ernste Gefährdung seiner Stellung zugezogen hatte. Der heftigste Eiferer gegen ihn war der Hauptpastor Göze in Hamburg. Lessing gerieth auf den Gedanken, den theologischen Streit in das Gebiet der Poesie zu verlegen und durch scharfgezeichnete Charaktere und Individualitäten mit lebhaften Farben anschaulich zu machen, was nach seiner Ueberzeugung wahre Religion und wahre Menschenwürde sei. Insofern erscheint diese Dichtung allerdings als ein Tendenzstück im besseren Sinne des Wortes. Die Tendenz ist nämlich eine durchaus sittliche, da Lessing wie bekannt allen seinen classischen Dramen einen ethischen Zweck zu Grunde legte. Ob Lessing im Besonderen auch für die bessere Anerkennung und Beurtheilung des Judenthums dabei wirken wollte, lasse ich als sehr zweifelhaft dahingestellt. Allerdings verfolgte er schon in dem Lustspiele „Die Juden," welches er im Jahre 1749, also im zwanzigsten seines Lebensalters, dichtete, unzweifelhaft den Zweck, den Vorurtheilen gegen die damals vielfach bedrückten und zurückgesetzten Israeliten entgegenzutreten. Allein unterdess hatten sich mit dem Umfange seiner Lebenserfahrungen und Lebenskämpfe seine Lebensansichten und Lebenszwecke wesentlich erweitert. Nur den Bekennern des jüdischen Glaubens, etwa seinem Freunde Mendelssohn zu Liebe, nützen zu wollen, würde jetzt dem weitschauenden und weitstrebenden Geiste Lessing's eine zu geringe und zu beschränkte Aufgabe gewesen sein. Der in ihm durch die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Gegner auf dem Gebiete theologischer Polemik erzeugte Plan war höherer und mehr universaler Natur. Ueberhaupt hatte sich Lessing ein Ideal von dem Berufe und von der Kunst des dramatischen Dichtens gebildet, welches ihn im Tiefsten der Seele mit der erhabensten Begeisterung erfüllte, für dessen Verwirklichung er alle Kräfte seines Geistes aufgeregt, alle Liebe seines Herzens erglüht fühlte. Das deutsche Theater zu einer allgemeinen, tiefeingreifenden Bildungsanstalt für höhere Lebensanschauungen, zu einer wahren Hochschule der Menschen- und Sittenkenntniss, des Geschmackes und der Nationalität zu erheben, das war das

hohe Ziel, das er mit unermüdeter Rastlosigkeit vorzüglich noch im reifsten Mannesalter zu erreichen strebte. Ideale Geistesrichtung, begeistertes, aufopferndes Streben sind von dem gemeinen stumpfsinnigen grossen Haufen der undankbaren Mitwelt nie erkannt, nie gefördert, noch weniger belohnt, vielmehr stets verkannt, gehemmt, verfolgt und verhöhnt worden. So erging es auch Lessing, der die Früchte seines grossartigen Strebens kaum gesehen, viel weniger genossen hat.

Die von ihm tief im Herzen gehegte Grundansicht, dass die wahre Religion weder in geistlosen Formeln und Symbolen, noch in gleichgültigen Gebräuchen und Ceremonien, sondern in innerster Herzenslauterkeit und Gottesfurcht, in reinster Tugendübung und Menschenliebe beruhe, diese Ansicht sollte das Glaubensbekenntniss der gesammten Menschheit für Herz und Leben werden. Diese Wahrheit dem Volke zu predigen, hielt er die Bühne für mindestens eben so geeignet, als die Kanzel. Nathan der Weise sollte von der Bühne herab der Verkündiger dieser einzig wahren Religion und Lebensweisheit werden. Dass diese Religion und Lebensweisheit in höchster Vollendung nicht die irgend einer andern Religionsform, sondern nur eben gerade die des Christenthums ist, hat nicht nur Lessing in seiner Dichtung, sondern auch Jeder, welcher dieser Dichtung und ihrer Darstellung unbedingten Beifall zollt, ganz ausser Acht gelassen. Lessing überträgt die Vertretung seiner Grundidee von dem wahren Wesen der Religion und Religiösität vorzüglich den beiden Hauptcharakteren des Stückes, Nathan und Saladin. Allein beide sind ja nur Erzeugnisse der dichterischen Phantasie, zum Theil philosophischer Abstraction oder Reflexion; keiner trägt das Gepräge historischer oder concreter Wirklichkeit. Nathan ist selbst in der Quelle des Märchens, welches zu dem dramatischen Gedichte Anlass gab, als Melchisedech nichts mehr und nichts weiter als ein schlauer, geiziger und wucherischer Jude. Männer, die immer nur schenken, bis zur Verschwendung schenken u. s. w., möchten doch wohl unter Juden mindestens eben so selten als unter Christen sein. Wäre der edle Moses Mendelssohn das Urbild zu Nathan, so ist es offenbar, dass dieser nur der Geburt nach ein Jude war. Der historische Saladin war schwelgerisch, pracht-

liebend, fanatisch, grausam, eroberungssüchtig und ehrgeizig. Die Zuthaten von Einsicht, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Treue und Frömmigkeit, welche er in gewissem Grade und nach türkischem Massstabe wohl besessen haben mag, sind ihm von den phantasiereichen und schmeichlerischen Geschichtsschreibern gewiss als oratorische Epitheta ornantia beigelegt worden. Besass er jene Vorzüge aber wirklich in besonders hohem Grade, so wäre er eine so ausserordentliche Ausnahme, dass Lessing ausser ihm keinen Andern, sowohl in der Geschichte der Vergangenheit als der Gegenwart, würde haben finden können. Die alten Erzählungen von Saladin's Weisheit und Treue sind aber nicht sowohl Geschichte als vielmehr Novellen zu nennen. Kurz Lessing's Nathan und Saladin sind Musterbilder, wie alle Menschen sein sollten. Wenn es nicht ihr Name und gelegentliche Erwähnung verriethen, würde man nicht wissen, wer Jude oder Türke oder Christ wäre. Gerade wie man in dem Lustspiele „die Juden“ in dem Reisenden ohne sein eigenes Bekenntniss und ohne die Aussage seines Dieners Christoph keinen Juden erkennen würde, so ist auch Nathan kein Jude, Saladin kein Muselmann. Sie mussten als specifischer Jude oder Muselmann erscheinen, um zu beweisen, dass das Wesen ihrer Religionsformen mit dem Christenthum im Grunde gleich und dasselbe sei. Nathan und Saladin sind aber Ideale, von denen Lessing das eine einen Juden, das andere einen Muhamedaner sein lässt, Ideale, die unter Juden und Türken nie gelebt haben oder je leben werden. Diese Ideale selbst aber sind nur in und von dem Geiste eines im Christenthume, noch dazu in dem Hause einer edlen ächt christlichen Predigerfamilie erzogenen, in christlichen Schulen und unter christlichen Einflüssen aller Art gebildeten Denkers erschaffen. Kein jüdischer, kein muhamedanischer Dichter hat je die innere Anschauung solcher Urbilder höchster Weisheit und Tugend gehabt. Es ist wahr, Nathan's und Saladin's Aussprüche sind goldene Früchte auf silbernen Schalen, aber die ein christlicher Denker und Dichter einem Juden und einem Türken geliehen hat, um damit die Armuth ihrer aus dem Talmud und dem Koran geschöpften Weisheit zu verdecken und sich mit den glänzenden Schätzen des Evangeliums den Schein eigenen Reichthums und gleicher Herrlich-

keit zu geben. Es ist wahr, „Nathan der Weise“ ist ein Meisterstück der Phantasie und Poesie, das je vom Geiste ächter Humanität eingegeben und geschaffen worden ist. Aber dieser Geist der Humanität, der allgemeinen Menschenliebe und höchsten Menschenwürde, lebt und waltet nur in dem Gottesreiche des Evangeliums, in den weiten Reichen des nichtchristlichen Asien, Afrika, Amerika und Australien hat er nie und nirgends eine Menschenseele beglückt und erleuchtet. „Nathan der Weise“ selbst, dass er nur und erst unter Christen allein und von einem Christen gedichtet wurde und werden konnte, ist der stärkste und glänzendste Beweis, dass das Christenthum unendlich über allen Religionen, selbst über der des Judenthums und Muselthums, hoch und erhaben ist.

Einen grossen Theil oder in der That wohl den grössten Theil seines Ruhmes verdankt „Nathan der Weise“ dem Gleichnisse von den drei Ringen. Bei der Aufführung concentrirt sich auch meist nach der Erzählung dieses Gleichnisses die ganze Kraft und Stärke des Beifalls. Auch jetzt noch glaubt Jeder sich in dem Masse als einen grossen Geist und Denker zu documentiren, je tüchtiger er nach den Worten: „So sagte der bescheidene Richter“ in die Fäuste schlägt. Er dürfte aber damit gerade das Gegentheil kund thun. So oft ich diesen Beifallssturm ausbrechen hörte, befiel mich stets ein stilles Mitleid über die Unkenntniss und Gedankenlosigkeit des sogenannten gebildeten Publicums.

Das Gleichniss von den drei Ringen hat Lessing nicht selbst erfunden, sondern vielmehr aus dem Boccaccio entlehnt, und zu seinem Zwecke zu dem gegenwärtigen Inhalte und Sinne umgeformt. In der Urquelle dieses Gleichnisses wird der ächte Ring auf das Christenthum bezogen, während die beiden unächten eben dem Judenthume und Muselthume gelten. Der ächte Ring ist der dem Christen gegebene Ring, „der über allem Reichthum der Welt ist.“ Nach der Quelle des Gleichnisses sowohl als nach der Lessing’schen Darstellung will sich Nathan mit der Erzählung desselben auch nur aus der Verlegenheit helfen, die eine Religion der andern vorziehen zu müssen. Er sucht mit dem Gleichnisse einer bestimmten Antwort auf die an ihn gerichtete verfängliche Frage des Saladin

auszuweichen und den Sultan mehr zu hintergehen als zu belehren. Er sagt ja selbst: „nicht die Kinder bloss speist man mit Märchen ab.“ Kurz er will ihm nicht die Wahrheit oder seine wahre Ueberzeugung mittheilen. Der einfache offenbare Zweck und Sinn der Erzählung ist: zu erklären, er vermöge nicht zu entscheiden, welches die wahre Religion sei, da alle drei Religionen einander gleich erscheinen. So sehr auch die Beredtsamkeit des dazu ersonnenen Gleichnisses glänzen und blenden mag, so wenig vermag es vor einer strengen Kritik seines Inhaltes zu bestehen und etwa die Ansicht wirklich zu begründen: dass alle Religionen an sich einander gleich seien, keine vor der andern den Vorzug verdiene. Ohne alle Einzelheiten des Gleichnisses in's Auge zu fassen, möge hier nur hervorgehoben werden, dass die drei Ringe in der That einander nicht gleich waren, dass der ächte Ring „von unschätzbarem Werthe“ wirklich nur Einer war, dessen Edelstein die geheime Kraft besass, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, ein Ring, der nur dem geliebtesten Sohne blieb. Nur Einer hat demnach den ächten Ring, die beiden Andern haben gewiss unächte Ringe. Nur soll der ächte, ursprüngliche Musterring nicht erweislich sein, fast so unerweislich, als uns jetzt der rechte Glaube. Auf die drei Religionen angewendet erscheint nun das Gleichniss bei strengerer Prüfung so lahm als irgend eines. Die drei Religionen sind einander keineswegs, weder im Aeussern noch im Innern, so ähnlich, wie zwei einem dritten täuschend nachgemachte Ringe; das Christenthum, der ächte Ring, ist vielmehr durchaus und sehr leicht von den andern beiden Religionen, den unächten Ringen, zu unterscheiden, theils an seinen Dogmen, an seinen gottesdienstlichen Einrichtungen und kirchlichen Gemeindeverfassungen, theils und vorzüglich an den sittlichen Principien, an den Wirkungen und Segnungen im Geist und Leben einzelner Menschen wie ganzer Nationen, so dass sein innerer Werth und seine Aechtheit ganz unzweifelhaft offen am Tage liegt. Ebenso sind Glaubensstifter und Glaubensurkunden so wesentlich und augenscheinlich verschieden, dass man am allerwenigsten sagen darf, Gott der Vater selbst, der den ächten Ring gab und die zwei unächten nachmachen liess, vermöge die ächte Religion von der unächten

nicht zu unterscheiden, dass sogar alle drei Urheber der im Gleichnisse durch die drei Ringe bezeichneten Religionen Moses, Christus und Muhamed, als „betrogene Betrüger“ gelten könnten. Es ist unverkennbar, dass Lessing hierbei die berüchtigte Schrift de tribus impostoribus im Sinne gehabt hat.

In gegenwärtiger Zeit thut es wohl Noth, das Gefühl vom Werthe des Christenthumes lebendig und fruchtbringend in's Bewusstsein der Menschen zu pflanzen; in gegenwärtiger Zeit, wo sich hinter der Maske von Humanität und Toleranz die Unholde des Indifferentismus, des Synkretismus, des Weisheitsdünkels und der Philosophasterei so schlau zu verbergen wissen. Eine vergleichende Erinnerung an die Religionsunterschiede dürfte daher wohl für Viele ebenso heilsam als willkommen erscheinen.

Jeder Denkende und wahrhaft Gebildete, welcher nur einigermassen in das innere Wesen einer Religion, d. h. ihrer Grundidee, ihrer Hauptlehren und Principien und deren Verhältniss zu dem Inhalte oder Gehalte einer andern Religion einzugehen versteht, wird sofort erkennen und einräumen, dass das Christenthum, wie es in den Schriften des Neuen Testaments, namentlich den Evangelien, dargestellt ist, wie es sich selbst in seiner Kraft und Segnung für ganze Völker und einzelne Menschen kundgegeben hat, den unbestreitbarsten Vorzug vor allen andern Religionen, dass es die offenbarste Vollkommenheit besitzt. Wenn man Religion mit Religion vergleicht, so kann man natürlich nicht die Ausartungen oder Verirrungen zum Massstabe wählen, welche sich durch ihre Bekenner in die äussere Erscheinung oder Gestaltung derselben, in den öffentlichen Gottesdienst, in die religiösen Gebräuche, in die Handlungen und Massnahmen der oder jener besondern Glaubensseite, dieser oder jener Zeitperiode oder Zeitrichtung oder wohl gar in die Denk- und Handlungsweise einer einzelnen Persönlichkeit im Laufe der Zeit nach und nach oder hier und da eingedrängt haben. Am allerwenigsten darf bei der Vergleichung der Religionen ein Verfahren in Anwendung gebracht werden, bei welchem die eigenthümlichen und eben unterscheidenden Lehren und Grundsätze der einen Religion ganz bei Seite gesetzt, die zeitlichen und zufälligen Verirrungen und Ausartungen in der

Geschichte der andern Religion geflissentlich an's Licht gezogen werden, zur concreten Veranschaulichung in Bezug auf die eine nur eine aus dem Reiche der Ideale herbeigezauberte Individualität, hinsichtlich der andern eine im Reiche grober Wirklichkeit überall vorkommende Persönlichkeit dargestellt wird. Dieses Unrecht hat Lessing begangen, indem er in seinem Drama die wesentlichen Unterschiede des Judenthums und Muselthums ganz unbeachtet lässt, so dass man, wie schon bemerkt, weder in dem Nathan einen Juden, noch in dem Saladin einen Türken erkennt, dagegen unter dem Christenthume jenes Aggregat von Dogmen und Meinungen, von Satzungen und Gebräuchen versteht, welche im Laufe der Zeit theils in den kirchlichen Parteiungen, theils in der wirklichen Lebens- und Handlungsweise besonderer Individuen hervorgetreten sind, die äusserlich an- und eingelernt werden, ohne auf Herz und Gesinnung einen nothwendigen Einfluss zu üben, indem er ferner Nathan und Saladin dem fanatischen Patriarchen gegenüber stellt, der freilich bei der Aufführung mancher Bühnen im eigentlichen Sinne ganz aus dem Spiele gelassen wird. Wie schon angedeutet, kann nur der innerste Geist, das eigentliche wahre Wesen, der tiefste und dauernde Gehalt der Religionen, die wesentlich unterscheidende Eigenthümlichkeit in den Gesichtskreis einer unparteiisch und unbefangen vergleichenden Betrachtung gezogen werden. Treten die verschiedenen Religionen hiernach einander im Wettstreit gegenüber, so wird ein ernstes und strenges Schiedsgericht gewiss nicht in Zweifel sein, welcher Religion der Preis zuerkannt werden müsse; es wird eine ganz andere Sentenz fällen und keineswegs die Entscheidung dahin geben, dass allen Religionen gleiche Kraft, gleicher Werth, gleiche Würde beizumessen, dass der rechte Glaube jetzt so unerweislich sei, als der ächte Ring gegenüber von zwei anderen, die ihm eben in der Absicht zu täuschen und die Unterscheidung unmöglich zu machen, ohne Sparung von Kosten und Mühe vom geschickten Künstler auf's Vollkommenste nachgebildet worden sind.

Es kann hier nicht die Absicht sein, alle Religionen der Welt nebeneinanderzustellen. Es wird auch wohl Niemand in den Sinn kommen, z. B. den Götzendienst und Aberglauben

der Chinesen und Hindus, der Tartaren und Mongolen oder gar der Kaffern, Hottentotten und Buschmänner, überhaupt alle die abenteuerlichen, abgeschmackten und widersinnigen Formen des Heidenthums, des Polytheismus und Dualismus, des Pantheismus und Fetischismus, dem Christenthume irgendwie gleich zu stellen. Die Religion der Perser zeigt unter den nicht monotheistischen Religionsformen mit dem Christenthume noch die meiste Verwandtschaft, obgleich die Idee von Gott, von Tugend, von Freiheit und Unsterblichkeit durch die dualistische Grundansicht von der Macht und Herrschaft des Ahriman und seiner Dämonen, zu Ohnmacht und Unlauterkeit tief heruntergezogen wird. Die Mythologie der Griechen und Römer mag wegen der Buntfarbigkeit oder Kunstschönheit in ihren Phantasien und Poesien für Dichter und Archäomanen einen berauschenden Reiz oder Zauber üben; dem Philosophen oder überhaupt Denker ist sie eben so wenig eine Religion, als der im Donner tobende, in Liebesabenteuern schwelgende, in sinnlichen Erschöpfungen ohnmächtige und schlummernde Zeus ein ewiger, ein heiliger, ein allweiser, ein gerechter und allmächtiger Gott ist. Das hat schon Cicero erkannt, indem er dem Homer, der eigentlichen Quelle der griechischen Volksreligion, den vollkommen begründeten Vorwurf macht, dass er das Göttliche zu dem Menschlichen heruntergezogen habe, statt das Menschliche zu dem Göttlichen emporzuheben.

Es möge die Vergleichung auf die beiden monotheistischen Glaubensweisen oder Religionssysteme beschränkt bleiben, welche der Christusreligion am nächsten stehen und von Lessing selbst unter dem Gleichnisse von den drei Ringen ausschliesslich in Betracht gezogen worden sind. Ohne die Punkte des Dogma und der Moral, in welchen Mosaismus und Islamismus mit dem Christenthume ganz oder nahe übereinstimmen, ableugnen oder bestreiten zu wollen, was ja unmöglich oder widersinnig sein würde, vermag der gründliche Kenner der drei Hauptreligionsformen des Monotheismus bei nicht allzu oberflächlicher Würdigung noch so viel und so wesentliche Merkmale des Unterschiedes hervorzuheben, dass die Behauptung von der Unmöglichkeit der Unterscheidung nur entweder auf völliger Blindheit oder gänzlichem Mangel an Urtheil und Denkkraft beruhen

kann. Lessing, von den religiösen Zuständen und Zänkereien seiner Zeit verbittert und sich an Aeusserlichkeiten und Zufälligkeiten des kirchlichen Parteiwesens haltend, mochte auf den inneren Gehalt des positiven Christenthums und Offenbarungsglaubens gar nicht eingehen; er setzte an dessen Stelle eine Natur- und Vernunftreligion, deren Zweck und Grundsubstanz die Humanität und Toleranz war, und liess es nicht gelten, dass Humanität und Duldung eben zu dem Wesen des Christenthums gehören. Allerdings waren sie bei vielen Theologen der damaligen Zeit nicht anzutreffen; daher Lessing auch mit seinem Drama den Theologen einen ärgern Possen zu spielen glaubte, als noch mit zehn Fragmenten. Ausserdem würde keiner mehr Kenntniss und Scharfsinn als er besessen haben, um den Werth der drei Religionen auf's Feinste abzuwägen und darzustellen. Abgesehen davon, dass die muhamedanische Religion ein Gemisch von jüdisch-christlichen und arabischen Bestandtheilen, oder wie Luther naiv und derb sich ausdrückt, ein zusammengeflickter Bettlermantel von Sprüchen des Gesetzes und des Evangeliums ist, so enthält sie so viel sinnliche, rein ceremonielle, phantastische und fanatische Elemente, dass darunter das wirklich Wahre und Geistige in der Vorstellung von Gott, von Tugendübung und von Hoffnung auf Unsterblichkeit und ewige Vergeltung ganz niedergedrückt und überdunkelt wird. Die Sinnlichkeit seiner Religion offenbart ihr Stifter selbst an seiner eigenen Person und Lebensweise, indem er sich dem Genusse der niedrigsten Ausschweifungen hingab, sich selbst von der Pflicht gewisser Eide freisprach und sich für diese Privilegien sogar auf göttliche Offenbarung beruft. Sein Religionsbuch, der Koran, enthält die gröbsten Fabeleien und Irrthümer, die durch den Glanz und Schwung der Darstellung zwar manchen Reiz, aber nichts an innerem Werth gewinnen. Vieles seiner Lehre widerstreitet durchaus den Anforderungen ächter Tugend und Frömmigkeit, so die Blutrache, die Vielweiberei und die Hinweisung auf die sinnlichen Freuden des Paradieses. Die edleren Bedürfnisse des Herzens bleiben fast ganz unbefriedigt. Die göttliche Strafübung erscheint als willkürliche Gewalt und Härte. Der Rathschluss Gottes wird zur fatalistischen Nothwendigkeit, so dass das Gute und Böse

für Charakter und Handlungsweise dem Menschen weder Wahl, noch Verdienst oder Schuld übrig lässt, Belohnungen und Strafen in dieser und jener Welt keinen Sinn und keinen Zweck haben. Auch gestattet der Islamismus zwischen Gott und den Menschen keine Annäherung, keine Vermittlung, keine Versöhnung. Der Abstand oder die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist unendlich und unausfüllbar. Gebete und Fasten begründen eine nüchterne, aller sittlichen Lauterkeit baare Werkheiligkeit. Die Menschenliebe ist nur Selbstliebe oder höchstens Stammesliebe. Liebe gegen Feinde oder Andersdenkende können im Herzen des Menschen wohl nur schwer und selten Wurzel fassen, dem der Koran vorschreibt: Beleidigt diejenigen, welche euch beleidigt haben, auf dieselbe Weise, wie sie euch beleidigt haben; wider Juden und Christen streitet so lange, bis sie sich bequemen, Tribut zu zahlen und sich euch zu unterwerfen. Die Gewalt der Waffen zur Verbreitung des Islam und seiner politischen Herrschaft widerstreitet nicht dem Sittengesetze; Blutvergiessen und Schandthat zur Unterdrückung der Irrgläubigkeit sind durch kein Verbot verdammt und gezügelt. Ueberhaupt verträgt sich Gewaltherrschaft und Despotismus mit den Lehren und Vorschriften des Koran auf's Vollkommenste, da ja selbst die göttliche Weltregierung nicht in Gottes Weisheit, Güte und Heiligkeit, sondern nur auf Nothwendigkeit, Willkür und Leidenschaft beruht. An dem öffentlichen, dem Wesen des Islam ganz entsprechenden, Staats- und Volksleben haftet die Verhöhnung unbestreitbarer Menschenrechte in der schmachvollen Beibehaltung der Sclaverei und in der schandbaren Behandlung des Frauengeschlechts. Das Verbot, sich durch Lesen und Nachdenken über die höchsten Angelegenheiten des Lebens wahre Bildung und vernünftige Ueberzeugungen zu erstreben, muss durchaus die Beschränktheit und Armuth des Geistes erzeugen, wie sie unter den muhamedanischen Völkerschaften überall vorherrschend ist. Die Culturstufe dieser Völker überhaupt ist daher ungeachtet ihrer grösstentheils edlen und kräftigen Natur noch sehr tief und mit der der christlichen Nationen durchaus unvergleichbar. Nur die Poesie hat bei dem Feuer und Zauber der orientalischen Phantasie einen gewissen Aufschwung und Ruhm gewonnen, aber

keineswegs die Klarheit, die Ruhe, die Tiefe und die Kunstvollendung erreicht, wie wir sie in den poetischen Schöpfungen christlicher Classiker bewundern müssen. Wissenschaften und Künste dagegen gewinnen weder Einfluss noch Ehre und sind, eine kurze Zeit durch äussere und fremde Anregung gepflegt, bald wieder erstorben und werden auf dem Grund und Boden der alten Hellenen nicht eher wieder auferstehen, als bis das Evangelium die segnenden Strahlen seines heiligen Geistes über dieselben ergiessen wird.

Das Judenthum ist theils nach dem Wesen des Mosaismus oder Hebräismus, theils nach den Satzungen des Rabbinismus oder Talmudismus zu beurtheilen. In den Vorstellungen von Gott herrscht aber die Idee der Gerechtigkeit und des Zornes über die der Liebe und Güte. Zwar hat Jehova Himmel und Erde geschaffen, aber er bleibt ein Gott des auserwählten Volkes Israel, von dem er allein wahrhaft verehrt, das allein von ihm geliebt und gesegnet wird. Der Particularismus des Jehovaglaubens führte zu Hass und Verfolgung gegen Andersgläubige sowohl im eigenen Volke als vorzüglich gegen auswärtige Völker, führte zu einem Nationalstolze oder vielmehr Nationaldünkel, der andere Völker kaum der Beachtung, viel weniger der Achtung würdigte. Das Glaubensgesetz schreibt Heiligung als Bestimmung des Menschen vor, fordert damit aber vorzugsweise äussere Reinhaltung von Uebertretung theils ritueller theils bürgerlicher Anordnungen und Einrichtungen. Auf Feste, Fasten, Reinigungen und vielerlei Gebräuche wird ein ihren Werth überwiegendes Gewicht gelegt. Ceremoniendienst und Legalität bieten den Massstab für Belohnungen und Strafen, die sich hauptsächlich auf die körperliche und sinnliche Natur des vor den Strafgerichten Gottes in knechtischer Furcht und Angst lebenden Menschen beziehen. Die ganze Lebensansicht des Mosaismus wurzelt tief in der Niedrigkeit des Irdischen. Belohnung und Strafe für Frömmigkeit oder Gottlosigkeit liegen allein im gegenwärtigen Leben, dessen lange Dauer an sich das höchste Gut des Erdenglücks und das untrüglichste Zeichen göttlicher Huld und Gnade ist. Die Ahnung eines ewigen Lebens in gerechter Vergeltung des irdischen Lebens ist schwach und matt. Das Verlangen und die Sehn-

sucht nach einer vollkommneren Gestaltung des Jehovareiches, seiner universalen Macht und Herrlichkeit, findet in dem eigenthümlichen Elemente des Prophetenthums und der Messiashoffnung mehr wehmuthvolle Aufregung als befriedigende und beseligende Erhebung. Die Fortentwicklung des jüdischen Glaubens und Moralsystems, wie sie sich in den Propheten offenbart, bleibt doch immer auf einer Stufe der Läuterung und Vergeistigung stehen, die nur als Vorstufe zu einer noch höheren Entwicklung, zu einer wahren Vollendung betrachtet werden kann. Die nachchristlichen Erweiterungen oder Commentationen des vorchristlichen Judenthums durch den hinzugetretenen Talmudismus und Rabbinismus verstricken sich in die Spitzfindigkeiten und Subtilitäten einer theils gelehrten theils grüblerischen Sophistik und Casuistik, die dem sittlich religiösen Leben und Gottesdienste weder zur Nahrung noch zur Kräftigung gereichen. Die Religions- und Lebensansichten, die Denk- und Handlungsweise der durch Geist und Charakter sich auszeichnenden Juden in der Gegenwart mitten unter christlichen Bevölkerungen sind zu sehr dem Einflusse christlicher Ideen und Geistesrichtungen nahegestellt, als dass man das eigenthümliche Verdienst des spezifischen Judenthums sicher zu unterscheiden vermöchte. Männer, wie Spinoza und Mendelssohn, sind nach ihrer wissenschaftlichen Bildung und religiösen Lebensanschauung dem Judenthume offenbar so gut wie gar nicht in Anrechnung zu bringen, da sich an ihnen der Einfluss der christlichen Literatur und Culturhöhe zu deutlich nachweisen lässt. Das gegenwärtige Judenthum an sich erscheint als ein starres hartnäckiges Festhalten an einer Religionsform, die, wie eine ägyptische Mumie, zwar der Fäulniss und Verwesung widersteht, aber doch weder Geist noch Leben hat. Geist und höheres Leben, bedeutende Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, Poesie und Wissenschaft, sind unter Israeliten nur insoweit anzutreffen, als sie an den reichen Quellen der Bildung und Culturentwicklung unter den Christen Antheil nehmen. So viel bleibt gewiss, dass der geistige und substanzielle Gehalt des modern gehobenen Judenthums, wie es nach Ritus und Lehre in manchen Synagogen einiger grossen Städte Europa's erscheint, nur darum dem Christenthume nahesteht, weil es

mitten im Christenthume steht und eben dadurch gehoben worden, sonst aber vom Christenthume gar wohl zu unterscheiden und demselben keineswegs gleichzustellen ist.

Die vergleichende Schilderung des Christenthums kann nur die Lobrede auf das Christenthum sein, auch wenn man die Betrachtung allein von dem philosophischen oder rationalistischen Standpunkte aus anstellen will und die Vorzüge, welche sich vom Standpunkte der kirchlichen Orthodoxie oder Symbolgläubigkeit noch im Besonderen mit starkem Nachdrucke geltend machen lassen, bei der Vergleichung ganz fern hält. Es sollte allerdings nicht nur leicht, sondern auch überflüssig erscheinen, als Christ unter Christen dem Christenthume eine Lobrede zu halten. Allein leider ist das Wesen der christlichen Religion selbst unter vielen Gebildeten in seinen Haupt- und Grundzügen noch so wenig klar erkannt, dass sich nur aus dieser Unkenntniss der rauschende Beifallsjubel erklären lässt, welcher bei dem Märchen von den drei Ringen auszubrechen pflegt. Wo aber ist das Dogma so vernunftgemäss, die Moral so erhaben, die Persönlichkeit des Glaubensstifters so fleckenlos, der Segen der Glaubensfrucht so umfassend und beseligend, als in der Lehre, den Pflichtgeboten, dem Wandel Jesu Christi, wie sie das Evangelium darstellt, als in dem mächtigen Einflusse auf das Leben der Menschen und Völker, wie die Culturgeschichte der Menschheit im Grossen und Kleinen, im Ganzen und Einzelnen unwidersprechlich zu bezeugen vermag! Für die Begründung des Glaubens an die alleinige Vollkommenheit der christlichen Religion und daran, dass das Wahre und Ewige, das Geistige und Göttliche, das zerstreut und vereinzelt in allen Religionen vorhanden ist, dass das Christenthum dieses Alles vereint und vollständig in sich schliesst, weiss ich in der That nichts mehr und nichts Besseres aufzustellen, als was die kenntnissreichsten Religionslehrer und Apologeten auf Kanzel und Katheder, in Schrift und Rede, seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag ausgesprochen haben. Die zugleich allen edleren Bedürfnissen des Geistes und Herzens, dem Verlangen nach Wahrheit und Weisheit, nach lauterer Tugend und sittlicher Vollendung, nach innerster Beglückung und Beseligung im

höchsten Grade entsprechenden Lehren von Gott, dem ewigen und heiligen, dem liebenden, gnädigen und barmherzigen Vater aller Menschen, von seiner Verehrung im Geiste und in der Wahrheit, von der Würde und Bestimmung des Menschen, von den höchsten Zwecken und Gütern des Lebens, von der ewigen Zukunft und Vergeltung, von der himmlischen Heimath und Glückseligkeit, sind so bestimmt und deutlich, stimmen in jedem Zuge mit den Aussprüchen der Vernunft so vollkommen überein, dass schon in dieser Hinsicht an ein Gleichstellen des christlichen Dogma mit dem des Judenthums und Muselthums auch nicht im Entferntesten zu denken ist. Wie erhaben und tief wohlthuend ist namentlich die Idee und Lehre von der Versöhnung! Man mag sich diese Versöhnung vorstellen, wie man will, so orthodox oder so rationalistisch, wie man will, es ist doch ein im Innersten des Gemüths Ruhe und Frieden weckender Gedanke, dass Gott selbst dem Sünder gnädig und barmherzig sei, dass er ohne Opfer an Gut und Blut auch den tief Gefallenen zu dem Throne seiner Huld und Gnade erhebe. Die Bekehrung zu dem wahrhaften Gotte, die Lauterkeit des Herzens ist die alleinige Bedingung jener Huld und Gnade. So rein, so erhebend und beseligend hat kein Religionssystem vor, kein Religionssystem neben dem Christenthume die Versöhnung des Menschen mit Gott gedacht und dargestellt.

Die christliche Moral fordert in ihren Grundsätzen und Aussprüchen an das menschliche Wollen und Handeln eine solche Reinheit der Triebfedern und Beweggründe, in ihrem Gebote selbst der Feindesliebe eine solche Unbedingtheit und Uneingeschränktheit der edelmüthigsten Pflichterfüllung, wie sie ausserhalb des Christenthums kein Weiser der Weisen jemals geahnt, geschweige deutlich erkannt hat. Namentlich erscheint auch die Pflicht der Duldung oder Toleranz um so mehr als ein wesentlicher Bestandtheil christlicher Lebensanschauung und Lebenspraxis, je entschiedener sie von Christus selbst gefordert, durch sein eigenes Beispiel geheiligt, von seinen wahren Verehrern stets geübt, von den Anbetern Gottes im Geist und in der Wahrheit als herrschendes Princip ihrer Denk- und Handlungsweise erkannt und bewahrt worden ist. Dasselbe lässt sich vom Judenthume und Türkenthume kaum im Ein-

zelnen mit höchst seltener Ausnahme sagen, und eigentlich gar nicht, ohne vorausgegangenen Einfluss christlicher Bildung oder wenigstens einiger Kenntnisse von der Christuslehre über Gott, den Vater aller Menschen, über das Verhältniss aller Menschen als Brüder zu einander. Die höchste Duldung lehrt und gebietet nur das Christenthum, die höchste Liebe lehrt und pflegt nur das Evangelium von der Beglückung des ganzen Menschengeschlechts durch Christum den Sohn Gottes, den Heiland und Seligmacher der Welt und Menschheit. Die reinste Humanität überhaupt ruht in dem Christenthume als der Religion der Liebe und des Edelmuthes. Es ist nicht zu leugnen, dass im Lessing'schen Drama der Indifferentismus in Bezug auf Religion und Glauben als Wurzel und Quelle der Humanität und Toleranz erscheint. Dieser Indifferentismus hat aber nie und nirgends d i e segnende Kraft bewährt, welche allein in der lebensvollen Lehre des Evangeliums enthalten ist.

Mit vollem Recht ist gesagt worden, zum Wesen des Christenthumes gehöre nicht bloss die Lehre, sondern auch die Person Jesu Christi als der unversiegbaren Quelle des religiösen Lebens und des sittlichen Geistes, der in seiner Kirche waltet. In Jesu Person ist die Idee sittlicher Würde und Vollendung, das Ideal menschlicher Charaktergrösse und Seelenschönheit, zu Leben und Wirklichkeit verkörpert. Gross und erhaben bis zum Tode in Schmerz und Schmach bietet er das höchste Vorbild der reinsten Menschenliebe und des unwandelbarsten Gottvertrauens. Weder der Scharfsinn eines Philosophen, noch die Phantasie eines Dichters hat je ein so grossartiges Geistes- und Charaktergemälde zu denken und zu schaffen vermocht, als in der Persönlichkeit Jesu auf Erden zur Anschauung gekommen ist. Wer in den Kämpfen des Lebens der idealen sittlichen Begeisterung durch lebendiges Vorbild bedarf, der hebe zu Jesu dem Sohne Gottes Geist und Herz empor!

Mit wenigen Worten will ich noch der Segnungen gedenken, mit denen allein durch das Christenthum Welt und Menschheit beglückt worden sind. Erst durch das Christenthum ist auf Erden ein zwar nicht überall den Augen sichtbares, aber ohne die Gewalt der Waffen weit verbreitetes Reich

Gottes, ein Reich der Wahrheit, der Tugend, der Frömmigkeit und der innersten Glückseligkeit im Leben einzelner Menschen und Familien, wie im Leben ganzer Völker und Staaten begründet worden. Nie und nirgends hat sich unter jüdischen und muhamedanischen Völkerschaften die Cultur in Kunst und Wissenschaft, in Gesetzgebung und Staatsordnung auf die Höhe emporgehoben, wie es in den durch das Christenthum civilisirten Staaten und Völkern der Gegenwart, vorzüglich des westlichen Europa, der Fall gewesen ist. Männer der umfassendsten und tiefsten Gelehrsamkeit, des scharfsinnigsten Denkens und Forschens, des reichsten poetischen und künstlerischen Schaffens, sind in grosser Anzahl als Vertreter und Förderer menschlicher Geisteskraft und Geistesschönheit erst seit dem Erscheinen und Walten des Christenthumes für die Erleuchtung und Beglückung des Menschengeschlechts thätig gewesen. Niemand, der nur etwas genauere Geschichtskenntniss besitzt, wird eine solche Vertretung und Förderung in gleichem Grade und Umfange im Judenthume oder im Muselthume nachweisen wollen. Das höhere geistige und sittliche Glück der Menschheit wirkt nur da in den weitesten Kreisen bis hinab in die untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft, wo Gott nach der Lehre Jesu Christi im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird.

Hiernach offenbaren die Religionen der Welt, besonders auch die des Judenthumes und des Islam in ihrem Verhältnisse zu dem Christenthume nach den wesentlichsten Beziehungen, nach Ursprung, Inhalt, Werth, Kraft und Wirkung eine so augenscheinliche Verschiedenheit, dass die Möglichkeit der Unterscheidung unzweifelhaft, die Gleichstellung mit dem Christenthume aber geradezu unbegreiflich erscheint. Das Märchen oder Gleichniss von den drei Ringen hat also in seiner Anwendung auf jene drei Religionen, insofern dadurch die Ansicht versinnlicht werden soll, dass die drei Religionen eben so wenig als jene drei Ringe zu unterscheiden seien, auch nicht den geringsten Werth. Es verdient daher auch seinem Inhalte nach keineswegs als Wahrheit und Weisheit, sondern nur, worauf es auch in seiner Quelle allein Anspruch macht, als List und Schlauheit des geizigen und wucherischen Juden Nathan oder Melchisedech eine mässige Bewunderung. Die wissen-

schaftliche Kritik ist der Probirstein, an dem die Wahrheit des Gleichnisses, wie die Aechtheit der Religionen zu prüfen ist, der Probirstein, den freilich nur Wenige besitzen, nur Wenige zu brauchen verstehen. Es freue sich aber ein Jeder, dass er ein Christ, nicht ein Jude oder gar ein Muselmann geboren ist, um so mehr, da es doch nicht so ganz als ausgemacht gelten kann, dass er ausser dem Christenthume und ohne das Christenthum gerade Lessing's Nathan oder Saladin geworden wäre. Zu Saladin aber wie zu Nathan sage ich mit dem Klosterbruder:

Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bess'rer Christ war nie!

Dresden.

Dr. Friedrich August Beger,
weil. Director der 1. Realschule.

Montaigne und Bacon.

Zu einer zusammenfassenden und vergleichenden Betrachtung der Leistungen Bacon's und Montaigne's veranlasst Mancherlei: die annähernde Gleichheit ihrer Zeitepoche, die Aehnlichkeit ihrer Stellung in der Geschichte ihrer Literatur sowohl wie die Aehnlichkeit der von ihnen behandelten Gegenstände und der Art der Behandlung. Uns hat noch ein besonderer Grund zum Ziehen einer solchen Parallele veranlasst. Bacon erscheint nämlich meistentheils in einer Gesellschaft, in die er nicht gehört. Darunter muss nothwendig sein Andenken leiden. Auch ein bedeutender Mann muss gering erscheinen, wenn der Maassstab, den man an ihn legt, ein allzuhoch gegriffener ist. Man braucht ihn nur in die rechte Verbindung zu bringen, so tritt die grosse Bedeutung des Mannes deutlich hervor. Die Engländer, zum Theil aus einer Art von Patriotismus, halten Bacon so ziemlich für das in Alterthum und Neuzeit unerreichte Ideal des Denkers, und meistens spricht man ihnen das nach. Nun ist aber Bacon nichts weniger, als ein speculativer Kopf, ein grosser Denker. Neben Plato, Aristoles, Des Cartes, Spinoza, ja nur gegen seine Landsleute Hobbes oder Locke nimmt er sich ziemlich schlecht aus. In einem ganz andern Lichte erscheint er, wenn man ihn in die Gesellschaft bringt, in die er gehört. Man muss eben Bacon nicht als den englischen Des Cartes, sondern als den englischen Montaigne betrachten. — Wenn wir in diesem Sinne die beiden Männer zusammenstellen, so kann die gleiche geschichtliche Stellung in ihnen doch nur auf dem Boden einer durchgängigen Verschiedenheit des Wesens und der Gesinnung erkannt werden,

einer Verschiedenheit, an der eben sowohl persönlicher Charakter, als Nationalität und confessioneller Unterschied seinen Antheil hat.

Erinnern wir uns zunächst der hauptsächlichsten Bildungselemente der Zeit, in der beide Männer gelebt haben. Montaigne ist 1592 gestorben, Bacon 1626. Jene Epoche hat zwei ganz eigenthümliche Elemente: einerseits die Reformation und die durch sie in den meisten Ländern Europas, in England, wie in Frankreich hervorgerufenen Kämpfe, die in Frankreich mit dem Siege des Katholicismus, in England mit dem der Reformation enden; andrerseits das immer tiefere Eindringen der antiken Literaturen und der antiken Bildungselemente in das allgemeine Leben der Völker. Das Zeitalter der Reformation vollzieht den Bruch mit der Vergangenheit da, wo es auf religiösem Gebiete nicht geschieht, wenigstens auf dem der Wissenschaft. Wo die Kirche nicht fällt, fällt wenigstens die kirchliche Wissenschaft, die Scholastik, und an Stelle des Princips der Autorität, das in der Wissenschaft so lange geherrscht hatte, tritt die freie, eigene Forschung; an die Stelle der trockenen logischen Formel das Herz und das Gemüth mit seinen Bedürfnissen. Das, was man bis dahin allgemein geglaubt hatte, wird zweifelhaft und droht zusammenzustürzen. In Italien fügt man die Trümmer künstlich zusammen und sucht sie durch den wiedererwachten Geist der Antike neu zu beleben; in Deutschland bricht sich das Gemüth mit seinen tiefen Bedürfnissen Bahn in den Träumen der Mystiker und Theosophen. Was wird da der Franzose thun? Geistreich und gewandt, liebenswürdig und witzig wird er die Wildheit geistiger Strömung in dem stillen Bette der Betrachtung und des durch den gesunden Menschenverstand gemässigten Zweifels, der sich an den Dingen nicht eben tief innerlich betheiligt, verlaufen lassen. Und der Engländer? nun, der wird alles Frühere für unnütze Speculation, unfruchtbare Grübelei erklären und mit einem neuen System des Dogmatismus, das nur im Punkte des Denkens äusserst schwach ist, darangehen, die Welt praktisch für sich zu erobern. Das sind im Wesentlichen die Standpunkte Montaigne's und Bacon's.

Das andere wichtigste Element jener Zeit ist der sich

immer steigernde Einfluss der antiken Bildung. Immer mehr hörte diese auf, das specielle Eigenthum weniger Gelehrten zu sein, und von allen Seiten wurde daran gearbeitet, sie in das Leben des Volks, in die allgemeine Gesinnung einzuführen. Am allermeisten war dies möglich in den katholischen Ländern, wo trotz der erneuerten und verstärkten Macht der katholischen Grundsätze diese doch nicht so sehr die alleinherrschende und tiefste Macht in den Gemüthern erlangt hatten, um alles Fremdartige auszuschliessen. Besonders in Frankreich geht seit Franz I. die antike Anschauungsweise auch ausserhalb der erstaunlichen Gelehrsamkeit jener Tage in das Leben der Nation über. Rabelais und Amyot, jeder auf seine Weise, doch am kräftigsten dieser, durch die Uebersetzung des Plutarch, der dem französischen Nationalgeist so willkommenen Stoff entgegentrug: beide wirkten kräftig auf eine Erweckung antiker Gesinnung hin. In England, dem protestantischen Lande, wo die sittlichen Grundsätze von echt christlicher Art weit tiefer und fester gewurzelt waren, konnte der Inhalt heidnischer Lehren, konnten die sittlichen Grundsätze in Anschauungen von Peripatetikern und Akademikern, Stoikern und Epicuräern nicht solchen Einfluss haben: aber die Form, die Beredtsamkeit, die Classicität haben auch dort angeregt, und die Kenntniss und Bewunderung der Antike bildeten auch dort den nationalen Styl vor.

Die allgemeine Sprache der Wissenschaften war im Mittelalter die lateinische gewesen. Die lateinische Sprache war aber auch eben so das Mittel zum Ausdruck jeder höheren geistigen Thätigkeit. Dem Lateinischen gegenüber galten die modernen Sprachen wie Vulgairsprachen. Grade das 16. Jahrhundert nun ist dasjenige, in welchem sich diese Vulgairsprachen zu einer grössern Selbstständigkeit dem Lateinischen gegenüber entwickeln, einer Selbstständigkeit, die vorher nur bis zu einem gewissen Grade die italienische Sprache gehabt hatte. Dieses Jahrhundert ist die Zeit der ersten Versuche einer kunstmässig gebildeten, formvollendeten Prosa, in der die edelsten Gedanken niedergelegt werden sollten, wie früher dies nur im Lateinischen denkbar schien. Diese Versuche gipfeln in Montaigne und Bacon. So sind diese beiden die eigentlichen Väter der fran-

zösischen und englischen Prosa geworden. Man kann beiden veraltete Formen und Ausdrucksweisen vorwerfen; in beiden finden sich Elemente, die die Sprache auf ihrem Entwicklungsgange weiterhin abgestreift hat; neben ihnen finden sich andere Schriftsteller von hoher, in mancher Beziehung höherer Bedeutung. Aber das eigentlich Entscheidende ist doch, dass sie zum ersten Male allgemein, von allen gebildeten Schichten gelesene Prosaschriftsteller in der Landessprache gewesen, und dass sie es mit immer steigendem Ruhme bis auf den heutigen Tag geblieben sind; dass wenn bei andern, Gleichzeitigen oder Vorgängern, sich nach irgend einer Seite hin eine grössere formelle Vollendung zeigte, sie doch bei weitem die einflussreichsten Muster geworden sind. So kann man allerdings sagen: Montaigne und Bacon haben die mustergültige Prosaliteratur Frankreichs und Englands eingeleitet.

Dass sie dies aber vermochten, liegt vor Allem in dem von ihnen behandelten Stoffe. Es ist die gemeinsame Erscheinung in allen Anfängen einer nationalen Prosa, dass die Muttersprache insgemein noch zu ungelenk und ihre Ausdrücke und Bezeichnungen noch zu unklar und unbestimmt, insbesondere die technischen Ausdrücke zu mangelhaft sind, für ein wirklich methodisches Denken, für Gedankensysteme von wahrhaft wissenschaftlicher Methode. Den Anfang der Prosadarstellung macht vielmehr durchgängig die in ihrem Gange weit weniger gebundene und freiere Geschichtsdarstellung zunächst noch der naiven Gattung, die wunderbare Ereignisse auf Treue und Glauben ohne alle oder mit mässiger Reflexion erzählt. Dazu kommt die kleine Erzählung, fingirte Geschichte in prosaischer Form, die Novelle; es schliesst sich leicht die rhetorische Prosa an, die mehr den Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft, als feste Ueberzeugung, als Betheiligung des Verstandes anstrebt. Endlich die reflectirende Prosa, die in mehr oder minder subjectiver Form, ohne sich an die strenge Methode dialektischer Begriffsentwicklung zu binden, die Fülle persönlicher Erscheinungen, Gedanken über allerlei Gegenstände der moralischen und der äussern Welt, über Menschenschicksal und Menschenleben mittheilt. Man muss sich wohl hüten, dergleichen Schriften philosophische zu nennen. Sie können der Philo-

sophie wohl vorarbeiten, indem sie allgemeine Ueberzeugungen erschüttern und andere neu bilden helfen und wohl auch dem Genie einen kräftigen Anstoss geben. Aber sie dürfen keineswegs für Philosophie gelten. Diese ist eine sehr strenge, mit sehr exacten Methoden sehr genau verfahrende Wissenschaft, die dem subjectiven Meinen keinen oder geringen Spielraum übrig lässt; eine Wissenschaft, in ihren Methoden so bündig, wenn auch in ihren Resultaten nicht so unumstösslich, wie die Geometrie. Jene Werke einer ungebundenen, freien, subjectiven Reflexion verhalten sich zu den Werken der Philosophie wie reine Dilettantenerzeugnisse zu denjenigen des strengen Gelehrten oder des wirklichen Künstlers. Der eigentliche zünftige Gelehrte weist sich auch in der Philosophie dadurch aus, dass er an der Gesammtarbeit einer grössern Zahl mitarbeitet, dass er die Fragen da aufnimmt, wo sie ein Anderer hat liegen lassen, dass die Andern ihm, er den Andern in die Hände arbeitet. Solchen Werth können Dilettantenarbeiten nicht haben; aber sie können sehr anregend wirken, wenn sie von sehr bedeutenden Persönlichkeiten ausgehen. Denn in dem Werke des Liebhabers spricht sich nicht sowohl die Sache und ihr objectives Bedürfniss, als die subjective Stimmung des Urhebers aus. Jene Väter der Prosa: Montaigne und Bacon, werden uns nicht als Philosophen, sondern als solche dilettantische Vorläufer der eigentlich wissenschaftlichen Philosophie zu gelten haben. Das drückt sich schon in dem Titel des Montaigneschen Werkes: „Versuche“ aus, und wenn Bacon ebenfalls Versuche geschrieben hat, so hat er sich in dieselbe Kategorie von Schriftstellern gezählt. Uebrigens sind in einzelnen Capiteln der Versuche Montaigne's ganze Bücher hineinverarbeitet, wie in der Apologie Raimond's von Sabonde, oder in seinem Capitel über die Erziehung, oder in dem über den Unwerth der Heilkunst. Hätte Bacon eben so verfahren und etwa seine Erneuerung der Philosophie in seine Essais hineinverarbeitet, so würde sein Verhältniss zur Wissenschaft der Philosophie deutlicher herausgetreten sein. Der Haltung und dem Wesen nach hätten sich seine sämmtlichen philosophischen Schriften in diesen Rahmen sehr gut gepasst. Ja, jenes berühmte Buch über das Wachsthum und die Fortschritte der Wissenschaften zerfällt ganz deutlich

in eine Reihe von Essais, die mit Bacon's Versuchen über politische und moralische Gegenstände grosse Aehnlichkeiten haben. — Wo er sich aber über dieses sein eigentliches Gebiet hinauswagt, wie in dem Neuen Organon der Wissenschaften, da erscheint er in einer unverkennbaren Schwäche.

Wir haben es also hier mit Montaigne und Bacon als Essayisten zu thun.

So viel genüge, um die Gleichheit der literarischen Stellung der beiden Männer klar zu machen. Wir werden jetzt zu untersuchen haben, in wie verschiedener Weise die beiden Männer im gleichen Fach, unter annähernd gleichen geschichtlichen Verhältnissen sich als Menschen und Schriftsteller darstellen. Da werden wir nun finden, dass schärfere Contraste, als zwischen ihnen, sich kaum zwischen Menschen denken lassen in Lebensschicksalen, Neigungen und Charakter.

Montaigne war der Sprössling einer angesehenen, reichbegüterten Adelsfamilie und lebte zu einer für ein Talent wie das seine vielfach herausfordernden Zeit. Früh zu dem Amte eines Parlamentsrathes gelangt, dann durch den Tod des Vaters Herr einer werthvollen Besitzung, widmet er sich mit Zurückziehung von allen Geschäften allein und ausschliesslich den Interessen seiner Ausbildung, einem heitern und weisen Lebensgenusse in stiller Zurückgezogenheit. Er bereist Italien, die Schweiz, Deutschland, setzt sich mit einer grossen Anzahl ausgezeichneter Gelehrten in Verbindung und lebt auf seinem Schlosse im Genusse süsser, zum Theil schwärmerischer Freundschaft. Wo es nöthig war und fremdes Vertrauen ihn ehrte, wo fremde Interessen seine Mühe in Anspruch nahmen, entzog er sich auch einer öffentlichen Thätigkeit nicht, so sehr ihm dies Heraustreten aus seiner behaglichen Musse eine Last war. Er hat 1581–1582 das Amt eines Maire von Bordeaux verwaltet, ein Amt, das damals nicht ohne wichtigere Befugnisse war; im Auftrage derselben Stadt ging er 1582 an den Hof; 1588 nahm er an der Ständeversammlung in Blois Theil. Doch war er nicht mit ganzer Seele bei solchen Geschäften, und er selbst klagt sich hart an, dass er zu praktischer Thätigkeit zu wenig aufgelegt und sogar zu lässig sei, um für seine Freunde ernstlich einzutreten. Er ist kein Schriftsteller von Fach. Zum

Schreiben treibt ihn allein das Bedürfniss an, sich selber seinen Freunden darzustellen mit seinem ganzen Charakter und allen seinen Meinungen. Seine Essais sind systemlose Studien über allerlei Gegenstände seines Nachdenkens. Es hat nie einen Menschen gegeben, der bescheidener als Mensch und als Schriftsteller von sich gesprochen und gedacht hätte; liebenswürdiger, weniger ehrgeizig ist kaum Jemand denkbar. Dazu war er gewissenhaft, mässig, gutmüthig wie ein Kind, und nichts strebt er so an, wie Gleichmässigkeit im Streben und Begehren, im Dulden und Tragen, auch in einem zuletzt durch Kränklichkeit und körperlichen Schmerz vielfach getrübten Leben.

Dem gegenüber bietet Bacon ein ganz anderes Bild. Sein Oheim ist Lord Burleigh, Elisabeth's Premierminister, sein Vater ist Grosssiegelbewahrer. Dieser stirbt zu zeitig, um für seinen Sohn sorgen zu können. Der Premierminister hält den talentvollen Neffen zu Gunsten eines talentlosen Sohnes auf der Laufbahn der Ehren zurück. Bacon hat also für sich selbst zu sorgen. Er spricht immer wieder die Ansicht aus, dass er für wissenschaftliches Studium und nicht für die Geschäfte geboren sei, aber Macht und Einfluss in der Welt hat zu viel Verlockendes für ihn. So wird sein Leben leider ein Bild des gewissenlosesten, aufstrebenden Ehrgeizes. Kein Mittel ist ihm zu schlecht, und alle gehässigen Eigenschaften der Gewissenlosigkeit, die sich in die Höhe bringen will, treten uns in Bacon's Leben entgegen. Er verräth seinen Freund, wenn dieser in Ungnade gefallen; er foltert Unschuldige, wenn es der Hof verlangt; er lässt ungerechte Hinrichtungen ausführen, um sich bei den Machthabern beliebt zu machen. Nichts ist ihm heilig, am wenigsten aber seine eigene Ehre. Endlich hat er die höchste Staffel der Ehren erreicht: er ist Grosssiegelbewahrer und Lordkanzler, der oberste Richter des Königreichs; er ist Lord und Viscount. Aber das Alles hat er auf Kosten seines Gewissens und seiner Ehre erreicht. Um sich an einem gehassten Widersacher zu rächen, beginnt er die schändlichsten Intriguen, und der Hass macht ihn unvorsichtig. Er muss Abbitte thun, wenn er sich halten will. Um den übermüthigen Günstling, den Verderber des Reichs, Buckingham, zu besänftigen, sehen wir ihn in dessen Vorzimmer das grosse Reichssiegel in der Hand zwei

Tage hintereinander knien und sich Vergebung erbitten; wenn er es bis dahin noch nicht ganz war, so ist er jetzt ein blindes Werkzeug in der Hand des Günstlings. Die Massregeln, die er selbst am meisten verurtheilt, muss er ausführen aus Furcht, zum Verderben des Staats; die oberste Quelle des Rechts muss er vergiften lassen durch Buckingham's Einsprüche in seine Rechtsurtheile. Aber er thut noch mehr, als was der Fluch einer so erlangten Grösse ist. Bei seiner Neigung zur Verschwendung, bei seiner Unfähigkeit, sein Hauswesen in Ordnung zu halten, bei einer Eitelkeit, die besonders auf den Glanz des äussern Auftretens gerichtet ist, bedarf er mehr Geld, als er hat, und so unterliegt er, der oberste Richter des Königreichs, gemeiner Bestechlichkeit. Durch ein schimpfliches Urtheil des Oberhauses wegen Bestechlichkeit bestraft, seiner Ehrenstellen entsetzt, in den Tower gesperrt, dann vom Hofe begnadigt, zunächst seine ehrgeizigen Pläne weiterspinnend, dann resignirend und mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bringt er seine letzten Lebensjahre hin, über drückenden Mangel klagend, weil er nur ein Einkommen von etwa 2500 Pfund hat, (was etwa dem Fünffachen heute entsprechen möchte) und hinterlässt eine enorme Schuldenlast. Das sind die Umrisse des Lebens und Charakters eines berühmten Schriftstellers über Moralphilosophie. Man hat noch in der letzten Zeit versucht, sein Andenken von den schwärzesten Flecken zu reinigen und die Vergehen, deren man ihn anklagt, zu beschönigen. Vergebens. Was ihn am härtesten anklagt und die Erbärmlichkeit seines sittlichen Charakters am unwiderleglichsten beweist, das sind nicht Aussagen Anderer, sondern zum Theil seine eigenen Schriften, die er zu seiner Vertheidigung geschrieben, seine eigenen Geständnisse, die er abgelegt hat, der ganze Lauf und Zusammenhang seines Lebens.

Ganz eben so schneidend sind die Gegensätze zwischen den beiden Männern, wenn wir auf Ton und Form ihrer betreffenden Schriften sehen. Bacon hat nach Montaigne geschrieben. Montaigne's Essais erschienen 1580, die von Bacon 1597. Bacon hat offenbar von Montaigne seine Anregung empfangen; das beweist schon der gleiche Titel. Wie er sich zu diesem Vorbilde verhalten, zeigt der erste Bacon'sche Essai. Dort

spricht er im Anfange von den unstäten Geistern, die, um sich in ihrer Freiheit nicht hindern zu lassen, auch jetzt noch gleich den Akademikern des Alterthums darauf verzichteten, die Wahrheit zu erkennen. Es ist kein Zweifel, dass diese Anmerkung besonders auf Montaigne abzielt. Und im Verlauf desselben Essais wird Montaigne mit Lob citirt. Montaigne leitet sein Buch mit der Bemerkung ein: C'est ici un livre de bonne foy, lecteur; es ist kein Zweifel, dass Bacon das zur Anregung genommen hat, wenn er in der lateinischen Uebersetzung seines Buches sermones fideles, d. h. etwa „wohlgemeinte Ausführungen" betitelt hat. Gleichwohl hat Bacon die Sache ganz anders aufgefasst und ein in Gesinnung und Haltung ziemlich entgegengesetztes Buch geliefert.

Betrachten wir zunächst den Styl und die äussere Form der beiden Schriften. Montaigne folgt durchaus keiner systematischen Ordnung oder strengen Form der Gedankenentwicklung. Er macht wohl eine Capitelüberschrift; aber während er über den Gegenstand seine Gedanken äussern will, fällt ihm so viel ziemlich Entlegenes ein, dass er lieber zunächst dies vornimmt, dann mit aller Behaglichkeit nach allen Seiten hin Diversionen macht, bis er endlich mit ein paar Worten noch auf sein Thema kommt, und auch dies nicht einmal immer. Montaigne's Styl ist bezaubernd durch eine naive und zum Theil nachlässige Formlosigkeit, in der sich die Eigenthümlichkeit eines höchst liebenswürdigen Menschen und eines höchst talentvollen Kopfes darstellt. Seine Redeweise ist ruhig, langsam fliessend, fern von allem rhetorischen Pathos, aber auch von allem geschäftsmässigen Ernste: behaglich, fast spielend, gemüthlich ruht er auf dem langsam hintrabenden Strome seiner Gedanken aus. Da ist nichts Studirtes, aber viel gesunder Mutterwitz, viel vortrefflich, witzig, geistreich Ausgedrücktes, liebenswürdige Ironie, und eine geistige Freiheit, die oft an ächten Humor streift. Ohne alle Prätensionen spricht er durchgängig: wo aber einmal eine wärmere Gefühlsregung ihn ergreift in Liebe oder Abneigung, da trifft sein Ausdruck den Nagel auf den Kopf, und die Wärme, die er empfindet, theilt sich seinen Lesern mit. Es ist wie eine Art von Unschuld und Harmlosigkeit, die Abwesenheit aller Leidenschaft, alles gewöhnlichen

Interesses, der reine Athem geistiger Freiheit und Ungebundenheit, was über seinem Ausdruck, wie über seinem Gedankengange ruht, und was ihm schnell das Herz des Lesers gewinnt.

Dagegen möchten wir den Leser sehen, dessen Herz bei der Lectüre Bacon's in's Spiel käme. Dieser wirkt nur auf den Kopf. In seinem Styl hat er sich offenbar Montaigne nicht zum Vorbild genommen. Wenn ein solches Vorbild für Bacon angenommen werden muss, so möchte sein Styl eher an Seneca erinnern, dessen Briefe an Lucilius er selbst als Vorgänger seiner Essais bezeichnet. Bacon's Styl ist aber vor Allem knapp und geschäftsmässig. Es ist offenbar, dass er weder eine glückliche Anlage zur Beredtsamkeit hat ungestört walten lassen, noch dass er sich sonderliche Mühe gegeben hat um die Form seines Ausdrucks. Er will vor Allem die Sache selbst reden lassen, klar und bestimmt, in meist aphoristischer Form. Seine Sätze sind wenig miteinander verbunden, sein Gedankengang hat etwas Springendes und ewig Bewegtes. Der einzige Schmuck, den er anwendet, ist eine schlagende Kürze, die oft sehr gedankenvoll wird, ein treffendes Gleichniss, das seinen Aussprüchen zuweilen etwas von der Kraft des Sprichwortes giebt. Etwas sehr scharf Pointirtes, Hastiges und wenig zum Ausruhn Einladendes, eine gewisse schneidende Schärfe, die zuweilen unbarmherzig wird, wenn sie die wahren Zustände der Welt aufdeckt: das ist Bacon's entscheidendes Merkmal. Er schreibt vielfach in Imperativen, weil ein grosser Theil seiner Essais Regeln für die äussere Lebenseinrichtung, Klugheitsvorschriften für den hochgestellten Weltmann oder Staatslenker und Beamten mittheilt. Neben seinem geschäftsmässigen Ernst und der Trockenheit und Förmlichkeit, neben diesen schnell verschwindenden Gedankenblitzen ist aber dieser Schriftsteller auch dem rednerischen Pathos zugänglich, der Sprache entschiedener Feierlichkeit und der Andacht.

Dieser Gegensatz des Styls beruht nun auf dem Gegensatze auch der behandelten Gegenstände. In manchen Thematen treffen sie zusammen. Beide sprechen über Freundschaft und Liebe, über das Studium, über das Elend irdischer Grösse; Manches, was der eine ausführlich erörtert, behandelt der andere

wenigstens gelegentlich, und in vielen Fällen ist bei Bacon offenbar das Streben ersichtlich, Montaigne's Behauptungen zu widerlegen oder zu berichtigen. Aber der Geist, in dem sie auch diese gemeinschaftlichen Themata behandelt haben, ist nichtsdestoweniger ein durchaus verschiedener. Montaigne giebt aus einer umfassenden Lectüre alle Anregungen, die er empfangen hat, wieder; die Fragen, die ihm aufgestossen sind; allerlei kuriose Bemerkungen über Erscheinungen des Seelenlebens und den Lauf der äussern Ereignisse; die Fragen über Tugend und Weisheit, über mancherlei Leidenschaften u. dgl.; alles das erörtert er, wie er sagt, nur, um sich eben auszusprechen, um seinen Freunden und auch wohl einem weitern Kreise sein getreues Portrait zu hinterlassen. Sich selbst malt er, er ist die Materie seines Buchs. Wer ihn nicht mag, dem räth er, sich nicht mit einer so geringfügigen Persönlichkeit zu befassen. Sein Buch ist für irgend einen Winkel in einer Bibliothek bestimmt, um etwa einen Nachbar, einen Verwandten, einen Freund zu ergötzen. Wenn ihn Niemand lesen wird, so hat er dennoch seine Zeit nicht verloren. Er hat so viele müssige Stunden sich mit so nützlichen und angenehmen Gedanken vertrieben; die Arbeit, sich für Andere zu schildern, hat ihm das Vergnügen und den Nutzen eindringlicher Selbstbetrachtung gewährt. Er hat nicht sowohl sein Buch gemacht, als vielmehr sein Buch ihn gemacht hat, das mit ihm gleichsam gleicher Substanz ist. Eine liebenswürdige Naivetät, die unbefangen Alles ausplaudert, was sie auf dem Herzen hat, auch Schlimmes und Bedenkliches, erscheint in seinem Wesen überall. Was er spricht, ist zum allerwenigsten im Interesse der Erörterung, der Aufhellung der Sache gesprochen, weit mehr, um seine eigene Seelenstimmung zu charakterisiren. Diese Subjectivität der Behandlung aller vorliegenden Fragen zieht sich überall hindurch. Das hauptsächlichste Object seiner Betrachtung bleibt doch immer er sich selbst. Am liebsten recurrirt er auf seine eigene Erfahrung. Wie ein angenehmer Gesellschafter theilt er Geschichten, unwichtige und wichtige Erlebnisse aus seinem eigenen Leben mit zur Aufhellung und Verdeutlichung dessen, was er gesagt hat. Was ihm am nächsten aufstösst, ob es nun in engerer oder weiterer Weise zu der

vorliegenden Sache gehört, das giebt er, wie es ihm in die Feder fliesst. Am liebsten analysirt er sein eigenes Gemüth. Nicht leicht hat irgend ein Schriftsteller so ausführlich, und doch zugleich mit so liebenswürdiger Bescheidenheit von sich selbst gesprochen. Er erzählt uns seine Erziehung von den frühesten Jahren an; er spricht von seinem Charakter seit seinen Knabenjahren; analysirt alle Stufen seiner Entwicklung und beklagt schliesslich, dass nicht mehr und nichts Besseres aus ihm geworden ist. Er sieht aber ein, dass leider nichts Besseres aus ihm werden konnte. Seine Urtheile sind niemals als maassgebliche intendirt. Er warnt immer wieder, was er sagt, als das Abschliessende und Bestimmende zu betrachten, während er doch nur sagen wolle, wie ihm die Sache erscheine, oft nur wie sie ihm jetzt und in dieser Stimmung erscheine, nicht wie sie sei. Montaigne's ganzes Leben ist der Selbstbetrachtung gewidmet gewesen. Mögen Andere nach Aussen blicken: er versenkt seinen Blick in sein Inneres. Sein eigenes Leben zu bilden, das ist sein Handwerk. Er treibt überhaupt kein Geschäft, aber am allerwenigsten das eines Büchermachers. Wie er uns alle Motive und Triebfedern seines gemächlichen, ruhigen und etwas indolenten Wesens auseinandersetzt, das doch zu einer stillen Schwärmerei neigt und vielen der edelsten Antriebe offen ist; so redet er von sich mit einer gewissen Behaglichkeit und ohne tiefere Selbstanklage, aber sicher ohne alle Selbstgefälligkeit und mit einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit. Von seinen geistigen Anlagen sagt er selbst das Schlimmste. Hört man ihn, so ist er eigentlich ein recht mittelmässiger Kopf und zu keinem Dinge recht geeignet. Selbst sein Styl gilt ihm für höchst elend und schwach, und zu keinem grössern Unterfangen als zu solchen Plaudereien passend. Vergleicht er sich mit seinen Mustern und den grossen Geistern vergangener Zeiten, so schämt er sich eigentlich, nur ihre Worte zu citiren, weil er fürchtet, ein so aufgeklebter Purpurstreifen möchte die Werthlosigkeit und Geringheit des zu Grunde liegenden Gewebes nur um so deutlicher kundthun.

Bacon dagegen redet beständig mit der Miene des Amts, mit der ernsten Fassung des Geschäftsmannes. Seine Essais werden fast durchgängig besser mit dem zweiten Titel, Coun-

sels, Rathschläge für das politische und sittliche Leben bezeichnet, doch vorwiegend für das politische. Sie enthalten durchaus Regeln der Lebensklugheit, denen Regeln einer ernsten Sittlichkeit eigentlich nur wie eine Art von Empfehlung aufgeklebt sind. Montaigne geht fast nirgends in das tiefere Wesen des Begriffes der Dinge ein. Das thut nun Bacon noch viel, viel weniger. Dafür aber legt er mit hellem Blick und sehr scharfer Beobachtungsgabe die Auffassungsweise eines praktischen Kopfes dar, der durch's Leben will, und der dazu vor Allem redliche Mittel sucht, um nicht anzustossen; er zeigt aber auch, wie man sich unredlicher Mittel bedienen kann ohne wirklichen Schaden. Seine Rathschläge streifen sehr oft nahe an die Macchiavelli's, den er mit sichtbarer Aufmerksamkeit und einer Art von Vorliebe studirt hat, wie mehrfache Anführungen beweisen. Anweisungen zu praktischer Lebensklugheit, zur Geschäftsführung, von einem Geschäftsmanne gegeben: das sind Bacon's Essais im Wesentlichen. So giebt er seine Ansichten über die beste Art, einen fürstlichen Palast und einen fürstlichen Garten anzulegen, über die Veranstaltung von Hoffesten, über die besten Mittel zur Colonisirung, über die Regierung der Staaten und Führung der Staatsgeschäfte, über die richtige Verwendung der Menschen am richtigen Platz und dergleichen, und eigentlich jedes Thema führt auf solche Nutzanwendung praktischer Klugheit hinaus. Er ist bald Baumeister, bald Gärtner, bald Höfling, bald Weltmann, dann aber auch wieder einmal bloss ein Christ. Da ist von einer philosophischen Welt- und Lebensanschauung, von einem höhern Standpunkt nicht die Rede. Aber seine Rathschläge sind wirklich praktisch für den, der vorwärts kommen will; seine Anweisungen sind aus dem wirklichen Leben gegriffen und wirklich zum Theil höchst beachtenswerth; sein Scharfblick für Mängel und Vorzüge von Menschen und Verhältnissen verleugnet sich nirgends. Nur neue, originelle, principielle Bemerkungen erwarte man von ihm nicht. Sein Blick haftet am Einzelnen, sehr oft am Kleinlichen, und das Höchste, wozu er es bringt, ist jene Art von Menschenkenntniss, der Stolz von Naturen, die in die trüglichen irdischen Verhältnisse oft allzu tief verwickelt, aber durch Erhebung und Grossartigkeit, durch irgend welche Idealität

selten ausgezeichnet sind. Dafür aber hat Bacon ein ungemeines Selbstgefühl. Er legt seiner Abhandlung noch den lateinischen Titel bei: „Das Innere der Dinge.“ Er prophezeit selbst, dass sein Buch, mindestens in der lateinischen Bearbeitung, da es so in der allgemeinen und Weltsprache erscheine, so lange dauern werde, als Bücher überhaupt dauern. So vergleicht er auch seine Essais mit gewissen Silbermünzen; zwar feines Silber und saubere Prägung, aber kleine Stücke. Wofür er aber seine Versuche bestimmt hat, sagt er sehr klar, wenn er sich freut, dass sie in die Gesinnungen und die Geschäfte der Menschen Eingang gefunden hätten.

Wenn Montaigne durchgängig nur Selbsterlebtes giebt, Grundsätze, die er in seinem eigenen Leben bewährt hat, wenn man sagen kann, sein Buch sei eigentlich der ganze Mensch, wie er ist und wie er geworden ist; so kann man nicht dasselbe von Bacon sagen. Bei Bacon geht die Objectivität leider so weit, dass man den wirklichen Menschen in einem oft allzu schneidenden Contrast mit den Regeln sieht, die er aufstellt. Keiner hat so stark wie er die Bestechlichkeit verurtheilt; keiner wie er das Unglück und die Sclaverei der Hochgestellten beklagt; keiner wie er Mässigung im Glück und Standhaftigkeit im Unglück empfohlen. Aber wegen eingestandener Bestechung ist er verurtheilt, durch seinen niedrigen und unersättlichen Ehrgeiz ist sein sittlicher Gehalt aufgesogen, durch seine Unmässigkeit und Unbesonnenheit ist er zu Grunde gerichtet worden, und dann hat er nicht einmal die Kraft gehabt, sein Unglück würdig zu ertragen.

Dieser selbe Gegensatz herrscht in der Gesinnung der beiden Männer auch in andern Punkten. Von der Ehe halten sie zwar beide nicht sehr viel, und über das weibliche Geschlecht reden beide eben nicht verbindlich. Aber Montaigne glaubt an Liebe und Freundschaft und ist selbst einer tiefen und innigen Empfindung fähig gewesen, die sein Stolz geblieben ist, und von der er gern erzählt. Bacon aber weiss, dass es eigentlich sehr wenig Freundschaft auf Erden giebt. Und welche Erfahrungen muss der Mann gemacht haben, der den paradoxen Satz ausspricht, am wenigsten Freundschaft gebe es zwischen Gleichgestellten, nur zwischen den Höhergestellten und

den Untergebenen sei eine Art von Freundschaft möglich? Zu viel Studium ist nach Bacon Zeitverlust. Allerlei Dinge, die Ruhm verschaffen, vermag er aufzuzählen. Aber an den Ruhm eines Schriftstellers, eines Dichters oder Künstlers denkt er am allerwenigsten. Wenn Montaigne zu viel Herz und zu wenig scharfe Analyse, so hat Bacon zu viel scharfen und schneidenden Verstand und entschieden zu wenig Gemüth.

Interessant ist insbesondere die Art, wie die beiden Männer die höchsten sittlichen Probleme behandelten. Montaigne behandelt sie aus Princip und dann zum Theil sehr oberflächlich; Bacon kommt auf sie nur gelegentlich, dann aber zeigt er einen hohen sittlichen Ernst. Dieser Gegensatz rührt besonders von ihrer ganz verschiedenen Stellung zum Christenthum her. Montaigne hat sich in dem heftigen Parteikampf seiner Zeit zwischen dem Katholicismus und der neuen Kirche treu zu der Kirche gehalten, in der er geboren ist. Er ist überhaupt ein streng conservatives Gemüth. Nichts fürchtet er so sehr, als die rohe Hand, die das Bestehende anfasst zu Gunsten der eigenen Meinung und des Beliebens. Wer bürgt denn dafür, dass dieses Meinen und Belieben das Bessere ist dem Bestehenden gegenüber? Und wechseln nicht die Meinungen? Und ist nicht das Vertrauen auf die eigene Meinung die allergrösste Thorheit? Das gilt ihm nicht bloss vom Staat, sondern auch von der Kirche. Auch in der Kirche hängt das Grösste und Kleinste in Dogmen und Institutionen untrennbar zusammen. Er hat auch früher manche Nebenpunkte angezweifelt, aber dann eingesehen, wie auch sie für das Ganze wesentlich seien und sich der Autorität gefügt. Aber dieser Conservatismus entspringt bei ihm zum grossen Theil aus Behaglichkeit und Indifferenz, aus der Abwesenheit alles Pathos. Montaigne ist kein Feind des Christenthums. Manche seiner Darlegungen tragen entschieden den Stempel der christlichen Idee. Aber das bleibt bei ihm doch mehr oder minder äusserlich und ist weit mehr eine Negation der Verneinung, als eine wirkliche kräftige positive Ueberzeugung. Sein Katholicismus ist ihm ein ganz äusserlich Aufgeklebtes; im Grunde wurzelt seine ganze Bildung im Heidenthum. Daher stammt ihm ein Ideal der Tugend und Weisheit, das mit der christlichen Sitten- und Heilslehre, mit christ-

licher Demuth und dem Sündenbewusstsein und Erlösungsbedürfniss kaum die entfernteste Beziehung hat. Die Tugend scheint ihm ein sehr leichtes Ding, eine sehr heitere Kunst, eine Sache des Temperaments und der Gewohnheit. Auf sittlichem Gebiete sind seine Anschauungen äusserst mangelhaft und oberflächlich bei aller ihrer Liebenswürdigkeit. Es spukt so bei ihm etwas von der verzerrten Sokratik des Rationalismus im vorigen Jahrhunderte vor. In ganz heidnischer Weise beruft er sich auf die Natur und anticipirt Rousseau, wenn er den Zustand der Wilden als beneidenswerth betrachtet. Eben so verhält es sich mit seinen Gedanken über die Erziehung. Er möchte zu einem heitern Weltleben erziehen, vor Allem ohne Zwang und ohne viel überflüssige Gelehrsamkeit; Erweckung des freien Urtheils und des eignen Nachdenkens und Zuführung von Menschen- und Welterfahrung, das sind seine Erziehungsmittel. Die Abgründe, die in der menschlichen Natur liegen, ignorirt er ganz. Dem Tone und Charakter seiner Zeit entsprechend neigt sich Montaigne gar sehr zur Frivolität, am allermeisten in der Besprechung geschlechtlicher Verhältnisse. Er zieht dergleichen mit Vorliebe herbei, und macht unter Anderm über sich Geständnisse, deren harmlose Offenheit in Verwunderung setzen muss. — Bacon ist Protestant und Engländer des 17. Jahrhunderts. Wo er daher sittliche Massstäbe anzulegen hat, da sind es die höchsten und im ernstesten Sinne aufgefassten des Christenthums. Er hat eine ungemeine Ehrerbietung vor christlichen Gedanken und christlicher Sittenlehre: nur zu Gunsten praktischer Weltweisheit wird er ihr untreu.

Damit hängt nun noch Folgendes zusammen. Für Montaigne sind die Alten die unbezweifelbare Autorität. Ein grosser Theil seines Buchs besteht aus Citaten aus Schriftstellern des Alterthums und aus Erzählungen antiker Geschichten. Das weiss er wohl und gesteht, dass sein Buch aus aufgelesenen Brocken insbesondere des Plutarch und Seneca zusammengesetzt sei. Den Alten ordnet er sich mit blinder Unterwürfigkeit unter. Sie sind durchaus seine Leitsterne. Auch in Gegenständen der mittelbarsten persönlichsten Lebenserfahrung, z. B. in der Frage, ob Frauenliebe ein dauerndes Glück zu verleihen

vermöge, entscheidet er sich nach dem übereinstimmenden Urtheil des Alterthums, und in diesem Falle also für die Verneinung. Bei Bacon wird das Verhältniss ein ganz anderes. Er kann die Alten wohl als Lehrmeister der Klugheit betrachten, aber seine sittlichen Grundsätze holt er sich anders woher. Er citirt überhaupt weit seltener als Montaigne, und unter seinen Citaten finden sich eine fast überwiegende Zahl aus der heiligen Schrift und auch wohl den Kirchenvätern. Wenn er einen Alten nennt, so fügt er wohl hinzu, es sei zu verwundern, dass dieser dies eingesehen habe, da er doch ein blosser Heide gewesen, oder er habe dies gesagt bloss als ein Philosoph und natürlicher Mensch. Manches bezeichnet er als zu hoch für das Verständniss eines Heiden.

Damit ist nun auch die ganz verschiedene Stellung zu den philosophischen Aufgaben gegeben. Wenn die Scholastik als eine Thorheit erwiesen ist; wenn die Logik des Aristoteles abgethan ist, um deren Willen sich Montaigne nie die Finger genagt hat, so bleibt diesem eben kein näherer Ausweg, als sich in die heitere und weise Lebensanschauung der Alten zu flüchten und sich sonst ein freies offenes Urtheil zu erhalten und unter Anerkennung der allgemeinen Schwäche des menschlichen Urtheils das Aufschieben einer bestimmten Erklärung bis zu näherer Untersuchung für das Thunlichste zu nehmen. So findet er in der Religion, in der er zufällig geboren ist, in der Staatsverfassung, unter der er lebt, in den Sitten und Gebräuchen, die ihn umgeben, sehr Vieles, was eben nicht als das an sich Nothwendige und in der Sache Liegende zu betrachten ist: vielmehr hat es an sich nicht grössern Werth, als andere Lebens- und Glaubensformen unter andern Völkern und in andern Himmelsstrichen auch. Diese Verschiedenheit von Sitten und Gebräuchen, Denk- und Glaubensformen aufzuzählen macht ihm ein hauptsächliches Vergnügen. Aber wenn er so die Endlichkeit in der besondern Erscheinung auffindet, so ist er doch keineswegs geneigt, etwas nach seiner Meinung irgend besser machen zu wollen, weil ihm der Hauptsatz die Schwäche jedes menschlichen Urtheils ist, und er begnügt sich mit dem Vorhandenen, ihm die besten Seiten abgewinnend, und am liebsten sich von den Welthändeln zurückziehend in den Winkel seines

Hauses wie seines Herzens, wo er ungestört ist. — Bacon dagegen, wenn er mit den bisher geltenden Sätzen des Denkens und Wissens gebrochen hat, wirft sich frei und alle Brücken zur Vergangenheit abbrechend als einen Reformator auf. Das ganze Gebäude der menschlichen Wissenschaften will er neu begründen; auf der Grundlage der sinnlichen Anschauung und der Erfahrung, und mit der Methode der Induction, durch die Naturwissenschaften will er das menschliche Geschlecht regeneriren, die Herrschaft des Menschen über die Dinge erweitern, und eine im verwegensten Sinne des Wortes praktische Wissenschaft an die Stelle der bisherigen Speculationen setzen. Was er in dieser Weise geleistet hat, gehört aber nicht zu den eigentlichen Essais, und wir können hier in diesem Zusammenhange uns nicht weiter darüber verbreiten.

Wenn wir nun zum Schluss fragen: welches ist der deutsche Prosaiker, der an nationaler und literaturgeschichtlicher Bedeutung mit Montaigne und Bacon verglichen werden kann: so werden wir wieder finden, was sich auch sonst bestätigt; dass der Deutsche langsam, aber gründlich verfährt, und dass er seine Früchte spät, aber desto vollständiger reift. Erst wenn wir 140 Jahre nach Bacon vorwärtsgehen, finden wir den Urheber einer wahrhaft classischen deutschen Prosa in Lessing.

Goethe und Tischbein.*)

Die Nummern 348 und 349 der Kölnischen-Zeitung vom letztverwichenen December enthalten eine Besprechung der von mir im vorigen Jahre veröffentlichten Autobiographie Wilhelm Tischbein's. Diese Beurtheilung rührt von einem der gründlichsten Kenner der Literaturgeschichte, von Heinrich Düntzer her; bietet sehr charakteristische Auszüge; ist anerkennend, und übt namentlich in Betreff meines geringen Antheils an obigem Werke eine äusserst gütige Nachsicht aus. Und doch hat mich dieser Artikel, den ich nur zufälligerweise, leider auch erst sehr spät zu Gesicht bekommen habe, und obenein zu einer Zeit, in welcher ich absolut behindert war, näher darauf einzugehen, schmerzlich berührt. Der geehrte Berichterstatter nämlich, der zwar im Allgemeinen den Verdiensten Tischbein's die gebührende Anerkennung nicht versagt, lässt doch eine grosse Voreingenommenheit gegen den trefflichen Künstler durchblicken. So heisst es z. B.: „wesshalb Tischbein seinen Freund Waagen nicht nach Kassel zurückbegleitete, sondern in der Schweiz zurückblieb, hören wir nicht; wahrscheinlich hatte er den Anforderungen des Landgrafen nicht genügt, der ihm jedoch die Anwartschaft auf die Stelle seines Oheims bei der Akademie zugesagt.“ Gegen diese Auffassung des Sachverhalts ist einfach zu erwiedern, dass man, wie in Beck's Lebensbeschreibung Ernst's II. von Gotha (p. 261 und 266) zu lesen ist, in Kassel aus

---

*) Der nachfolgenden Ehrenrettung Tischbein's hat leider die Redaction der Kölnischen Zeitung die Aufnahme verweigert, und zwar unter dem Bemerken, dass sich „ein politisches Blatt in eine so specielle Polemik nicht einlassen könne.“ Für die umfangreicheren Invectiven wider Tischbein waren die Spalten jenes Blattes nicht zu beschränkt.

unzeitiger Sparsamkeit mit dem versprochenen Reisestipendium nicht Wort hielt. Nur aus Edelmuth brachte Tischbein diesen Umstand nicht vor die Oeffentlichkeit, (s. Beck, p. 268). Dennoch musste er wohl den Ansprüchen des kasseler Hofes genügt haben, weil man fortwährend bemüht war, ihn für die dortige Akademie zu gewinnen, wie namentlich aus einem Briefe des Grafen von Bohlen, d. d. 7. October 1806, hervorgeht. Tischbein wollte aber für die zu knappe Besoldung seine Freiheit und Musse nicht opfern. — Leider aber erstreckt sich diese Voreingenommenheit auch auf den ehrenwerthen Charakter Tischbein's. So will Düntzer sogar „die Darstellung der Begebnisse nicht überall für ungetrübt, und der reinsten Wahrheit gemäss halten." Er begründet diese Ansicht durch Hinweisung auf den, seiner Meinung nach, „die Sache entstellenden Bericht" über das durch Goethe beim Herzoge von Gotha erwirkte Reisestipendium; über die Differenz mit dem Herzoge Ernst von Gotha, und über Tischbein's Bewerbung um die Directorstelle an der Akademie zu Neapel. Referent muss bekennen, dass er in den berührten Fällen eine so wesentliche Abweichung von den übrigen Berichterstattern nicht finden kann, um daraus Tischbein's Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen, und dass er keinen Augenblick ansteht, wo in einzelnen Punkten eine Uebereinstimmung der Berichte nicht stattfindet, sich entschieden auf Tischbein's Seite zu stellen. Musste dieser doch in den oben erwähnten, ihn persönlich berührenden Angelegenheiten nicht allein besser unterrichtet sein, als die übrigen Berichterstatter; sondern galt er doch auch bei Allen, welche ihn näher kannten, für unbedingt wahrheitsliebend, und für einen Mann des kindlich-naivsten, redlichsten und wohlwollendsten Charakters. Und ein so edler Mensch soll dennoch „etwas zur Intrigue geneigt" gewesen sein, und muss die wenig schmeichelhafte Beschönigung über sich ergehen lassen: „Drückende äussere Verhältnisse schlagen leider zu oft selbst in die Seelen gemüthlicher Naturen, die sich aus ihnen herausgearbeitet haben, traurige Falten und trüben die strahlende Reinheit zuverlässiger Offenheit, so dass derjenige, der ihnen vertraut, in der Gefahr steht, besonders wenn sie seiner Hülfe nicht mehr bedürfen, von ihnen verrathen und verkauft zu werden. Aehnlich wird es sich auch mit dem guten, von Natur ganz arglosen Tischbein verhalten haben. Noth und stachelnder Ehrgeiz verleiteten ihn, seine Absichten zu verheimlichen, günstige Anerbietungen anzunehmen, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen,

sich später einseitig von den eingegangenen Bedingungen zu entbinden, nur seinen eigenen Vortheil stets im Sinne zu haben, von Recht und Billigkeit Anderen gegenüber, wo diese ihm lästig wurden, Umgang zu nehmen. Bei dem Verhältnisse zum Landgrafen von Kassel und zum Herzoge von Gotha hatte sich diese Unredlichkeit gerochen, und auch Goethe's Zutrauen hatte er dadurch eingebüsst. Leider rächt sich eine derartige Falschheit nicht immer der Art, sondern Manche gelangen auf diesem Wege zu den einflussreichsten Stellungen im Leben, um die verderblichste Wirksamkeit auf weite, ihrer Unredlichkeit überlieferte Kreise mit souverainer Verachtung jedes Rechtes auszuüben.“ (!!)

Es fragt sich nun, wodurch über diesen Treuesten der Treuen eine so äusserst ungünstige Meinung veranlasst sein kann? Und da zeigt sich denn als die einzige Quelle eine Aeusserung des von Tischbein innig verehrten Freundes Goethe. Dieser hatte es nämlich, nach Tischbein's Erläuterung gegen seinen Freund, den Consistorialrath Römer zu Braunschweig, sehr übel vermerkt, dass Tischbein, der sich dem Freunde zu Rom und Neapel mit der aufopferndsten Hingebung als Gesellschafter und Kunstführer gewidmet hatte, und ihm durch seine geistreichen, anregenden Skizzen, so wie durch die von den merkwürdigsten Punkten aufgenommenen Erinnerungsblätter werth geworden war, ihn nicht nach Sicilien begleiten konnte, weil er sich gerade um die erledigte Directorstelle in Neapel bewarb. Kniep, der nun statt Tischbein's als Begleiter eingeschoben wurde, mochte allerdings kein vollständiger Ersatz sein. Und da sich die Entscheidung über das neapolitaner Directorat ungebührlich in die Länge zog, und Tischbein, der nach Goethe's eigenem Ausspruche (Band XXVIII. p. 58), „als Mensch und Künstler von tausend Gedanken hin- und hergetrieben, von hundert Personen in Anspruch genommen wurde, und nicht freien Theil an eines Andern Existenz nehmen konnte, weil er sein eigenes Bestreben so eingeengt fühlte,“ der aber auch nebenbei bemerkt, in ächtkünstlerischer Genialität alle Geschäftsangelegenheiten mit Nachlässigkeit betrieb, den Freund auf die verheissene Rückkehr nach Rom vergeblich harren, und das daselbst eingerichtete Atelier leer stehen liess: so veranlasste dieses Missgeschick im Verkehre zwischen Goethe und Tischbein eine empfindliche Kühle. Diese Missstimmung nun veranlasste Goethen unter dem 2. October 1787 zu der unwilligen

Aeusserung gegen die Seinigen: „Ihr glaubt nicht, wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr absolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein, dies sei unter uns gesagt, nicht so einschlug wie ich hoffte. Er ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heissen, die man so macht. Das Leben eines Menschen ist sein Charakter.“ (Goethe's Werke XXIX. p. 106). Einen näheren Einblick über den Grund dieser Missstimmung erhalten wir durch Goethe's Aeusserung vom April 1788: „Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik war auf die Länge beschwerlich. Er liess nämlich alles was er zu thun vorhatte, in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich musste, wenn er zurückkehrte, um uns Alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.“ (Goethe's Werke XXIX. p. 324). Lautet dieses schon für den Angeschuldigten nicht allzu gefährlich, so erfahren wir durch Goethe auch, (Band XXXVII. p. 288), warum Tischbein nicht so recht eingeschlagen sein soll. In Hackert's Biographie heisst es nämlich: „So lange er in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. — — Nachher verliess er das Malen, legte sich auf's Zeichnen, besonders hetrurischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.“ — Diesen Vasenzeichnungen, die für die Kunstgeschichte von unschätzbarem Werthe wurden, zollte freilich Goethe selbst später die unbedingteste Anerkennung. Dass übrigens die Missstimmung zwischen den Freunden später ausgeglichen wurde, und Goethe sich überhaupt wohlwollender, als hier, über Tischbein auszusprechen pflegte, dafür lassen sich aus Goethe's Werken viele Belege aufführen, welche grösstentheils aus späterer Zeit stammen. (Goethe's Werke 1827—1833. II. 165—168; III. 128—134; XXVII. 214, 222, 246, 247, 284; XXVIII. 34, 62—63, 244; XXIX. 8, 141; XXXI. 98; XXXIX. 182—209.) Den besten Beleg aber bieten Goethe's Briefe an Tischbein, welche bisher noch nicht veröffentlicht worden sind, und daher nach einer sorgfältigen Ab-

schrift mit allen Eigenthümlichkeiten der Interpunction und Orthographie hier eingereihet werden mögen.

Goethe an Wilh. Tischbein.

Weimar, den 24. Februar 1806.

Ihre Briefe, mein bester Tischbein, haben mir sehr viel Freude gemacht, wie alles übrige, was Sie schriftlich nach Weimar erlassen haben. Vorzüglich aber sey Ihnen Dank gesagt für die grössern und kleinern Zeichnungen, die Sie uns mittheilten, die uns genugsam überzeugten, dass Ihr Sinn für die Natur noch der alte ist, dass Sie Ihre Arbeiten noch immer durch geistreiche Gedanken beleben und bedeutend machen, und dass die in Italien angezündete Flamme des guten Stils und eines freyeren Lebens noch wacker bey Ihnen fortbrennt. Nächstens sollen in Ihr heiteres Buch auch einige Worte von uns eingezeichnet werden, und wenn Sie diese schönen Blätter zurückerhalten, so versäumen Sie ja nicht uns von Zeit zu Zeit etwas neues zu senden. Besonders verlangend wäre ich, Ihre Cassandra, auch nur in dem leichtesten Federumrisse zu sehen, wodurch man sich doch wenigstens die Composition vergegenwärtigte. Ich habe noch alle Blätter aufgehoben, auf welchen Sie mit wenigen Strichen so viel bedeutendes vor den Geist brachten.

Herr Albers hat sehr viel Anlagen und ist von uns auf das freundlichste behandelt worden. Ich danke Ihnen für die nähere Schilderung dieses werthen Mannes. Lassen Sie mich doch manchmal etwas von Ihren Umgebungen erfahren. Es ist höchst erfreulich zu empfinden, dass frühere gute Verhältnisse durch Zeit und Entfernung nicht leiden, ja sich eher durch fortdauernde Wirkung verbessern.

Goethe.

Eine Sendung, die heut an Sie abgeht, muss ich doch auch mit einigen Worten begleiten und Ihnen von meiner Seite für die Mittheilung so angenehmer und lehrreicher Bilder meinen lebhaften Dank sagen. Fahren Sie ja fort uns von Zeit zu Zeit einiges zu senden: denn noch zuletzt haben Sie durch die Schatzgräber und Hexenmeister mir und allen Kunstfreunden ein grosses Vergnügen gemacht. Auch ist Ihre Entwickelung dieses schätzbaren Bildes erfreulich und gut gerathen und es wird mir eine frohe Stunde machen, wenn ich nächstens daran gehe und Ihnen auch noch einige Worte darüber sage.

Eigenhändige Radirungen vorzüglicher Künstler schätze ich sehr hoch, wie Sie es thun und aus eben denselben Ursachen. Auch sind sie noch fast das einzige, was ich anschaffe.

Von Bamboccio, den ich höchlich verehre, habe ich nur ein einziges Blättchen, da er doch etliche dreyssig radirt hat. Vielleicht verschaffen Sie mir gelegentlich eins oder das andere. Ich will die Auslage sogleich mit Dank ersetzen.

Und so sag' ich hiermit das beste Lebewohl, in Hoffnung eines baldigen Anlasses zu mehrerer vergnüglichen Mittheilung.

Goethe.

Weimar, den 5. May 1806.

(In Dorso: des Herrn Director Tischbein Wohlgeb. Hamburg.)

Auf das Angenehmste überraschte mich Ihre werthe Sendung, deren glückliche Ankunft ich hiermit vermelde. Sie fand mich in einem Drang von Umständen der mir nicht erlaubt recht ausführlich und gemüthlich Ihre Freundschaftliche Mittheilung zu erwiedern. Der erste ruhige Augenblick soll Ihnen gewidmet seyn.

Dies nur zur Nachricht welche Sie ungesäumt erwarten können.

Weimar, Treu verbunden
den 28. Februar 1817. Goethe.

Wenn Sie sich, mein theuerster, alter Freund, wieder einmal anmelden, so ist Ihre Erscheinung gewiss die erfreulichste. Mit liebevollen, einsichtigen Worten, geistreichen Federstrichen und harmonischer Färbung wirken Sie von Zeit zu Zeit in die Ferne, immer willkommen. Seit Ankunft jenes lieblichen Bändchens, das so viel heitere, wohlgedachte, anmuthig dargestellte Symbole mittheilt, ist es wenig in meinen Händen gewesen, sondern, von Freunden zu Freundinnen wandelnd, hat es manche Familie erfreut und ist einigemal an denselbigen Platz wieder verlangt worden. Sie können also denken wie angenehm es mir ist zu hören dass Sie in dieser mittheilbaren Art fortgefahren haben und würden mich und werthe Personen gar sehr verbinden wenn Sie von Zeit zu Zeit etwas dergleichen, durch die Post, wohleingepackt, übersenden und zugleich die Zeit bestimmen wollten, wann es wieder zurückgehen müsste. Nach diesem Verhältniss würde ich mich beeilen, so viel Freunde der sittlich-bildenden Kunst als möglich daran Theil nehmen zu lassen.

Wie sehr ich die Vasenzeichnung bewundere haben Sie Selbst empfunden, da Sie mir solche so lange zugedacht und endlich gesendet wofür ich den verpflichtesten Dank abstatte. Sie hat mich und Meyern vielmals ergötzt, auch in Gegenwart von Freunden, die sonst auch etwas von Kunst verstehen wollten und wirklich verstehen, diessmal aber nicht nachkommen konnten und Erklärung verlangten. Da es aber nicht wohl thunlich ist Jemanden über solche zarte Kunstverdienste die Augen aufzuschliessen, so ergötzten wir uns, durch Ihre Fürsorge, ein offenbares Geheimniss zu besitzen. Wie gross sind denn die Figuren auf Ihrer Original-Zeichnung? Ich möchte gar zu gern eine grössere und ausgeführte Nachbildung sehen.

Wie natürlich dieser Wunsch sey, geht schon daraus hervor dass Sie Selbst, an den Briefrand, noch ein Zweitesmal den Fuss und das an ihn anschlagende, so graziöse Gewand gezeichnet haben, daher verzeihen Sie gewiss meiner Verehrung für diese Darstellung, wenn ich mich ungenügsam erweise.

Da Ihre idyllischen Bilder, wie es scheint, transportabel seyn möchten, so beziehe meinen obigen Wunsch auf dieselbe und bitte mir solche durch die fahrende Post, unfrankirt zu schicken; sie kommen zu der von Ihnen zu bestimmenden Zeit genau zurück; die um den Fels schwebenden Nymphchen möchte ich freylich gern genauer kennen lernen.

Wenn Sie uns jemals besuchten würden Sie gewiss Freude haben zu sehen dass ich jeden Federstrich von Ihnen aufgehoben und die römischen Scherze alle gar wohl verwahrt habe; da ist das verteufelte zweyte Kissen, die Schweineschlacht im Minerventempel und sonst noch viel Liebes und Gutes, das wir zu einer Zeit in freundschaftlicher Thätigkeit genossen, die bey Rückerinnerung, durch den nachfolgenden Contrast, erst noch schätzenswerther empfunden wird.

Melden Sie mir doch auch von den lieben Ihrigen wie sie wachsen, gedeihen und sonst etwas persönliches und häusliches. Ich habe mich diesen Winter über ungewöhnlich wohl befunden; mein Sohn hat eine liebenswürdige muntere Frau gewonnen und schon laufen zwey Enkel um mich her. Möge unsern alten Tagen und Jahren noch manches Gute vorbehalten seyn.

Weimar, treulichst
den 21. April 1821. J. W. v. Goethe.

Die allerliebsten Zeichnungen, mein bester alter Freund, sind glücklich angekommen. Die Kunstfreunde ergötzen sich sehr daran, Kenner und Nichtkenner.

Was nur eine dichterische Ader fühlt wird nicht ermangeln an der Seite freundliche Zeilen beizufügen wie sie dem Idyllendichter nicht unangenehm seyn können, doch sind sie eigennützig genug um folgenden Wunsch zu äussern; beigehende Parabel, behaupten sie, sey ganz eigen für Wilhelm Tischbein gedichtet, Niemand als er würde den schalkischen Knaben, der, zwischen Garten und Teich seinen vier- und zweifüssigen Gast bewirthend, sich ergötzt, besser darstellen.*) Sey Ihnen dieses Verlangen indessen ans Herz gelegt

Weimar, treulichst
den 3. Juny 1821. J. W. v. Goethe.

Aus beyliegenden vorläufigen Druckbogen, ersehen Sie mein Theuerster, dass ich mich diesen Sommer viel mit Ihnen beschäftigt; es geschah in Marienbad, wo ich viel allein war und mir die vor kurzem an Sie zurückgesendeten Zeichnungen im Sinne schwebten. Da ward ich vom Geiste getrieben meine Reime mit Prosa zu commentiren, wie ich vorher Ihre Zeichnungen mit Strophen begleitete. Möge das daraus entstandene Ihnen Freude machen und Sie von meinem fortdauernden Antheil überzeugen.

Sobald ich nun nach Hause kam ward noch eine andere hiermit verwandte Anstalt getroffen. Ich brachte nämlich alles was von Ihrer Hand, zwar in meinen Mappen wohl aufgehoben, aber doch zerstreut lag, dem Format gemäss zusammen und habe nun drey Portefeuilles sämmtlich Tischbeiniana, zu meiner und der Freunde anmuthiger Erinnerung und Aufregung, vor mir liegen. Das Kleinste enthält auf bräunlichen, Gross-Quartblättern alles was in Octav, Quart und Klein folio sich vorfand; das Zweyte grösseres Folio; das Dritte noch grössere Blätter.

Vom ersten liegt der Catalog bey und ich darf wohl hoffen dass

---

*) Hier folgt die Parabel vom Fuchs und Kranich, (s. Goethe's Werke, 1827. Band III. p. 186), wahrscheinlich veranlasst durch eine Gemme, von welcher Goethe (Band XXXII. p. 213) unter dem Jahre 1822 berichtet: „Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit roh, Gedanke und Composition ganz vortrefflich."

Sie, mit der guten Ordnung und Aufbewahrung zufrieden, noch Einiges dazu spenden werden, welches überhaupt Ihrem freundschaftlichen Künstler-Herzen überlassen bleibe; doch mit dem zugefügten besondern Wunsch: ob Sie nicht No. 1 der Abtheilung IV. den Reisenden im weissen Mantel, auf dem Obelisk ausgestreckt, in einer zwar flüchtigen aber hinreichenden Zeichnung mittheilen wollten? Die hier angeführte ist kaum grösser als ein Kartenblatt, nur wenig Feder- und Pinselzüge, dem geübtesten Schauer kaum lesbar; Querkleinfolio wäre an dieser Stelle das passendste Format. Verzeihung diesem Wunsche! Ein solches Blatt würde der Hauptschmuck der Sammlung werden.

Mögen Sie mir ferner auch Einiges mittheilen, was ich auf Verlangen sogleich zurücksende, so gäbe das eine gewisse Vollständigkeit des Anschauens vergangener Zeiten, die sich uns, wenn ich mich zu meinem zweyten Aufenthalt in Rom wende, beyden zum anmuthigen Denkmal früherer Zeiten heraufbauen dürfte.

Mit den treulichsten Wünschen und den schönsten Grüssen an die lieben Ihrigen empfehl ich mich zu fortdauerndem freundschaftlichen Andenken

Weimar, treulichst
den . Debr. 1821. Goethe.

Nach diesen Expectorationen hätte man allerdings erwarten können, dass Goethe bei einer spätern Erwähnung seines alten Freundes eine momentane Missstimmung aus früherer Zeit mit Stillschweigen übergangen hätte. Aber kaum hatte Tischbein am 26. Juni 1829 die Augen geschlossen, als Goethe, statt des noch im December 1821 verheissenen „anmuthigen Denkmals früherer Zeiten," im 29. Bande der neuen Ausgabe seiner Werke jene vor 42 Jahren brieflich gemachte unmuthige Aeusserung vor die Oeffentlichkeit brachte. Eine wie tiefe Indignation dieses Verfahren, namentlich in der Tischbein'schen Familie erregte, das mag der nachfolgende, an Goethe gerichtete Brief, des damaligen Cammer-Consulenten, nachherigen Regierungsrathes Martens beweisen:

„Ew. Excellenz haben bei Ihrem Aufenthalt in Rom in den achtziger Jahren an Ihre Freunde in der Heimath vertrauliche Mittheilungen gemacht über Ihren derzeitigen Freund, den im vorigen Jahre verstorbenen Maler Tischbein. Ew. Excellenz haben damals an Ihre Freunde geschrieben, dass diese Mittheilungen nur für sie wären, woraus gefolgert werden darf, dass Ew. Excellenz Selbst eine allgemeinere Verbreitung derselben nicht für angemessen gehalten. Jetzt, da der verstorbene Tischbein sich nicht mehr vertheidigen kann und Ew. Excellenz schon aus Achtung für das alte: „de mortuis nil nisi bene," nichts von ihm oder seinem Leben mittheilen sollten, was für seinen Namen nicht vortheilhaft, haben Ew. Excellenz nicht unterlassen, jene vertraulichen Mittheilungen an Ihre Freunde öffentlich in Druck zu geben. Im Namen der Nachgebliebenen des verstorbenen Tischbein halte ich, der Ehemann seiner ältesten Tochter, für meine

Schuldigkeit, Ew. Excellenz zu sagen, dass der verstorbene Tischbein eine Wittwe und sechs Kinder und 2 Schwiegersöhne hinterlassen hat, welche sämmtlich im Stande sind, das Denkmal, welches Ew. Excellenz Ihrem alten Freunde gestiftet haben, ganz zu würdigen. Ihre einzige Satisfaction soll sein, dass sie einen freundschaftlichen Brief, den Ew. Excellenz im Jahre 1821 an den verstorbenen Tischbein geschrieben und worunter von Ihrer Hand geschrieben steht: „Treulichst Goethe," abdrucken lassen und dem Publico dabei sagen, was man von Ihrer Treue zu halten hat. Ihrem alten Freunde, dem Vorangegangenen, werden Sie bald begegnen. Er ist Ihnen treu geblieben und hat bis zum Ende Ihr Andenken in Ehren gehalten. Er trauet noch Ihrer Treue-Versicherung. Wo werden Sie das Angesicht hinwenden, wenn Sie ihm begegnen?! — — Ew. Excellenz weltverbreiteten Ruhm anerkennend, bin ich mit aller schuldigen Ehrerbietung: Martens, Advocat und Cammer-Consulent. (Eutin, den 12. October 1830.)"

Bemerkt sei nachträglich, dass obiges Schreiben nicht an seine Adresse gelangte, indem der Consistorialrath Römer, der Goethen zu einem Vorworte für Tischbein's Autobiographie bewegen wollte, dasselbe vorläufig zurückbehielt. Bekanntlich aber wurde bald darauf Goethe selbst vom irdischen Schauplatze abgerufen.

Wenn ein Düntzer, der sich so unläugbare, und auch überall anerkannte Verdienste um die Goethe-Literatur erworben hat, durch ein nicht näher motivirtes Urtheil des von ihm hochverehrten Mannes zu einer irrthümlichen Auffassung des Tischbein'schen Charakters verleitet werden konnte, so ist das eben so erklärlich, wie verzeihlich. Doch wird es hoffentlich auch gerechtfertigt erscheinen, wenn sich der Herausgeber der Tischbein'schen Autobiographie verpflichtet fühlt, für die gekränkten Manen Tischbein's, die leider noch keinen Vertheidiger gefunden haben, in die Schranken zu treten. Und so steht zu erwarten, dass bei passender Gelegenheit den ungünstigen Aeusserungen Goethe's über Tischbein die erforderliche, berichtigende Erläuterung beigefügt werden wird. Das gilt nicht allein von der oben erwähnten, unfreundlichen Bemerkung, so wie von mehren auf Tischbein bezüglichen Stellen der Goethe'schen Biographie des Landschaftmalers Philipp Hackert, der in ungetrübter Freundschaft mit Tischbein verbunden blieb, wie ein noch kurz vor seinem Tode an diesen gerichteter Brief beweist; sondern das gilt auch vor allen Dingen von dem ebenfalls in der Kölnischen Zeitung von Düntzer herangezogenen, dem Herder'schen Briefwechsel entnommenen, noch rückhaltsloseren Urtheile Goethe's über Tischbein. Ohne die Hinweisung auf eine momentane, aber vollkommen ausgeglichene Missstimmung, würden diese Aussprüche Goethe's über Tischbein, beim Hinblick auf seine späteren, äusserst freundschaftlichen Briefe, den Charakter dieses grossen Mannes nur in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen lassen.

Braunschweig. C. Schiller.

Artikel beim Superlative?

In der italienischen und französischen Grammatik wird allgemein angenommen, der Superlativ entstehe aus dem Comparative durch den Zutritt des (bestimmten) Artikels.

Die deutsche Sprache bildet den Comparativ und Superlativ durch Endungen. Aber auch hier sind Viele der Meinung, der Artikel gehöre dennoch gleichfalls zum Superlative und mache gewissermassen einen Bestandtheil desselben aus.

Wenn man bedenkt, dass der Artikel durchaus dem Hauptworte angehört und dass er, irgend einem andern Worte beigefügt, durchaus nur die Wirkung hat, dieses vorübergehend als Hauptwort zu charakterisiren: so muss es von vorn herein verdächtig erscheinen, dass er auch dazu solle beitragen können, den Superlativ eines Beiwortes zu bilden. Wie verhält es sich also damit?

Es sei erlaubt, die Untersuchung mit dem Deutschen zu beginnen. Die Endung des Comparativ ist e r; die des Superlativ e s t. Beide Endungen bewirken bei einsylbigen Beiwörtern häufig die Umlautung des Stammvocals (hart, härt-er, härt-est); auch giebt das superlative e s t, wo ihm nicht gerade ein Zungenlaut vorangeht, in der Regel sein e auf (lang, läng-er, läng-st), was besonders bei mehrsylbigen, schon im Positive mit irgend einer Endung versehenen Beiwörtern geschieht (freundlich, freundlich-er, freundlich-st).

Syntaktisch verbinden sich diese Formen entweder mit Haupt- oder mit Zeitwörtern. Im letzteren Falle erleiden sie weiter keine Veränderung:

> Der Weg ist lang. Die eine Seite ist läng-er als die andere. Man weiss es läng-st. Er grüsste freundlich, freundlich-er (als sonst), freundlich-st.

Nur fällt hierbei sogleich auf, dass die Superlativform die adjective Beziehung mit der adverbialen vertauscht; „längst" ist so viel wie „seit längster Zeit" — „freundlichst" so viel wie „auf freundlichste Weise." Auch sind es immer Zeitwörter concreteren Inhaltes, niemals die des blossen Seins (sein, werden, bleiben), mit welchen sich der Superlativ verbindet, und endlich erstreckt sich dieser Gebrauch desselben nur auf eine beschränkte Anzahl von Beiwörtern (jüngst, baldigst, eiligst, gütigst, höflichst, ergebenst, gehorsamst und ähnliche).

Anders verhält es sich, wenn das Beiwort mit einem Hauptworte verbunden wird. In diesem Falle ist es zur Theilnahme an der Declination desselben verpflichtet. Es erhält demgemäss besondere Endungen, welche theils den Casus-, theils den Genusverhältnissen dienen. Dabei kommt zugleich in Betracht, ob das Hauptwort vom Artikel begleitet ist oder nicht, und ob vom bestimmten oder vom unbestimmten. Nicht in Betracht aber kommen die Comparationsgrade des Beiwortes. Die gleichen Casus- und Genusendungen treten ohne Unterschied an die Positiv-, Comparativ- und Superlativform desselben.

Das Nähere ist Folgendes: 1) In Abwesenheit des Artikels erhält das mit dem Hauptworte verbundene Beiwort in allen Graden die Genusendungen e r, e, e s mit starker Declination:

alt-er, ält-er-er, ält-est-er Wein;
fein-e, fein-er-e, fein-st-e Seide;
freundlich-es, freundlich-er-es, freundlich-st-es Betragen.

2) Dieselben Endungen, aber mit schwacher Declination, erhält es, und zwar wiederum in allen Graden, wenn das Hauptwort den unbestimmten Artikel bei sich hat:

ein gross-er, gröss-er-er, gröss-est-er Kreis;
eine schön-e, schön-er-e, schön-st-e That;
ein klein-es, klein-er-es, klein-st-es Versehen.

3) Hat das Hauptwort den bestimmten Artikel bei sich: so erhält das Beiwort in allen Graden ein geschlechtsloses e mit gleichfalls schwacher Declination:

der kurz-e, kürz-er-e, kürz-est-e Weg;
die lang-e, läng-er-e, läng-st-e Seite;
das hart-e, härt-er-e, härt-est-e Metall.

Wie steht es nun? Der Gebrauch begünstigt den Superlativ bei unartikulirtem Hauptworte zwar nicht allzu sehr (am Meisten im Ge-

nitiv und Dativ und in Verbindung mit einer Präposition), er gestattet ihn neben dem unbestimmten Artikel nur in seltenen Fällen (wiewohl er ihn in derselben Form und Declination neben „kein" so wie neben den possessiven Fürwörtern desto häufiger zeigt) und erweist ihm allerdings neben dem bestimmten Artikel eine entschiedene Vorliebe (die sich übrigens auch neben demonstrativen Fürwörtern nicht verleugnet). So viel aber ist sichtbar, dass sich der Superlativ bei unbestimmtem oder auch ganz abwesendem Artikel nicht minder zu behaupten vermag als bei dem bestimmten — sichtbar, dass er in allen diesen Fällen, also auch in dem des bestimmten Artikels, vor dem Positive und Comparative Nichts voraus hat — sichtbar endlich, dass er sich zum Artikel, sei dieser an- oder abwesend, der bestimmte oder unbestimmte, nicht anders verhält als jeder der beiden andern Vergleichungsgrade.

Woraus sich denn der Schluss ergiebt, dass der Artikel mit der Bildung und Bedeutung des Superlativs eben so wenig zu schaffen hat wie mit der des Comparativs und des Positivs selber. Er gehört, wo er steht, lediglich dem Hauptworte an.

Auch kennen wissenschaftliche Bearbeitungen der deutschen Grammatik (von Grimm, Becker u. A.) einen solchen Artikelsuperlativ nicht. Sie kennen ihn so wenig wie ihn die Grammatik der griechischen Sprache kennt, in welcher sich der Artikel gleichfalls neben jedem Comparationsgrade findet. Der Artikelsuperlativ ist das Erzeugniss einer nicht nur irrtümlichen, sondern überhaupt unwissenschaftlichen Ansicht, einer Ansicht, die sogar noch weiter geht, indem sie die Superlativ- mit der Flexionsendung zusammenmengt und ste (z. B. der klein-ste) für den eigentlichen Ausgang des Superlativs hält. Bei der grossen Verbreitung, die diese Ansicht trotzdem in manchen Schul- und Lehrkreisen immer noch hat, dürfte es nicht überflüssig erscheinen, ihr gelegentlich einmal wieder, wie hier geschehen, zu begegnen.

Was nun den Superlativ im Italienischen und Französischen betrifft: so ist es damit im Grunde nicht besser bestellt, obwohl es hier keine wissenschaftliche und unwissenschaftliche Ansicht zu unterscheiden giebt. Die Aufgabe ist nur, zu untersuchen, ob die vorhandene und allgemein herrschende von dieser oder jener Beschaffenheit sei.

In Ansehung der Form ist vom Lateinischen auszugehen. Der

lateinische Superlativ wird vermittelst der Endung issimus, a, um*) gebildet, welche an den Stamm des Beiwortes tritt und, wie man sieht, zugleich den Genusunterschied enthält. Im Italienischen lautet diese Endung issimo, a und ist vom umfassendsten Gebrauche. Sie kann an jedes Beiwort treten. Dagegen hat sie nur noch absolute Bedeutung, das heisst, sie steht ausserhalb aller Vergleichung. Wenn z. B. ein Ausdruck wie lat. „pretiosissimae gemmae" oder deutsch „die kostbarsten Edelsteine" sowohl von solchen verstanden werden kann, welche in Vergleich mit andern, als auch von solchen, welche überhaupt und ohne Vergleich im höchsten Grade kostbar sind: so bedeutet das ital. „preziosissime gemme" nur noch dies Letztere.**) Dennoch ist diese Form die einzige, die der Superlativ im Italienischen — desgleichen auch im Spanischen (isimo, a) und Portugiesischen (issimo, a) — aufzuweisen hat. Im Französischen ist auch sie bis auf wenige Ueberreste verschwunden, die der Scherz aufbewahrt (savantissime, ignorantissime, fourbissime) oder die gewöhnliche Umgangssprache duldet (bellissime, grandissime, rarissime) oder die zu Titeln verwandt werden (éminentissime, illustrissime, révérendissime, sérénissime). Im Walachischen fehlt sie ganz. Es entsteht also die Frage, wie jene vergleichende, relative Bedeutung des Superlativs ausgedrückt werde.

Auf diese Frage wird eben geantwortet, es geschehe durch den Comparativ mit Hinzuziehung des (bestimmten) Artikels.

Und welche Form hat der Comparativ? Er hat gar keine. Es ist ihm ergangen wie den Casus. Wie diese, mit Ausnahme des Nominativ und des ihm gleichen Accusativ,***) durch Partikeln vertreten werden, welche dem Sinne derselben entsprechen: so wird auch der Comparativ, d. h. der Sinn desselben, nur noch durch eine dem Positive vorgesetzte Partikel angedeutet. Das Vorbild hierzu lieferten schon im Lateinischen diejenigen Adjectiva, welche, wie z. B. idoneus,

---

*) Oder errimus, a, um. Doch ist diese Endung auf die Adjectiva auf er beschränkt. Im Italienischen und Spanischen, wo sie errimo, a lautet, ist sie nur sehr wenigen (sieben) verblieben, im Französischen ganz geschwunden.

**) Nur im Altitalienischen finden sich auch Spuren von jener relativen Bedeutung.

***) Nur bei den persönlichen Fürwörtern hat der Acc. eine eigene Form.

vor der Genusendung einen Vocal haben und damit aus formalen Gründen die gleichfalls vocalisch anlautenden Comparationsendungen ior und issimus ablehnen. Sie bedienten sich also zum Ausdrucke des Comparativ- und Superlativsinnes der Adverbia magis (magis idoneus) und maxime (maxime idoneus). Dieses magis nun haben die Spanier, Portugiesen und Walachen in allgemeinen Gebrauch genommen; sie sagen im Comparativsinne z. B. mas duro, mais duro, mai duru (mehr hart = härter). Das superlative maxime aber haben sie aufgegeben. Im Italienischen, Provenzalischen und Französischen ist das lat. plus an die Stelle des magis getreten: più duro, plus dur; aber auf das entsprechende superlative plurimum ist auch hier verzichtet worden.

Diese letztere, geschichtliche Thatsache, dass nämlich das superlative maxime oder plurimum nirgend Eingang noch irgendwo durch einen Ausdruck von ähnlicher Bedeutung Ersatz gefunden hat, dürfte allein schon hinreichen, um die Annahme zu begründen, dass der vergleichende, relative Superlativ den romanischen Sprachen überhaupt fremd geworden und abhanden gekommen sei. Ja es wird diese Annahme in auffallender Weise noch dadurch bestätigt, dass selbst die wenigen ächten, obgleich schon im Lateinischen für unregelmässig gehaltenen Superlative optimus, pessimus, maximus, minimus, die wenigstens dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen verblieben sind, dennoch, gleich denen auf issimus, nur in absoluter, nicht in relativer Bedeutung gebraucht werden.

Betrachten wir jedoch noch den Artikel! Ein Ausdruck wie ital. il più duro (weibl. la più dura) soll also die Bedeutung eines relativen Superlativs haben, er soll in dieser Bedeutung so verstanden werden wie unser „der, die, das härteste.“ Was hindert denn, ihn etwa auch wie unser „der, die, das härtere“ zu verstehen, ihn im Comparativsinne zu nehmen und demgemäss auch so zu übersetzen? Es wird auf den Inhalt und Zusammenhang ankommen. Und wenn es nun gerade um diesen Comparativsinn zu thun ist: welcher andere, von jenem vermeintlichen Superlative verschiedene Ausdruck stände denn alsdann zu Gebote? Es sei z. B. von Eisen und Blei die Rede und man wolle ausdrücken, von diesen beiden Metallen sei das Eisen das härtere: wie wird man sagen? Doch nicht anders als:

span. de esos dos metales el hierro es el mas duro,

ital. di questi due metalli il ferro è il più duro,
franz. de ces deux métaux le fer est le plus dur.

Die Ausdrücke el mas duro, il più duro, le plus dur enthalten den Artikel nur zum Hinweis auf das bezügliche Substantiv, dem Sinne nach sind sie trotzdem so gut Comparative wie ohne denselben in der Wendung:

el hierro es mas duro que el plomo — il ferro è più duro che il piombo — le fer est plus dur que le plomb.

In folgendem Satze aus Voltaire's Histoire de Charles XII. (liv. I.):

Un traité entre les souverains n'est souvent qu'une soumission à la nécessité, jusqu'à ce que le plus fort puisse accabler le plus faible —

bezieht sich der Artikel der Ausdrücke le plus fort und le plus faible entweder eben so auf das Substantiv souverain, oder er verleiht den Adjectiven fort und faible selber substantive Geltung. Aber in beiden Fällen liegt nicht superlativer, sondern nur comparativer Sinn vor; nur „der Stärkere und Schwächere" sind durch den Zusammenhang bedingt, nicht „der Stärkste und Schwächste."

Beispiele dieser Art kann man, da sie ein ganz gewöhnliches, oft wiederkehrendes Verhältniss ausdrücken, bei den verschiedensten Schriftstellern so viele finden als man suchen mag. Warum sollte denn der Comparativ nicht auch so gut wie der Positiv den Artikel dulden? Wer behauptet, mit dem Artikel werde der Comparativ zum Superlative: der behauptet, dass mit dem Artikel ein Comparativ überhaupt nicht möglich sei — behauptet dies gegen die durch unzählige Beispiele vertretene Thatsache — behauptet es auf Grund einer ganz irrig angenommenen Beziehung. Denn der Artikel bezieht sich auf den Comparativ des Beiwortes eben so wenig wie auf den Positiv desselben; er bezieht sich überhaupt nicht auf das Beiwort, sondern auf das Hauptwort, dem dieses zugehört. Selbst in dem obigen le plus fort, le plus faible und ähnlichen Ausdrücken gilt der Artikel nicht dem Comparativ-, sondern dem Substantivsinne, den er dem Beiworte verleiht.

Nun giebt es allerdings auch Beispiele von andrer Art. In den vorstehenden ist nur Eines mit Einem verglichen. Man kann auch Eines mit Vielem, mit Allem vergleichen. In diesem Falle sagt man z. B.:

span. de todos los metales el hierro es el mas duro,
ital. di tutti i metalli il ferro è il più duro,
franz. de tous les métaux le fer est le plus dur.

Alsdann pflegen wir Deutsche von unserm Superlative Gebrauch zu machen und zu sagen:

von allen Metallen ist das Eisen das härteste.

Allein wenn wir nun auch in diesem Falle den Comparativ festhielten und sagten:

von allen Metallen ist das Eisen das härtere —

was hätte man dagegen einzuwenden? Auch hier ist eine Vergleichung, eine Comparation; der relative, „vergleichende" Superlativ ist nichts Anders als ein „comparativer" Superlativ. Was hat man also dagegen, dass die romanischen Sprachen auch in diesem Falle den einfachen Comparativ und Comparativsinn wirklich festhalten — dass sie auch in diesem Falle eine besondere Superlativform entbehrlich finden und wirklich entbehren?

So steht die Sache in der That. Die romanischen Sprachen beschränken den Sinn des Comparativs nicht auf den Fall, wo Eines mit Einem — sie dehnen ihn auch auf den Fall aus, wo Eines mit Allem verglichen wird. Ueberschreitet eine Qualität ihren positiven Grad: so thut sie es nach der Auffassung und im Geiste der romanischen Sprachen in Bezug auf Alles nicht minder und nicht anders als in Bezug auf Eines. Was ihnen „härter" heisst, gilt ihnen nicht nur für härter als ein Anderes, sondern auch für härter als jedes oder alles Andere.

Und das hat Sinn. Dass aber der Artikel den Comparativ solle zum Superlative machen können, das hat, mit Erlaubniss, keinen Sinn. Selbst wenn man anführt, dass der Superlativ einen Gegenstand unter der Menge ähnlicher Gegenstände gewissermassen individualisire und deshalb den Artikel so zu sagen fordere, der diese Individualisirung ausdrücke: so ist doch eben der Gegenstand, nicht die Qualität, dasjenige, was individualisirt wird; das heisst, der Artikel trifft das Hauptwort, nicht das Beiwort, folglich auch nicht den Comparationsgrad desselben. Wenn der Artikel das Beiwort träfe: so wäre die Congruenz des Artikels mit dem Hauptworte nicht gerechtfertigt. Das Französische zeigt in der That einen gewissen Fall, wo die Congruenz unterbleibt. Man sagt z. B.:

A l'endroit, où le monstre a la peau le plus tendre. C'est dans le temps, que les plus grands hommes sont le plus communs. Les objects, qui lui étaient le plus agréables. Le roi, dont la mémoire est le plus révérée.

Girault-Duvivier, der in seiner „Grammaire des Grammaires" diese Beispiele nebst andern ähnlichen anführt, macht dabei die ausdrückliche Bemerkung, dass das Wort, welches den Superlativ ausdrückt, auf das Beiwort und nicht auf das Hauptwort falle und darum nicht verändert werden dürfe („Le mot, qui exprime le superlatif, tombe donc sur l'adjectif et non sur le substantif; dès-lors il a dû rester invariable." Gr. des Gr. t. I. p. 268). Er weiss also sehr wohl, dass der Artikel, um veränderlich zu sein, zum Hauptworte gehören müsse. Für den vorliegenden Fall irrt er nur wieder darin, dass er den Ausdruck le plus für eine Bezeichnung des Superlativs der Beiwörter (tendre etc.) ansieht. Dieser Ausdruck ist das comparative plus, hier durch den Artikel aber selber als Hauptwort gesetzt; le plus heisst „das Mehr" und entspricht dem im Deutschen, aber nicht im Französischen vorhandenen superlativen „das Meiste" oder, wie wir in solchen Verbindungen mit Zuziehung der Präposition „an" zu sagen pflegen „am Meisten." Das Beiwort selbst ist dann lediglich Positiv, nicht einmal Comparativ, geschweige denn Superlativ. Es hat mit dem le plus überhaupt keinen andern Zusammenhang als den, welchen etwa auch das Zeitwort mit demselben haben kann. Der Franzose sagt in dem nämlichen Sinne z. B. cette chose me plaît le plus — diese Sache gefällt mir „das Mehr," das heisst (wie wir sagen) „am Meisten." Auch ist beachtenswerth, dass die Italiener und Spanier die Substantivirung ihres più und mas in diesem Falle durchaus unterlassen. Sie sagen: questa cosa mi piace più, esta cosa mas me place, und eben so bei Adjectiven: la cosa, che ho più cara; la cosa, que he mas cara, die Sache, die ich am Liebsten habe.

Ein Irrtum erzeugt gern einen andern. Die Vorstellung, dass der Artikel den Superlativ bilde, hat die französischen Grammatiker zu der Behauptung verleitet, dass, wenn das Beiwort im Superlative (sie sehen es nun einmal dafür an) dem Hauptworte nachfolgt, der Artikel wiederholt werden müsse. Sie gestatten „la plus belle chose," aber fordern „la chose la plus belle." Es ist bekannt, dass jetzt kein französischer Schriftsteller mehr wagt, dieser Forderung

zuwider zu handeln. Dass sie es ehemals dennoch gethan, beweisen Beispiele wie:

> La Providence s'en est servie comme du moyen plus propre à garantir la pureté de la religion (Leibnitz). — Chargeant de mon débris les reliques plus chères (Racine). — Mais je veux employer mes efforts plus puissants (Molière).

Girault-Duvivier bemerkt zu diesen Beispielen (Gr. des Gr. t. I., p. 264), die genannten Schriftsteller hätten sagen sollen: du moyen le plus propre, les reliques les plus chères, mes efforts les plus puissants. Wenn er statt dessen über die Sache nachgedacht hätte: so würde er gefunden haben, dass nicht die Grammatiker, sondern jene Schriftsteller im Rechte sind. Vielleicht hätte er's freilich auch nicht gefunden. Denn selbst denkende Männer wie Fernow und Blanc haben diese Forderung den französischen Grammatikern in Bezug auf das Italienische nachgesprochen. Es ist wahr, dass manche italienische Schriftsteller in französirender Weise derselben Vorschrift folgen; die meisten und besseren aber, die sich von diesem fremden Einflusse fern halten, thun es nicht, sondern sagen z. B.:

> Le grazie più vive (Soave). Gli uomini più qualificati (Manzoni). I casi più dolorosi (Pellico). Il padre più misero che sia mai nato (Foscolo). Le strade più ample e più frequentate (Spallanzani). Il clima più bello (Ganganelli).

Eben so drücken sich die Spanier und Portugiesen durchgehends aus.

Es ist also eigentlich nur die französische, und zwar die neufranzösische Grammatik, welche die Behauptung aufstellt, dass der Artikel den Comparativ zum Superlative mache. Sie stellt diese Behauptung auf, ohne sie zu begründen, und hat dabei nicht nur den Gebrauch der übrigen romanischen Sprachen, sondern auch den der älteren französischen Schriftsteller selbst gegen sich. Dieser Gebrauch aber gründet sich seinerseits mit gutem Rechte auf die oben dargelegte Anschauung, welche die romanischen Sprachen von dem comparativen Verhältnisse überhaupt gewonnen haben — auf die Anschauung nämlich, dass es kein wesentlicher Unterschied sei, ob Eines mit Einem oder Eines mit Allem verglichen werde. Möge diese Anschauung die Folge davon sein, dass die antike Superlativform in den romanischen Sprachen verloren gegangen oder, wo sie geblieben, auf die absolute Bedeutung beschränkt worden, oder aber möge sie

selber jenen Verlust, jene Beschränkung erst herbeigeführt haben: so viel steht fest, dass es einen eigenen relativen, comparativen Superlativ in diesen Sprachen nicht mehr giebt. Wenn die Grammatiker von einem solchen reden: so thun sie es, weil sie einen solchen in anderen Sprachen kennen. Man könnte sagen, sie reden so von einem Superlative, wie sie auch noch von Casus reden, ungeachtet diese in den romanischen Sprachen ihre Formen gleichfalls eingebüsst haben. Nur liegt hier die Sache allerdings ein Wenig anders. Denn mit den Casusformen sind doch keineswegs die Casusverhältnisse verschwunden; sie haben nur eine neue Bezeichnungsweise erhalten. Aber mit der Form des Superlativs ist in der That auch der Sinn des Superlativs aufgegeben — er ist nicht auf eine neue Weise bezeichnet, sondern vollständig mit dem Comparativsinne identificirt worden.

Wenn dem so ist (und es wird damit wohl seine Richtigkeit haben): so kann man schliesslich nur sagen, dass andere Sprachen — die deutsche, die lateinische, die griechische — ihren Superlativ geeigneten Falles dem romanischen Comparative substituiren, diesen mit ihrem Superlative übersetzen können. Aber man muss nicht sagen, dass der romanische Comparativ darum selber ein (comparativer oder relativer) Superlativ sei. Ein solcher ist in den romanischen Sprachen nicht nachweisbar.

G. L. Staedler.

„Geschlechtswort"?

In gewissen Kreisen pflegt der Artikel als eine Bezeichnung des Nominal-Geschlechtes (Genus) aufgefasst und darum „Geschlechtswort" genannt zu werden. Mit welchem Rechte geschieht dies?

Es giebt Sprachen, welche überhaupt keinen Artikel haben, obschon ihnen das Nominal-Geschlecht nicht fehlt. Solche sind das Sanskrit, das Zend, das Syrische, das Lateinische, die slawischen Sprachen (die russische, polnische etc.). Wo er also überhaupt nicht vorhanden ist, kann er selbstverständlich auch nicht „Geschlechtswort" sein.

Es giebt zweitens Sprachen, welche zwar einen Artikel, aber kein Nominal-Geschlecht haben. Dergleichen sind die englische, die ungarische. Hier kommt nur das natürliche, das Personal-Geschlecht in Betracht. Dass er aber da, wo die Nomina überhaupt geschlechtslos sind, auch kein Geschlecht derselben zu bezeichnen hat, versteht sich ebenfalls von selbst.

Drittens giebt es Sprachen, in welchen der Artikel dem allerdings vorhandenen Nominal-Geschlechte dennoch seinerseits geschlechtslos gegenüber steht. Von dieser Art sind die hebräische, die arabische. Es bedarf gleichfalls keiner Erläuterung, warum er da, wo ihm selber das Geschlecht fehlt, auch nicht geeignet ist, ein solches zu bezeichnen.

So bleiben viertens nur diejenigen Sprachen übrig, in welchen das Geschlecht sowohl am Nomen wie am Artikel haftet. Dies sind die griechische, die romanischen, die deutsche.

Aber alle diese Sprachen lassen — mit nur einer Ausnahme unter den romanischen — das Genus deutlich an dem Nomen selbst erkennen, sei es durch die Wortform überhaupt, sei es durch ausdrückliche Endungen. Sie könnten deshalb den Artikel so gut entbehren wie diejenigen, die wirklich keinen haben; er könnte hier wenigstens so gut geschlechtslos sein wie er es in denjenigen ist, wo ihm die Beziehung auf das Genus wirklich fehlt. Oder man müsste sich zu der Behauptung entschliessen, es sei, wie sehr auch das Nomen selbst schon die Zeichen seines Genus an sich trage, dennoch nothwendig, dasselbe, und zwar *ausserhalb* des Nomens, *noch ein Mal* zu bezeichnen — eine Behauptung, die sich selber richtet.

In der That zeigt eine nähere Betrachtung der genannten Sprachen, dass das Verhältniss des Artikels zum Genus nur von untergeordnetem Werthe ist. Es ist überhaupt nur *zum Theil* vorhanden.

Denn was zunächst die *griechische* Sprache betrifft: so unterscheidet diese am Artikel zwar das Femininum vom Masculinum und Neutrum, aber diese beiden Letzteren unter einander nur im Nominative (Sing. *ὁ, τό*, Plur. *οἱ, τά*) und Accusative (Sing. *τόν, τό*, Plur. *τούς, τά*), nicht aber im Genitive (Sing. *τοῦ*, Plur. *τῶν*) und Dative (Sing. *τῷ*, Plur. *τοῖς*). Im Dualis verschwindet der Unterschied auch selbst für den Nominativ und Accusativ, und jenes plurale *τῶν* gilt sogar auch für das Femininum, d. h. es ist völlig geschlechtslos.

Unter den romanischen Sprachen sind die *spanische* und die *portugiesische* die einzigen, welche beide Genera (es giebt da überhaupt nur Masculinum und Femininum) am Artikel durchweg unterscheiden (span. Sing. el, la, Plur. los, las; port. Sing. o, a, Plur. os, as). Auch gelten diese Formen für alle Casus, indem der Genitiv und Dativ durch vortretende Präpositionen (Casuszeichen) ausgedrückt wird. Dabei kommt aber die beachtenswerthe Erscheinung vor, dass Feminina, welche mit betontem a anfangen, im Spanischen statt des weiblichen den männlichen Artikel erhalten. Man sagt dort z. B. nicht

la alma (die Seele), sondern el alma (was beiläufig an das französische mon âme für ma âme erinnert). Offenbar geschieht dies zur Vermeidung des Hiatus, es beweist aber zugleich, dass der Artikel das Geschlecht nicht allzu ernst nimmt.

Im Italienischen hat der männliche Artikel die Doppelform il und lo. Man sollte glauben, der Zweck dieser Doppelform sei ebenfalls die Vermeidung des Hiatus. Aber gerade vor Vocalen steht durchaus lo und wird dann, wie das weibliche la, apostrophirt. Das apostrophirte l' erscheint also ohne Unterschied vor männlichen wie vor weiblichen Substantiven (l'esame, l'origine), das heisst, es ist geschlechtslos; der Artikel meint es nicht ernst mit dem Geschlecht.

Das erloschene Provenzalische hat für den Artikel dieselben Geschlechtsformen lo und la und apostrophirt sie vor Vocalen eben so wie es das Italienische thut.

Die französische Sprache ist diejenige, welche die oben angedeutete Ausnahme bildet, nämlich insofern, als sie die lateinischen Wortformen sowohl im Stamme wie in den Endungen noch weit mehr als die übrigen romanischen Sprachen zerstört und dadurch den Geschlechts-Charakter derselben oft bis zur völligen Unkenntlichkeit verdunkelt hat. Um so mehr sollte man gerade hier die Aufrechthaltung dieses Geschlechts-Charakters vom Artikel, vom „Geschlechtsworte" erwarten und fordern dürfen. Der Artikel lautet bekanntlich le, la. Man sollte also fordern dürfen, dass er der Apostrophe widerstehe, zumal da er sich dessen in der Verbindung mit onze (man sagt und schreibt z. B. le onze Avril, le und la onzième, desgleichen auch le oui) in der That fähig zeigt. Gleichwohl unterwirft er sich der Apostrophe nicht nur vor Vocalen, sondern auch vor stummem h durchaus. Wie bezeichnet also das „Geschlechtswort" das Geschlecht in Beispielen wie l'or und l'eau, l'habit und l'heure? Man sage nicht, dass dieser Fall unerheblich sei. Er geht ein gutes Drittheil aller Substantiva an und erfährt noch eine beträchtliche Vermehrung dadurch, dass auch jedem andern Substantive ein so geartetes Adjectiv vortreten kann. L'aimable caractère, l'absurde doctrine — was ist hier le, was

la? Es ist, als ob der Artikel so geschlechtslos wäre wie im Hebräischen und Arabischen; es ist, als ob es die Substantiva selber wären, wie im Englischen oder Ungarischen.

Werfen wir noch einen Blick auf das Altfranzösische! Hier lautet der männliche Artikel lo, der weibliche la, und beide unterliegen der Apostrophe gleichfalls und werden dadurch geschlechtslos. Daneben findet sich aber auch die Form le, und zwar für beide Geschlechter; auch die Form li, und zwar ebenfalls für beide Geschlechter (und in beiden Numeris). Diese Formen sind schlechthin geschlechtslos. Und doch stehen sie der Zeit, in welcher sie geschaffen worden, näher als die neueren. Sie hätten nicht so geschaffen werden können, wenn sie zu dem Zwecke geschaffen worden wären, das Geschlecht zu bezeichnen.

Der Pluralartikel hält, wie im Spanischen und Portugiesischen, so auch im Italienischen beide Geschlechter aus einander. Er lautet männlich i (gli), weiblich le. Dasselbe thut er im Provenzalischen durch die Formen los und las. Aber gerade im Alt- und Neufranzösischen, gerade da, wo die Unterscheidung ungleich willkommener wäre als dort, hat er die eine, die geschlechtslose Form les.

Und doch ist dies alles nicht im Stande gewesen, zu verhindern, dass die Behauptung, der Artikel diene zur Angabe des Geschlechtes, gerade in Hinsicht des Französischen, also gerade da aufgestellt worden, wo sie am Wenigsten haltbar ist. Denn meines Wissens sind gewisse französische Sprachlehren die einzigen, wenigstens die ersten, in welchen das „Geschlechtswort“ seine Rolle spielt und aus welchen es in deutsche, die ich ebenfalls als gewisse bezeichnen muss, übertragen worden. Freilich habe ich es auch in dänischen angetroffen, und eine auf Seite 444 des 30. Bandes unsers Archivs kürzlich von mir besprochene italienische Sprachlehre liefert den Beweis, dass es jetzt sogar auch dort Eingang gefunden.

Um das Walachische, das gleichfalls zu den romanischen Sprachen gehört, nicht zu übergehen, ist anzuführen, dass es die Eigentümlichkeit hat, den Artikel dem Substantive als Endung oder Nachsylbe anzuhängen. Er hat für die Ge-

schlechter durch alle Casus besondere Formen, mit Ausnahme des Genitiv und Dativ Pluralis, wo sie für beide Geschlechter gleichlautend, d. h. geschlechtslos sind.

Was nunmehr den deutschen Artikel betrifft: so kommt er darin mit dem griechischen überein, dass er das Masculinum und Neutrum nur im Nominative und Accusative des Singularis (der, das — den, das), nicht aber im Genitive und Dative (des — dem) unterscheidet. Im Pluralis ist er vollends durch alle Casus geschlechtslos (die, der, den, die).

Dasselbe ist im Holländischen der Fall. Der männliche und der sächliche Artikel lauten nur im Nom. und Acc. Sing. verschieden (de, het — den, het), im Gen. und Dativ aber gleich (dês, den), und die Casusformen des Pluralis (de, der, den, de) sind überhaupt geschlechtslos. Auffallend aber ist, dass das männliche de des Nom. Sing. zugleich auch für das weibliche Geschlecht gilt, so dass ihm gerade für die beiden Hauptgenera, und gerade in dem Hauptcasus, der Unterschied fehlt — eine Erscheinung, welche sich auch im Dänischen und Schwedischen wiederholt, wo übrigens der Artikel, wie im Walachischen, dem Substantive als Suffixum angehängt wird.

Es ist also ersichtlich, dass der Artikel selbst in denjenigen Sprachen, in welchen er mit unterschiedenen Geschlechtsformen ausgestattet ist, den Unterschied des Nominal-Geschlechtes dennoch, wie gesagt, nur zum Theil, Alles in Allem gerechnet etwa nur zur Hälfte wiedergiebt. Bei solcher Beschaffenheit lässt er die Behauptung, dass die Unterscheidung des Nominal-Geschlechtes zu seiner Aufgabe gehöre, nicht zu. Man kann mit Rücksicht darauf, dass die Merkmale des Genus an den Substantiven selbst von verschiedener, hie und da auch, wie etwa im Französischen, schwer zu erkennender Art sind, nur zugeben, dass die Wahrnehmung desselben an dem Artikel, der immer in gleichartigen Formen wiederkehrt, und in so weit es sich in diesen wirklich abspiegelt, leichter und einfacher sei und sich hierin, wo es gelegentlich darauf ankommt, ausdrucksvoller betonen lasse. Wer aber dies für die eigentliche und wesentliche Bestimmung des Artikels ansieht, der

sieht etwas Zufälliges für das Wesentliche an. Die Geschlechtsformen des Artikels dienen, wo und in so weit sie vorhanden sind, lediglich dem Congruenz-Verhältnisse. Der Artikel hat vermöge derselben die Fähigkeit, sich mit dem Nominalgeschlechte in Uebereinstimmung zu setzen, aber nicht den Zweck, dieses zu bezeichnen. Sie sind ein Reichtum für ihn, den er, wie verschiedene Sprachen zeigen, auch entbehren kann, aber keine Nothwendigkeit. Er verhält sich in diesem Stücke wie die übrigen Pronomina, wie die Adjectiva, die Participia; auch diese fügen sich in das Genus ihrer Substantiva, aber dass sie es darum „bezeichnen“, hat noch Niemand gesagt.

Es ist deshalb auch ersichtlich, dass die Erfindung und der Gebrauch des Ausdruckes „Geschlechtswort“ nur einem Mangel an Sachkenntniss zuzuschreiben ist. In der That kommt er, wie hier wiederholt werden muss, nur in ganz unwissenschaftlichen Bearbeitungen der französischen und leider auch der deutschen Grammatik vor; denn die übrigen Sprachen geben auch selbst dem unwissenschaftlichen Bearbeiter nicht einmal Gelegenheit dazu. Wiewohl man ihn trotzdem, wie oben erwähnt, auch da antreffen kann. Grammatiken von nur einigermassen wissenschaftlichem Werthe kennen ihn nicht. Aber nicht nur Mangel an Sachkenntniss, die sich unter Umständen allenfalls entschuldigen liesse, trägt die Schuld jenes Ausdruckes. Wenn man weiter noch die syntaktische Anwendung des Artikels in Betracht zieht: so überzeugt man sich, dass auch Mangel an Nachdenken, sträfliche Gedankenlosigkeit ihren Antheil daran hat.

Im Zusammenhange der Rede kommen die Substantiva nicht immer mit ihrem Artikel, sondern eben so oft ohne denselben vor. Der Artikel ist also in einigen Fällen nothwendig, in andern entbehrlich oder unzulässig. Wann ist er dies, wann jenes? Die Vertheidiger des „Geschlechtswortes“ sind in der Lage, zugeben zu müssen, dass Wörter wie Mann und Frau, Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Hahn und Henne, König und Königin u. s. f., deren Geschlecht ja unzweifelhaft ist, das „Geschlechtswort“ ein für alle Mal entbehren könnten. Sie sind in der Lage, fordern zu müssen, dass Wörter, die aus-

nahmsweise ein anderes Geschlecht haben als ihnen der Regel nach zukommt, nie ohne ihr „Geschlechtswort“ gebraucht werden sollten. Sie müssen dies noch nachdrücklicher bei solchen verlangen, welche, wie Band, Hut, Thor, mit dem verschiedenen Geschlechte auch eine verschiedene Bedeutung verbinden, die also in Abwesenheit des „Geschlechtswortes“ unentschieden bliebe oder sich gar verwechseln liesse. Oder wenn man ihnen Sätze vorlegt wie z. B. „Jetzt ist es Zeit“ und „Die Zeit ist edel“: so sind sie in dem Falle, behaupten zu müssen, dass es in dem einen derselben von Wichtigkeit sei, das Geschlecht der „Zeit“ ausdrücklich anzugeben oder in Erinnerung zu bringen, in dem andern aber nicht. Sie sind in dem Falle, auf die Frage nach dem Grunde dieser Wichtigkeit die Antwort schuldig zu bleiben. Nöthigt man sie, noch solche Sätze zu vergleichen wie z. B. „Der Löwe zerreisst seine Beute mit den Zähnen“ und „Sein Rachen ist mit Zähnen besetzt“: so können sie das Geständniss nicht versagen, selber zu sehen, dass man trotz dem „Geschlechtsworte“ von dem Geschlechte der „Zähne“ doch in dem einen dieser Sätze gerade so viel erfahre als in dem andern, wo es fehlt.

In der That vergessen sie auf dem syntaktischen Gebiete plötzlich ihre ganze Theorie von dem „Geschlechtsworte“. Dem klaren Thatbestande gegenüber fühlen sie selber, dass davon nicht die Rede sein könne.

Ist also die Theorie von dem „Geschlechtsworte“, ist die Behauptung, der Artikel diene zur Angabe des Geschlechtes, Nichts weiter als ein Product der Ignoranz: so könnte es im Grunde überflüssig scheinen, solchem Producte so viel Aufmerksamkeit zu widmen als hier geschehen ist. Die Sache hat indess auch eine pädagogische Seite, die noch eine besondere Beachtung verdient.

Manche Elementarlehrer machen geltend, dass es schwer sei, die eigentliche Bestimmung des Artikels Kindern zu verdeutlichen. Die Kinder würden das nicht verstehen. Also sage man ihnen kurz, der Artikel bezeichne das Geschlecht. Das können sie verstehen.

Hierauf ist dreierlei zu entgegnen.

Erstens — Womit soll der Grundsatz gerechtfertigt werden, dass es erlaubt sei, Kindern, weil und so lange sie für das Verständniss des Wahren noch unempfänglich sind, Unwahres zu lehren? — — Was man auf der unteren Stufe nicht lehren zu können glaubt, das verspare man eben für die höhere. Man thut den Kindern kein Unrecht, wenn man sie mit Erklärungen verschont, für welche sie noch nicht vorbereitet sind; aber man versündiget sich an ihnen, wenn man wissentlich Irrtümer in sie hineinpflanzt. Schüler, welche — um bei unserer Sache zu bleiben — sich einmal eingebildet haben, der Artikel sei dazu da, das Geschlecht zu bezeichnen, sind — das ist erfahrungsmässig — nur mit der äussersten Schwierigkeit zu der Einsicht zu bringen, dass er im Gegentheil zu etwas ganz Anderem da ist. Der erste Eindruck kehrt, wie Unkraut, immer wieder und raubt der bessern Erkenntniss Kraft und Boden auf lange Zeit. Womit also will man jenen pädagogischen Missgriff entschuldigen, womit ihn wieder gut machen? Wozu Etwas lehren, was man nachher zu eigner und der Schüler Qual wieder vertilgen muss?

Zweitens — Was ist die eigentliche Bestimmung des Artikels? Dem Wortlaute nach ist er ein „Glied“ des Hauptwortes, ein Zusatzglied, welches hinzutreten oder nach Umständen auch wegbleiben kann. Das wird an Beispielen wie „Hier liegt Geld“ und „Das Geld wird geprägt“ Kindern, die überhaupt Sprachunterricht empfangen, doch wohl anschaulich zu machen sein. Auch wird sich, wer nicht weiter gehen zu dürfen glaubt, vorläufig getrost hierauf beschränken dürfen. Es ist jedoch nicht abzusehen, warum man selbst auf der unteren Stufe Kindern nicht auch Sätze vorlegen dürfe wie „Das Fenster ist offen, Dies ist der Schlüssel zu dem Schranke, Wir wollen das Märchen von den drei Schwänen lesen“. Es ist nicht abzusehen, warum man hieran den Kindern nicht wolle deutlich machen können, dass es sich da um etwas Gegenwärtiges, Vorliegendes handle, um Etwas, womit man es eben zu thun habe oder bekannt sei und dass eben dies durch den Artikel ausgedrückt werde. Bedienen sich doch die Kinder selbst

in jedem Augenblicke des Artikels, wenn sie von einer Sache reden, von welcher sie wissen oder glauben, dass sie der Andere kenne, von welcher sie annehmen, dass der Andere verstehe, welchen sie meinen. Welche Schwierigkeit findet man also darin, Kindern den Begriff des Bekanntseins zu verdeutlichen? — Will man alsdann auf der höheren Stufe ausführen, dass der so als bekannt gesetzte Gegenstand eben dadurch von andern ihm gleichen oder ähnlichen unterschieden, dass er als dieser, als Individuum bezeichnet sei; will man hinzufügen, dass der sogenannte unbestimmte Artikel (ein, eine, ein) das Individuum als solches unbestimmt lasse und nur auf die Gattung deute, zu welcher es gehört; will man bemerklich machen, dass das Substantiv, wenn es ohne allen Artikel gesagt wird, den Gegenstand nur von Seiten seines gedachten, d. h. qualitativen Werthes und Wesens, oder seines quantitativen, numerischen Verhaltens vorstelle (ein Unterschied, der in denjenigen Sprachen, welche keinen Artikel haben, nicht zum Ausdruck gelangt): so wird man hiermit jene anfängliche einfache Kenntniss erweitern und vervollständigen, aber nicht zu der Sisyphus-Arbeit genöthigt sein, sie zu berichtigen, zu bekämpfen, zu vertilgen.

Drittens — Was stellt man sich unter dem Geschlechte, unter dem Genus vor, wenn man voraussetzt, dass dies den Kindern ohne Weiteres verständlich sei? Das Genus ist ein Flexions-Verhältniss. Es beruht auf der formalen Bildung und Gestaltung der Nomina, welche und in so weit sie sich zu dem Unterschiede der Declination entwickelt. Im Deutschen bildet das Masculinum nebst dem ähnlichen Neutrum die starke, das Femininum die schwache Declination. Im Griechischen und Lateinischen ist die dritte Declination die der Stämme, die erste und zweite umfassen die in der einen oder andern Richtung gehenden Ableitungen. In den romanischen Sprachen kommen, da die Casusformen aufgegeben sind, nur noch die unterschiedenen Pluralbildungen in Betracht. Im Französischen sind auch diese, da sie (mit den wenig zahlreichen Ausnahmen auf x) alle auf s ausgehen, zu einartigen geworden. Wenn trotzdem da noch von einem Genus die Rede ist: so ist es eine aus den

übrigen romanischen Sprachgliedern herübergenommene, mit Rücksicht auf die Adjectiva und Participia, denen der Flexions-Unterschied zum Theil noch im Singularis (z. B. grand, grande) anhaftet, aufbewahrte Erinnerung. Im Englischen und Ungarischen, wo die Declination oder vielmehr Pluralbildung gleichfalls eine einartige ist, verschwindet das Genus in der That gänzlich. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Genus in den slawischen und orientalischen Sprachen, worüber man sich aus Bopp's vergleichender Grammatik des Weiteren belehren kann. Das Flexions-Verhältniss, welches seinen Ausdruck in dem Genus findet, ist also eine Sache, deren Bekanntschaft sich bei den Kindern begreiflicher Weise nicht voraussetzen lässt, deren Behandlung im Gegentheil, auch wenn man sie noch so sehr vereinfacht, eine weit grössere Umständlichkeit erfordert als die oben dargelegte Verdeutlichung des Artikels. Die Erklärung des Artikels, den Kindern gegenüber, für schwierig, die des Genus hingegen für leicht oder gar selbstverständlich halten verräth eine unklare Auffassung des Einen wie des Andern. Freilich, wenn man in Betreff des Genus die Bezeichnungen „masculinum, femininum, neutrum“ oder „männlich, weiblich, sächlich“ zum Maassstabe nimmt: so kann man sich wohl darauf berufen, dass die Kinder allerdings wissen, was ein Mann, eine Frau und etwa auch eine Sache sei. Auch die Griechen unterscheiden das *γένος* als *ἀρσενικόν, θηλυκόν* und *οὐδέτερον*; bei den Indern heisst das Neutrum, dem Manne und Weibe gegenüber, noch weit ausdrucksvoller sogar der Eunuche. Aber diese Bezeichnungsweise ist eine ganz ungehörige, den grammatischen Verhältnissen ganz unangemessene und fremdartige. Sie rührt von den orientalischen Grammatikern her, deren phantastischer Sinn die Unterschiede des sinnlichen, natürlichen Geschlechtes auf die Unterschiede der Wortgestalten übertrug und bildlich diese nach jenen bezeichnete. Auch passen diese Bezeichnungen, die den Sexus (das Naturgeschlecht) angehen, überhaupt nicht zu dem Ausdrucke *γένος* oder Genus, und eben so ungehörig ist es, diesen Ausdruck mit „Geschlecht“ zu verdeutschen. Genus bedeutet nicht das, was wir insgemein unter „Geschlecht“ verstehen. Es bedeutet „Art“ und bezieht sich auf die Bildung und Gestaltung des Wortes, auf

die grammatische Form und Beweglichkeit des Nomens und Verbums. Denn auch die activen, passiven und medialen Formen des Verbums heissen dessen Genera. Es ist bekannt, zu welchen abenteuerlichen Vorstellungen sich Manche durch jene bildlichen, gar nicht ernst gemeinten Bezeichnungen haben verführen lassen. Da sollen Sonne und Mond, da sollen Tisch und Bank (man denke beiläufig an das französische le soleil und la lune, la table und le banc, die das entgegengesetzte Geschlecht zeigen) ihr Genus dem männlichen und weiblichen Charakter ihrer natürlichen Beschaffenheit zu verdanken haben, da bemüht man sich auf die abgeschmackteste Weise, diesen Charakter in dieser Beschaffenheit erkennen und nachweisen zu wollen.

Vor solchen Erwägungen wird jenes pädagogische Bedenken sich wohl in Nichts auflösen.

Wie sollte übrigens die Sprache dazu kommen, zum Ausdruck einer Erscheinung und Beziehung, die gar nicht den Inhalt, sondern lediglich das Wort — nicht einmal das Wort, sondern bloss die Form und Haltung des Wortes angeht, ein eigenes, selbständiges Wort einzusetzen! Wenn der Artikel in diesem Verhältnisse zum Genus stände: so hätten auch Casus und Numerus, auch Modus und Tempus Anspruch auf dergleichen aparte Wörtlein, und mit weit grösserm Rechte; denn sie betreffen doch noch den Inhalt selbst, was das Genus eben nicht thut.

Endlich findet man an dem Artikel auszusetzen, dass dies ein fremdes Wort sei. Man findet es wünschenswerth, ein deutsches dafür zu haben. Sehr wohl. Aber doch nicht um jeden Preis, doch nur, wo es mit Ehren und Verstand geschehen kann. Es ist wahr, fremde Ausdrücke bedürfen der Erklärung; aber Verdeutschungen, die etwas ganz Anderes zu verstehen geben als was gemeint ist, bedürfen deren noch weit mehr und führen das Uebel mit sich, dass sie die Erklärung doch immer wieder vergessen machen, indem sie uns doch immer wieder ihren fremdartigen Sinn aufdrängen und dadurch zu Irrtümern und Verkehrtheiten treiben. Ueberdies ist das Wort „Artikel“ trotz seiner fremden Herkunft (articulus) in der

bei uns üblichen Form und Endung längst kein fremdes mehr. Es ist kein schlechteres deutsches Wort als Muskel (musculus), Zirkel (circulus), Insel (insula), Regel (regula), Spiegel (speculum) u. a. Was will man also davon?

G. L. Staedler.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

---

65. Sitzung, den 25. Februar 1862. Herr Pröhle referirt 1) über den im zweiten Jahrgang des Preussischen Jahrbuches enthaltenen Aufsatz von L. Wiese: Das höhere Schulwesen in Preussen; 2) über das vierte Heft der Findlinge, von Hoffmann von Fallersleben; 3) über Germania, Beiträge deutscher Dichter und Dichterinnen, Berlin, 1861; 4) Das Haus zum Pelikan in Regensburg, von Neumann, Regensburg, 1862; 5) die Thierwelt, von Masius, Essen, Bädeker, 1861; 6) Lebensweise und Fauna der besonders in Deutschland einheimischen Jagdthiere; 7) Hanne Nüte un de lütte Pudel, von Fritz Reuter. Gelegentlich eines aus letzterer Schrift mitgetheilten Bruchstücks erhebt sich eine von Herrn Strack eröffnete Debatte über den hochdeutschen Anstrich des darin angewendeten Plattdeutsch. Herr Pröhle ist dagegen der Meinung, dass Fritz Reuter gerade darin eine hohe Meisterschaft bekunde, wie er im Munde des Ungebildeten Hoch- und Plattdeutsch sich mischen lasse. — Herr Reymond liest den zweiten Act seines Lustspiels: les Faiseurs.

Herr Leo theilt nach der dänischen Uebersetzung des Saxo grammaticus von Wedel die Quelle des Shakspeare'schen Hamlet mit. Die Prüfung, wie sich dieselbe im englischen Dichter gestalte und was sich aus derselben für die Charakteristik des englischen Hamlet ergebe, behält er einem spätern Vortrage vor.

Herr Mahn spricht über einige auf stock endigende Namen von Städten auf ursprünglich slawischem Boden: Rostock, Wittstock, Bialystock und deutet sie, nach vorgängiger Widerlegung früherer Erklärungen aus der slawischen Wurzel des zweiten Bestandtheils = Fliessendes als: Auseinanderfliessendes, Hochfliessendes, Weissfliessendes, indem er zugleich die Richtigkeit seiner Herleitung aus der respectiven geographischen Lage motivirt. Er bittet schliesslich, ihm eben so endende Namen von Orten auf jetzt oder einst slawischem Gebiete zu fernerer Deutung angeben zu wollen.

66. Sitzung, den 4. März 1862. Herr Gosche theilt aus dem einundzwanzigsten Bande der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes Paul Meier's Untersuchungen über die Metrik des Gesanges auf die heilige Eulalia mit, worin er Littre's Behauptungen widerspricht, dass dieselbe durchweg in zehnsilbigen Versen sei. Eben so berichtet er über die anderen Aufsätze desselben Bandes. Endlich erwähnt er das Werk über Moses Mendelssohn von Kaiserling und hebt von den siebzehn Abtheilungen desselben namentlich die sechszehnte über den Spinozismus Mendelssohn's hervor.

Herr Strack spricht über die neuesten Ausgaben des Reineke Fuchs. Ueber die Aussprache des Plattdeutschen erhebt sich wiederum zwischen den Herren Pröhle, Sachse, Müller, Kuhlmey, Herrig eine kurze Discussion.

Herr Reymond liest den Schluss seines Lustspiels les Faiseurs.

Herr Giovanoly spricht über Aussprache, Ausdehnung und Literatur der Romanischen Sprache.

Herr Herrig theilt Curiositäten aus Programmen mit und legt die eingegangenen Schriften vor.

67. Sitzung, den 18. März 1862. Herr von Holzendorf erhebt Bedenken gegen die allgemeine Herleitung des Wortes ambassadeur aus ambactus, Bedenken namentlich aus dem Sinne des Wortes: Amt, da doch vor dem 16. sec. Gesandtschaften nur Geschäfte für den einzelnen Fall, vorübergehende Aufträge waren. „Dass ferner an die Ausübung eines Amtes nicht zu denken sei, zeigen die alten Verbalbedeutungen. In einem Pönitential des heiligen Columban steht:

> qui praesumit facere ambasciam, non permittente eo qui praeest, 50 plagis inhibeatur, d. h. wie man schon im Mittelalter übersetzt, qui e patria egredi vel peregre proficisci praesumunt.

In einer Urkunde aus dem 9. sec. bedeutet ambasciata so viel wie Botschaft und ambasciare, Botschaft bringen, (ambasciavit mihi). Daneben findet sich ambasciare aliquid, etwas als Mittelsperson erlangen und zugesichert erhalten. Es heisst in einer Urkunde Karl's des Kahlen von 877: Imperatrix ambasciavit signum Caroli gloriosi. Eine grosse Anzahl von Urkunden, namentlich Schenkungsurkunden beginnt mit den Worten N. N. ambasciatores oder ambasciaverunt. Die Kirche hielt es in früheren Zeiten für sicherer, weltliche Grosse als Schenkungsbürgen fungiren zu lassen. Ambasciare aliquid heisst daher: sich etwas versprechen und gewähren lassen."

Nach diesen Ausführungen schlug der Vortragende für ambassadeur zwei Herleitungen vor, einmal aus invagiare der invagiator, der sicher Geleit erhalten hat, da sich factisch die Gesandten früher um solches erst bekümmern mussten, zweitens aus wacta.

Die Herren Mahn, Sachs, Gessner vertheidigen gegen den Vor-

tragenden die Unbedenklichkeit der frühern Ableitung und machen auf die formellen Bedenken gegen die vorgeschlagenen aufmerksam.

Herr Tschérédéeff fährt in der Schilderung der russischen Literatur des 18. sec. fort.

Herr Mahn untersucht den Namen Celten etymologisch. Er deutet denselben als: Tapfere.

Die Gesellschaft beschliesst nachstehende öffentliche Bekanntmachung, welche den Tagesblättern übergeben werden soll: Die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen hat den Beschluss gefasst, zu gründlichen Leistungen auf dem Gebiete der neueren Sprachen durch Reisestipendien und durch Prämiirung vorzüglicher Arbeiten erhöhte Anregung zu geben. Zunächst gedenkt der Verein solchen Gelehrten, welche mit einer wissenschaftlichen, das Studium der neueren Sprachen fördernden Arbeit beschäftigt sind, zu der es der Quellenforschung im Auslande bedarf, durch seine Unterstützung die Ausführung ihres Unternehmens zu erleichtern. Für das nächste Jahr sind zu diesem Zwecke 500 Thaler bestimmt, die je nach der Wichtigkeit der zu lösenden Aufgabe ganz oder zum Theil gezahlt werden sollen. Die Gesellschaft ladet daher die Studiengenossen, und zwar besonders die jüngeren, hiermit ein, sich um Ertheilung des Stipendiums bei dem Vorsitzenden, Professor Dr. Herrig, bis zum 1. Juli dieses Jahrs zu bewerben, zugleich sich über die bisher gemachten Studien auszuweisen und die bereits begonnenen Vorarbeiten zur Prüfung vorzulegen. Die Verleihung des Stipendiums wird am 26. October dieses Jahres erfolgen. Die geehrten Redactionen Deutscher Zeitungen werden um gefälligen Abdruck dieser Einladung gebeten. Berlin, den 31. März 1862. Der Vorstand der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

68. Sitzung, den 1. April 1862. Herr Rudolph erörtert die Grundsätze, die er in der von ihm und van Muyden gemeinschaftlich herausgegebenen Auswahl französischer Schriftsteller zu befolgen gedenkt.

Herr Mahn untersucht die Etymologie des Wortes Eichhorn; er sieht darin wegen des scandinavischen ikorn für ekorn die Bedeutung: Eichwurm, Eichschlange, wenn es nicht vielleicht ein hybrides, halb schwedisches, halb lappländisches Wort sei.

Herr Traxel macht Mittheilungen aus der in Berlin in deutscher, französischer, englischer Sprache erscheinenden Conversationshalle.

Hierauf legt der Vorsitzende die nachstehenden Erklärungen zu Shakspeare der Gesellschaft vor, welche Herr W. Rushton in Liverpool eingesandt hat.

Shakspeare's Tenures.

King Henry.

So shaken as we are, so wan with care,
Find we a time for frighted peace to pant,
And breathe short-winded accents of new broils
To be commenced in stronds afar remote.

I. Henry IV. Act 1 Scene 1.

Spoke at a venture. Look, here comes more news.

Enter Morton.

Northumberland.

Yea, this man's brow, like to a title-leaf,
Foretells the nature of a tragic volume:
So looks the strond, whereon the imperious flood
Hath left a witness'd usurpation. —
Say, Morton, didst thou come from Shrewsbury?

2. Henry IV. Act 1 Scene 1.

Strond, is a Saxon word signifying a shoar or bank of a sea or any great river (Cowell). In an ancient charter are these words Richardus rex, etc. Notum facimus vobis nos concessisse etc. Deo et sancto Albano Ecclesiae suae sancti Oswini de Tynemuth, cellae sancti Albani et Monachis ibidem Deo servientibus omnes terras suas et omnes homines suos, cum sacha, soca, over strond et streme, on wode et felde, Toll, Them, and Grithburge, Hamsoene, Murdrum and Forestall Danegeld, Infangenethef and Utfangenethef, Fleminefrenieth, Blodwith, Urecke, etc. And the Gloss. in 10 Scriptores interpreting these words, on strond et streame, on wode et felde, saith, — Voces Anglicae veteres et in antiquioris aevi chartis crebro repertae; Privilegium sapiunt seu potius Privilegii latidudinem sive amplitudinem et sic Latine legantur, in Littore, in Fluvio, in Sylva et Campo.

Tranio.

Master, you look'd so longly on the maid,
Perhaps you mark'd not what 's the pith of all.

Lucentio.

O yes, I saw sweet beauty in her face,
Such as the daughter of Agenor had,
That made great Jove to humble him to her hand,
When with his knees he kiss'd the Cretan strand.

Taming of The Shrew Act 1 Scene 1.

Bassanio.

In Belmont is a lady richly left,
And she is fair, and, fairer than that word,
Of wond'rous virtues; sometimes from her eyes
I did receive fair speechless messages:
Her name is Portia; nothing undervalued
To Cato's daughter, Brutus' Portia.
Nor is the wide world ignorant of her worth;
For the four winds blow in from every coast
Renowned suitors: and her sunny locks
Hang on her temples like a golden fleece;
Which makes her seat of Belmont, Colchos' strand,
And many Jasons come in quest of her.

Merchant of Venice Act 1 Scene 1.

Strand, saxon, strande. Any shoar or bank of a sea or river. An immunity from custom and all imposition upon goods or vessels by land or by water, was usually expressed, by strand and stream. As king Henry II. to the Church of Rochester, — Concedo et confirmo in perpetuum cum socne et soke, strand and stream. Mon. Anglic. Tom. 3. p. 4. So the same Prince granted to all tenants and traders within the Honour of Walingford, that — by water and by land by wood and by strand, quieti sint de thelonio, passagio, etc. Paroch. antiquit. p. 114.

Man.

The spoons will be the bigger, sir. There is a fellow somewhat near the door, he should be a brazier by his face, for, o' my conscience, twenty of the dogdays now reign in 's nose; all that stand about him are under the line, they need no other penance: That firedrake did I hit three times on the head, and three times was his nose discharged against me; he stands there, like a mortar-piece, to blow us. There was a haberdasher's wife of small wit near him, that railed upon me till her pink'd porringer fell off her head, for kindling such a combustion in the state. I miss'd the meteor once, and hit that woman, who cried out, clubs! when I might see from far some forty truncheoneers draw to her succour, which were the hope of the Strand, where she was quartered.

Henry VIII. Act 5.

Hence the street in the west suburbs of London, which lay next the shoar or bank of the Thames, is called the strand. And G. Duglase mentions the strandis of the sea (Cowell Interpr.).

Gloster.

Why, 'tis well known, that, whiles I was protector,
Pity was all the fault that was in me;
[For I should melt at an offender's tear's,
And lowly words were ransome for their fault.]
Unless it were a bloody murderer,
Or foul felonious thief, that fleeced poor passengers,
I never gave them condign punishment:
Murder, indeed, that bloody sin, I tortured
Above the felon, or what trespass else.

2. Henry VI. Act 3 Scene 1.

For as much as the most necessary office and duty of the law is to preserve and save the life of man, and condignly to punish such persons that unlawfully and wilfully murder, slay or destroy men, and also that another office and duty of law is to punish robbers and thieves, which daily endeavour themselves to rob and steal,

Clown.

Advise you what you say; the minister is here. Malvolio, Malvolio, thy wits the Heavens restore! endeavour thyself to sleep, and leave thy vain bibble babble.

Twelfth Night Act 4 Scene 4.

or give assistance to the same, and yet by craft and cautele do escape from the same without punishment:

Laertes.

Perhaps, he loves you now;
And now no soil, nor cautel, doth besmirch
The virtue of his will: but, you must fear,
His greatness weigh'd, his will is not his own;
For he himself is subject to his birth:

Hamlet Act 1 Scene 2.

And where it often happeneth and cometh in are in sundry counties of this realm, that a man is feloniously stricken in one county, and after dieth in another county, in which case it hath not been founden by the laws or customs of this realm, that any sufficient indictment thereof can be taken in any of the said counties, for that by the custom of this realm the jurors of the county where such party died of such stroke, can take no knowledge of the said stroke being in a foreign county, although the same two counties and places adjoin very near together, ne the jurors of the county where the stroke was given cannot take knowledge of the death in another county, although such death most apparently come of the same stroke:

Fang.

Sir John, I arrest you at the suit of mistress Quickly.

Falstaff.

Away, varlets! — Draw, Bardolph; cut me off the villain's head; throw the queen in the channel.

Host.

Throw me in the channel? I 'll throw thee in the channel. Wilt thou? wilt thou? thou bastardly rogue! — Murder, murder! O thou honey-suckle villain! wilt thou kill God's officers, and the king's? O thou honey-seed rogue! thou art a honey-seed; a man-queller, and a woman-queller.

2. Henry IV. Act 2 Scene 1.

Lady Macbeth.

When in swinish sleep
Their drenched natures lie, as in a death,
What cannot you and I perform upon
The unguarded Duncan? what not put upon
His spongy officers, who shall bear the guilt
Of our great quell?

Act 1 Scene 7.

Enter Achilles.

Achilles.

Where is this Hector?
Come, come, thou boy-queller, shew thy face;
Know what it is to meet Achilles angry.
Hector! where 's Hector? I will none but Hector.

Troilus and Cressida Act 5 Scene 5.

To that the king's majesty within his own realm cannot, by any laws yet made or known, punish such murderers or manquellers, for offences in this form committed and done; nor any appeal at some time may lie for the same, but do also fail, and the said murderers and manquellers escape thereof without punishment, as well in cases where the counties where such offences be committed and done may join, as otherwise where they may not join.

Timon.

I 'll example you with thievery:
The sun's a thief, and with his great attraction
Robs the vast sea: the moon 's an arrant thief,
And her pale fire she snatches from the sun:
The sea 's a thief, whose liquid surge resolves
The moon into salt tears: the earth 's a thief,
That feeds and breeds by a composture stolen
From general excrement: each thing 's a thief;

The laws, your curb and whip, in their rough power
Have uncheck'd theft.

Timon of Athens Act 4 Scene 3.

And also it is a common practice amongst errant thieves and robbers in this realm, that after they have robbed or stoln in one county they will convey their spoil, or part thereof so robbed and stoln, unto some of their adherents into some other county where the principal offence was not committed ne done, who knowing of such felony, willingly and by false covin receiveth the same: In which case, although the principal felon be after attainted in one county, the accessary escapeth by reason that he was accessary in another county, and that the jurors of the said other county, by any law yet made, can take no knowledge of the principal felony ne attainder in the first county, and so such accessaries escape thereof unpunished, and do often put in are the same, knowing that they may escape without punishment:

Duchess.

What shall I say? to safeguard thine own life,
The best way is — to 'venge my Gloster's death.

Richard II. Act 1 Scene 2.

For redress and punishment of which offences, and safeguard of man's life, be it enacted etc. 3. and 4. Edward VI. cap. XXIV.

Agamemnon.

Princes,
What grief hath set the jaundice on your cheeks?
The ample proposition, that hope makes
In all designs begun on earth below,
Fails in the promised largeness: checks and disasters
Grow in the veins of actions highest rear'd;
As knots, by the conflux of meeting sap,
Infect the sound pine, and divert his grain
Tortive and errant from his course of growth.

Troilus and Cressida Act 1 Scene 3.

Errant, Itinerant, may be derived from the old word erre, i. iter: It is attributed to justices that go the circuit, stam. pl. cor. fol. 15. and to Bailiffs at large. (Cowell Interpr.).

Othello.

That handkerchief
Did an Egyptian to my mother give:
She was a charmer, and could almost read
The thoughts of people: she told her, while she kept it,
'T would make her amiable, and subdue my father
Entirely to her love; but if she lost it,
Or made a gift of it, my father's eye
Should hold her loathly, and his spirits should hunt
After new fancies: She, dying, gave it me:
And bade me, when my fate would have me wive,
To give it her.

Act 3 Scene 4.

For as much as before this time divers and many outlandish people calling themselves Egyptians using no craft nor feat of merchandise,

Cleon.

Where I chief lord of all the spacious world,
I 'd give it to undo the deed. O lady,

Much less in blood than virtue, yet a princess
To equal any single crown 'o the earth,
I' the justice of compare! O villain Leonine,
Whom thou hast poison'd too!
If thou hadst drunk to him, it had been a kindness
Becoming well thy feat: what canst thou say,
When noble Pericles shall demand his child?

Pericles Act 4 Scene 3.

have come into this realm, and gone from shire to shire, and place to place in great company, and used great, subtil, and crafty means to deceive the people, bearing them in hand,

Cornelius.

Your daughter, whom she bore in hand to love
With such integrity, she did confess
Was as a scorpion to her sight; whose life,
But that her flight prevented it, she had
Ta'en off by poison.

Cymbeline Act 5 Scene 5.

Falstaff.

Let him be damned like the glutton! may his tongue be hotter! — A whoreson Achitophel! a rascally yea-forsooth knave! to bear a gentleman in hand, and then stand upon security! — The whoreson smoothpates do now wear nothing but high shoes, and bunches of keys at their girdles; and if a man is thorough with them in honest taking up, then they must stand upon — security.

2. Henry IV. Act 1 Scene 2.

Macbeth.

Well then, now
Have you consider'd of my speches? Know,
That it was he, in the times past, which held you
So under fortune; which, you thought, had been
Our innocent self: this I made good to you
In our last conference pass'd in probation with you,
How you were borne in hand; how cross'd; the instruments;
Who wrought with them; and all things else, that might,
To half a soul, and to a notion crazed,
Say, Thus did Banquo.

Act 3 Scene 1.

King.

Well, we shall sift him. — Welcome, my good friends!
Say, Voltimand, what from our brother Norway?

Voltimand.

Most fair return of greetings and desires.
Upon our first, he sent out to suppress
His nephew's levies; which to him appear'd
To be a preparation 'gainst the Polack;
But, better look'd into, he truly found
It was against your highness: Whereat grieved, —
That so his sickness, age, and impotence,
Was falsely borne in hand, — sends out arrests
On Fortinbras; which he, in brief, obeys;
Receives rebuke from Norway; and, in fine,
Makes vow before his uncle, never more
To give th' assay of arms against your majesty.

Hamlet Act 2 Scene 2.

that they by palmestry could tell men's and women's fortunes, and so many times by crafty and subtilty have deceived the people of their money, and also have committed many heinous felonies and robberies, to the great hurt and deceit of the people that they have come among. Be it enacted etc. 21. Henry VIII. cap. 10. This statute was enforced by 1. and 2. Philip and Mary cap. 4.

Where in a parliament holden at Westminster in the XXII. year of the reign of our late sovereign lord king Henry the Eighth, (for avoiding and banishing out of this realm of certain outlandish people calling themselves Egyptians, using no craft nor feat of Merchandises for to live by, but going from place to place in great companies, using great, subtil and crafty means to deceive the king's subjects, bearing them in hand, that they by palmistry could tell mens and womens fortunes, and so many times by craft and subtilty deceive the people of their money, and committed divers great and heinous felonies and robberies, to the great hurt and deceit of the people); it was amongst other things then enacted, That from the time of the making of the said act no such persons should be suffered to come within this the kings realm, upon pain of forfeiture to the king of all their goods and chattels, and then to be commanded to avoid the realm within fifteen days next after the commandment, upon pain of imprisonment; and such persons calling themselves Egyptians, as were then within this realm, should depart within sixteen days next after proclamation of the said act, upon pain of imprisonment, and forfeiture of all their goods and chattels, with divers other clauses and articles contained in the said act, as by the said act more at large it appeareth: for as much as divers of the said company, and such other like persons, not fearing the penalty of the said statute, have enterprised to come over again into this realm using their old-accustomed devilish and naughty practices and devices,

Capulet.

And too soon marr'd are those so early made.
The earth hath swallow'd all my hopes but she,
She is the hopeful lady of my earth:
But woo her, gentle Paris, get her heart,
My will to her consent is but a part;
An she agree, within her scope of choice
Lies my consent and fair according voice.
This night I hold an old accustom'd feast,
Whereto I have invited many a guest,
Such as I love; and you, among the store,
One more, most welcome, makes my number more.

Romeo and Juliet Act 1 Scene 2.

with such abominable living as is not in any Christian realm to be permitted, named or known, and be not duly punished for the same, to the perillous and evil example of our sovereign lord and lady the king and Queen's majesties most loving subjects, and to the utter and extreme undoing of divers and many of them, as evidently doth appear. Be it ordained and enacted etc. enforced and explained by 5. Elizabeth cap. 20.

For as much as it is notoriously known, that the king to his great costs and charges, hath sent his ambassadors to Charles his adversary of France, to have had a convenient peace with him,

Coriolanus.

Aufidius, though I cannot make true wars,
I 'll frame convenient peace.

Act 5 Scene 3.

and to have his right without effusion of Christian blood,

Act V.

Scene 1. — London. A Room in the Palace.

Enter King Henry, Gloster, and Exeter.

King Henry.
Have you perused the letters from the pope,
The emperor, and the earl of Armagnac?

Gloster.
I have, my lord, and their intent is this, —
They humbly sue unto your excellence,
To have a godly peace concluded of,
Between the realms of England and of France.

King Henry.
How doth your grace affect their motion?

Gloster.
Well, my good lord; and as the only means
To stop effusion of our Christian blood,
And 'stablish quietness on every side.

1. Henry VI.

which was refused; wherefore the king, by the grace of God, in whose hands and disposition resteth all victory, hath determined himself to pass over the sea into his realm of France, and to reduce possession thereof by the said grace to him, and to his heirs, kings of England, according to his rightful title, whereby he trusteth not only to bring this his realm to the ancient fame and honour, but also to enrich, and set in perfect peace and tranquillity his subjects of the same, trusting that thereby the more part of all christian realms shall be in more perfect peace and tranquillity, and the better disposed to serve god, which cannot be done with all likelihood without battle, as well on the sea, as in other places beyond the sea, wherein almighty god must be judge, in whose defence, mercy and goodness, the king putteth his fall trust above all other things; how be it, many times, by the inordinate covetise of captains retained with princes afore this time, great part of the number of soldiers, for whom such captains have indented with princes,

King Henry.
Shall we buy treason and indent with fears?

1. Henry IV. Act 1 Scene 3.

at time of need have lacked of their number of soldiers, whereby great jeopardies have ensued and irrecuperable damages thereby may ensue if remedy be not therefore foreseen and had. Be it therefore ordained etc. 7. Henry VII. cap. 1.

Bagot.
My lord Aumerle, I know your daring tongue
Scorns to unsay what once it hath deliver'd.
In that dead time when Gloster's death was plotted,
I heard you say, — Is not my arm of length,
That reacheth from the restful English court
As far as Calais, to my uncle's head?

Richard II. Act 4 Scene 1.

Item the king our sovereign lord considereth, That by the negligence, misdemeaning, favour, and other inordinate causes of justices of peace in every shire of this his realm, the laws and ordinances made for the poli-

tique weal, peace, and good rule of the same and for the perfect surety, and restful living of his subjects of the same, be not duly executed according to the tenor and effect that they were made and ordained for;

King Henry.

If, duke of Burgundy, you would the peace,
Whose want gives growth to the imperfections
Which you have cited, you must buy that peace
With full accord to all our just demands;
Whose tenours and particular effects
You have, enscheduled briefly, in your hands.

Henry V. Act 5 Scene 2.

wherefore his subjects been grievously hurt, and out of surety of their bodies and goods, to his great displeasure; for to him is nothing more joyous than to know his subjects to live peaceably under his laws, and to increase in wealth and prosperity, and to avoid such enormities and injuries, so that his said subjects may live restfully under his peace and laws, to their increase: he will that it be ordained and enacted etc. 4. Henry VII. cap. 12.

Shallow.

By yea and nay, sir, I dare say, my cousin William is become a good scholar: he is at Oxford, still, is he not?

2. Henry IV. Act 3 Scene 2.

King.

Your oath is pass'd to pass away from these.

Biron.

Let me say no, my liege, an if you please,
I only swore, to study with your grace,
And stay here in your court for three years' space.

Long.

You swore to that, Biron, and to the rest.

Biron.

By yea and nay, sir, then I swore in jest. —
What is the end of study? let me know.

Love's Labour's Lost Act 1 Scene 1.

Page.

I am glad to see your worships well: I thank you for my venison, master Shallow.

Shallow.

Master Page, I am glad to see you; much good do it your good heart! I wished your venison better; it was ill killed. How doth good mistress Page? and I love you always with my heart, la; with my heart.

Page.

Sir, I thank you.

Shallow.

Sir, I thank you; by yea and no, I do.

Merry Wives Act 1 Scene 1.

Ford.

Hang her, witch!

Eva.

By yea and no, I think, the 'oman is a witch indeed: I like not when a 'oman has a great peard; I spy a great peard under her muffler.

Merry Wives Act 1 Scene 1.

Menenius.
Come, enough.

Brutus.
Enough, with over-measure,

Coriolanus.
No, take more:
What may be sworn by, both divine and human,
Seal what I end withal! — This double worship, —
Where one part does disdain with cause, the other
Insult without all reason; where gentry, title, wisdom,
Cannot conclude, but by the yea and no
Of general ignorance, — it must omit
Real necessities, and give way the while
To unstable slightness: purpose so barr'd, it follows,
Nothing is done to purpose.

Coriolanus Act 3 Scene 1.

Ja et nay, — Quod homines sui (Ripponiensis) sint credendi per suum Ja et per suum Nay in omnibus Querelis et Curiis, licet tangen. Freedmortell etc. Charta Athelstani Regis. Mon. Aug. Tom. I. pag. 173 a.

Scar.
The greater cantle of the world is lost
With very ignorance; we have kiss'd away
Kingdoms and provinces.

Antony and Cleopatra Act 3 Scene 8.

Hotspur.
Methinks, my moiety, north from Burton here,
In quantity equals not one of yours:
See, how this river comes me cranking in,
And cuts me from the best of all my land,
A huge half-moon, a monstrous cantle out.
I 'll have the current in this place damm'd up;
And here the smug and silver Trent shall run
In a new channel, fair and evenly:
It shall not wind with such a deep indent,
To rob me of so rich a bottom here.

1. Henry IV. Act 3 Scene 1.

Tolnetum ad molendinum secundum communem regni et secundum fortitudinem cursus aque capiatur vel ad vicesimum granum vel ad vicesimum quarterium grani. Et mensura per quam tolnetum debet capi sit concordans mensure Domini Regis et capiatur tolnetum per rasum et nichil cum cumulo seu cantello. Et si furnarii inveniant molendinariis necessaria sua nichil capiatur preter debitum tolnetum; Et si aliter fecerint graviter puniantur. (Temp. Henry III. Edw. que I. et II.)

The Toll of a mill shall be taken according to the custom of the land, and according to the strength of the water course, either to the twentieth or four and twentieth corn. And the measure toll must be taken shall be agreeable to the king's measure, and toll shall be taken by the rase, and not by the heap or cantel. And in case that the formers find the millers their necessaries, they shall take nothing besides their due toll; and if they do otherwise they shall be grievously punished.

2. Carrier.
I have a gammon of bacon, and two razes of ginger, to be delivered as far as Charing-cross.

1. Henry IV. Act 2 Scene 1.

Clown.

I cannot do 't without counters. — Let me see; what am I to buy for our sheep-shearing feast? Three pound of sugar; five pound of currants; rice. — What will this sister of mine do with rice? But my father hath made her mistress of the feast, and she lays it on. She hath made me four-and-twenty nosegays for the shearers: three-man song-men all, and very good ones; but they are most of them means and bases: but one Puritan amongst them, and he sings psalms to hornpipes. I must have saffron, to colour the warden pies; mace, — dates, — none; that 's out of my note: nutmegs, seven; a race or two of ginger; but that I may beg; four pound of prunes, and as many of raisins o' the sun.

Winters Tale Act 4 Scene 2.

Standardum busselli galonis et ulne et signa quibus mensure sunt signande sint sub custodia majoris et balliorum et sex legalium de villa juratorum coram quibus omnes mensure signentur. Nullum genus bladi vendatur per cumulum seu cantellum preter avenam braseum seu farinam. Cap. IX.

The standard, bushels and ells, shall be in the custody of the mayor and bailiffs, and of six lawful persons of the same town being sworn, before whom all measures shall be sealed. No manner of grain shall be sold by the heap or cantle, except it be oats, malt, and meal. Cantel seems to signify the same with that we now call lump, as to buy by measure, or by the lump. It signifies also a piece of any thing, as a cantel of bread, cheese and the like. (Cowell Interpr.).

Wel may men knowen, but it be a fool,
That every part deriveth from his hool.
For nature hath not taken his beginning
Of no partie ne cantel of a thing,
But of a thing that parfit is a stable,
Descending so, til it be corrumpable.

Chaucer. Knightes Tale.

Cowell says cantel seems to signify the same with that we now call lump, as to buy by measure, or by the lump. It signifies also a piece of any thing, as a cantel of bread, cheese, and the like (Interpr.).

Rase, raseria, seems to have been a measure of corn now disused. Debentur ei annuatim decem et octo raseriae avenae, et seu raseriae hordei, etc. (Cowell Interpr. Spelman). Rasus alleorum, a rase of onions, thus computed in Fleta, lib. 2. cap. 12. s. 12. Rasus alleorum continet XX. flones, et quaelibet flonis XXV. capita.

69. Sitzung, den 13. Mai 1862. Herr Giovanoli macht interessante Mittheilungen über Zacharias Werner aus den Papieren der noch lebenden geschiedenen dritten Frau des Dichters und giebt aus der Erörterung seiner Lebensumstände und seiner Werke ein Charakterbild desselben.

Herr Plötz widerlegt in einem Vortrage über die französischen Conjugationen Herrn Sonnenburg. (Ueber die Darstellung der französischen Conjugationen in den Schulgrammatiken. Archiv Bd. XXXI. p. 67.

Herr Pröhle widerlegt die in der Geschichte der Harzburg von Karl Schiller ausgesprochenen Ansichten über den Götzen Crodo.

Herr Staedler spricht über den Artikel beim Superlativ. Der Artikel diene nicht zur Bildung des Superlativs. Formen wie le plus dur, il più duro, el mas duro seien Comparative.

Herr Herrig beleuchtet im Hinblick auf die bevorstehende Fichtefeier Fichte's Reden an die deutsche Nation vom Standpunkte der Pädagogik.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Gerth, der Hamlet von Shakspeare. Acht Vorlesungen. Leipzig, 1861.

Die Schrift ist in bester Gesinnung und mit richtiger Einsicht der in den letzten Erklärungsschriften zu „Hamlet“ herrschenden Verkehrtheit geschrieben. Es ist in der That für ein unbefangenes Gefühl wahrhaft verletzend, zu sehen, wie man sich von allen Seiten wetteifernd bemüht, eine poetische Heldengestalt, die der grösste Dichter ganz unzweifelhaft in der besondern Eigenthümlichkeit ihres Charakters als eine seiner idealsten Schöpfungen intendirt hat, im eigentlichsten Sinne in den Schmutz zu ziehen. Die Auslassungen eines Rohrbach oder Storffrich hätten freilich in keiner Weise eine Beachtung verdient, wie sie ihnen Herr Gerth mehrfach zu Theil werden lässt. Dergleichen ist durch sich selbst gerichtet. Aber von dem einsichtsvollen Kreyssig hätte man doch erwarten dürfen, dass er in Hamlet schliesslich mehr gefunden hätte, als die Zeichnung eines „geistreichen Schwächlings,“ dessen Bemerkungen immer geistreicher werden, je weiter es mit seiner Gewissenhaftigkeit abwärts gehe zur sophistischen Verdrehung aller einfachsten sittlichen Vorstellungen, bis die geistreiche Sentimentalität endlich bei Thaten ankomme, die sich von Verbrechen kaum noch unterscheiden liessen. Inhaltslose Sentimentalität, die krankhafte Eitelkeit des Gedanken- und Redevirtuosen soll Hamlet's Wesen kennzeichnen, und der Sinn des Stückes soll sein, welches Unglück willenlose Schwäche anrichte. Wahrlich, jede gefühlvolle Zuschauerin aus dem mittleren Bürgerstande, die über das Unglück und die innere Zerrissenheit des armen Dänenprinzen herzbrechende Thränen des Mitleids weint, beweisst ein tieferes Verständniss des Stücks, des Charakters des Helden und der sittlichen Conflicte, in die er gestellt ist.

Es ist verdienstlich von Herrn Gerth, dass er es sich zur Aufgabe gemacht hat, dergleichen Auffassungen zurückzuweisen und zu zeigen, dass man den Charakter des Helden und die Bedeutung der Tragödie auch von ganz anderer Seite her fassen könne. Doch können wir auch Herrn Gerth nicht zugestehen, dass seine Auffassung im Wesentlichen die richtige und nothwendige ist, und dass er auch in seiner Polemik den Standpunkt eingenommen hätte, der die kräftigste Abwehr möglich macht.

Der Verfasser erklärt diejenige Seite an Hamlet, die eigentlich die Schwierigkeit der Erklärung begründet, sein Zaudern und Schwanken, für einen Ausfluss seiner Gewissensbedenken gegen die ihm auferlegte That. Recht verstanden ist dies offenbar das Richtige. Vieles zwar scheint dagegen zu sprechen. Vielleicht kein tragischer Held hat so viele und so lange Mo-

nologe, die doch offenbar dazu bestimmt sind, das innerste Geheimniss des sittlichen Charakters und der Motive des Helden uns zu erschliessen. Gleichwohl kommt in sämmtlichen Aeusserungen Hamlet's kaum irgendwo ein eigentlich sittliches Bedenken gegen die Rachethat vor, wohl aber auffällig gehäufte und wiederholte Selbstanstachelungen und Racheschwüre und andererseits leidenschaftliche Selbstanklagen wegen der noch nicht vollzogenen Rache. Dies beweist offenbar, dass Hamlet's Bedenken, wenn sie auch sittlicher Natur sind, ihm doch nicht als solche in's Bewusstsein getreten sind. Man kann sie daher auch nicht eigentlich Gewissensbedenken nennen: denn so nennen wir nur solche Bedenken, die aus bewusster Abwägung des Werthes und des Verhältnisses sittlicher Mächte entstehen. Ist es daher nicht Feigheit, Willensschwäche, Unentschlossenheit, überhaupt kein Motiv gemeiner Art, was Hamlet's Arm bindet, — und das erweist jedes Wort, jede That, die Gesammthaltung des Helden, der ganze Gang der Handlung, — bleibt also nur die Annahme, das hemmende Princip sei sittlicher Art: so kann es doch nur in dem unbewussten Zuge der sittlichen Eigenthümlichkeit Hamlet's liegen, nicht in sittlichen Grundsätzen, die durch Reflexion in das Bewusstsein treten. Dem Hamlet wäre also eine That auferlegt, die seiner sittlichen Natur widerspricht, obgleich er den Wunsch und die Absicht hat, sie zu vollziehen, und während er offenbar bestrebt ist, sich die Mittel zur Vollziehung zu sichern; während Alles: die Pflicht gegen den elend gemordeten Vater, gegen das Reich, gegen die schmählich verletzte sittliche Gerechtigkeit, das Interesse der eigenen Ehre, der eigenen Existenz ihn dazu antreibt, hält ihn die eigenthümliche Anlage seines sittlichen Charakters davon zurück. Damit ist nicht gesagt, dass die auferlegte Rachethat absolut und unter allen Umständen verwerflich ist; dass nicht eine Orestesnatur, vollkräftig, ursprünglich und reflexionslos sie vollziehen dürfte ohne Beeinträchtigung des sittlichen Bewusstseins; dass nicht eine Electra, von sittlichem Pathos getragen und von der Idee der Pietät bis in's innerste Mark erfüllt, alle Seiten der That kühn in's Auge fassen und mit sicherer Hand den Plan zu derselben entwerfen dürfte. Die Eumeniden, durch die aus sittlichen Motiven und im Interesse der wiederherzustellenden sittlichen Harmonie vollbrachte Rachethat aufgestört, würden wenigstens wieder versöhnt werden können nach antiken wie nach modernen Begriffen. Es ist damit auch nicht gesagt, dass Hamlet, wenn er die bedenkliche, doch nicht verwerfliche That nicht zu thun vermag, weil er eben keine Orestesnatur, kein Electragemüth ist, deshalb ein Feigling, ein Schwächling wäre. Nein, jeder Andere möchte ohne Verletzung des Gewissens diese That vollziehen können: Hamlet darf es nicht und kann es nicht, weil er eben diese so geartete Natur ist. Und andererseits: Hamlet möchte zu jeder grossen That, zu jeder heroischen Anstrengung angelegt sein: aber grade diese That, die ihm auferlegt ist, vermag er nicht zu vollbringen, und darf es nicht. Für ihn wäre es ein Verbrechen. Goethe hatte Recht, wenn er sagte: von Hamlet würde das Unmögliche verlangt, nicht das an sich Unmögliche, sondern das, was ihm unmöglich sei. Obgleich ihm jede Pflicht heilig sei, sei grade diese ihm zu schwer. Nur hätte er nicht glauben sollen, dass dies von dem Mangel an der sinnlichen Stärke herrühre, die den Helden mache. Vielmehr ist die befohlene That der Art, dass ein inneres Widerstreben auch bei heroischen Naturen erklärlich ist, dass aber bei einem Helden, so überlegt, gefühlvoll, liebeglühend, wie Hamlet, dies Widerstreben entscheidend sein muss, ohne dass man ihn der Schwäche anklagen darf.

Mag man sich nun mit dem eben Vorgetragenen einverstanden erklären oder nicht: der Standpunkt, den der Verfasser in seiner Erklärungsweise einnimmt, wird jedenfalls bedenklich erscheinen. Herr Gerth führt Hamlet's Gewissensbedenken mit aller Bestimmtheit auf religiöse Motive zurück. Hamlet ist nach ihm wesentlich ein Held christlicher Gesinnung. Christliches Sittengebot ist die vielleicht bloss dunkle, aber die leitende Macht

seines Benehmens. Die ganze Entwicklung seines Charakters beruht auf dem Kampfe des natürlichen Menschen, des Rachegefühls und Ehrprincips des alten Adam in ihm gegen die Gebote christlicher Liebe. Die philologische Begründung aus dem Texte des Stücks ist natürlich äusserst schwach. Weil Hamlet das Wort tables für Schreibtafel gebraucht, das auch die Gesetzestafeln des Moses bezeichnen kann; weil er das Gebot des Geistes als commandement bezeichnet, was auch „zehn Gebote“ bedeuten kann; weil der Verfasser in Polonius' Ermahnungen an seinen Sohn Aehnlichkeit mit Lehren gefunden hat, die in den Sprüchen Salomonis enthalten sind und in dem Prediger Salomonis eine Stelle entdeckte, die von einem Richter spricht, der höher als die Hohen das Unrecht straft, das den Armen geschieht, und andere Stellen von ähnlichem Belang, wo von Träumen die Rede ist, wie ja auch Hamlet sagt, dass er böse Träume habe, oder von Gelübden, während Hamlet ein Gelübde, das er gethan, nicht halten darf: so beruht also Hamlet's ganze Stimmung auf einem Nachhall der in seiner frühen Jugend eingesogenen religiösen Grundsätze, und Shakspeare hat auf der Basis von Bibelsprüchen sein Trauerspiel aufgebaut. Wir haben kein Wort gegen solche Schlussfolgerungen zu sagen; es würde verschwendet sein. Aber gesetzt auch: diese Schlüsse wären nicht so ganz unbegründet, so müsste man, so lange nur irgend eine andere Erklärungsweise einen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, gegen die Auffassungsweise des Verfassers aus allgemeinen ästhetischen Grundsätzen ankämpfen. Denn nichts ist einfacher und gewisser, als der Satz, dass die aus speciell christlichen Motiven entspringenden Entwicklungen menschlicher Gesinnung, dass die innern Seelenkämpfe des Christen absolut unfähig sind, durch künstlerische Gestaltung ausgedrückt und nachgeahmt zu werden. Nicht etwa, dass sie zu wenig ideell sind, sondern weil sie es in so hohem Grade sind, dass sie jenseits des Gebiets der Erscheinung heimisch und in Gegenständen der äussern Erfahrung nicht ausdrückbar, dass sie jedem irdischen Auge und jedem endlichen Geiste ein undurchdringliches Geheimniss sind. Man täusche sich doch nicht: die Kunst, zu allermeist die Dichtkunst, und in dieser wieder in besonders gesteigertem Grade die dramatische Kunst drücken sittliche Conflicte, Erscheinungsformen des sittlichen Willens aus. Die Ideale dramatischer Kunst sind die höchsten Ideale sittlicher Weltanschauung. Aber die Anschauungsweise der Kunst überhaupt geht überall nur auf die Form und über diese nirgends hinaus. Es ist immer nur die endliche Seite der Erscheinung, in der die unerreichbare Grösse transcendentaler Mächte als Schönheit durchscheint. Das Sittliche der ästhetischen Gestaltung fällt daher nie und nirgends zusammen mit dem Sittlichen der ethischen Idee. Niemand hat dies besser eingesehen als Schiller. Die höchste, geistigste Form der ethischen Idee hat mit der Kunst nichts mehr zu schaffen. Die Motive der Kunst sind auch auf sittlichem Gebiete formeller Art. Die frohe Blüthe der Kraft, die Energie des äussern Kampfes, das in die Augen springende, farbenreiche und wirkungsvolle Gemälde heroischer Gesinnung: das ist der eigentliche Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens. In künstlerischer Darstellung ist nicht die Frage: was entspricht der höchsten Idee des Sittlichen, sondern was erregt am meisten unser sittliches Wohlgefallen. Auch die That der Gewalt gefällt, wenn sie aus rechter frischer Kraft hervorgegangen ist. Nur das Gemeine, Hässliche missfällt. Schönheit ist nur, wo geistige Ideen in körperliche Formen, in Formen erscheinender Verhältnisse wahrnehmbar werden. Die Poesie flieht überhaupt die Darstellung besonderer und eigenthümlicher religiöser Vorstellungen, wie sie sich dem Eigenthümlichsten nationaler Gebräuche vielfach versagt. Ihr Gebiet ist das Allgemein-menschliche in Motiven und Gebräuchen, weil sie eben durch ästhetische Verhältnisse der Form auf das Allgemein-menschliche des ästhetischen Urtheils wirken will. Aller Besonderheit des Positiven und Nationalen wird daher etwas abgezwackt, mit Nothwendigkeit, zu Gunsten poe-

tischer Wirkung. Nichts aber entzieht sich der Poesie mit solcher Entschiedenheit, als die Seelenkämpfe des Christen. So wenig, wie der Herr, als er auf Erden wandelte, irgend eine Gestalt noch Schöne hatte, so wenig kann die tiefste, geistigste Entwicklung des dem Herrn nachwandelnden Christen durch Schönheit Gefallen erregen. Das Reich rein geistiger Entsagung und Weltentfremdung macht eher den hässlichen Eindruck der Ascetik; da ist nichts, was den Augen gefalle. Wir meinen daher: das eigentlich Christliche entzieht sich der künstlerischen Darstellung überhaupt, und kein rechter Dichter hat je den Versuch gemacht, es darzustellen: am wenigsten gewiss Shakspeare. Es muss daher gegen eine Auffassung, die Shakspeare am Maassstabe der christlichen Ethik misst, — und unser Verfasser ist bekanntlich darin nicht der erste, — unter allen Umständen protestirt werden. Die weiteren Wirkungen, welche christliche Gesinnung auf das Urtheil und die Auffassung der Dinge hat, und die zu einem populären Bewusstsein werden, die den Charakter einer Epoche bilden, diese erscheinen auch beim Dichter, und bei Shakspeare nicht zum wenigsten. Es ist eben auch in der Dichtkunst zu verfolgen, dass alle Cultur der neueren Menschheit und unsere gesammte Anschauungsweise aus dem Christenthume entsprungen ist: aber man verwechsle das nicht mit dem Christlichen im engern Sinne, d. h. mit der Gesinnung des ganz und mit Ausschluss alles Fremdartigen, dem Glauben an den Herrn ergebenen Gemüthes. Jene Wirkungen des Christenthums als der Religion der Culturvölker erscheinen auch bei Goethe und Schiller; aber nicht diese christliche Gesinnung, der die beiden Grössten unter den deutschen Dichtern selbst entfremdet waren.

Aus diesen Gründen muss uns des Verfassers Bestreben, im Hamlet rein christliche Seelenkämpfe nachzuweisen, als verfehlt erscheinen. Ja, noch mehr. Was er für christliche Motive nimmt, die Conformität mit dem Wortlaute der Zehngebote, lässt sich nicht einmal so bezeichnen, sondern wäre höchstens als Motive der Gesetzlichkeit zu bezeichnen. Eine in das Mannesalter herüberwirkende Erinnerung an die in der Jugend erlernten Gebote kann vielleicht als ein religiöses Moment des Gewissens im weitesten Sinne, aber sicher nicht als etwas speciell Christliches gelten.

Es ist nun leicht nachzuweisen, dass eine Deutung, die eben im Princip falsch ist, auch in der Anwendung auf viele, ja auf die meisten Einzelheiten verkehrte Resultate ergiebt. Besonders eines wollen wir hervorheben. Es ist gewiss mit tieferer Absicht des Dichters geschehen, wenn Hamlet mit Wittenberg, Laertes mit Paris in Verbindung gebracht wird. Wenn man annimmt, dass Wittenberg Ernst und Tiefe, Paris Eleganz und Oberflächlichkeit bedeutet, so wird man dem Sinne des Dichters ziemlich nahe kommen. Aber das genügt unserm Verfasser nicht. Wittenberg bedeutet ihm die Religiosität als auszeichnendes Merkmal des deutschen Volkes gegen das französische. Allmälig bildet sich daraus die Deutung des Stückes als einer Darstellung der nationalen und confessionalen Gegensätze jener Zeit, des Katholicismus und Protestantismus, des Germanischen und Romanischen. Der Verfasser geht in seiner Abneigung gegen das Katholische und Romanische ziemlich so weit, als man überhaupt gehen kann. Protestantismus und Gottesfurcht sind ihm identische Begriffe, also auch Katholicismus und die äusserste Gottlosigkeit. So erhält denn das Stück auch ganz bestimmte historische Beziehungen Es wird erinnert an die Verworfenheit der Päpste: Alexander's VI., Julius II., Leo's X., an die Unsittlichkeit Franz I., Heinrich's II., Franz II. etc. Der Claudius der Tragödie ist also ein Compositum aus Franz I. und Heinrich III. Die Stiftung und die Zwecke des Jesuitenordens werden herbeigezogen, insbesondere der Königsmord als Grundsatz jesuitischer Theorie, der vielfach auch in die Praxis überging. Und nun liegt merkwürdigerweise ein Königsmord auch dem Hamlet zu Grunde, Claudius aber ist auch der Name eines Jesuitengenerals, des Her-

zogs von Aquaviva. Der König Claudius in seiner Gewissenlosigkeit ist somit der Vertreter des Katholicismus, Hamlet mit seiner Gewissenhaftigkeit, aber auch mit seiner Schwäche im Praktischen der Vertreter des Protestantismus. Hamlet, d. h. der Protestantismus, geht unter, weil er die 'Ωφέλεια, die Kraft der helfenden Liebe, der Einigung nicht zu würdigen weiss, sie vielmehr selbst vernichtet. Die Gestalt des Fortinbras „Stark — in — Arm" dagegen bedeutet, dass sich der Protestantismus, der das Recht hat, auch mit der Kraft verbinden müsse, um den ewigen und unvergänglichen Feind, den „Gallopapismus," zu überwinden. So werden denn nun auch alle anderen Namen des Stücks allegorisch gedeutet. Am bezeichnendsten ist die Anknüpfung des Namens Gertrud an die Eroberung der Stadt Gertrudenberg durch den Herzog von Parma (1587). Und von diesen Gesichtspunkten aus wird schliesslich angedeutet, wie die italienische Frage zu lösen sei. — Alles dies sind Träume und phantastische Gedankenassociationen, mit denen Shakspeare nichts im Mindesten zu schaffen hat.

Wir können nicht weiter auf alles Einzelne eingehen. Nur Einiges wollen wir noch bemerken. Nichts beim Dichter berechtigt anzunehmen, dass Hamlet sich nach dem Throne gesehnt und eine hohe Vorstellung von seinem Herrscherberufe gehabt habe. Weit eher das Gegentheil. — Es ist für die Beurtheilung von Hamlet's Charakter ganz gleichgültig, ob Claudius vor oder nach Hamlet's Ankunft von Wittenberg den Thron bestiegen habe. Denn Claudius hat offenbar den Hamlet nicht verdrängt, nur zwischen seine Hoffnungen und die Erwählung sich eingedrängt; also bestand keine feste Erbfolgeordnung. — Ophelia macht sich gar keinen Vorwurf daraus, ihrem Vater nicht das schuldige Vertrauen geschenkt zu haben. Wie sollte sie auch? Auf die erste Frage des Vaters giebt sie ihm harmlos eine offene und wahre Antwort. — Die Erscheinung und die Reden des Geistes sind nicht als Vorgänge in Hamlet's eigenem Innern gemeint, als seine Erinnerungen und die Versuchung zur Sünde in Hamlet's eigener Brust. Es ist zum Mindesten gesagt höchst absonderlich, Reil's Fieberlehre zu citiren, um die Möglichkeit von Geistererscheinungen zu beweisen, oder sich auf das Beispiel Tasso's in seinem Wahnsinn zu berufen. Die Geistererscheinung, wie Analoges in andern Tragödien, gehört vielmehr in das Reich der poetischen Mittel, um Handlungen zu motiviren in wenig umständlicher und doch tief ergreifender Weise. Der Geist dient dazu, um Hamlet's eigenen Ahnungen durch eine äussere Kunde eine sichere Grundlage und doch nicht absolute Gewissheit zu geben und zugleich die übernatürliche und unendliche Seite des Rechts, der Sittlichkeit, des Gewissens und der Strafe in äusserst ergreifender und volksthümlicher Weise für das unmittelbare Gefühl anzudeuten, ganz wie die Hexen im Macbeth die dämonische und satanische Seite des Gelüstens, des Ehrgeizes bezeichnen, zwischen wahrer Realität und phantastischer Einbildung in der Mitte schwebend, aber durchaus wie ein äusserer Vorfall wirkend. — Wenn Hamlet sagt, er wolle von der Tafel der Erinnerung weglöschen alle thörichten Geschichten, damit das Gebot des Geistes ganz allein im Buche seines Hirns lebe, so heisst das nicht, er wolle die in der Jugend erlernten Zehngebote auslöschen und das Naturgesetz der Blutrache einschreiben, sondern er wolle mit Vergessen aller sonstiger Erlebnisse, Bestrebungen und Erinnerungen seine ganze Aufmerksamkeit nur darauf lenken, seinen ermordeten Vater zu rächen. — Von Seelenkämpfen des Christen steht im Gedicht kein Wort, sondern vom Nichtkönnen dessen, was man wollte. Wo leistet Hamlet auf die „Ehre vor der Welt" Verzicht und hofft auf den „Gotteslohn im Jenseits?" Und wäre letzteres eine protestantische Vorstellung? Ist es nicht echt katholisch, für eine That Gottes Lohn zu fordern und die Seligkeit nicht aus dem Glauben an das Verdienst Christi, sondern aus eigener Gerechtigkeit haben zu wollen? — Nichts begründet die Vermuthung, dass Hamlet die

Ermordung des betenden Königs unterlasse, weil der Altar ihm heilig ist. — Die Ermordung des Polonius bewirkt bei Hamlet keinen Selbstvorwurf, sondern nur das Gefühl des gesteigerten Unglücks. Dass er durch diese That sein gutes Gewissen eingebüsst, wird nirgends sichtbar. Sein Benehmen auf dem Schiffe zeigt keineswegs ein Versinken in „scheue Passivität und reflectirende Verzweiflung,“ sondern das directe Gegentheil. — Wenn doch ein Dichter wie Shakspeare nicht nach ästhetischen Regeln arbeitet, wozu denn die Erklärung einer dramatischen Handlung aus so verbrauchten und unverstandenen Terminis wie Furcht oder gar Schrecken und Mitleid. — Rosenkranz' und Güldenstern's Ermordung, die der Verfasser nicht rechtfertigen mag, trägt auch nach des Verfassers Ansicht einen durchaus nicht christlichen Charakter. Es müsste also daran die ganze Deutung scheitern. Der Verfasser aber begnügt sich mit der Erklärung: Wir seien eben alle arme Sünder, auch diejenigen, die sich einer christlichen Gesinnung befleissigten, seien der Sünde nicht entnommen. Aber eben ein mit solcher Schadenfreude an dem parirten Hiebe, mit solcher kurzen Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit geführter Streich der Nothwehr beweist mindestens, dass der Schwerpunkt des Charakters anderswo zu suchen ist. — Die Art, wie der Verfasser p. 165 aufzählt, warum jede einzelne der in die Katastrophe hineingerissenen Personen den Tod verdient hat, trägt durchaus den Charakter einer ertheilten Quittung, wonach jeder Einzelne für so und so viel Vergehen so und so viel Strafe erlitten hat. So lässt sich Hamlet's und noch weniger der Ophelia Tod nicht rechtfertigen. Solche prosaische Abrechnung statt der poetischen Gerechtigkeit, die auf die Harmonie des schliesslichen Eindrucks und auf die Wiederherstellung der gestörten sittlichen Verhältnisse geht, ist nicht Sache des rechten Dichters. Unsern „Glauben an eine göttliche Weltordnung“ werden wir doch vernünftigerweise nicht aus der Tragödie, sondern anderswoher zu schöpfen haben. — Wenn der wahnsinnigen Ophelia Worte: „Ich hoffe, alles wird gut gehen; wir müssen geduldig sein“ auf den Gedanken an eine nahe Entbindung gedeutet werden, so ist das in einem Grade geschmacklos, der an's Unglaubliche gränzt.

Die Erklärungen, die der Verfasser von einzelnen Stellen giebt, meist in der Absicht, die Schlegel'sche Uebersetzung zu berichtigen, sind meistens der Art, dass ihnen nicht leicht Jemand wird beistimmen wollen. „Ihr könnt nichts von mir nehmen, Herr, das ich lieber fahren liesse — bis auf mein Leben“ sagt Hamlet dem Polonius, als dieser Abschied von ihm nimmt. Herr Gerth deutet das darauf, dass der Argwohn des alten Mannes dem Hamlet in der Ophelia „sein ganzes Leben“ genommen habe. Und doch ist es einfach der Ausdruck des Lebensüberdrusses. Nichts lässt er so gern fahren wie sein Leben. — Bei dem: „You are a fishmonger,“ denkt Herr Gerth an das Sprichwort: Fishes and guests smell when they are three days old, als ob Polonius seine Tochter wie einen schlechtgewordenen Fisch verhandeln wolle. Das passt von Allem am wenigsten. Wozu auch? Die Stelle ist ohne solche satyrische Nebenbeziehung verständlich. Die Stelle von der Sonne, dem todten Hund und den Maden muss erklärt werden: die Sonne, das Herrlichste, erzeugt das Schlechteste, Maden. Umgekehrt zeugte der erbärmliche Polonius das Herrlichste, die Ophelia. Und mit schnellem Gedankenwechsel, aber nahe liegender Gedankenassociation an die brütende Sonne wieder anknüpfend fährt Hamlet fort: „Let her not walk i' the sun: conception is a blessing; but not as your daughter may conceive“ mit offenbarer Anspielung auf den Grund, um dessen willen Polonius seiner Tochter den Umgang mit Hamlet verboten hat. „Conception is a blessing,“ Gaben sind ein Segen, übersetzt Schlegel. Es ist nicht zu sehen, wie das Wortspiel in conception besser auszudrücken war, als durch Gaben, das ja auch geistige Anlagen ausdrückt. (Vgl. Note 43). „I am too much i' the sun,“ sagt Hamlet. Herr Gerth vermuthet dabei das Wortspiel: Ich bin zu

sehr in dem Sohne (son)! — „Die Zeit ist aus den Fugen“ etc. Herr Gerth meint, das bedeute: Nie hätte es nöthig werden sollen, dass sich ein Theil von der römischen Kirche löste! — „That I with wings as swift as meditation or the thoughts of love May sweep to my revenge.“ Das tertium comparationis ist die Schnelligkeit; Gedanken und besonders Liebesgedanken sind bekanntlich ein Bild der Schnelligkeit. Herr Gerth will Schlegel verbessern und erklärt meditation or thoughts of love „die Ueberlegung, das Nachdenken oder die Ahnungen, der Schmerz der Kindesliebe, demnach im Grunde also Rachegedanken.“ Das giebt den baaren Unsinn: dass ich mit Flügeln, schnell wie Rachegedanken, zu meiner Rache eile. — Eben so sonderbar ist die Anmerkung zu der Rede des Marcellus p. 78. Höchst gesucht und künstlich ist die Erklärung von arrows und slings p. 99. Wird slings als festhaltende Taue gedacht, so ist „slings of fortune“ in dieser Verbindung mit arrows, Geschossen, unvereinbar, während „Pfeil' und Schleudern“ vortrefflich passt. — Anmerkung 68: Hamlet spricht noch vom Teufel und dem Fegefeuer. Herr Gerth bemerkt: „Wir glauben, dass Shakspeare, indem er seinen Helden, der das Princip des Protestantismus vertritt, noch halb in den Anschauungen der römisch-katholischen Kirche befangen sein lässt, das Unvollendete der englischen Reformation durch Heinrich VIII. bezeichnen wollte.“ — A forest of feathers, welche dem Hamlet a fellowship in a cry of players erwerben helfen sollen, deutet Herr Gerth auf die Hilfe des Militairs, das sich nun von dem Mörder lossagen und ihn in Besitz seines Rechts und Erbes unverweilt zurückführen müsse (p. 107. vergl. Anmerkung 71). — Nie ist Hamlet's Hohn schneidender, als nach Polonius Tode und gegen dessen Leichnam. Nach Herrn Gerth ist das lauter Reue; er sucht seine Uebelthat zu verbergen und das: „Safely stowed“ ist ein halblauter Gewissensseufzer! — The body is with the king, but the king is not with the body. Herr Gerth hält body für die Leiche von Hamlet's Vater, die nicht aus des Königs Gewissen weiche! p. 120. — „Die Reichsversammlung der politischen Würmer“ ist auch gemeint als Würmer des Gewissens, wie sie an Stelle der Furien in den miracle plays unter Heinrich VII. und VIII. vorkommen! Während sie sich an Polonius gemacht haben, zielen sie vielmehr auf Claudius! „Wir mästen alle anderen Creaturen“ u. s. w. heisst: Die Sünde, zu welcher wir Andere verleiten, fällt auf uns selbst zurück. „Der fette König und der magere Bettler sind nur verschiedene Gerichte“ heisst: Du und ich, Hamlet und Claudius, befinden uns in gleicher Lage. Ich erschlug den Polonius, du vergiftetest den eigenen Bruder! p. 121. „Ein König kann seinen Weg durch die Gedärme eines Bettlers nehmen“ heisst: „Durch Ermordung meines Vaters habt ihr mich zum Bettler, euch zum König gemacht.“ — Wir können uns auf andere Erklärungen von gleicher Werthlosigkeit, z. B. p. 192—196, wo freilich das Höchste in dieser Gattung geleistet wird, nicht näher einlassen. Die angeführten Beispiele werden genügen zu dem Nachweise, dass Herr Gerth in seinen Erklärungen nicht eben selten vom Wege des richtigen Verständnisses abgewichen ist.

L.

Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache von Eduard Fiedler, weiland Oberlehrer am Gymnasium zu Zerbst, und Dr. Carl Sachs, Oberlehrer am Gymnasium zu Brandenburg a. H. Zweiter Band, Syntax und Verslehre. Leipzig, Violet 1861. (2 Thlr.)

Der erste Band der Fiedler'schen wissenschaftlichen englischen Grammatik (Leipzig, Violet, 1850, 1⅓ Thlr.) enthält die Geschichte der englischen Sprache, Lautlehre, Wortbildung und Formenlehre. Leider wurde der Verfasser wenige Jahre nach dem Erscheinen seines Buches der Gelehrtenwelt durch den Tod entrissen, und die Verlagshandlung wendete sich deshalb an den Herrn Oberlehrer Dr. Sachs, damit derselbe die Bearbeitung des zweiten Theils — der Syntax — übernehme. Derselbe erklärt in der Vorrede, dass er nicht ohne Bedenken der Aufforderung gefolgt sei, da es schon an sich schwierig sei, ein allseitig anerkanntes Werk fortzusetzen, und die Schwierigkeit durch den Umstand noch vermehrt werde, dass die englische Syntax bisher noch wenig in gründlicherer Weise bearbeitet worden, ja von den Engländern selbst sehr vernachlässigt werde. Einzelne Unebenheiten des Buches seien dem Umstande zuzuschreiben, dass der Druck, den gerechten Forderungen des Verlegers, der das Publicum nicht länger wollte warten lassen, gemäss, schon zu einer Zeit begann, als das Werk noch nicht vollständig beendet war. Da ursprünglich die Bogenzahl des ersten Bandes nicht überschritten werden sollte, so habe manches mehr angedeutet als ausgeführt werden können. In Bezug auf die Ordnung des Ganzen sei der von Fiedler eingeschlagene Gang zwar im Ganzen weiter befolgt; daneben aber habe die Grimm'sche Grammatik als Vorbild gedient. Es wird schliesslich anderer Forscher gedacht, denen der Verfasser zu Dank verpflichtet ist, und trotz der bei seinem Aufenthalte in England ihm gewordenen Gelegenheit, seltene Bücher und Manuscripte einzusehen, in bescheidener Weise die Lückenhaftigkeit seiner Forschungen von dem Verfasser selbst anerkannt.

Die Eintheilung des Buches ist in der Kürze folgende:

I. Verbum im einfachen Satze. 1. Genus (Activum, Passivum, Reflexiv, Medialtransitiv, Medialintransitiv, Causativ, Neutralpassiv, Reciproca). 2. Modus (Subjunctiv: Optativ; Imperativ; Infinitiv a. ohne to, b. praepositional, c. Accusativus cum Infinitivo, d. Nominativus cum Infinitivo; Particip, Verbal-Ellipsen). 3. Tempus (Present, Imperfect, Perfect, Futurum, Conditional). 4. Numerus. 5. Person (Impersonalia, impersonale Formen mit Substantiven, mit Adjectiven).

II. Nomen im einfachen Satze, 1. Wechsel von Adjectiv und Substantiv (Substantiv statt des Adjectivs, Adjectiv statt des Substantivs, Völkernamen). 2. Nominal-Ellipsen. 3. Genus. 4. Numerus. 5. Pronomen (personal, self, possessive, one, Schwächung und Anlehnung des Pronomens, indefinite Article, definite Article; demonstrative, interrogative, relative, indefinite Pronouns). 6. Numerals. 7. Adjectiv (Comparativ, Adjectiv und Adverb). 8. Casus, unbezeichnete (Nominativ, Vocativ, Accusativ), mit und ohne Zeichen, (Dativ ohne to, mit to, Genitiv ohne of, mit of). 9. Prepositions (eigentliche einfache, abgeleitete, substantivische, adjectivische, Adjectiva und Participien gebraucht statt Praepositionen, fremde Praepositionen). 10. Modalität.

III. Zusammengesetzter Satz. 1. Beiordnende Verbindung (copulatives, aufhebendes, beschränkendes, causales Verhältniss). 2. Unterordnende Verbindung (Substantivsätze, Casus-, Adverbialsätze, Adjectivsätze, Vielfach zusammengesetzte Sätze).

Prosody (Wortfolge, Interpunction).

Metrik: a. Formelle Licenzen (wechselnder Werth von Vocalen, Hiatus, Elision, Synaloephe, Accent). b. Gleichklänge (Alliteration, Reim, Assonanz). c. Einfache Versmaasse. d. Strophen. e. Schlusswort.

Wir haben das vorliegende Buch mit aufrichtiger Freude begrüsst und sind demselben für eine Fülle von Belehrungen dankbar. Nach unserer Meinung ist es neben der Mätzner'schen englischen Grammatik (Lehre vom Worte) für jeden unentbehrlich, der eine wissenschaftliche, d. h. die geschichtliche Entwicklung der Sprache mit begreifende Kenntniss des Englischen sich erwerben will. Durch diese historische Behandlung unterscheidet sich das Buch wesentlich von der Masse englischer Sprachlehren, welche jeder Messkatalog bringt, die in mehr oder weniger geschickter und vollständiger Zusammenstellung die Regeln des heutigen Sprachgebrauchs geben, ohne die Frage nach der Entstehung dieses Sprachgebrauchs zu beantworten. Wenn in den gewöhnlichen für Schulen bestimmten Grammatiken das Streben dahin geht, überall Regeln und Ausnahmen hinzustellen, so ist die historische — und so auch unsere — Grammatik vielmehr bestrebt, die Totalität der sprachlichen Erscheinungen aufzunehmen, und sie überlässt es oft der Entscheidung des Lesers, welche derselben er für normal, welche er für abnorm halten wolle oder solle. Ferner wird ein grosser Theil dessen, was für die Schulgrammatik nicht existirt, als in der Totalität der Sprache doch irgend wo einen Platz findend, nachgewiesen. Beispielsweise sagen alle uns bekannten Schulgrammatiken, dass das substantivische pron. possess. von it fehlt. Sachs weist zwei Stellen für dieses Pronom, welches natürlich its heisst, nach (Shak. Henry VIII. 1, 1; Byr. D. J. XI, 54). Von mehreren Wörtern sagen die Grammatiken, dass sie keinen Plural haben. Sachs weist denselben nach von knowledge, cheese, acquaintance, progress, sir, advice, counsel, abuse, slander, business.

Wenn der Verfasser die Lückenhaftigkeit seiner Forschungen einräumt, so werden wir ihm nicht widersprechen, da das Gebiet der Literatur in der That ein unendliches, von Einem nicht zu beherrschendes ist. Ein absoluter Maassstab kann hier überhaupt nicht angelegt werden, sondern nur ein relativer, und unsere Ueberzeugung ist, dass die Sachse'sche Grammatik einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Erforschung der englischen Sprache, im Besonderen ihrer Syntax, geliefert hat — einen Beitrag, der auf eine so ausgebreitete Quellenforschung gegründet und gebaut ist, als von einem Einzelnen, unter den gegebenen Verhältnissen, nur immer verlangt werden kann. Die citirten Schriftsteller umfassen einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren. Sie beginnen mit den angelsächsischen Gedichten: Beowulf und Paraphrase des Caedmon und enthalten Hauptvertreter jeder Epoche, besonders zahlreich der Gegenwart; auch ein paar Koryphäen der amerikanischen Schriftsteller sind benutzt, und selbst die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Neger-Englisch sind der Erwähnung nicht für unwerth erachtet. Wenn der Verfasser ferner zugiebt, dass manches nur angedeutet worden, was eine nähere Begründung und Ausführung verdient hätte, so acceptiren wir dieses Geständniss. Wir vermissen z. B. 1) auf p 6 den synonymischen Unterschied von to wax, to grow, to run, to fall, to rest, to get; 2) p. 122 die Erwähnung der in vielen Grammatiken enthaltenen Regel, dass die Stellvertretung des one unzulässig ist bei Stoffnamen und Abstracten, so wie nach gesteigerten einsylbigen Adjectiven mit bestimmtem Artikel oder possessivem Pronomen (oder wird die Regel von dem Verfasser vielleicht nicht anerkannt?); 3) im Capitel vom Numerus die Regeln über die Pluralbildung zusammengesetzter Substantiven; 4) p. 155 bei swine, welches zu den Wörtern gezählt wird, die im collectiven Sinne keinen Plural haben, die Nachweisung der Form swines, um Einzelwesen zu be-

zeichnen, so wie sheeps nachgewiesen wird; 5 p. 163 unter den zu Singularen gewordenen Pluralen die Erwähnung von sixpence (I have lost two sixpences).

Wir berühren zum Schluss unserer Anzeige einige Punkte, über die wir eine von der des Verfassers abweichende Ansicht haben.

P. 91 im Capitel vom Numerus heisst es: „Haben Subject und Prädicat verschiedenen Numerus, so geht das Subject vor.“ Zum Beweise werden unter andern folgende Beispiele angeführt: „the most hateful sight was the lice; the first sight I met with was two men drowned; whose only wealth is their flocks and herds; whose reign is the tainted sepulcres; the lowest we can fall to is our graves; the consequence was many disputes; that which grieved me, was the gentlewoman's shoes.“ Wird durch den Satz einer Substanz ein Accidens beigelegt, so ist, nach unserer Ansicht, wenn Subject und Prädicat Substantiva sind, der weitere Begriff immer für den Prädicatsbegriff zu halten. Wir halten sight, wealth, reign, lowest, consequence, that which grieved me für die Prädicate, und würden die Regel so fassen, dass im Allgemeinen das Subject, wie natürlich, den Numerus bestimmt, dass aber bei Voranstellung des Prädicats dieses oft durch Attraction über den Numerus des Verbs entscheidet.

P. 177 heisst es, dass der unbestimmte Artikel auch bei Pluralen stehen kann, die dadurch zu einem Ganzen zusammengefasst werden: a very few men; many a worthy youth; told of a many thousand warlike French; how many and many a one will read this; I have pass'd an agreeable two hours. — Mit dem ersten und letzten Beispiele sind wir einverstanden, mit den andern nicht. P. 235 sagt der Verfasser selbst: „many (ags. maneg) sg. u. pl.“ Demnach ist in many a worthy youth und in many and many a one many für den Singular des adjectivischen Pronomen zu halten (manch), und in a many thousand warlike French ist many für den Singular des substantivischen Pronomens anzusehn (ags. menigo, Menge).

P. 181 lesen wir, dass Nomina propria den Artikel bekommen, wenn ein Adjectiv davor steht, das nicht mit seinem Substantiv wie zu einem Begriff zusammengewachsen ist, sondern es von andern gleichen Namens unterscheiden soll: the cartons of the inimitable Raphael, u. s. w. Grade das erste, hier citirte Beispiel scheint nicht sehr glücklich gewählt. Soll denn wirklich durch den Artikel der inimitable Raphael von einem imitable unterschieden werden? Ich würde sagen, dass das Nomen proprium mit einem Adjectiv verbunden den Artikel nicht erhält, 1) wenn das Adjectiv stehendes Beiwort des Substantivs ist, oder 2) als eine allbekannte Eigenschaft, als ein stehendes Beiwort des Nomen proprium hingestellt wird, und so mit demselben gewissermassen zu einer Begriffseinheit zusammenschmilzt. Wir meinen, dass man sich über of inimitable Raphael auch nicht zu wundern haben würde. Uebrigens bezieht sich die Regel nicht nur auf Nomina propria, auch auf wie solche angesehene Wörter (Pale Winter). Der Artikel bleibt auch vor geographischen Benennungen weg, wenn Substantiv und Adjectiv als Begriffseinheit betrachtet werden (Tropical Africa, Chinese Tartary). Der Artikel würde also stehen, 1) wenn das Adjectiv zwar blosses epitheton ornans ist, aber nicht als stehendes Beiwort betrachtet wird; 2) wenn dasselbe wirklich unterscheiden soll; — wenn also beide Begriffe nicht zu einer Einheit zusammenwachsen, sondern in ihrer Trennung festgehalten werden sollen.

P. 336: Askede him, whethence he come were ist als Beispiel eines Adverbialsatzes aufgeführt, der ein Raumverhältniss ausdrückt. Wenn

auch das Bindewort ein Adverb des Raumes ist, so scheint uns der Satz selbst doch zu den Casussätzen zu gehören, da derselbe das sachliche Object zu askede vertritt (to ask one after a thing).

P. 395 ist unter den einfachen Versmassen an zweiter Stelle Heroic couplets oder riding rhyme erwähnt, und gesagt, dass dasselbe in der altfranzösischen Poesie ganz gewöhnlich sei, cf. Gerard de Viane: Bone chancòn plait vos que jè vos die · de hàute ystoire et dè grant bàronìe. — Nach der von H. Sachs beliebten Bezeichnung hat der erste Vers zwei, der zweite vier Hebungen. Der Grund dieser Bezeichnung des Verses ist uns nicht bekannt. Nach unserer Auffassung ist der französische Décasyllabe in seiner gewöhnlichen Form ein zehn-, respective elfsylbiger Vers mit einer Caesur nach der vierten Sylbe, zwei festen Arsen (auf der vierten und zehnten Sylbe) und zwei oder drei unter gewissen hier nicht näher anzugebenden Beschränkungen beweglichen Arsen. Wir bezeichnen die obigen Verse:

Bòne chancòn plaìt vos que je vos dìe
De haùte ystoìre et de grànt baronìe.

Die Betonung der stummen e, welche sich der Verfasser erlaubt hat, scheint uns dem Geiste der französischen Sprache durchaus zu widersprechen. Wenn man diese sich gestattet, kann man allerdings jede beliebige zehn Sylben für einen jambischen Fünffüssler erklären. Eben die Menge der tonlosen Monosyllaben, welche in jedem französischen Satze uns begegnen (die me, te, se, nous, vous, les, leur, je, tu, ils, ne, en y, le, la u. s. w.) haben die Bildung regelmässiger Versmasse im Französischen unmöglich gemacht. Der Rhythmus ist ein freierer. Die Summe der Arsen und Thesen ist gegeben, die Zahl der Arsen schwankt zwischen gewissen Gränzen hin und her, die Stelle der Arsen ist zum Theil eine feste, zum Theil eine bewegliche.

Bromberg. Weigand.

Uebungsbücher zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische, so wie aus dem Englischen in's Deutsche, herausgegeben von J. Morris.

Wenn wir bei dem Studium der neueren Sprachen zunächst das Ziel verfolgen, welches sie mit allen übrigen Unterrichtsgegenständen gemein haben, nämlich den Geist zu bilden, das Denkvermögen zu üben, das Urtheil zu schärfen: so tritt grade bei ihrer Erlernung noch ein zweites Moment hinzu, welches ihnen, zumal in der Neuzeit, einen hohen, immer mehr steigenden Werth verleiht, das ihrer praktischen Verwerthung. Zu einem möglichst gründlich theoretisch-grammatischen Unterrichte muss also bei den neueren Sprachen eine vielseitige praktische Einübung mündlich und schriftlich hinzutreten, und zwar glauben wir, dass diese letztere nicht, wie manche sonst gewiss höchst achtungswerthe Lehrer meinen, dem ersteren vorangehen müsse, sondern erst dann mit nachhaltigem Erfolge eintreten könne, wenn bereits eine sichere grammatische Grundlage gewonnen ist. Gibt es nun zwar der Mittel und Wege viel, eine moderne Sprache praktisch einzuüben — und in dieser Beziehung ist der häufige Umgang mit gebildeten Nationalen unstreitig das beste Mittel — so wird man doch nicht in Abrede stellen

können, dass der von Herrn J. Morris eingeschlagene Weg, umsichtig und gewissenhaft verfolgt, zu dem erwünschtesten Resultate führen muss. Indem er nämlich bei der Auswahl seiner Stoffe zunächst das höhere Volksleben unserer deutschen Nation berücksichtigen zu müssen geglaubt, hat er sechs beliebte und interessante Dramen, grösstentheils von Benedix, für die Uebersetzung in's Englische vorbereitet, um so der Erlernung der gebildeten Umgangssprache, wie sie in England zu finden, den Weg zu bahnen. Ein zehnjähriger Aufenthalt in England und Schottland hat ihm eine gründliche Kenntniss des englischen Idioms verschafft, die er bereits als Uebersetzer mehrerer geschichtlich-philosophischer Werke aus dem Deutschen in's Englische hinlänglich bekundet hat. Von den sechs Dramen nun: Dr. Wespe und ein Lustspiel von Benedix, die Journalisten von Freytag (bei Ehlermann in Hannover), das Gefängniss von Benedix (bei Fabricius in Magdeburg), der Kaufmann von Benedix (bei Rob. Friese in Leipzig) und Mathilde von Benedix (bei Nicolai in Berlin erschienen), stehen die fünf ersteren, was die grösseren oder geringeren Schwierigkeiten des Uebersetzens anlangt, ungefähr auf demselben Standpunkte und sind für denjenigen Theil von Schülern bestimmt, welche zwar den elementaren Cursus der Sprache durchgemacht, aber sich noch nicht viel mit Uebertragung von Conversationsstoffen beschäftigt haben. Das zuletzt genannte Drama, welches einen weit ernsteren Charakter an sich trägt, bietet für die Uebersetzung grössere Schwierigkeiten dar und ist daher schon vorgerückteren Schülern anzuempfehlen. Zu jeder Seite des Textes giebt Herr Morris unten für die schwierigeren Sprachwendungen, die eine wörtliche Uebersetzung in die fremde Sprache nicht gestatten, die nöthigen Fingerzeige, die grösstentheils rein idiomatischer, seltener grammatischer Art sind. Als Anhang finden wir bei jedem Drama ein alphabetisch geordnetes Wörterbuch, welches den ganzen Schatz der im Werke vorkommenden Wörter umfasst, wobei die Rücksicht beobachtet ist, dass da, wo mehrere englische Ausdrücke gleichzeitig für ein und dasselbe deutsche Wort anwendbar sind, dieselben nur ein Comma zwischeneinander haben, während solche, die dasselbe deutsche Wort, aber in anderer Bedeutung und zu einer andern Stelle des Textes gehörig, darstellen, durch ein Semicolon von den übrigen getrennt sind. Eine kurze Einleitung hat Herr Morris nur dem zuerst von ihm bearbeiteten „Gefängniss" vorangeschickt, in welcher er die Principien darlegt, die ihn bei Anfertigung seiner Arbeit geleitet. — Ausser diesen sechs Dramen ist noch bei Nicolai in Berlin: The Eskdale Herdboy von Lady Stoddart, von demselben Bearbeiter erschienen. Dieses Buch hat den Zweck, einen leichten und unterhaltenden englischen Lese- und Uebersetzungsstoff den Schülern an die Hand zu geben, welche mit dem elementaren Theile der Grammatik noch nicht zu vertraut sind. — Endlich hat noch Herr Morris die beiden in einem Bande bei Robert Friese in Leipzig erschienenen Macaulay'schen essays: Lord Clive und Mad. D'Arblay edirt. Die diesem Werke beigefügten Erklärungen sind: 1) stofflicher Art, indem sie über die im Texte vorkommenden Personen und Ereignisse die nöthigsten Aufschlüsse geben; 2) linguistischer, insofern sie diejenigen Stellen des Textes, deren Verständniss Schwierigkeiten bieten dürfte, erläutern.

Mögen diese Werke, welche nach unserer Ueberzeugung den oben angedeuteten Zweck des Herausgebers vollständig zu erreichen geeignet sind, Lehrern und Schülern gleich sehr empfohlen sein!

Dr. Philipp.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge, 8. Jahrgang. Nro. 9—12. Nürnberg 1861.

Ein merkwürdiger Taufstein aus dem 12. Jahrhundert. Von Gust. Sommer in Zeitz. Angabe des Fundorts und Abbildung des Taufsteins.

Alte Taufbecken aus Messing. Von G. Sommer in Zeitz. Besprechung alter Taufbecken und Inschriften in denselben mit Hinweisung auf Otte's Kunst-Archäologie.

Ein Schuldner muss bis zur Tilgung der Schuld aus der Stadt fahren. Mittheilung einer Urkunde aus dem Archiv des Museums von R. v. S. (Roth von Schreckenstein).

Aus dem ältesten Pirnaer Stadtbuche. Vom Archivar Herschel in Dresden. Einige interessante Notizen über Namen, Gewerbe, geschäftlichen Verkehr u. dergl. aus den Jahren 1432—1463.

Ueber Entstehung und Verfassung des dem Nicodemus Frischlin zugeschriebenen Gedichts vom St. Christophel. Von W. Nebel, Pfarrer in Dreieichenhain. Herr Nebel weist nach, dass Frischlin nur der Ueberarbeiter des Gedichts, dagegen ein Pfarrer Andreas Schönwaldt zu Nain in der Dreieich, jetzt Dreieichenhain, der wirkliche Verfasser ist.

Der Sarg des Bischofs Adeloch in der St. Thomaskirche zu Strassburg. Von Dr. K. Schmidt, Professor zu Strassburg. Angabe über Anfertigung und genaue Beschreibung des kunstvollen Sarges des 9. Jahrhunderts.

Das Wappen Wolfram's von Eschenbach. Von Dr. Frommann. Nach kurzer Erwähnung der bisherigen Annahme über Wolfram's Wappen führt der gelehrte Herr Verf. ein neuaufgefundenes Zeugniss vor, aus welchem hervorgeht, 1) dass das mittelfränkische, ehemals dem Deutschorden gehörige Eschenbach wirklich Wolfram's Heimat und Ruhestätte ist; 2) dass dessen Grabstein noch im Anfange des 17. Jahrhunderts bekannt gewesen und dass derselbe 3) nicht einen Affen, sondern wirklich einen Hasen im Wappen Wolfram's zeigte.

Filzschuhe als Abgabe von Klöstern. Von Dr. Märcker, Geh. Archivrath zu Berlin. Der Verf. sucht aus mehreren Citaten des 13. Jahrhunderts und später zu beweisen, dass Filz-, Nacht- oder Morgenschuhe Stiftern oder sonstigen Wohlthätern der Klöster in dem Falle gegeben wurden, wo dieselben sich die Jurisdiction über die vergabten Güter vorbehielten und diente also als Zeichen des von Seiten des Klosters anerkannten Vogteirechts. In jedem Falle hat Herr Dr. Märcker das Verdienst, auf diesen immerhin bemerkenswerthen Brauch aufmerksam gemacht zu haben.

St. Oswaldt's Leben. Von Dr. K. Bartsch in Rostock. Nachträge aus einer Olmützer Handschrift zu der vom Verf. besorgten Ausgabe eines Gedichts über St. Oswald und Pfeiffer's Germania II. und V. Band.

Die Geschichte des Klosters Schönau in Bildern. Im Besitz des Germ. Museums befinden sich 10 Handzeichnungen aus dem 16. Jahrhundert, welche die Grundlage des Cisterzienserklosters Schönau darstellen; dieselben werden näher beschrieben und eine von ihnen wird abbildlich mitgetheilt.

Zur Geschichte der Zipser Stadt Schmöllnitz. Von Dr. Erasmus Schwab in Kaschau. Mittheilung und Erklärung eines Schreibens der Gemeine Schmöllnitz an den Fürsten Raxoczy aus dem Jahre 1704.

Belagerung und Eroberung Hohenzollerns im Jahre 1423. Von Dr. Barack in Donaueschingen. Aus der Zimmernschen Chronik zu Donaueschingen wird eine Stelle über die genannte Belagerung mitgetheilt.

Ueber Herzog Ulrich von Würtemberg von einem Zeitgenossen. Von Prof. Dr. Joh. Voigt in Königsberg. Aus einem Briefe des Nürnberger Rathsmannes Hieronymus Schürstab. Nürnberg am heiligen Christabend im 1544. Jahre.

Ueber den Beinamen Pape Wulf. Vom Kreisgerichtsdirector Odebrecht in Berlin. Der Ritter Wulf mit dem Beinamen Pape wird in Urkunden des 13. Jahrhunderts häufig rühmlichst erwähnt. Der Ursprung der Benennung wird nicht näher nachgewiesen und es wäre zu wünschen, dass, da Herr Odebrecht noch einige Beinamen ähnlicher Art anführt, über die ganze Sache eine gründliche Untersuchung angestellt würde.

Zur Literatur der Todtentänze. Bibliographische Notiz über ein vor Kurzem in Besitz des Germanischen Museums gekommenes Exemplar des Holbein'schen Todtentanzes.

Zur Geschichte der bäuerlichen Lasten in Franken. Von R. v. S. — Mittheilung einer Aufzeichnung aus dem Salbuche des Wilh. Löffelholz (um 1463 geschrieben), nebst einigen Noten des Herrn von Schreckenstein.

Der Schrein der sogenannten Reichsreliquien zu Nürnberg. Beschreibung und Abbildung dieses in älterer und neuerer Zeit oft genannten, jetzt im Germ. Museum befindlichen Schreins, in welchem die Krönungsinsignien des heiligen römisch-deutschen Reichs zu Nürnberg aufbewahrt wurden.

Beilagen, Chronik des Museums, Recensionen, Anzeigen u. dergl. enthaltend, wie immer.

Berlin. Dr. Sachse.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 6. Jahrgang, 3. Heft. Wien, 1861.

Ueber Johannes Rothe. Von Fedor Bech. Fortsetzung der in früheren Heften begonnenen wichtigen Untersuchungen über Rothe's Leben und Werke; ganz besonders auch über den thüringischen Dialekt. Vorzüglich interessant ist die zweite Hälfte des Aufsatzes über ein Büchlein, welches Vilmar 1835 unter dem von ihm selbst erfundenen Titel „von der stete ampten und von der fursten ratgeben“ herausgegeben hat, und dem er den Titel „von des ratis zucht“ vindicirt.

Von Thors Müttern und Frauen. Von Wolfgang Menzel. — Hacberta. Von demselben. Zusammenstellung aufgelesener Notizen verbunden mit allerlei Conjecturen.

Der helle krieg. Von Zingerle aus dem Wiltener Codex mitgetheilt, 25 Strophen von Klugsor im schwarzen Ton. Ohne poetische, jedoch nicht ohne culturhistorische Bedeutung.

O Sehnen, du viel bittres Kraut. Aus einer Handschrift vom Jahre 1512 von Hoffmann von Fallersleben mitgetheilt. Die Ueberschrift ist der Anfang der dritten Strophe. Die erste beginnt: Wann ich ansich

den liebten tage, so ist mein herz in grosser klag, dass ich dich, frau, muss meiden.

Ein weib und drei Liebhaber. Von R. Köhler. Zusatz zu einem Aufsatze Wackernagel's in Haupt's Zeitschrift f. D. A. VI, 292.

Zur deutschen Heldensage. Von L. Uhland. II. Der Rosengarten von Worms. Eine ausführliche, reiche Abhandlung, die sich der früheren über Sommer und Winter anschliesst und den Beweis liefern soll, dass die episch gebildeten Rosengartenlieder einen mythischen Hintergrund haben. „Führt man den Sagenbestand auf sein noch erkennbares Maass zurück, dann bleiben die Rosen frisch und duftig, es ergiebt sich ein rheinischer Mairitt, eine kriegerische Frühlingsfeier in dem durch März- und Maifelder altberühmten Wormsgau, eben damit hervorstehend unter den auch anderwärts auf deutschem Gebiete kundbaren Maifahrten und Rosengärten.“

Herzog Ernst. Bruchstücke des alten Gedichts. Von Fr. Pfeiffer. Mittheilung eines sehr verstümmelt in drei Pergamentblättern aufgefundenen ältern Bruchstücks aus dem 13. Jahrhundert, dem zur Vergleichung die entsprechenden Verse aus der spätern Ueberarbeitung nach der Wiener Handschrift beigefügt sind.

Bruchstücke aus Iwein. Von Fr. Pfeiffer. Diese Bruchstücke sind vor Kurzem von Prof. Höfler auf der Prager Universitätsbibliothek entdeckt worden. Es sind zwei Doppelblätter auf Bücherdeckeln entdeckt und abgelöst. Die vielfachen Abweichungen vom Lachmann'schen Texte werden angegeben.

Zu einem Spruche Walther's. Von Fr. Pfeiffer. Es ist 101, 28—36 L. Nach Besprechung und Erklärung der Stelle lautet die Stelle nun so:

> Doch weiz ich wol, swâ sîn gewalt ein ende hât,
> dâ stêt sin kunst nâch sunder obedach.

Mich wundert, dass ich fröhlich bin. Von R. Köhler. Nach Mittheilung einer Stelle Luther's, der die Wahrheit des zuerst von More, dann von W. Wackernagel u. A. mitgetheilten Spruches bestreitet, kommt der Verfasser auf die Vermuthung, dass derselbe nicht ohne Einfluss auf eine Stelle in von Kleist's Hermannsschlacht gewesen sei. Dieser las nämlich denselben in etwas veränderter Fassung an einem Hause am Thuner See und schrieb über den Eindruck, den derselbe auf ihn gemacht habe, an seinen Freund Zschokke.

Zu Hartmann's Gregor. Von K. Bartsch. Abdruck und Verbesserung eines zuerst im Jahre 1856 im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts mitgetheilten Eingangs zu Hartmann's Gregor.

Sante Margareten Marter. Von Jos. M. Wagner. Sammlung von Varianten aus einer Handschrift des Gedichts in der Augustiner Chorherrenbibliothek zu Klosterneuburg.

Deutsche und Griechische Kindersprüche. Von Karl Schenkl. Vergleichung einiger dürftiger Spuren verwandschaftlichen Inhalts.

Recensionen Zingerle's nachfolgender Bücher: Sagen aus Hapsel, der Wilk, Oesel und Runö von C. Russwurm. Elsässisches Sonntagsblatt von Friedr. Otte. Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes von K. Schiller. Das Todaustragen und der Muorlef, ein Beitrag zur Kunde sächsischer Sitten und Sagen in Siebenbürgen, von J. Schuller.

Berlin. Dr. Sachse.

Die Nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart. Wörter, Sprichwörter und Redensarten nebst sprachlichen und sachlichen Erläuterungen und Sprachproben, von Chr. Johansen. Kiel, 1862.

Jedes Buch, das einem im Absterben begriffenen Volksdialekt gewidmet ist, verdient schon an und für sich Beachtung und Dank; das vorliegende, welches einen der drei noch vorhandenen friesischen Dialekte umfasst, um so mehr, weil es mit grossem Fleisse ein bedeutendes Material darbietet und der Wissenschaft wie dem Patriotismus ein Denkmal gesetzt hat der allmählicher Vernichtung anheimgefallenen Sprache. Der alte Nordstrand Frieslands ist von der Meeresfluth verschlungen; von Süden her hat das Plattdeutsche sich Bahn gebrochen; dazu haben Menschen absichtlich der heimischen Sprache Abbruch gethan. „Unser Volksthum," sagt der Verfasser S. IV. der Vorrede, „und böse Buben haben versucht, die Friesen zu lehren, Landessprache und Landessitte sei nicht Landesehre, haben versucht, manch Auge — (die Endung ooge oder ey ist gemeint) zuzudrücken, manchen Mund, der noch reden konnte, zu verschliessen. Dennoch haben friesische Sprache und Sitte sich auf den äussersten Inseln reiner erhalten, als anderswo bis auf den heutigen Tag. Friesisch im Hause, auf dem Felde, in den Dünen, auf den Watten, in der Fremde, wo der eine Landsmann den andern fand, war den Alten eben so theuer und werth, wie deutsch am Altar, auf der Kanzel und in der Schule. Dabei haben die Alten sich wohl befunden, und wir werden nicht minder wohlberathen sein, wenn wir „ual wetlen" (alte Weisen) in Ehren halten."

So hat der Verfasser im Vorgefühl der Dinge, die da kommen werden, der noch lebenden und lebenskräftigen Sprache seines Volksstammes Zeit und Kraft gewidmet, um das Andenken an dieselbe der Wissenschaft und durch die Wissenschaft zu retten. Anfangs war es seine Absicht, „bloss die seltenen, sich durch ihr alterthümliches Gepräge auszeichnenden Wörter zu sammeln und diese mit sprachlichen und sachlichen Bemerkungen versehen in eine Zeitschrift für deutsche Sprachwissenschaft aufnehmen zu lassen." Später entschloss er sich, die schon ausgearbeiteten Partieen zu einem Werke zu vereinigen und fügte denselben noch einige Abschnitte und Sprachproben hinzu. Man muss dies wissen, um die etwas eigenthümliche Einrichtung des Buches richtig zu würdigen.

Der erste Abschnitt S. 1—22 umfasst nämlich Substantiva, die in den übrigen nach anderen Kategorien (Ableitung, Vorsilbe, Nachsilbe u. dergl.) geordneten Verzeichnissen sich nicht unterbringen liessen; ausserdem sind hier diejenigen Wörter aufgenommen, welche nur in den Inseldialekten vorhanden sind und in den vorhandenen kleinen Sammlungen von Outzen und Bendsen nicht gefunden werden. So oft Anlass dazu da ist, sind Reime, Redensarten, Sprichwörter und andere Notizen beigefügt, was besonders wichtig ist, da auch von anderen Gegenden Frieslands andere Sammlungen dasselbe Ziel verfolgt haben.

In den folgenden Abschnitten S. 22—192 werden einfache und zusammengesetzte oder durch Vorsilben gebildete Substantiva, Adjectiva, Verba, Pronomina u. s. w. nacheinander in ähnlicher Weise behandelt, so dass ausser dem Lexicalischen auch das Grammatische berücksichtigt wird.

Den Schluss des Ganzen S. 193—286 bilden Sprachproben: Uebersetzungen aus der Bibel, aus Göthe's Faust, Erzählungen des alten Besenbinders Jens Drefsen, geistliche Lieder.

Bei dem Reichthum und der Wichtigkeit des Buches kann man den Wunsch nicht unterdrücken, dass das Ganze in eine wissenschaftlichere Form gebracht und der grammatische Theil von dem lexicographischen getrennt

worden wäre. Dadurch wäre eine grössere Uebersichtlichkeit des ganzen Materials gewonnen, und der Gebrauch zu wissenschaftlichen Zwecken unendlich erleichtert worden. Aber auch so, wie es ist, fordert das Buch zum Dank gegen den Verfasser auf und reiht sich den vor einigen Jahren erschienenen Wörterbüchern von Stürenberg und Schambach in würdiger Weise an.

Berlin. Dr. Sachse.

Michaelis, Nouveau Système de Sténographie française d'après la Méthode Stolze, avec 32 planches. Berlin, Lobeck. Paris, Hachette und Co. 1862.

Die vorliegende Anwendung der Principien der Stolze'schen Stenographie auf die französische Sprache ist eine sehr consequent durchgeführte und durchaus gelungene Leistung, von der wir glauben, dass sie dem Lande, dem sie gewidmet ist, von grösstem Nutzen sein kann. Ueber die Vorzüge der Stolze'schen Stenographie wollen wir uns nicht des Weitern verbreiten: sie sind bewährt und anerkannt genug. Eine Systematik und durchgehende Analogie, die fast bis in's Peinliche geht, der engste Anschluss an die Natur der Sprache und Sprachlaute, das durchaus rationelle Verfahren, die Möglichkeit der höchsten wünschenswerthen Kürze bei der allergrössten mit der gewöhnlichen Schrift wetteifernden Genauigkeit der Aufzeichnung, endlich die an die Art der gewöhnlichen Schrift sich möglichst annähernde Gestalt der Schriftzüge: dies alles hat zum Theil und muss von Tage zu Tage mehr der Stolze'schen Schrift das Uebergewicht über alle ihre Gegner geben. Um derselben Vorzüge willen und besonders weil sie sich dem gemeinsamen Bau der indo-germanischen Sprachen auf's Innigste anschmiegt, ist sie auch leicht anwendbar auf andere Sprachen, besonders germanischen und romanischen Stammes. Der Herr Verfasser hat für Frankreich eine entschieden werthvolle Arbeit geliefert. Die bisherige von den Engländern entlehnte Methode französischer Kurzschrift entbehrt der meisten Vorzüge, durch die das vorliegende System sich auszeichnet. Der Verfasser ist in seinen Principien mit grosser Besonnenheit verfahren. Der Klang ist für die Schriftbezeichnung das Entscheidende: aber um grössere Deutlichkeit zu erzielen, verschmäht er es nicht, die Etymologie heranzuziehen, wo sie nicht unnütze Verwicklung und Erweiterung bewirkt. Se und ce, les und lait; sans, sens, cent, s'en werden unterschieden; nicht aber lai, laid, lait, lais etc. Wir bemerken beispielsweise noch Folgendes. Die Höhe der Buchstaben wird auf die einfache, die zweifache und die halbe beschränkt. Die dreifache fällt fort. Insbesondere haben k, p, t nicht die dreifache, sondern die einfache Höhe wegen ihres häufigen Vorkommens. Dafür bekommt n im Anlaut das Zeichen für z in der deutschen Schrift. Au und o, oe und eu können unterschieden werden. Die Bezeichnung der Vocale, das Zerfällen der Worte nach den organischen Bestandtheilen ist wie in der deutschen Schrift. y wird durch verstärkten Consonanten über der Linie bezeichnet. Wir können nicht alles Einzelne so durchgehen. Das Resultat ist, dass es mit grosser Leichtigkeit gelingt, sich in die mitgetheilten Schriftproben hineinzulesen, und dass die Lesung äusserst sicher und zweifellos ist trotz der ungemeinen Kürze. Zwar bleibt die Bezeichnung durch Verstärkung des Strichs und das stete Abweichen von der Linie immerhin ein Uebelstand der Stolze'schen Stenographie. Aber man kann so grosse Vorzüge,

wie sie diese Schrift bietet, nicht ohne einige Schwierigkeiten erkaufen, und das ist eben das Gelungene in dieser Methode, dass wesentliche Vortheile, die sonst unerreichbar wären, um den Preis von Uebelständen erlangt werden, die durch Uebung sehr leicht zu überwinden sind. — Wir wünschen und hoffen, dass sich die verdienstliche Arbeit des Herrn Verfassers durch die ehrenvolle Beachtung im Auslande und durch die Anwendung, deren sie eben so würdig als fähig ist, belohnen möchte.

L.

Miscellen.

Ueber die romanische Sprache.

Im südöstlichsten Theile des Kanton Graubündten, wo schroffe Steinmassen sich in den wunderbarsten, wild romantischen Formen, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, bis hoch in die Wolken erheben, und aus deren Schoosse die unversiegbaren Quellen des Inns und Rheins entspringen, dort lebt ein Volk, dessen Sprache und Sitten abweichend sind von denen der übrigen Bewohner Europas. Die Civilisation ist nur erst spärlich zu ihnen gedrungen, doch fängt sie in neuerer Zeit an sich geltend zu machen. Sie sind dem Calvinischen Glauben in seiner ganzen Starrheit zugethan, von naturwüchsigen Sitten, die aber doch an die Rohheit des Mittelalters erinnern (ein gefallenes Mädchen wurde noch bis vor 20 Jahren öffentlich gestäubt, und der Verführer konnte nach Kantonalgesetzen gezwungen werden, die Geschwächte zu ehelichen), freiheitsliebend und den armen väterlichen Boden mit rührender, kindlicher Treue in Sitte und besonders ihre Sprache verehrend, so sind die Grisuns; und dennoch ist diese Sprache keine wohlklingende, sondern ein unharmonisches Conglomerat von unverständlichen Worten, in denen das u. au und die Zischlaute eine bedeutende Rolle spielen. Das deutsche Adjectivum kauderwälsch ist gewiss zuerst von dieser Sprache hergeleitet worden, da um die Hauptstadt Chur herum sich fünf verschiedene Sprachen gruppirten, die sicher die Veranlassung zu dem Ausdruck churwällisch und später kauderwälsch gaben.

Die Besucher dieser Gegenden, die seit den vierziger Jahren als Reiseziele vieler erholungssuchender Städter benutzt worden sind, werden an die babylonische Sprachverwirrung erinnert, wenn sie in Chur deutsch, nahe dem Veltlin italienisch reden, wenn sie, nachdem sie einige Worte in Ponteresina oder Sant Montz gelernt haben, einige Meilen östlich im Bergell wiederum nichts verstehen und nicht verstanden werden. Der Grund hiervon ist nun folgender: Das Romaunsche, — nicht Romanische wird als die älteste dieser Sprachen angesehen; und hat neben sich das Ladinische, das sich in zwei Unterabtheilungen abzweigt, das Ladinische des Oberengadin und das Ladinische des Unterengadin; wenn die beiden letzteren Sprachen füglich als Dialekte angesehen werden könnten, obgleich ganz abweichende Wörter und Redeformen darin vorkommen, so ist das Romanische (im Oberlande) ganz verschieden vom Ladinischen.

Die Tradition sagt; dass ungefähr im 5. oder 6. Jahrhundert vor Christi Geburt, bei den Einfällen der Gallier in Italien, die Etrusker oder Tyrrhenier unter Anführung ihres Fürsten Rhätus, eines Tuskers, sich geschlagen nach den Thälern der Schweiz, des Ober- und Unterengadin flüchteten und ihren Weg über Maloggia nahmen. Die Nachkommen dieser Eindringlinge hatten eine besondere Sprache, die sie romaunsch nannten; später trafen Flücht-

linge aus Latium ein, die sich im östlichen Engadin niederliessen, und diese nannten ihre Sprache ladinisch. Durch die Vermischung mit celtischen, longobardischen und gothischen Wörtern bildete sich nun die Sprache wie sie jetzt noch gesprochen wird.

Auch die Italiener, die der Lehre des Peter Waldus ergeben waren, wurden durch die Verfolgung der römisch-katholischen Kirche gezwungen, in den Thälern dieses Theiles der Schweiz ein Asyl zu suchen; daher denn auch ein grosser Theil italienischer und provençalischer Worte sich in dieser Sprache befindet.

Der Grundtenor ist und bleibt aber dennoch die lateinische Sprache, und nur der Mangel an eigenen guten Schulen liess sie so ausarten; was nun die Literatur der romanischen Sprache anbetrifft, so ist davon wenig zu sagen, denn sie hat keine. So viel man weiss, erschien das erste gedruckte Buch im Jahre 1611, und zwar der Katechismus des Pfarrers Stephanus Gabriel zu Monz; der in der Vorrede sagt, dass in dieser Sprache bis jetzt noch nichts gedruckt sei. Der Sohn des Vorhergenannten gab das Neue Testament heraus, welches im Jahre 1648 gedruckt erschien; das Alte Testament aber erschien erst vollständig im Jahre 1718. Ausserdem sind einige Gellertsche Fabeln in's Romaunsche übertragen; und zu gleicher Zeit einige romaunsche Kirchengesänge, voller Inbrunst im echt calvinischen Geiste verfasst.

In neuerer Zeit hat sich der Sinn für die Erhaltung dieser Sprache, die auszusterben schien, wieder lebhaft geregt und es werden augenblicklich sogar zwei Zeitungen „Il Fögl d'Engadinn“ und „il Grisun“ gedruckt, die wöchentlich erscheinen; auch gibt die katholische Partei ein Kirchenblatt im ultramontanen Sinne heraus.

Als einer der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter der romanischen Sprache kann der im Jahre 1846 in Berlin verstorbene Brauer Daniel Josty, bekannt durch das jetzt noch existirende Bier, gelten. Derselbe liess zwei Werke drucken, in denen sich Proben romanischer Poesie befinden.

Was nun die grammatikalische Bildung dieser Sprache anbetrifft, so finden wir, wie ich mich der verehrten Versammlung kurz zu zeigen bemühen werde, eine grosse Aehnlichkeit mit der lateinischen und französischen Grammatik. Die Aussprache der Wörter ist ungefähr der der italienischen equivalent, nur u wird zwischen u und i ausgesprochen, z. B. un re, unu donna. Das Geschlecht ist zweifach, männlich und weiblich. Die Declination ist folgende:

ilg frar	la sora
dilg frar	da la sora
algi frar	à la sora
ilg frar	la sora
ils frars	las soras
dils frars	da las soras
ad als frars	à las soras
ils frars	las soras.

Hierbei ist eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Französischen vorhanden, auch das an die Einheit angehängte s, um die Mehrheit zu bilden, fehlt nicht.

Auffallend ist die Uebereinstimmung noch in Bezug auf die Stellung der Adjective, da alle Eigenschaftswörter, die eine Farbe, ein natürliches Gebrechen, eine Nationalität, bezeichnen, so wie alle Participien und diejenigen Adjectiva, auf welche man einen Nachdruck legen will, genau wie im Französischen, dem Hauptworte nachgestellt werden.

Die Comparation ist genau mit dem Französischen übereinstimmend:

grond, pli grond, ilg pli grond.

Die Zahlwörter sind:

un, dus, treis, quater, tschunc, sis, set, oig, nov, diesch, undisch, dodisch, tredisch, quatordisch, quindisch, sedisch, dischset, schoitg, schenif, veing, trenta, quaronta, tschunconta, sissouta, sestonta, oitgonta, novonta, tschient, milli.

Hülfszeitwörter gibt es drei:

havor, haben, esser, sein, veguir, werden, können.

Mit dem Lateinischen stimmen wieder genau die vier Conjugationen überein.

1. Conjugation: ludar, loben.
2. „ mantener, unterstützen, manta.
3. „ vender, verkaufen.
4. „ udir, hören.

Um eine kurze Probe der Conjugation zu geben, führe ich das Präsens von laudar an.

Ganz lateinisch ist das Präsens, fast deutsch das Perfectum.

jou laud	jou hai ludan
ti laudas	ti has ludan
el lauda	el ha ludan
nus ludein	nus vein ludan
vus ludeits	vus veits ludan
els lauden	els han ludan

Das Präsens des Hülfszeitworts esser verläugnet seine lateinische Abstammung am allerwenigsten, es heisst nämlich:

	das Imperfectum
you sunt	jou era
ti eis	ti eras
el ei	el era
nus essen	nus eran
vous esses	vus eras
els eân	els eran.

Die romanische Sprache bildet so gewissermassen den Uebergang der lateinischen zur provenzalischen, denn die Bündner verstehen dieselbe mit leichter Mühe. Ich wollte Ihnen hierbei ein provenzalisches Liedchen citiren, was die Bauern in der Camargue singen; woraus Sie leicht die Aehnlichkeit beider Sprachen erkennen können. Dies lautete:

Romanisch.	Provenzalisch.
Dmi Joanna	Di gue Jeanette
voust tacher una plaza	Vos ti te longa?
na, mama	Nanni, ma meire
Eau will me marrider.	Volo me marrida.
Eau tenera una butica	Tendere boutica
Et vendera vin alo	Vendere doux vi blanc
Tlinqsh sous el cotcheu	Tschinc sous le rouge
Dudesch sous l moucheux.	Dousch sous le mousseux.

Zum Schlusse lasse ich ein romanisches Gedicht folgen, um Ihnen zu zeigen, wie diese Sprache sich leicht zur Poesie eignet.

Orazium in vers.

O Bup celestiel, ô mieu Dun buntadaivel,
O Segner grazius, o Dieu charitataivel,
O Dieu che hest creo l'hom et il firmameunt

L'univers, il passo, l'avegnir, il preschaint
Ch'inflamast um amour, il Seraph', la Natüra
Il spazz', ils Elleinaints, ils aungels, la cultura
Chi h'est reglo il mors da la posteritet,
Et puzzo l'infinit in ta souvi anitet
Fixo l'Eternitet, viin d'ella de la speraunza,
Et eir l'Emensitet in ta sulla pusaunza;
In sema quel che est, il principi, la fin
Il sulet Dieu parfet il sulet Dieu divin.

Engadinisch.

Qui, Jeanette
Wol te ir en surwatsch
Na mia mama
Eu vi mi samarida
Eu vi tane una butia
Eu vi vender win alo
Dousch sous dol' alva
Tsching sous d'illa cotschna.

Giovanoly.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung einiger in stock endenden Städtenamen, als Rostock, Wittstock, Bialystock.

I. Rostock, die grösste Stadt in dem Grossherzogthum Mecklenburg-Schwerin an der Warne. Die älteste Form des Namens in den Urkunden ist Roztok (Schafarik Slawische Alterthümer 2, 588). Daneben kommen auch die Formen Roztog, Roztoch, Rostzoch, Rozstoc, Rozstok, Rostoc, Rozstock, Rostocke, Rozstke, Rozstoch, Rozstogk. Rozstochk, Rodestock und endlich die heutige Rostock vor. Johannes Posselius, Professor der griechischen Sprache zu Rostock in seiner am 25. März 1560 gehaltenen oratio de inclyta urbe Rostochio leitet es vom deutschen Plural Rosen ab, so dass es so viel als Rosenstock bedeute, und führt zum Beweise den Rosengarten mit seinen sieben Linden an. Diese Ableitung fand solchen Beifall, dass man die daselbst seit 1419 bestehende Universität „alma rosarum academia" nannte. Einige behaupteten, dass Rostock so viel als Rotherstock bedeute, und seinen Namen daher empfangen habe, weil die Fischer des ursprünglichen Fischerdörfchens an einem rothen Stocke ihre Zusammenkünfte gehalten hätten. Frencelius in seiner Etymologica Vandalica et Slavica Megapolitana erklärt Rostocka für diffluentia aquarum, wo die zusammenfliessenden Wasser auseinander fallen oder auseinander gehen; denn roz oder ros sei in der Böhmischen Sprache die untrennbare Präposition dis, zer, und stocka bezeichne elices, colliciae, Wasserfurchen, ὑδρορρόα, wohin das Wasser zusammenfliesse und fortlaufe, und Martinus Opitius prolegom. ad rhythm. de S. Annone: „Rozstock" solutionem glaciei aut aquae designat, unde oppidum Varnae amni adsitum vicinumque mari dictum. Lindenberg (Chronic. Rost. lib. I. c. 6. p. 26) berichtet: Nach dem Verfasser des Chronicon Polonicum bedeute Rozstock divisionem seu dissolutionem aquarum, vel etiam terram uliginosam, Sumpfland, dem er beistimme. Der Verfasser der Rostocker Wöchentlichen Nachrichten ist aber der Meinung, dass der Name Rozstock von Radegast, dem bekannten Gotte der Obotriten, der dem Wuotan oder Mercur gleichgestellt wird, herrühre, also Radestock, Rodestock, oder nach der harten Wendischen Mundart Rozstock. Er bezieht sich dabei auf Westphalen, der in der praef. ad Tom. IV der monumenta

inedita pag. 227 et seqq. bekräftige, dass viele Städte in Deutschland, Ungarn und Russland nach Götzen ihre Benennung bekommen hätten. Um Rostock, besonders in dem der Stadt gehörigen Walde, der Rostocker Haide, wäre Radegast hauptsächlich verehrt worden, und noch jetzt in demselben ein Platz Radebeck bei Rövershagen vorhanden. Ein Namensvetter von mir, der Dr. J. F. A. Mahn, Condirector an der grossen Stadtschule zu Rostock, hat sich das Verdienst erworben, in dem von ihm im Jahre 1854 als Programm herausgegebenen Beiträgen zur Geschichte des alten Wendischen Rostocks diese verschiedenen Meinungen über die Entstehung des Namens Rostock gesammelt und angeführt zu haben. Derselbe liefert auch eine Kritik einzelner dieser Erklärungsversuche und stellt eine neue und selbstständige Ableitung des Namens aus dem Hebräischen auf. Zu den Etymologien von Frenzel und Opitz macht derselbe die Bemerkung: Beide Erläuterungen seien schwer zu verstehen, oder solle unter Auseinanderfall und Auflösung der Gewässer das Ausmünden der Warnow in's Meer gedacht werden? Dann hätte man aber besser dem Flusse, nicht der Stadt die Benennung Rozstock beilegen sollen. Was Lindenberg's Bericht betreffe, so gewinne in Berücksichtigung der Sumpflage des alten Wendischen Rostocks die letzte Ansicht desselben einige Wahrscheinlichkeit und sei ohne Zweifel allen übrigen vorzuziehen; nur werde sich unwillkürlich die Frage aufdringen, warum vorzugsweise unsere Stadt, weil ja alle Wendischen Städte oder Burgen ebenfalls in Sümpfen ihre Entstehung hatten, die Sumpfstadt genannt und nicht auch den anderen, namentlich den grösseren, z. B. Mikilinburg und Kyssin, dieser Vorzug eingeräumt worden sei? Genug, fährt er fort, es lässt sich nicht läugnen, betrachtet man die angeführten Derivationen, von welcher Seite man wolle, dass sie alle etwas Unbeholfenes und Gezwungenes und deshalb etwas Unwahrscheinliches an sich tragen. Einige dieser Einwendungen fallen nun eben nicht sehr schwer in's Gewicht, z. B. die, warum man nicht besser dem Flusse als der Stadt die Benennung Rostock beigelegt habe, oder warum man gerade Rostock die Sumpfstadt, und nicht auch andere oder grössere so genannt habe Denn bei den Städtenamen, die eigentlich ursprünglich Flussnamen sind, ist etwas zu ergänzen, etwa an dem und dem Flusse oder vollständiger die Stadt an dem und dem Flusse. So sind z. B. alle Städte und Dörfer, die in Fleth (= Kanal, Graben), Bach, Beck, Springe, See enden eigentlich Fluss-, Bach-, Quell- und Seenamen, wobei natürlich immer eine Präposition zu ergänzen ist; z. B. Moorfleth, Hasenfleth, Mansfleth, Fischbach, Weissenbach, Fischbeck, Mariaspring, Lippspringe, Weissensee. In alten Urkunden steht oft die Präposition noch dabei, z. B. to Mansflete. Mit eben demselben Rechte könnte man z. B. fragen, warum Coblenz, Confluentia oder Confluentes, so heisse, und nicht vielmehr von nun an der Rhein, nachdem sich die Mosel mit ihm vereinigt hat? Was den andern Einwand betrifft, so ist es natürlich, dass, da ein Gegenstand immer mehrere Merkmale hat, die ihn charakterisiren, man, um ihn zu benennen, fast immer nur eins berücksichtigen kann. Herr Dr. J. F. A. Mahn hätte z. B. auch anfragen können, warum die Deutschen gerade nur den Fuchs den haarigen nennen, und nicht eben so gern auch noch viele andere Thiere, die eben so haarig und noch haariger sind als er. Rostock konnte man die Sumpfstadt nennen, eben weil man zur Benennung nicht gut mehr als ein Merkmal wählen und gerade dieses Merkmal vor anderen Merkmalen hervorheben wollte, und man unmöglich alle Städte, die eine sumpfige Lage haben, wenn noch viele andere Merkmale daneben vorhanden waren, gerade nach jenem Merkmale benennen konnte, und, was der beste Beweis ist, factisch auch nicht genannt hat. Seine eigene Etymologie von Rostock aus dem Hebräischen ist nun folgende: Die Stadt habe ursprünglich Rostow geheissen, welche Endung von den deutschen Colonisten, die das neue Rostock gründeten, aus Hass gegen die Wenden in die deutsche Endung og, och, ock umgewandelt sei. Das Wort Ros, in der härteren

Mundart Roz, bedeute im Slawischen das Vorzügliche, Mächtige, und sei das hebräische rosch, das Haupt, der Kopf, das Oberste, Höchste in seiner Art, die Hauptstadt. Unter den Slawischen Völkerschaften nannte sich im neunten Jahrhundert das angesehenste Volk Ruzi, Ruzzi, Rozzi, d. h. die mächtigen, vorzüglichen, woraus in späteren Zeiten Rossen, Russen geworden, Stammwort hebr. rosch, slaw. roz, so noch jetzt Rossia, Rossianin. Das t in Rostock ist der leichtern Aussprache wegen eingeschoben. Motivirt ist der hebräische Ursprung durch die Behauptung, dass die Wenden aus dem Innern Nordostasiens, aus der Mongolei, Tartarei, Tibet und den angränzenden Ländern stammen und von dort durch Mittelasien um das Kaspische Meer herum in Sibirien und Europa eingewandert sind, die Semitischen Dialecte seien aber über ganz Vorder-, Mittel- und einen Theil Ostasiens ausgebreitet gewesen, und es dürfe als ausgemacht angenommen werden, dass auch die Slawischen Völker vermöge ihrer ursprünglichen Wohnsitze die Semitischen Dialecte zur Grundlage ihrer Sprache gehabt haben müssen. So nannten z. B. alle Slawen ihr Oberhaupt Zar und nennen es noch heutzutage so; in Zar erblickt man aber deutlich das hebräische sar, Fürst, Vorgesetzter. Hauptbeschäftigung der Slawen und also auch der Meklenburgischen Wenden war Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt und Handel; keine Gegend bot ihnen zu Schifffahrt und Handel grössere Vortheile dar, als die Gegend um Rostock an dem grössten, dem einzigen schiffbaren Flusse des Landes, besonders da, wo er einen so geräumigen und sicheren Hafen bildet. Darum habe es nichts Auffallendes an sich, dass die Wenden, indem sie den Vorzug dieser Stadt vor allen übrigen des Landes erkannten, sie wegen ihrer Lage und Wichtigkeit als die vorzüglich für Schifffahrt und Handel geeignete bezeichneten. Sie gaben ihr den Namen Roztow, d. h. das Haupt, in Bezug auf Schifffahrt und Handel, folglich *κατ᾽ ἐξοχήν*, die Handelsstadt. Ich überlasse es den Lesern zu beurtheilen, ob diese Derivation nichts Gezwungenes oder Unwahrscheinliches an sich hat, oder ob sie vielleicht im Gegentheil etwas zu Ungezwungenes, Luftiges, Leichtes und Verwegenes an sich trägt. In welcher slawischen Sprache heisst denn ros oder roz vorzüglich, mächtig, und giebt es überhaupt nur ein slawisches ros oder roz als Substantivum oder Adjectivum? Ferner ist das slawische zarj, Fürst, nicht vielmehr, wie unser Kaiser, aus dem lateinischen Caesar entstanden? Der Urheber dieser Etymologie aus dem Hebräischen ist auch, wie er sagt, von der Anmassung weit entfernt, diese Ansicht über die Entstehung und Bedeutung des Wortes Rostock für die richtige ausgeben zu wollen, jedoch, meint er, möchte sie wohl der Wahrscheinlichkeit am nächsten treten.

Mir scheint es nun, dass Frenzel und Opitz, ja theilweise auch der Verfasser des Chronicon Polonicum der wahren Etymologie von Rostock schon ziemlich nahe gekommen sind; denn darüber kann kaum ein Zweifel aufkommen, dass der Name wendisch oder slawisch ist, und dass man sein Etymon im Slawischen zu suchen hat: roztok ist im Polnischen ein Zerfliessen, ein Auseinanderfliessen, ein sich Ausbreiten des Wassers, von der Vorsylbe roz, die unserm zer, ver, auseinander, und dem lateinischen dis entspricht, und tok ist das Fliessen, der Fluss, von der slawischen Wurzel tek, Infinitiv teschtschí, fliessen; im Russischen lautet diese Vorsylbe nach dem Altslawischen gewöhnlich raz, zuweilen jedoch auch roz, und tok bedeutet dasselbe; raztók ist sogar geradezu der Arm eines Flusses, indem ein solcher Arm als ein Zerfliessen oder sich Ausbreiten des Hauptflusses angesehen wird. Bei und hinter Rostock wird die Warne, an welcher die Stadt liegt, auffallend breit, um zwei Meilen davon nordwärts bei dem Flecken Warnemünde in die Ostsee zu fallen. Deshalb konnte man den Fluss von da an sehr gut ein Zerfliessen oder Verfliessen oder Auseinanderfliessen in's Meer nennen, und weil dieses Zerfliessen erst bei der Stadt beginnt, so wandte man dasselbe nicht zur Benennung des Flusses selbst an, der schon seinen Namen hatte, sondern man fasste das was bei der Stadt stattfand,

als ein charakteristisches Merkmal derselben auf und benannte sie darnach, ähnlich wie es bei dem erwähnten Zusammenfliessen des Rheins und der Mosel in Beziehung auf Coblenz und bei noch anderen Städten geschehen ist. Da im Russischen raztok geradezu und nur Flussarm heisst, so stände auch nichts entgegen, roztok als Fluss überhaupt zu nehmen, zumal wir ja gar nicht wissen, was für specielle Anwendungen das Wort in dem untergegangenen Dialect des Slawischen in jenen Gegenden gehabt haben mag.

II. Wittstock, eine kleine Stadt von 7000 Einwohnern in der Mark Brandenburg und im Regierungsbezirk Potsdam in der sogenannten Priegnitz, die von den alten Brizanen ihren Namen haben soll, nicht weit von der Meklenburgischen Gränze. Die Stadt gehörte ehemals zu dem Gau der Doschaner, die so vom Dossaflusse genannt werden. In den ältesten Urkunden von 946 heisst sie Wizaca, und von 1150 Wizoka (Schafar. Alterth. 2, 586). In späteren Urkunden führt sie den Namen Wistohc, Wistock, Witstock, Witsstoc, Wizstok, Wiztok etc. Man hat den Namen aus dem Deutschen abzuleiten, und ihn entweder geradezu als weisser Stock, Weissstock oder (cf. Buttmann deutsche Ortsnamen in der Mittelmark p. 6.) als Waldfleck, identisch mit dem englischen Woodstock, zu erklären gesucht. Diejenigen, welche, wie Bekmann, ihr Augenmerk auf's Slawische richteten, erklärten es durch die slawische Präposition w, wi, wo, in, auf, nach, und das Hauptwort stok, d. i. Abfluss, wobei diese Präposition aber keinen besonders verständigen Sinn giebt, und man einen unmotivirten Zusatz von t annehmen müsste. Die alte Form der Urkunden wysoka kommt ganz offenbar vom slawischen wysoka, hoch, her, wobei etwa woda, Wasser, oder rzeka, russisch rieka, Fluss, zu ergänzen wäre. Nach den späteren Formen Wistock etc. zu schliessen, ist es aber sehr wahrscheinlich, dass neben dem Namen Wysoka noch ein anderer wysoki stok hergegangen, und endlich über wysoka den Sieg davon getragen habe. Dieses wysoki stok, welches zuerst in wysk stok zusammengezogen, und nachher in wytstok corrumpirt wurde, würde nun ungefähr hoher Zusammenfluss heissen, von wysoki, hoch, und stok, der Zusammenfluss. Diese Benennung passt für Wittstock doppelt gut, indem der Ort gerade da an der Dosse liegt, wo ein anderes kleines Flüsschen, die Glinz, mit ihr zusammenfliesst, sich also ein slawisches Coblenz bildet, und die Dosse ein zwar nur kleiner, aber leicht anschwellender und dann reissend werdender Fluss ist, besonders da er hier durch die eben erwähnte Glinz noch vergrössert wird (cf. Berghaus Landbuch der Provinz Brandenburg 1, 631 und 1, 377).

III. Bialystok, eine Kreisstadt von ungefähr 16,000 Einwohnern an der Biala oder dem Bialy, in dem nordöstlichen Theile des ehemaligen Polens, jetzt in Westrussland. Auch der Namen dieser Stadt ist ganz offenbar eben so wie Rostock und Wittstock ursprünglich und eigentlich ein Flussname, indem er aus dem polnischen bialy, weiss, und dem eben erwähnten stok, das Zusammenfliessen, besteht, und der Fluss selbst führt zum Unterschiede bloss den kürzeren Namen Bialy, wobei stok zu ergänzen ist, oder Biala, wobei woda, Wasser, oder rzeka, Fluss, hinzuzudenken ist. Es wird nicht gerade erwähnt, dass die Biala bei Bialystok mit irgend einem andern Flusse zusammentreffe; vielleicht ist es dennoch der Fall, aber derselbe ist dann wohl so unbedeutend, dass es in den Erdbeschreibungen nicht angeführt wird; oder man hat stok als ein Zusammenfliessen der Wasser eines und desselben Flusses zu fassen, der sich ja häufig in mehrere Arme theilt, die dann wieder zusammenfliessen; oder es kann auch ein Hinfliessen überhaupt sein, da im Russischen stok ein Abfliessen, einen Abfluss bedeutet.

Dr. C. A. F. Mahn.

Nachträgliches zu
Herrn Dr. A. Hoppe's Beiträgen zur englischen Lexicographie.
II. Art. XXX. Band 1. und 2. Heft p. 111 ff.

Da Heft 3 und 4 des Archivs keine Antworten auf die in Obigem enthaltenen Fragen gebracht hat, so sei es mir gestattet, solches jetzt nachzuholen. Indem ich so einige Lücken in den schätzenswerthen Beiträgen zu ergänzen suche, werde ich mir zugleich erlauben, einzelne Ungenauigkeiten darin zu berichtigen. Ich will mich damit keineswegs über Herrn Dr. Hoppe erheben; vielmehr gestehe ich gern ein, dass ich durch seine Beiträge meine Kenntniss der englischen Sprache stets vermehrt finde und es mich freuen sollte, wenn Andere meinen Nachtrag eben so nützlich fänden.

p. 111 „above. with such an income as that he should be above world, erhaben über das Weltliche.“ Sollte vielmehr heissen, sich über das Gerede der Welt hinwegsetzen.

ibid. „Admirable Crichton.“ Er war nicht Engländer, sondern Schotte, wie das aus jedem beliebigen Conversationslexicon zu ersehen ist. Zu den Citaten des Herrn Dr. Hoppe möchte ich noch Bulwer's Lady of Lyons Act 1 Scene 2 hinzufügen.

p. 112 „aye.“ Warum nicht der Sprecher im Unterhause statt: „der Beamte im Parlamente?“

ibid. „armlet,“ der kleine oder dünne Arm, also der das Handgelenk bekleidende Theil des Aermels, um welchen das Armband (hier die Perlen) getragen werden.

ibid. „ayewunnest.“ Einfach ein vom Autor gebildeter Superlativ von „A 1“ (A one) was so viel wie Prima Qualität bedeutet und von der Classificirung der londoner Constabler sich herschreibt.

p. 113 „To bear heavy on somebody,“ Jemandem hart zusetzen, nicht „stossen.“

ibid. „To beat out a thought.“ „Ob üblich?“ Ja wohl.

ibid. „Berlin gloves.“ Vergl. dazu Berlin wool, die zu Stickwaaren gebrauchte bunte Wolle.

p. 114. „Bob,“ nicht gleich pop.

ibid. „Bound.“ — „to be bound up in somebody.“ Biblischer Ausdruck, vergl. Genesis XLIV. 30.

p. 115 „Brick.“ „You can't make bricks without straw.“ Ebenfalls biblisch. vergl. Exodus V. 7.

p. 116 „Cat.“ „There is a proverb with reference to the killing of cats.“ Es heisst: care has killed a cat.

p. 117. „Cleft.“ „To put a fellow in a cleft stick.“ Jemanden in die Enge treiben.

p. 118. „Coal.“ „Für to call hat.“ Augenscheinlich Druckfehler. Das daselbst citirte: „to have over the coals lautet auch oft: to haul over the coals.“ Einen coram nehmen.

ibid. „Cocktail.“ The half-bred. English Hunter. (Nach Monicke's handschriftl. Zusätzen zu Hilpert)

ibid. „To cosher.“ „Coshering, A set feast made in Ireland if noblemen and their tenants, who sat the whole time on straw. The coshering was always accompanied with harper's music.“ See a curious description in Stanihurst, p. 45. (Halliwells Dict. of Archaic and Provincial Words.)

p. 119. „Crooked.“ „To set crooked things straight.“ Vergl. Isaias XL. 4.

ibid. „Cropper.“ Gegenüber dem „scratch,“ Ritz, ein stärkerer Riss, von crop = cut off

ibid. „Curdiest salmon.“ Fettester Lachs.

p. 123. „Fig.“ Das „extensively go up,“ welches dort aus dem Sl. D. citirt ist, muss natürlich heissen: „expensively go up.“

ibid. „Fire.“ „Saving something out of the fire.“ Vergl. Zacharia II. 6.

125. „General dealer.“ Die Bedeutung ist richtig angegeben. Solche Läden giebt es jedoch auch in grösseren Städten.

p. 126. „Semi-goring and semi-boring.“ Alliteration für Bohnen.

p. 131. „Leery.“ Ein gewöhnliches slang-Wort für geschickt, schlau. Verwandt mit Leer, a sly look. (S. Webster's Dict.)

IV. Art. XXXI. Band p. 113 ff.

p. 113. „I 've been taking a part in White sand and grey sand.“ Little Dor. II. 251. Ich habe das Lied „White sand etc.“ mitgesungen.

p. 115. The Lord set you up like a corner pin. Ibid. I. 85. Ob vom Kegelspiel (game of ninepins) hergenommen? Ja wohl! Also der Herr richte Dich wieder von Deinem Falle auf.

p. 119 brought up amongst fellows would skin a cat — d. h. die sich zu Allem hergeben, denen keine Arbeit zu schlecht oder zu mühsam ist. Im Talmud befindet sich eine entsprechende Lehre: „Ziehe einem Aase auf der Strasse das Fell ab und sage nicht, ich bin zu vornehm dazu.“

p. 122 a spitch-cooked chicken. Soll jedenfalls heissen: spitch cocked, weshalb ich einfach auf Flügel verweisen kann.

p. 126 tapped contemptuous lips. L. Dor. II. 146. Sehr leicht aus dem zweimal auf der nämlichen Seite erwähnten patting und tapping her lips with her far zu erklären. Also „ihre verächtlichen, mit dem Fächer berührten Lippen.“

p. 131. turn a tune. Eine Melodie singen.

p. 137. Like the Woodpecker Tapping. L. Dor. II. 291. Wiederum der Anfang eines Liedes.

Herr Dr. Hoppe scheint es zu verschmähen, die deutschen Uebersetzungen der von ihm so genial und fleissig durchforschten Romane zu Rathe zu ziehen. Ich erwähne es deshalb als einen blossen Act der Gerechtigkeit, dass ich die Erklärung der beiden obigen Stellen (p. 113 und 137) der Uebersetzung des Dr. M. Busch verdanke.

Leipzig. Dr. D. Asher.

Ein englischer Deist.

In A. Stahr's „Biographie Lessing's“ wird S. 172 des 2. Bandes ein Lyons unter den englischen Deisten genannt. Weder bei Lechler („Geschichte des englischen Deismus“, Stuttgart und Tübingen 1841, Cotta), noch bei Hettner („Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770“, Braunschweig 1856, F. Vieweg und Sohn), noch in irgend einer mir vorliegenden englischen Geschichte der englischen Literatur finde ich einen solchen Namen erwähnt. Ist also obiger Name nicht ein Druckfehler?

Milton und der Bischof St. Avitus.

Bei Danzel über Lessing (Bd. I. S. 268) wird das Buch eines gewissen Lawder erwähnt, in welchem Milton der unverschämtesten Plagiate beschuldigt wurde. Ferner wird daselbst von einer Gegenschrift gesprochen,

welche in Frankfurt und Leipzig im Jahre 1753 unter dem Titel: „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben“, erschienen und eine Uebersetzung oder Bearbeitung des Buchs von John Douglas sein soll, welcher kurz vorher Lawder's Behauptungen widerlegt hatte. Nun erwähnt Guizot in seinem Werke: „Histoire de la civilisation en France, Nouvelle Edition, II, p. 62“ (Paris 1846) den Bischof St. Avitus von Vienne, den er für den bedeutendsten aller christlichen Dichter, welche vom 6. bis zum 8. Jahrhundert gelebt, hält und dessen Gedichte über die Schöpfung u. s. w. er mit dem verlorenen Paradies von Milton, nicht allemal zum Vortheil des letztern, vergleicht. Er sagt: „Nicht bloss durch den Gegenstand und die Namen allein erinnert uns dieses Werk an Milton; die Aehnlichkeiten sind sowohl in einigen Theilen der allgemeinen Auffassung wie in einigen der wichtigsten Einzelheiten auffallend. Es soll damit nicht gerade gesagt sein, dass Milton die Gedichte des St. Avitus gekannt habe, obschon nichts vorliegt, was das Gegentheil bewiese. Sie waren im Anfang des 16. Jahrhunderts veröffentlicht worden, und Milton's classische und theologische Gelehrsamkeit war ausgebreitet. Es schadet indessen seinem Ruhme wenig, ob er sie gekannt habe oder nicht. Er gehörte zu denen, welche nachahmen, wenn es ihnen beliebt; denn sie erfinden, wenn sie wollen, und sie erfinden selbst, wenn sie nachahmen.“

Da mir keine der beiden obengenannten Schriften zugänglich ist, so möchte ich an diejenigen, welche im Besitze derselben sind, die Frage richten, ob Lawder's Beschuldigung ebenfalls auf den Bischof St. Avitus sich bezieht oder ob er von einem andern lateinischen Dichter redet?

Die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung Shakspeare's.

Die neu erschienenen Auflagen (in 9 Bänden 1854 und in 12 Bänden 18?) dieses classischen Werks sind nach den viel besprochenen und in England jetzt ziemlich allgemein als unecht verworfenen Emendationen Collier's verändert worden. Wer hat diese Bearbeitung besorgt? Wie kommt es, dass weder das Titelblatt noch irgend ein Vorwort den Käufer davon in Kenntniss setzt, dass diese neuen Auflagen verändert sind? Sollen die Emendationen auch für künftige Auflagen beibehalten werden, oder beabsichtigt man, zum ursprünglichen Text wieder zurückzukehren?

Leipzig. D. Asher.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Les langues et les races, par H. Chavée. I. vol. (Paris, Franck.) 2 fr.

J. G. Th. Graesse, Trésor de livres rares et précieux. 17 Livr. (Dresden, Kuntze.) 2 Thlr.

Lexicographie.

A. Scheler, Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. (Brüssel, Schnée.) 4 Thlr.

R. J. Lucas, Deutsch-englisches Wörterbuch. 4. Heft. (Bremen, Schünemann.) 15 Sgr.

F. de Mordax, primo dizionario e frasario di corrispondenza mercantile, italiano-tedesco. (Triest, Schubart.) 2 Thlr.

Grammatik.

G. Bornhack, Grammatik der hochdeutschen Sprache. Zum Verständniss des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen. I. Theil: Die Orthoepie und Etymologie. (Nordhausen, Förstemann.) 10 Sgr.

F. Dietrich, Ueber die Aussprache des Gothischen während der Zeit seines Bestehens. (Marburg, Elwert.) 20 Sgr.

L. Benloew, Précis d'une théorie des rhythmes. I. Partie: Rhythmes français et rhythmes latins. (Leipzig, Franck.) 1 Thlr.

Literatur.

Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von A. Boden. (Leipzig, Winter.) 2 Thlr.

Martin Opitz von Boberfeld. Von K. Weinhold. (Kiel, Homann.) 6 Sgr.

Die Sage vom heiligen Gral; erzählt und erläutert von L. Lang. (München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes.) 27 Sgr.

J. Disselhoff, die classischen Dichtwerke des Alterthums und des Mittelalters in ihrer religiös-sittlichen Bedeutung. (Barmen, Langewiesche.) 5 Sgr.

K. Tomaschek, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. (Wien, Gerold.) 3 Thlr. 24 Sgr.

M. Rapp, Studien über das englische Theater. 1. u. 2. Abtheilung. (Tübingen, Laupp.) $1\frac{1}{3}$ Thlr.

B. Jonson's Sejanus, herausgegeben und erklärt von C. Sachs. (Leipzig, Violet.) 10 Sgr.
W. Claus, Byron und die Frauen. (Berlin, Enslin.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Fausto, tragedia di W. Goethe, tradotta in versi da Federico Persico. (Neapel, Detken.) $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Hilfsbücher.

K. A. Schönke, Literaturgeschichtliches Lesebuch für Mittelschulen. (Regensburg, Manz.) $1\frac{1}{4}$ Thlr.
C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen, nebst Themen zu schriftlichen Aufsätzen. (Leipzig, Brandstetter.) $\frac{3}{4}$ Thlr.
F. Strübing, Sprachstoff zu den Bildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht. (Berlin, Winckelmann.) 5 Sgr.
F. Schrey & M. Doffiné, Aufsatzbüchlein für die Mittel- und Oberclasse der Elementarschule. (Duisburg, Ewich.) 5 Sgr.
W. E. Sann, Themata zu deutschen Aufsätzen von Goethe und J. Paul. (Halle, Schmidt.) 4 Sgr.
L. Meisser. Der deutsche Aufsatz und dessen Behandlung in der Volksschule. 1. Abtheilung. (Chur, Hitz.) 15 Sgr.
H. Barbieux, Antibarbarus der französischen Sprache. Neue Ausgabe. (Frankfurt, Brönner.) 1 Thlr.
M. Selig, Conversations françaises modernes. (Berlin, Selbstverlag.) 15 Sgr.
H. A. Manitius, Formenlehre der französischen Sprache in gedrängter Uebersicht. 3. Auflage. (Leipzig, Arnold.) 3 Sgr.
Choix de lectures françaises par Ph. Beck (Strassburg, Berger-Levrault.) 8 Sgr.
Petit Cours d'exercices de langage et d'intelligence, par Th. Hatt. (Strassburg, Berger-Levrault.) 12 Sgr.
L. A. Beauvais, La jeune lectrice, französisches Lesebuch für deutsche Töchterschulen. Mit Anmerkungen und Wörterbuch. 3. Ed. (Berlin, Dunker & Humblot.) 1 Thlr.
Herrig & Burguy, La france littéraire. 6. Auflage. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.
Watson's reading book for schools. (Hamburg, Perthes.) 12 Sgr.
L. Georg, Elementargrammatik der englischen Sprache. (Leipzig, Veit.) 24 Sgr.
J. G. Flügel, Praktisches Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 8. Auflage. (Leipzig, Klinkhardt.) 1 Thlr.

Liebesbriefe von Joh. Anton Leisewitz.

Vorwort des Herausgebers.

„Liebesbriefe?“ wird man vielleicht sagen, „welch ein abgedroschenes Thema! Man kennt ja dieses ewige Einerlei der Verliebten!“ — Mag sein; aber in diesem Falle nur mit dem einzigen Unterschiede, dass Leisewitz der Verfasser dieser Briefe ist. Hat er selbst für die Literatur seine Bedeutung: so müssen es auch diese Briefe, und eine um so höhere haben, als sie auf seinen Charakter von der Seite ein frappantes Licht werfen, von welcher man ihn bisher noch so gut wie gar nicht kannte. Leisewitz war ein zartfühlender, fast peinlich rücksichtsvoller Mann. Aeusserst discret, wie er war, trug er deshalb seine glühende Empfindung nicht auf der Zunge; sondern umpanzerte sie künstlich mit dem Eise einer abgemessenen Form. Sagt er doch selbst: „Man muss diese Gesinnungen nie öffentlich blicken lassen, und Du wirst mir einräumen, dass ich sie zu verstecken weiss. Die meisten Leute können nicht begreifen, wie man so kalt sein kann, wie ich; — — wir müssen zuweilen Nachtzeug, zuweilen Staatskleider tragen.“ Durch diese Eigenthümlichkeit theilte sich aber nicht allein seiner äusseren Erscheinung, sondern auch seinem schriftlichen Ausdrucke eine gewisse Kälte und Trockenheit mit. In diesen Briefen nun, in denen er unbelauscht die künstliche Hülle abwirft, und sich dem Gegenstande seiner glühendsten Verehrung in seiner eigensten Gestalt hingiebt, erkennen wir daher sein Bild kaum wieder. Seine Darstellung

bekommt, bei ihrer sonstigen Klarheit, etwas so Schwungvolles und Plastisches, dass sie selbst einen Vergleich mit der eines Lessing nicht zu scheuen hat, den Leisewitz durch die Wärme des Gefühls, welche sein Gegenstand mit sich brachte, hier sogar übertreffen möchte. Und so ist denn in diesen Briefen nicht allein der literarische Standpunkt der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überwunden; sondern selbst schon auf den Höhepunkt der deutschen Classicität fortgerückt worden.

Merkwürdig genug ist es, dass der Aufschwung, den Leisewitz in diesen Briefen nicht allein über sein Zeitalter, sondern auch über sich selbst nahm, sich sogar in seiner Handschrift charakterisirt. Seine Schriftzüge nämlich, welche auf eine frappante Weise seiner äusseren Erscheinung entsprechen, sind bekanntlich in der Regel zart, lang und dabei besonnen, fast pedantisch-steif geführt. In diesen Briefen jedoch finden sich an allen den Stellen, wo das tiefe Gefühl und die schalkhafte Laune zum vollen Durchbruche kommt, ausser dem Schwunge der Erhebung, auch alle die kleinen Sprünge seines liebenswürdigen Muthwillens so gänzlich in der Handschrift abgespiegelt, dass es nicht Wunder nehmen dürfte, wenn ein in der Kunst der Diplomatik ungeübtes Auge in derartigen Partieen kaum den Grundtypus der Handschrift wiedererkennen sollte.

Doch stellt sich Leisewitz hier nicht allein selbst als ein Proteus unseren Blicken dar, sondern er versteht es auch, mit einer unnachahmlichen Naivetät und Anmuth das abgedroschene Thema der Liebe so meisterhaft zu variiren und zu vergeistigen, dass es dennoch interessant, und sogar neu erscheint. Ausser den Schlaglichtern aber, welche diese Briefe auf den Charakter und auf die Lebensverhältnisse des Verfassers werfen, berühren sie auch so manchen seiner literarisch-bedeutsamen Zeitgenossen, dass sie in vieler Beziehung Lücken in der schönen Literatur ausfüllen. Dies gilt namentlich von den, gegen den Schluss des Briefwechsels eingewobenen Charakteristiken, die als zarte und tief-psychologisch gezeichnete Cabinetsstücke kaum ihres Gleichen in der deutschen Literatur haben. Zu ihrer weiteren Ausführung hat der Herausgeber aus den Leisewitz'schen Tagebüchern einiges Bezügliche in Anmerkungen nachzutragen sich erlaubt.

Das Original-Manuscript dieser Briefe fand sich in dem Nachlasse des Geheimen-Finanzraths Langerfeldt, dessen Leisewitz unter dem 30. März 1778 als seines Neffen gedenkt. Ausser dem Original-Manuscripte des „Julius von Tarent," ausser dem eilf Bände umfassenden Tagebuche; ausser einzelnen Bruchstücken aus der „Geschichte des dreissigjährigen Krieges" und aus einem Lustspiele: „der Sylvesterabend" betitelt; wie endlich ausser verschiedenen minder wichtigen Scripturen, sind allein diese Liebesbriefe dem, vom Verfasser über seinen werthvollen handschriftlichen Nachlass verfügten Auto-da-Fé entgangen. Muss man auch zugestehen, dass sich der Verfasser selbst gewiss niemals zur Veröffentlichung derselben entschlossen haben würde, so hält sich der Herausgeber doch mit Leisewitz' Manen im Einverständnisse; weil die Bescheidenheit, welche dem Verklärten die Sorge für seines Namens Nachruhm nicht gestatten wollte, für den Nachlebenden die Pflicht der Pietät erhöhet.

Braunschweig, 1862.

Carl Schiller.

Nro. 1.

Freitags, den 24. Oct.
(Hannover 1777?)

Mein bestes, herrliches Mädchen!

Ungeachtet Du mich eher als diesen Brief sehen wirst, so muss ich doch heute an Dich schreiben. Meine Seele ist so voll von Dir, dass mir das blosse Denken an Dich — eine mir so gewöhnliche Sache! — nicht genug ist. Das Blatt, das ich jetzt vor mir habe, der Buchstabe, den ich jetzt schreibe, wird sich in Deinen Augen spiegeln. Sophie, das ist für heute das grösste Glück für mich, da wir heute nicht näher zusammenkommen können.

Ich muss Dir gestehen, Mädchen, dass ich Dich jetzt mehr liebe, als damals, wie ich es Dir zum ersten Male sagte, Deine zitternden Hände hielt und den ersten bedeutenden Kuss gab; mehr als ich weder mir, noch einem lebendigen Menschen zugetrauet hätte. Du sagst, dass Du nicht ausdrücken könntest, was Du für mich fühltest; auch mir ist die Sprache zu arm, und es sollte mir leid sein, wenn sie das nicht wäre, es wäre ein Zeichen, dass viele Leute so geliebt hätten, als wir. Und was liegt daran? Hole der Henker alle Sprachen, wir verstehen uns doch!

Du nennst mich „Engel“; ich versichere Dich, dass ich das nicht werden möchte, wenn Du ein Mensch bliebest; weil ich Dich nicht mehr so lieben könnte als jetzt. Halte das für wörtlich wahr, Beste! Du würdest mich beleidigen, wenn Du nur glauben könntest, dass ich Dir eine Galanterie sagen wollte. Meine Liebe braucht so wenig Galanterie, als Du Juwelen.

Ueberzeuge Dich fest, dass dies ewig meine Gesinnungen sein werden. Nichts soll sie verändern, nicht die grössten Reize eines andern Weibes, noch die grössten Glücksgüter; weder Engel- noch Fürstenthum. Freilich werde ich nicht immer so feurig denken, als diesen Abend; ich erhole mich zuweilen von dieser Schwärmerei in der wärmsten Freundschaft für Dich; und Du hast Reize und Talente für beide; allein solche Abende, wie dieser, werden immer und oft wiederkommen.

Sonnabends, den 25. Oct.

Du sagtest mir einmal selbst, dass der Enthusiasmus unserer Leidenschaft zu heftig sei, als dass er immer dauern könnte. Wenn das auch wahr wäre, so sehe ich doch nicht ein, warum wir uns zu oft daran erinnern, und uns vielleicht einen herrlichen Augenblick weniger machen sollten. Darf ich mich eines jetzigen Glückes nicht freuen, weil vielleicht eine Zeit kommen wird, wo ich es nicht werde geniessen können? ist es deswegen für diese Minute kein Glück? Im Alter werde ich gewiss nicht so geschwind gehen, als jetzt; aber soll ich deswegen in diesem meinem sechsundzwanzigsten Jahre schon schleichen?

Allein ich glaube auch Gründe zu haben, aus denen ich Dich versichern kann, dass meine Liebe dauerhafter sein wird, als die gewöhnlichen. Du könntest mich freilich fragen, woher ich das weiss, wenn ich nie geliebt habe; und wenn das der Fall wäre, so wäre die Sache noch schlimmer, weil diese erste Liebe aufgehört haben müsste. —

Willst Du mir ein Bisschen Eitelkeit verzeihen, meine Beste; — weil ich von jeher ein fester, treuer Freund gewesen bin, so glaube ich auch, Dir auf immer für mein Herz bürgen zu können. Ich habe einen grossen Theil meines Stolzes in die Dauer und Stärke meiner Freundschaften gesetzt, und ich bin beinahe von keiner Seite her mit meinem Betragen so zufrieden, als von dieser. Ich habe bei dem Stockpferde Verbindungen errichtet, die — wenn Gott mich so lange leben lässt — sich mit der Krücke noch nicht endigen sollen.

Ich habe mich diese Tage hindurch viel mit Deiner Gesundheit beschäftigt. Ich sage Dir nicht, was ich dabei empfunden habe. Es würde auf Dich zurückwirken, wenn Du wüsstest, wie ich dabei gelitten habe.

Da ist beinahe wieder ein Bogen voll, und es kommt mir vor, als wenn nichts daraufstände. Man wirft uns verliebten Leuten immer vor, dass wir so weitläufig schrieben; aber man bedenkt nicht, was wir uns alles zu sagen haben. Just wie jene Frau sagte: „Sie sprechen immer von vielem Trinken; aber nie von vielem Durste.“

Unterdessen müssen wir unserer lieben Müller sehr viel Dank wissen, dass sie unserm Wesen so geduldig zusieht. Ein Umgang, wie der unsrige, ist zwar für die Interessirten das Angenehmste, aber für das ganze übrige menschliche Geschlecht das Läppischste von der Welt. Unsere Freundin muss sehr viel Güte für uns haben, unsere Tändeleien mögen ihr nun wirklich angenehm sein, oder sie mag uns nur bloss nachsehen. Freilich nimmt man Leuten einen so zärtlichen Umgang vor Zeugen grösstentheils mit deswegen übel, weil man voraussetzt, dass sie sonst Zeit dazu hätten, — und das ist ja der Umstand bei uns nicht.

Du sagst, wir könnten ihr vielleicht unsere Dankbarkeit durch ihren Aufenthalt bei uns thätiger beweisen. Ich verstehe das nicht. Entschliesst sie sich, bei uns zu wohnen, so ist das eine neue Güte. Ich sehe wohl ein, wie wir dadurch tiefer in ihre Schuld, aber nicht, wie wir herauskommen.

Leisewitz.

Nro. 2.

(Hannover?), den 2. Nov. 1777.

Liebe beste Seele!

Ich habe diese Woche mit so vielen Excellenzen, Hochwürden, Gnaden, Hoch- und Wohlgeborenen Herren, unterthänigen und gehorsamsten Dienern und dergleichen Leuten zu thun gehabt, dass es mir doppelt lieb ist, meinem Mädchen einmal wieder sagen zu können, wie unendlich ich es liebe.

Du hast Recht, wenn Du es mir verweisest, dass ich mich entschuldige, weil ich wegen Deines Betragens in Gegenwart meiner Verwandten etwas erinnert hatte. Ich bin nicht allein Dein Liebhaber im gewöhnlichen Verstande; sondern auch Dein Freund, und eine solche Aufrichtigkeit rechne ich nicht zu den Rechten, sondern zu den Pflichten der Freundschaft. Allein Du wirst auch finden, dass Dein Tadel bloss meinen Ausdruck, und nicht meine Art zu handeln trifft. Du wirst Dich erinnern, dass ich verschiedene Male in diesem Betrachte mit aller Freiheit mit Dir geredet habe; und wenn es nicht oft geschehen

ist, so wirst Du nicht so unbillig sein, es mir zur Last zu legen, dass Du das Mädchen bist, an dem so wenig auszusetzen ist. Ueberhaupt muss Dir mein ganzes Betragen gezeigt haben, dass ich Dich nicht als eine schöne Puppe, sondern als ein vernünftiges Geschöpf betrachte. Als ich Dir meine ersten Adressen machte, sagte ich Dir etwa, dass Du schöne Augen, eine zierliche Nase, eine lebhafte Farbe hättest? Ich entdeckte Dir meine Geheimnisse, fragte Dich über meine Angelegenheiten um Rath. Das sind Fleuretten für ein Frauenzimmer von Verstande.

O, Sophie, was gäbe ich in diesem Augenblicke für einen einzigen Kuss!!!

Ich versichere Dich aber bei unserer Liebe, dass ich Dir jetzt nichts von der Art zu sagen wüsste, als dass Du einer gewissen Dame*) das Uebergewicht Deiner Einsicht nicht so sehr merken liessest. Wir haben neulich schon davon gesprochen. Sie liebt Dich doch so herzlich, und ich glaube, Du könntest Dir zuweilen einen unangenehmen Augenblick ersparen. Es gehört nicht viel Verstand dazu, um einzusehen, dass ein Anderer mehr hat; und sobald Du das nicht voraussetzen kannst, muss Dein Betragen zuweilen beleidigen.

Rede ich aufrichtig, und verdiene ich nicht dadurch, dass Du mich meiner Fehler wegen erinnerst?

Wenn manches Mädchen dies lesen sollte, so würde es denken: „Lieber bis an den jüngsten Tag und noch acht Tage Jungfer geblieben, als einen solchen Pedanten von Mann! Das wird ein gebieterischer Ehe-Kaiser werden!“ Mademoiselle könnten sich irren. Ich habe keinen Begriff von Herrschaft in einer Gesellschaft, wie die Ehe ist, und weiss nicht, was es heissen kann, einer vernünftigen Frau befehlen; und eine Frau, der ich befehlen müsste, o davor fürchte ich mich eben so sehr, wie Mademoiselle vor einem Manne, der befehlen will.

Du erhältst hierbei Hartgen's Brief, und wirst aus dem Inhalte sehen, warum ich ihn Dir nicht persönlich übergab.

---

*) Sophiens Tante- und Pflegemutter, die Hofapothekerin Andreae zu Hannover.

Von den tausend Küssen, die ich Dir geben soll, hast Du erst einen einzigen, und ich also noch neunhundertneunundneunzig zu Gut.

Du kannst leicht denken, dass mich jetzt die grosse Veränderung, die mir bevorsteht, sehr viel beschäftigt, dass ich tausend Plane, tausend Entwürfe mache, die mein ganzes künftiges Leben angehen, und wovon Du immer der Hauptgegenstand bist. — O, meine Beste, ich denke immer mit Vergnügen daran, dass das beste Mittel, Dich zu verdienen, die Erfüllung meiner Pflichten ist, ich sehe, dass die Tugend, wie für alle Menschen, also auch für mich, der Weg zur Glückseligkeit ist, und dass Du eine so unzertrennliche Gesellschafterin der Tugend bist, wie die Gewissensruhe.

Freilich macht mich unsere nahe, so lange Trennung zuweilen traurig; allein ich mache mir meine Lage so bequem, als ich kann. Ich stelle mir vor, dass Du so weit von mir entfernt wärest, dass ich einige Jahre brauchte, um zu Dir zu reisen; dass eine so lange Abwesenheit von Dir an und für sich selbst eine traurige Idee ist; allein wenn ich mir denke, dass das der Preis ist, zu dem ich Dich auf immer besitzen soll, so glaube ich, einen ganz guten Handel getroffen zu haben. Jeder Preis, wozu man Dich kauft, ist wohlfeil.

Ich höre schon auf dem Saale Musik; ich muss hinauf, um Dich zu sehen. Du musst mir die Kürze dieses Briefes verzeihen. Wenn ich an Dich schreiben will, so wird meine ganze Seele so lebhaft, dass es mir ein verdriesslicher Gedanke ist, wie sich das Alles abkühlen muss, ehe es aus dem Herzen in den Kopf, und aus dem Kopfe in die Feder kommt. Doch zukünftig mal weitläufiger. Lebe wohl, lebe wohl, Sophie!

Leisewitz.

Nro. 3.

(Hannover?), Sonntags, den 9. Nov. (1777?)

Du kannst kaum glauben, beste, beste Sophie, wie begierig ich auf Deine Briefe bin. Ich wollte, dass Du mich einmal sie könntest lesen sehen; denn ich geniesse sie auf mehr, als eine Art. Anfangs durchlaufe ich sie mit der Heisshungrigkeit eines Schnitters; aber alsdann setze ich mich mit der prü-

fenden Aufmerksamkeit eines feinen Essers hin, um mir auch nicht die geringste Schönheit entwischen zu lassen. Und noch immer habe ich Dich, zum Vortheil Deines Kopfes und Deines Herzens, tiefer daraus kennen lernen. Wie angenehm hast Du mich hintergangen, liebes Mädchen! Wie ich anfing, Dich zu lieben, so hatte ich freilich für Dich im Ganzen die grösste Hochachtung; allein ich rechnete doch auf manchen Fehler, der Menschlichkeit und der Weiblichkeit, blickte furchtsam auf die Stellen Deines Charakters hin, wo ich so etwas vermuthete, und fand so viele Vollkommenheiten, als ich Mängel befürchtet hatte. Ich sagte Dir vorigen Sonntag etwas Aehnliches, dessenungeachtet ist die Bemerkung heute auf gewisse Art neu, da ich diese Woche, und auch aus Deinem herrlichen Briefe vom vorigen Sonntage neue angenehme Entdeckungen von dieser Gattung gemacht habe.

Gutes Mädchen, eben da ich dieses schreibe, sind wir wieder unter einem Dache zusammen, und das hilft uns wieder eben so wenig, als wenn wir in einem Grabe zusammen lägen, — ohne einen Kuss, ein Wort, einen Blick, worauf jetzt unser ganzer persönlicher Umgang zusammengeschmolzen ist. Doch nichts davon! Heute bist Du sogar in dem Zimmer, worin ich so lange gewohnt habe, wo ich mich so manche Stunde mit Dir beschäftigte und den Entschluss, Dich zu lieben, fasste.

Ich würde mich sehr irren, wenn Du nicht diesen Nachmittag an mich gedacht, mich an jedem Orte in diesem Zimmer gesehen hättest.

Willst Du mir eine Anmerkung erlauben, Beste, ohne mich wie vordem unter der Gestalt eines Schulmeisters zu sehen? Mir deucht, Du vermiedest mich in Gegenwart meiner Familie zu sehr. Du machst in der That den Leuten ein übles Compliment, wenn Du ihnen nicht zutrauest, dass sie stolz auf Dich werden könnten, und von der andern Seite erreichst Du Deinen Zweck nicht, wenn Du mit Blicken und Complimenten so ängstlich um mich weggehst. Aus Deinem Betragen gegen mich kann man nur zweierlei schliessen: entweder, dass Du mich von Herzen liebst, oder von Herzen verachtest. Worauf meinst Du, dass meine Verwandten rathen werden? Du weisst nun freilich, dass mir es einerlei ist, was die Leute denken; allein

wenn Du einmal einen Wunsch hast, so wollte ich auch, dass Du ihn erreichtest; auch bin ich gestern, wie Du wirst bemerkt haben, ganz in Deine Ideen hineingegangen. Noch einmal verzeihe mir meine Weisheit.

Veltthusen*) hat mich um eine gute Stunde gebracht; es ist spät. Ich umarme Dich, ach, nur in Gedanken!

Leisewitz.

Nro. 4.

(Hannover.) Freitags, den 28. Nov. 1777.

Liebes Clever-Aesschen!

Es ist höchst unwahrscheinlich, dass Du jemals ein Sperling, und in dieser Gestalt unter den grausamen Händen eines muthwilligen Knaben gewesen sein solltest; — und wenn das nicht ist, so kannst Du Dir keinen Begriff davon machen, wie mich die Liebe in diesen letzten zwei Tagen verhandhabt hat. Ich hoffe, Du wirst den Leiden des jungen Leisewitz eine empfindsame Thräne schenken.

Du weisst, der Mensch — und also auch Dein gehorsamster Diener — besteht aus zwei Theilen: einer vernünftigen Seele und einem wohlgestalteten Leibe. Beide hat das Schicksal genug gequält, und wie ich glaube, sich doch noch geärgert, dass ich nicht einen dritten Theil hatte, weil es mich alsdann noch um ein Drittheil mehr hätte martern können.

Ungeachtet einiger nachdenklichen Ahnungen, die ich gottloser Weise in den Wind schlug, liess ich es mir doch am Mittwochen einfallen, Dich zu besuchen; brauchte alle menschenmögliche Vorsicht, entdeckte auf Deinem Zimmer Licht, und hoffte, in wenigen Augenblicken in Deinen Armen zu sein. Vorläufig ging ich zur Tante,**) sprach, wie ich selbst gestehen muss, sehr vernünftig von Diesem und Jenem, und Jenem und Diesem, als sie auf einmal anfing: „Es sollte mir leid thun, wenn Er auf Clever-Aesschen lauerte. Clever-Aesschen ist nicht zu Hause.“ —

---

*) Kriegssecretair zu Hannover, ein geistig bedeutender Mann.

**) Gattin des Hofapothekers Andreae.

Der vom Himmel gefallen war, war ich; denn im Vertrauen gesagt, ich lauerte sehr stark auf Clever-Aesschen. Unterdessen verbiss ich meinen Verdruss mit vieler Verstellung, sprach noch etwas mit dem Onkel,*) der mittlerweile nach Haus kam, und ging Abends in den Club, wo ich noch so ziemlich vergnügt war, und wider meine Gewohnheit mit Vergnügen französisch sprach.

Nachdem ich gestern Morgen vor Deinem Bilde meine verliebte Andacht verrichtet hatte — — im Vorbeigehen muss ich darüber eine Anmerkung machen. Wie meine Gegner in Braunschweig gegen meine Person nichts weiter einwenden können, so sprengen sie aus, ich wäre reformirt, ein Umstand, der mich unfähig machte, eine Stelle im Lande zu bekleiden. Die Sache widerlegte sich bald; hätte mich aber Jemand vor Deinem Bilde gesehen, so hätte er gewiss gesagt, ich wäre katholisch, weil ich die Heiligen anbetete. Ich wäre wirklich in Verlegenheit gekommen, was ich hätte antworten sollen.

Wie ich angebetet hatte, es war um acht, so überlegte ich meinen Tag, und glaubte, es wäre unmöglich, Dich zu sehen. Um zehn, und also mehr gegen Nachmittag, dachte ich, vielleicht lässt sich das Ding doch machen.

Unglücklicher Weise bestätigte mich in diesen Gedanken ein Besuch, den ich von einem alten Bekannten erhielt. Dieser Mann ist ein wahrer Aventürier, Student, Prediger, Husar, Hofmeister, und Gott weiss was gewesen; jetzt bekommt er eine Kammerbedienung. Bei seinen vielen Schicksalen hat er sich ungemein viel Weltklugheit erworben, kennt Menschen und Sachen, und weiss beide am rechten Orte anzugreifen. Ungeachtet er zum Exempel einer der kühnsten Leute ist, die ich kenne, unzählige Duelle gehabt hat, und sich so viel daraus macht, wie ich, wenn ich ein Glas Wasser trinke: so hat er doch jetzt die sanfte bescheidene Miene eines jungen Mädchens. — Er ging weg, ich überdachte seinen Lebenslauf; „Der Teu-

*) Joh. Gerh. Reinhard Andreae, geb. am 17. Dec. 1724 zu Hannover; gest. daselbst am 1. Mai 1793 als Hof-Apotheker. Seine Schriften verzeichnet: Heinr. Wilh. Rotermund Das gelehrte Hannover, Bremen 1823, I. p. 39—40.

fel," rief ich, „es ist doch eine schöne Sache um die Klugheit, ich will auch pfiffig sein, und durch List heute zu Sophien!" Ich schrieb in dieser Absicht das Epheubillet, weil ich hoffte, dass man mich bei der Gelegenheit bitten würde; es ward nichts daraus, wie Du weisst, und ich hätte voraussehen können. Es ist das einer von meinen einfältigen verliebten Streichen, womit ich es sonst doch noch ganz billig gemacht habe. So wie auch meine Hoffnung hin war, so sah ich auch gleich den ganzen elenden Grund, auf dem sie gebauet war, und ärgerte mich über meine dumme List, die auch wirklich um ein gut Theil schlimmer ist, als dumme Dummheit.

Ich vertröstete mich mit dem Sprichworte: der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb, ich bin noch ein Anfänger in der Pfiffigkeit, ein Mann, und kein Weib. Denn Ihr seid in Absicht der List Genies, wir Schulgelehrte; Euch wird das angeboren, was wir lernen müssen, und nie gut lernen.

Der Onkel ist auf der Wallmoden'schen Auction, ich will hin, und mit ihm weggehen. Es lässt sich zehn gegen eins wetten, dass er mich zu sich bittet, alsdann ist es erst sechs; höchstens um halb sieben die wärmste Umarmung mein.

Ein schönes Project; nur Schade, dass der Onkel nicht auf der Auction war. — Das war die letzte Hoffnung, Dich zu sehen; ich dachte auf weiter nichts mehr, als wie ich den Rest des Abends mit einem guten Freunde verplaudern wollte.

Ich ging zu Klockenbring,*) der mir in der Thür begegnete, und bedauerte, dass er nothwendig ausgehen müsse; wenn er um acht Uhr nach Haus käme, wollte er es mir sagen lassen.

Mein Weg führte mich nach Haus, und ich dachte, ein

---

*) Friedr. Arn. Klockenbring, geb. am 31. Juli 1742 zu Schnackenburg im Lüneburgischen, gest. am 12. Juni 1795 zu Hannover als Geheimer-Canzleisecretair. Ein persönlich sehr interessanter Mann, der als Freund Lichtenberg's und anderer Widersacher des Leibarztes Zimmermann, in dem 1790 erschienenen, berüchtigten Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn" unbarmherzig mitgenommen wurde. Ueber seine Schriften ist zu vergleichen: Heinr. Wilh. Rotermund Das gelehrte Hannover. Bremen 1823. II. p. 556—559, und: Sam. Baur allgem. histor. Handwörterb. Ulm 1803. p. 569.

paar Stunden mit dem Gedanken an Dich zu verträumen; — aber auch das war vergebens. Oben war Picknick und hilf Himmel! was für ein Geigen und Pfeifen, Stampfen und Springen, Knarren der Balken, Zittern der Wände, Klingen der Gläser in den Fenstern und der Pendüle. Ich erwartete das Ende der Welt. Glücklicher Weise erinnerte ich mich aus meinem Katechismus, dass die Welt einmal durch Feuer, und einmal durch Wasser, so viel ich aber weiss, nie vermittelst eines Balles untergehen soll. Das machte mich ruhiger, aber nicht munterer. Da ich nicht an Dich denken konnte, wollte ich an nichts denken, und das Nichtdenken war das Einzige, was mir heute gerieth. Ich sass eine Stunde ohne ein Zeichen eines vernünftigen Geschöpfes von mir zu geben, als dass ich zweimal das Licht putzte. Dazu mag so gar viel Verstand nicht gehören; aber ich habe es doch nie von einem unvernünftigen Viehe, weder von einem Elephanten, noch von einer Käsemilbe gesehen.

Es ging auf neun; ich warf meinen Pelz um, und wanderte nach Vauxhall, wo ich einige meiner Bekannten von der bande joyeuse beim Spiel anzutreffen hoffte. Vergebens; ich trat in einen kalten, finstern Saal, worin Niemand, als anderthalb Dutzend Stühle waren, mit denen ich leider nicht tanzen kann, weil ich Gottlob! nicht die Doctorin Müller bin. Das Schlimmste war, dass die Küche eben so kalt und finster war, wie der Saal; unterdessen versprach man mir zu essen, wenn ich warten wollte.

Ich wartete. Endlich kam das Essen, das ich Dir beschreiben will, denn da Du diesen Brief vermuthlich Deiner guten Freundin, der Geheimen-Justizräthin zeigen wirst, so wollte ich gern, dass sie etwas darin fände, das sie interessirte. Da war ein Eierkuchen, sechs Schnitt rothe Rüben, zwei Stück Bisquit und alte Butter, der man die Gestalt von ganz frischer gegeben hatte. Das alte Wesen in der neuen Form erinnerte mich natürlicher Weise an die Mutter Schachten in ihrem modigen Sonnenhute. Ich liess meinen ganzen Zorn an dem Eierkuchen aus, den ich, bis auf ein fingerbreites Stück, ausrottete. Du wirst in der Beschreibung der Zerstörung Jerusalems finden, dass es der Kaiser Titus eben so machte, er liess nur einige

wenige Thürme übrig, zum Zeichen, dass einmal eine Stadt dagestanden habe. Ich beschloss meine Mahlzeit damit, dass ich meinen Wein zum Fenster hinaus in's Wasser goss. Ich hoffe nicht, dass ihm das ungewohnt vorkommen soll; einige Theile von ihm sind vermuthlich schon darin gewesen, und freuen sich, wohlbehalten zu den lieben Ihrigen zu kommen.

Ich war jetzt ganz munter, beschäftigte mich so selig mit dem Gedanken an Dich, mit dem, was ich Dir schon danke und noch danken werde! Diese Ideen machten mich so glücklich, ich hätte noch viele Stunden in ihnen verträumen können. Ich dachte wie Nantchen:

O Gedächtniss, schon in Dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!
Worte, wie sie abgerissen,
Kaum ein Seufzer von ihr stiess,
Hör' ich wieder; fühl' sie küssen,
Welche Sprache sagt, wie süss!
Sieh', ein Thränchen! — Komm herab,
Meine Lippe küsst Dich ab!

Könnt' ich so in mich gehüllet,
Ohne Speis' und ohne Trank,
Nur so sitzen Tag für Tag,
Bis zum letzten Herzensschlag!

Herr Westernacher*) dachte unterdessen anders, er konnte es unmöglich ansehen, dass dem fremden Herrn im Saale die Zeit lange währen sollte. Er kam, rieb die Hände, und merkte an: „Mit den amerikanischen Nachrichten dauert es lange.“ — „Sehr lange,“ antwortete ich finster. Aber mein Mann liess sich so leicht nicht abweisen. Er brachte in der Geschwindigkeit eine Armee — geschwinder wie einen Eierkuchen — zusammen, und nun gerade auf den General Washington zu. Für mich war es ein erwünschter Umstand, dass er am rechten

*) Nach gefälliger Mittheilung des Herrn Archivraths Kestner zu Hannover, wurde Westenacher's Gasthaus von der besten Gesellschaft viel besucht, und besonders von älteren Herren des guten Weines wegen gerühmt. Es wäre daher möglich, dass der feurige Liebhaber Leisewitz in seiner ärgerlichen Stimmung dem Renommée des Westenacher'schen Weinkellers Unrecht gethan hätte.

Flügel zu hitzig angriff; denn da er darüber die Posten am linken versäumte, und hier gerade die Saalthür war, so entwischte ich glücklich.

Zu Hause empfing man mich sogleich mit einem Cottillon, so gerade über meinem Kopfe, als ob er auf meinem Hute getanzt würde. Ich eilte zu Bett, und schlief, ohne einmal von Dir zu träumen.

Den ganzen Tag nichts von Dir gesehen, als zwei Finger breit von Deiner Stirn, als ich Mittags vorbeiging. Das ist an sich sehr viel; aber sehr wenig, wenn man mehr hätte haben können.

Und nun, schönste Schehezerede, wenn Ihr noch nicht schlaft, so habt Ihr eine sehr schöne Historie gehört. Gott verhüte, dass ich Euch nicht oft dergleichen zu erzählen habe!

Sonnabends, den 29.

Ich könnte heute ein neues Capitel schreiben, wie es Deinem Ritter weiter ergangen, und was er weiter für Ebenteuer bestanden; aber nur kurz. Gestern Morgen lässt mich die Alberti auf Zwiebeln bitten, und ich hoffe, Euch da eben so gewiss zu finden, wie die Alberti und die Zwiebeln. Als ich mich betrogen fand, wollte ich Nachmittags gerade zu Euch. Eure Rouleaux waren herunter. Wenn Ihr heute nur in's Concert kommt!

Ungeachtet ich Dir diese verdriesslichen Dinge komisch erzählt habe, um Dir und mir die Pille zu vergülden: so ist mir die Sache doch höchst fatal. Ich würde selbst besorgt sein, wie ich eine so lange Abwesenheit von Dir ertragen werde, wenn ich nicht bedächte, dass diese grosse Begierde, um Dich zu sein, und dieser Verdruss in der Möglichkeit und fehlgeschlagenen Wahrscheinlichkeit, zu Dir zu kommen, liegt. Ich hoffe von dieser Seite Erleichterung, wenn ich beinahe so viel Meilen, wie jetzt Schritte von Dir entfernt bin. Aber was wird mir die Zeit langsam gehen, die mich zu Dir bringen muss! Was wird es mir wehe thun, dass jede Minute eine Minute dauert!

Meine Gedanken, meine Wünsche, meine Gebete werden

unterdessen immer um Dich sein, wie Dein Schutzengel, der gewiss der beste, Dir am nächsten verschwisterte Engel sein muss. Und dann, wenn Du auf ewig mein wirst, wenn ich Dich erst an meine Brust drücke, und an Deiner zerschmelze! — Der Henker mag weiter, wer den Gedanken haben kann, schreibt gewiss nicht weiter!

Nro. 5.

Braunschweig, den 5. Februar (1778?)

Mein bestes Mädchen!

Morgen! Morgen! Briefe von Dir! Ich glaube nicht, dass der Fürst von Taxis, — der Mann ist des heiligen römischen Reichs Erb-General-Postmeister, und hat viele Prozesse deswegen geführt, wie Du längst wissen müsstest, wenn Du nicht leider die grösste Ignorantin im Staatsrechte wärest, die ich kenne, — ich glaube nicht, dass der Fürst von Taxis sich so viel um die Posten bekümmert, wie ich. Glücklicher Weise wohne ich zwischen zwei Posthäusern, und kann da so recht nach Herzenswunsch mein Wesen haben. Ich verstehe auch die Posthörner so gut, wie ein Zauberer das Vogelgeschrei, weiss, wann Peter von Wolfenbüttel und Witten Johann von Peine bläst. O was ist Johann von Peine für ein herrlicher Mann!

Und wenn ich dann Deine Briefe habe, so muss mich wirklich niemand sehen, als der so verliebt ist, wie ich. Wenn ich auch nur ein weisses Blatt erhielte, von dem ich wüsste, dass Deine Hand darauf gelegen hätte, dass Du es an Deinen Mund, an Deinen Busen gedrückt hättest, so könnte mich das schon Stunden lang beschäftigen. Nun schliesse, was Deine Briefe thun, aus denen ich immer sehe, dass Du ein vortreffliches Mädchen, und mein Mädchen bist.

Verzeihe mir; zuweilen deucht mir meine Liebe so stark, dass es mir scheint, sie müsste die einzige in ihrer Art sein, und es wäre unmöglich, dass Du mich so lieben könntest, wie ich Dich; und ich bin auch so vernünftig in aller Demuth einzusehen, dass das so unbegreiflich nicht wäre. Denn, liebe Sophie, wenn zu einer glücklichen Ehe genaue Gleichheit der

Vorzüge erfordert wird, so sind wir ein unglückliches Paar! Doch ich vergesse, dass unter Deine Vorzüge auch die Bescheidenheit gehört.

O, mein herrliches Mädchen, Du beschäftigst mich immer. Wenn ich meine Meublen ansehe, so denke ich so oft: „Auf dem Stuhle wird sie sitzen, die Schlüssel wird sie bei sich tragen," und ich wollte um vieles nicht, dass Du auf dem Bette nicht gesessen hättest, in dem ich schlafe.

Morgen! Morgen! Briefe von Dir!

Leisewitz.

Nro. 6.

Braunschweig, Sonntags, den 15. Febr. 1778.

Meine gute Sophie!

Endlich ertappe ich doch einmal eine Stunde, um an Dich zu schreiben, und kein Geschäft soll mich davon abhalten. Sagt die Bibel nicht selbst: „Sechs Tage sollst Du arbeiten, und den siebenten an Dein Mädchen schreiben?" Ueberdem bin ich heute so wohl, so munter, dass Dir der Morgen natürlicher Weise zugehört, da er einer der besten ist, die ich in langer Zeit gehabt habe. Wenn ich mich müde gearbeitet habe, so ist es mir wirklich zuwider, Dir in einer noch übrigen Viertelstunde einen matten Brief zu schreiben. Das heisst, wie die Theologen von den Bekehrungen im Alter sagen, dem lieben Gott geben, was der Teufel übrig gelassen hat. Die Sonntagsmorgen sind mir überhaupt so angenehm, das ist der Geburtstag unserer Liebe. Ich erinnere mich so oft des Ganges aus dem Bosquet, vor dem Hause vorbei, den Garten links hinauf in die Orangerie; an das Zittern; an den Kuss! Das waren Zeiten! — Doch sie werden wiederkommen. Es wird so gut wieder Frühling werden, als es damals war, ungeachtet es jetzt Winter ist. — Dergleichen Gedanken, an denen ich mein Glück wiederhole, sind mir jetzt die angenehmsten; Deine Briefe bei Tage, und meine Träume des Nachts ausgenommen, weil ich es in den letzteren vergesse, dass ich von Dir getrennt bin. Wie oft bin ich schon mit Dir im Elysium gewesen, wie oft

auf Deinem Zimmer in dem Sopha — ohne aus dem Bette gekommen zu sein — auf dem Du einmal gesessen hast.

Allein es kann mich mit einem Male niederschlagen, wenn ich daran denke, dass das Auge, das mir vor einigen Stunden in der Phantasie so feurig winkte, jetzt wirklich in Thränen ist. Mädchen, begreife doch endlich, dass das ein sehr kleines Uebel ist, von dem man das Ende — und zwar so nahe — sieht. Doch wünschte ich, dass Du mir das Viele, was Du mir zu sagen hast, jetzt schriebest, und nicht auf eine mündliche Unterredung verschöbest. Wir hätten alsdann reine Bahn gemacht, und von nichts, als von Vergnügen, von Zukunft zu reden. Ich freue mich, dass es beinahe nicht länger hin ist, dass ich Dich sehen werde, als es her ist, dass ich Dich nicht gesehen habe. Damit ist doch der erste Act unserer Trennung geschlossen.

Die Messe, die wir hier gehabt haben, hat mich ziemlich zerstreuet. Das Gewimmel von so vielen Leuten, worunter doch einige Bekannte sind, ist in der That angenehm, und ich freue mich immer, wenn ich etwas Angenehmes in Braunschweig entdecke, weil es einmal Dein Wohnplatz werden wird. Dass ich mich zuweilen zerstreue, und die Gelegenheiten aufsuche, die das Leben mannigfaltiger machen, davon kann Dir das ein Beweis sein, dass ich vor einigen Tagen mit einer Gesellschaft in einen der eleudesten hiesigen Bauernkrüge ging, um in einem erbärmlichen Marionettenspiele zu sehen, wie der Prinz Castilio aus Castilien seine Prinzessin Emelia von einem ungeheurigen Drachen erlöset; welches Stück mit vielen geistreichen und lieblichen Reden des kleinen und grossen Hanswurstes durchwirkt ist. Hierzu ward Bier aus irdenen Krügen getrunken und Taback geraucht.

Und nun, wer meinst Du, wer diese Gesellschaft gewesen wäre? — Lessing, die Professoren Eschenburg und Schmid, die Kammerherren, Graf von Marschall und von Kuntsch nebst Deinem gehorsamsten Diener.

Wir hatten uns vorgenommen, eine recht gemeine Wirthschaft zu treiben, und man muss gestehen, dass uns das vortrefflich gelang.

Das war noch ein Liebhaber, dieser Prinz Castilio! Es thut mir beinahe leid, dass die Zeiten vorbei sind, in denen Du grausam gegen mich warst; ich könnte jetzt sonst vieles wieder gebrauchen, was der Prinz seiner grausamen Prinzessin sagte. — O es ist tausend Schade, dass Du nicht mehr „Tiegerbrüste saugest und kein Herz von Demant“ mehr hast! —

Und nun leben Sie wohl, schönste Prinzessin Sophia von Hamburg. Sein Sie versichert, dass kein Prinz seine Prinzessin, und kein Bettler seine Bettlerin zärtlicher liebt, als

meine Prinzessin Sophia

Dero Sclav

Leisewitz.

Nro. 7.

Braunschweig, den 30. März 1778.

Meine liebe Sophie!

Du hast mir einen wahren Gefallen gethan, dass Du mich an Mary's Geburtstag erinnert hast. Wir hatten einen vergnügten Morgen, und den verdient man nicht, wenn man ihn je vergessen kann. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie Du auch an diesem Tage Deine Liebe gegen mich verriethest, und Dich mit einem ungewöhnlichen Antheile an dem Gedanken ergötztest, wenn ich erst Bibliothekar in Hannover wäre. Du wusstest damals schon, dass man von dieser Stelle sehr gut eine Frau ernähren kann.

Dergleichen Andenken an unsere Liebe sind mir sehr feierlich und werden es immer bleiben. Du bist ein Mädchen, das sich vor keiner Zeit zu fürchten hat. Die Ideen beschäftigten mich heute morgen so lebhaft, dass ich mich ganz in die Zeiten versetzte, wenn wir vierzig Jahre verheirathet wären. In dieser Voraussetzung würde ich Dir etwa folgenden Brief schreiben:

Hannover, den 1. Junius 1828.*)

Mein liebes Weib!

Dein Brief vom 28. Mai hat mir viel Vergnügen gemacht, zumal es der erste ist, den ich seit unserer Ehe von Dir erhalte, da wir noch niemals sechs Tage getrennt gewesen sind. Nach Deinem Schreiben muss sich das Zittern in der Hand sehr gegeben haben, und dass Du bei Deinen hohen Jahren noch keine Brille brauchst, ist wirklich ausserordentlich. Vielleicht sind Deine Augen stärker geworden, seitdem Du sie bloss zum Sehen, und nicht mehr zum Liebäugeln gebrauchst; denn das hat sich wirklich noch eher gegeben, als der selige Domherr von Beroldingen**) vermuthete.

Gestern habe ich das Unglück gehabt, meinen letzten Zahn auszubeissen; er ging mir fast so nahe, wie der Verlust von einem guten Freunde. Ueberdem bekommt man dadurch ein so altes Ansehen. Da war bei Velthusens der junge Langerfeldt,***) ein Laffe von dreissig Jahren, der mir etwas von meinem ausserordentlichen Alter erzählte. Es verdross mich; aber ich kenne auch keine unverschämtere Nation, als unsere jungen Leute. Ich war Anno 1777 den 1. Juni ein ganz anderer Mensch, als ich Dir den ersten Kuss gab, der mir noch in diesem Säculo schmeckt. Ich war ein verschämter, bescheidener Junge, das musst Du eben so gut bezeugen können, als dass ich jetzt ein Mann auf mein Bestes bin.

Der alte Iffland†) ist jetzt von Podogra ganz frei, und

---

*) Leisewitz hat sich hier in der Jahreszahl verrechnet; denn wäre er vom Jahre 1778 an, vierzig Jahre verheirathet gewesen, würde er doch erst 1818 schreiben können.

**) Franz Freiherr von Beroldingen, geb. am 11. Oct. 1740, war Domcapitular zu Hildesheim, seit 1790 zu Osnabrück und Archidiakonus zu Elze. Er starb am 8. März 1798. Ueber seine mineralogischen Schriften berichtet Rotermund I. p. 159—160.

***) Leisewitz spielt hier auf die Nachkommenschaft seines, damals noch im Knabenalter stehenden, geliebten Neffen, des nachherigen braunschweigischen Geh. Finanzrathes Langerfeldt an.

†) Christ. Phil. Iffland, der ältere Brüder des berühmten Schauspielers Aug. Wilh., ist geboren am 17. Oct. 1750, und war Stadtgerichts-Director

die Gichtschmerzen scheinen bei der Velthusen*) auch nachzulassen. Wir haben einen ganzen Abend von dem Vergnügen geplaudert, das wir auf unserer silbernen Hochzeit hatten. Wie die Zeit hingeht! Jetzt sind wir schon der goldenen ziemlich nahe. Wie Gott will!

Es ist mir angenehm zu vernehmen, dass Du auf Weihnachten Aeltermutter wirst. Mir schlägt immer das alte Herz, wenn ich die Leutchen beisammensehe, und Deine Freude muss noch grösser sein, da Du Sophien beinahe allein gebildet, und ihr früh begreiflich gemacht hast, dass ihre Grossmutter auch schön gewesen ist. Ich habe in meiner langjährigen Erfahrung bemerkt, dass keine Wahrheit schwerer in einen Mädchenkopf geht.

Ungeachtet Deiner Runzeln und grauen Haare liebe ich Dich doch eben so zärtlich, als vor vierzig Jahren und bin

Dein getreuer Mann

Leisewitz.

N. S. Antworte mir bald auf diesen Brief.

N. S. Der Tischler muss sehr schlechtes Holz zu unserm Brautbette genommen haben, da es die Würmer in der kurzen Zeit haben so zerfressen können, dass der Himmel heruntergefallen ist. Lass ein neues machen, aber gutes Holz dazu nehmen, damit es eine Zeit lang hält. Ich dächte, wir nähmen wieder rothe Umhänge.

A Madame Leisewitz née Seyler
à Brunsvic.

Nro. 8.

Braunschweig, Freitags, den 31. Juni 1778.

Meine beste Sophie!

Ich habe sehr viel zu thun; allein ich muss einige Minuten stehlen, damit Du an Deinem Geburtstage einen Brief von mir

---

zu Hannover. Er schrieb: „Casp. Haneboth. Ein Beitrag zur Gesch. und Charakteristik der Stadt Hannover um die Zeit des 30jährigen Krieges.“ (Hannov. Mag. 1817, St. 1—3.)

*) Eine schöne Dame mit lebhaften, schwarzen Augen. Ihr Gemahl war der Kriegssecretair Velthusen zu Hannover. (Nach gefälliger brieflicher Mittheilung des Herrn Archivraths Kestner).

bekommst. Der Liebe ist Alles möglich, und wenn mir meine Geschäfte alle Stunden des Tages wegnähmen, um an Dich zu schreiben, fände ich die fünfundzwanzigste.

Heute sechzehn Jahr alt! Was muss es Dir für ein grosses Vergnügen sein, wenn Du bedenkst, was Du in diesem Alter bist, worin die meisten Menschen noch Kinder sind. Du musst das selbst sehen, Beste; denn bescheiden bist Du freilich, aber deswegen nicht blind. O, Mädchen, wenn Du heute sagst, ich bin sechzehn Jahr alt, so sagst Du Dir selbst das grösste Compliment von der Welt. Und der grösste Theil dieser Reize wird Dich bis in das späteste Alter begleiten, wird noch dauern, wenn das Feuer in Deinen Augen verlischt und das Roth auf Deinen Wangen verbleicht. Aber auch so meine Liebe! Ich werde Dich freilich in meinem sechzigsten Jahre nicht mit der jugendlichen Wärme lieben, wie in meinem sechsundzwanzigsten, aber so sehr, so sehr, davon sei überzeugt, als ich dann etwas zu lieben im Stande sein werde.

Statt eines Glückwunsches will ich Dir ein kleines Gedicht aus dem Englischen übersetzen. Es ist, wie Du finden wirst, vortrefflich, und ich werde den Vortheil haben, Dir meine so wahren Empfindungen auch schön zu sagen. Hier ist es.

Pope an Miss Blount. *)

„O sei gesegnet, mit Allem, was der Himmel senden kann, langer Gesundheit, langer Jugend, langem Vergnügen und einem Freunde; nicht mit dem Puppenwerke, das die weibliche Welt bewundert, Reichthümern, die beschweren, und Eitelkeiten, die ermüden.

Wenn das Leben mit dem Zuwachs der Jahre nichts Neues bringt, sondern gleich einem Siebe jedes Glück durchlässt, immer einige Freude verloren geht, wie ein leeres Jahr vorüberrinnt, und Alles, was wir gewinnen, nur eine traurige Betrachtung mehr ist: — ist das ein Geburtstag? Ach zu gewiss ist es nichts anders, als der Begräbnisstag des vorigen Jahres.

Freude und Zufriedenheit, Ueberfluss oder Genügsamkeit,

*) Pope stand in freundschaftlichem Verhältniss zu zwei Töchtern eines katholischen Edelmanns, zur Therese und Marthe Blount, von denen die Letztere seine Gattin wurde.

und das frohe Bewusstsein eines wohl angewandten Lebens machen jeden Gedanken ruhig, beleben jeden Reiz, glühen in Deinem Herzen und lächeln auf Deinem Gesichte. Ohne Schmerz, Unruhe und Furcht übertreffe jeder Tag den vorigen und jedes Jahr das vergangene, bis in einem sanften Traume, oder in einer Entzückung der Freude ein ungefühlter Tod diese feine Bildung zerstört.

Dann durchschlafe im Frieden den Sabbath des Grabes und erwache zu Entzückungen des künftigen Lebens!"

O wahrhaftig, so schön das ist, so sind es doch so sehr meine Empfindungen, dass ich närrisch genug bin, mir einzubilden, ich könnte vielleicht etwas eben so Schönes gesagt haben; aber versteht sich, nur wenn ich von Dir rede. Diese Einschränkung wegzulassen, dazu bin ich nicht närrisch genug.

Und nun prüfe Dich selbst. Ist es der Mühe werth gewesen, Dein voriges Jahr zu durchleben, in dem Du die Entzückungen der Liebe hast kennen lernen, in dem so manche Vollkommenheit, so mancher Reiz bei Dir aufgeblühet ist? Selbst Deine Liebe hat dazu geholfen, verstehe mich recht, Deine Liebe, nicht ich. Ich könnte nur eine Deiner Seelenkräfte aufgeweckter gemacht haben — das ist: Deine Imagination, weil ich so wenig Vorzüge an mir habe, dass Du Deine Einbildungskraft vielleicht sehr hast anstrengen müssen, um welche zu finden.

O Sophie, das ist keine falsche Bescheidenheit, ich kenne die Stärke Deiner Neigung zu mir.

Und nun, was meinst Du, wenn der heutige Tag unser Hochzeitstag würde, der erste von tausend, tausend glücklichen Tagen. Wenn Dir am 1. Januar 1808 der kleine Hanneken, mein Grosssohn, einen Wunsch überreichte, der besser geschrieben wäre, als dieser! Wenn wir uns umarmten, und unsere Kinder und ihre Gatten mit der Ahnung eines ähnlichen Glücks einander in die Arme fielen!

O Mädchen, mich überfällt eine Empfindung, die wenig Menschen haben, und kein einziger ausdrücken kann. Ach Pope, hier kannst auch Du mir nicht aushelfen!

Leisewitz.

Ich mache Dir kein Geschenk. Beinahe sollte ich das nicht einmal entschuldigen, was auch der Pöbel der Verliebten davon denken mag. Ich konnte mich wirklich auf nichts besinnen. Du würdest mich aber, da die Messe angeht, sehr verbinden, wenn Du etwas von mir fordertest, wenn es auch nur eine Kleinigkeit wäre. Vielleicht fällt Dir auch sogleich nichts bei; aber Du kannst mir zu Gefallen Dein Köpfchen wohl ein bischen zerbrechen.

Schon neun Uhr! meine Acten!

Nro. 9.

Hannover, den 2. Nov. (1778?)

Mein Mädchen!

Du wirst in meinen Briefen selten etwas Neues finden; es ist immer der alte Text: „Ich liebe Dich, Sophie,“ worüber ich des Jahres zweiundfünfzig Mal predige. Man muss freilich vom Metier sein, das heisst, so lieben, wie wir lieben, um einzusehen, dass man unendliche Male davon reden kann, ohne dass es genug sei! um zu begreifen, dass man nie der unnützen Mühe überdrüssig wird, seine Empfindungen mit Worten auszudrücken. Aber diese Mühe ist so süss, und selbst ihre Unzulänglichkeit ist nicht abschreckend, da sie nicht der Maassstab ist, nach der wir unsere Neigungen gegen einander abmessen. Der liegt in unserm eigenen Busen. Ich schätze Deine Liebe gegen mich nicht nach Deinen Worten, sondern nach der feurigen, treuen Leidenschaft gegen Dich, die ich in meinem Herzen fühle.

Und wie sollte es mir je an Materie fehlen, da ich Alles, was da ist, in den Umfang unsers Bündnisses ziehe. Ich versichere Dich, dass mir jetzt keine Sache aufstösst, ohne dass nicht mein erster Gedanke sein sollte: Was hat sie für Beziehung auf Sophien? wird sie mich ihr näher bringen? kann ich nicht ihr Vergnügen, ihre Ruhe dadurch befördern? — Meine Einbildung ist dabei so poetisch, dass ich die entferntesten Möglichkeiten dazu aufsuche, und wie Du leicht denken kannst, immer finde. — O was ist es schon für ein grosses Vergnügen, einen Unbekannten glücklich zu machen, und nun gar die, die

man mehr, als sich selbst liebt. Mädchen, was danke ich Dir schon für selige Stunden, die ich mir mit Schwärmereien in die Zukunft verträumt habe. Zum Beispiel, wie ich in Allem Beziehung auf Dich suche: ich habe lange nicht an Miller*) geschrieben; ich werde es aber nächstens thun, weil ich es ohne Undankbarkeit nicht lassen kann, da Dir sein „Siegwart“ einige angenehme Stunden gemacht hat.

Mein Schwager schickt mir heute einen Brief von einem dasigen landschaftlichen Bedienten, worin die Worte stehen: „ich müsse reüssiren, oder die Vorsicht müsse ein gegenseitiges Wunder thun.“ Ich habe aber noch immer Bedenklichkeiten, und ich wünschte, dass Du Dich auf einen unglücklichen Ausgang vorbereitetest.

Sophie, das Schicksal kann mir noch viel Böses zufügen, und ich bleibe noch immer sein Schuldner: weil es mir Dich gab.

Leisewitz.

Den Morgen haben mir Besuche verdorben, drum kann ich nur so wenig sagen. Wenn ich Dich nur heute Abend sehe!

Nro. 10.

Braunschweig, den 1. März 1779.

Deinen kurzen Brief habe ich eben erhalten, und ich will es Dir glauben, dass keine Krankheit an dieser Kürze Schuld ist; man glaubt dergleichen gar zu gern.

Mit meinem Befinden bin ich so ziemlich zufrieden, und weil man auch von dem Aergsten den besten Gebrauch machen muss, so denke ich zuweilen, dass ich jetzt den langen Aufschub unserer Verbindung gelassener ertrage, als ich bei einer

*) Joh. Martin Miller, geb. den 2. Dec. 1750 zu Ulm, und daselbst gestorben 1814 als Kirchenrath, Prediger am Münster und Professor am Gymnasium, kam nebst seinem jüngeren Bruder durch den göttinger Hainbund mit Leisewitz in freundschaftliche Verbindung. Unter seinen Schriften machte besonders sein sentimentaler Roman: „Siegwart. eine Klostergeschichte, Leipzig 1776—1777, 3 Thle.,“ ausserordentliches Aufsehen, und rief eine Unzahl Nachahmungen hervor.

vollkommenen Gesundheit thun würde. Ich muss Dir aber doch gestehen, dass mir zuweilen unsere Trennung unerträglich lang scheint, und dass ich Alles anwende, um so bald als möglich unsere Wünsche zu erfüllen. Ich ergreife Alles, was mir einigermassen als ein Mittel dazu aussieht, und ich hoffe, dass dieser glückliche Zeitpunkt nicht weit mehr entfernt sein soll.

O Mädchen, mit welcher Freude werde ich Dich in meine Arme schliessen, und Dich erst sterbend daraus fahren lassen! Was liegt nicht Alles in der Vorstellung, Dich zu besitzen!

Ich bin eine Viertelstunde auf meinem Zimmer herumgegangen, ohne weiterschreiben zu können, und ich muss mich von diesen Ideen losmachen, wenn der Brief noch fort soll. Es geht mir oft so. Das Andenken an Dich verhindert mich oft am Arbeiten und beinahe jeden Abend am Schlafen.

Weil man aber in dieser Alltagswelt Alles abwarten muss, welcher Umstand, wie mir deucht, diese Welt eben zur Alltagswelt macht, so habe ich Dir den Vorschlag zu thun, ob wir nicht unsern Hochzeitstag im voraus feiern wollen? Verstehe mich nicht unrecht, ich meine das bloss in Absicht auf unsern empfindsamen Calender, und ich wollte gern einen Festtag mehr darin haben. Setzen wir also den Tag fest, an dem Du die Meinige werden willst, an dem mich viele Männer beneiden werden, und alle beneiden würden, wenn sie Dich kennten, wenn sie so zuverlässig wüssten, wie ich, dass Du bestimmt bist, ein ganzes Leben glücklich zu machen. Gott sei Dank, dass ich es weiss! Es gehört viel Verstand und Empfindung dazu, um aller Deiner Vorzüge zu geniessen; allein ich will sehen, dass für mich so wenig als möglich verloren geht. Das soll der Maassstab sein, nach dem ich meinen Fortgang zur Vollkommenheit messen will.

Dieser Brief ist in einer wunderlichen Laune geschrieben, und nur in eben einer solchen Laune musst Du ihn beurtheilen; wie würde ich mich freuen, wenn ich Dich hineingesetzt hätte.

Leisewitz.

Nro. 11.

Braunschweig, den 6. März 1779.

Meine gute Sophie!

Ich will mir in meinem Leben niemals wieder etwas auf mein gutes Gedächtniss zu Gut thun, da ich vergessen habe, auf einen so wichtigen und angenehmen Punkt zu antworten, wie die Bestimmung unsers Hochzeitstages ist. Ich bin zufrieden, dass Du den ersten des Monats dazu wählst, nur muss ich den Februar, Mai, Julius und November davon ausnehmen.

Ich sehe mit vielem Vergnügen, dass mein liebes Mädchen an vielen von meinen kleinen Grillen, wenn ich mir nicht schmeichle, mit Vergnügen Geschmack findet. Ich glaube, dass alles Glück des Lebens von der Phantasie abhängt, und denke in der That etwas romanhaft, weil ich den Wunderglauben habe, dass das Romanhafte mit der Natur des Menschen am besten übereinstimmt, wenn man Verstand und Empfindung genug hat, die Sache durchzusetzen. Nur muss man diese Gesinnungen nie öffentlich blicken lassen, und Du wirst mir einräumen, dass ich sie zu verstecken weiss. Die meisten Leute können nicht begreifen, wie man so kalt sein kann, wie ich. Ich hoffe, das Romanhafte in unserer Liebe und die sogenannte Vernunft im gemeinen Leben soll uns in so wenige Widersprüche verwickeln, als dass wir nur zuweilen Nachtzeug und zuweilen Staatskleider tragen werden.

Bei diesen Gesinnungen musste es mir schwerer, als jedem Andern werden, eine Frau zu wählen. Schönheit, Reichthum und Verstand fallen noch so ziemlich in die Augen; allein von den Eigenschaften, die ich verlangte, kann man nicht anders, als durch den vertrautesten Umgang urtheilen. Und dann ist es zu spät, man kann alsdann nicht einmal an einem andern Orte suchen, was man hier nicht gefunden hat. — Stelle Dir also mein Entzücken vor, als ich einen solchen Reichthum von Phantasie und Empfindung bei Dir entdeckte.

Wer ist denn der Herr Hundertpfund, der die Fesseln der Mademoiselle Herbst trägt? Die Bräutigams ausgenommen, tändelt ihr Mädchen doch mit nichts lieber, als mit Bräuten.

Um sich wegen des Verlustes der Kinder zu zerstreuen, werden meine Schwester und meine Mutter in Kurzem nach Hannover kommen und ich hoffe, da soll sich Ein und Anderes entwickeln.

Lebe wohl, bestes Mädchen.

Leisewitz.

Nro. 12.

Braunschweig, den 12. December 1780.

Meine beste Sophie!

Ich halte es gerade deswegen für meine Pflicht, Dir längere Briefe zu schreiben, weil Du mir seit einiger Zeit nur kurze hast schreiben können; wenigstens ist es mir aus sehr natürlichen Ursachen alsdann am angenehmsten, viel von Dir zu sehen, wenn Du auf dieser Rechnung unter uns Vieles zu Gute hast.

Ich bedaure es herzlich, dass Du wieder so viel ausgestanden hast, und wünsche deswegen meinen einzigen Wunsch von neuem. Wenn es die Jahrszeit wieder erlaubt, so vergiss daher nicht, Dir wenigstens den Kopf alle Tage mit kaltem Wasser zu waschen, oder vielmehr zu baden. Ich kann Dir nicht sagen, wie grossen Nutzen ich von dieser Cur habe.

Morgen schicke ich die Uebersetzung weg,*) muss Dir

---

*) Leisewitz bemerkt in seinem Tagebuche unter dem 2. Dec. 1780: „Morgens aus dem Khevenhiller excerpirt, und mich gegen zwölf frisiren lassen. Ich blätterte dabei im Seneca, weil ich eine Stelle daraus für M S. (Mademoiselle Seyler) übersetzen wollte."

9. Dec. 1780:

„Ich fing einen Brief an M. S. an. Dabei fiel mir der Seneca wieder ein, und ich kam, ich weiss nicht wie, dazu, dass ich den zwölften Brief grösstentheils übersetzte."

10. Dec. 1780:

„Ich übersetzte den Brief aus dem Seneca vollends."

12. Dec. 1780:

„Morgens brachte ich mit einem langen Briefe an M. S. zu, und schrieb etwas an meiner Uebersetzung des Seneca."

13. Dec. 1780:

„Ich machte einen Versuch, bei Lichte zu arbeiten, und schrieb an meiner Uebersetzung des Seneca, die ich bald nachher endigte."

aber vorher Einiges sagen, damit Du sie verstehen kannst, und deswegen wird dieser Brief sehr gelehrt werden, ich versichere Sie, Mademoiselle Seyler, es wird ein philosophischer Brief, ein Brief mit einem Barte. Grösstentheils thue ich das mit aus der Ursache, um Dir einige Gegenden meiner Denkungsart, die Du noch nicht genug kennst, bekannter zu machen; denn ich will durchaus von Dir durchgesehen sein, Du sollst in meinem Charakter die Polterkammer, wie die Visitenstube, den Keller, wie den Boden kennen.

Der Verfasser des Aufsatzes war ein Anhänger der stoischen Philosophie, und Du kannst Dir nichts Läppischeres, nichts Spitzfindigeres; nichts Erhabneres, nichts Herrlicheres vorstellen, als diese Philosophie. Dieser glänzende Theil derselben ist ihre Sittenlehre, die mich immer entzückt hat, ob sie gleich nicht ganz wahr ist. Es ist das Feenband der Tugend, und der ausschweifendste Flug der Phantasie ist hier das Heiligste, was man sich denken kann.

Ich will Dir Einiges, und so viel Du zu dem Aufsatze brauchst, hersetzen. Die Tugend ist das einzige Glück des Menschen, und das in einem so hohen Grade, dass den Weisen weder Krankheit noch Armuth, noch die grössten Martern unglücklich machen können. Alle Dinge ausser ihm rühren ihn nicht; denn das Wesen der Tugend ist Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit. Der Tod ist ihm besonders sehr gleichgültig; er sieht ihn als seinen Freund an, und kann sich durch ihn frei machen.

Du siehst, dass sie mit diesem Ausdrucke den Selbstmord erlaubten, und man muss gestehen, dass sie dieser unerlaubten, widernatürlichen Handlung einen grossen Glanz zu geben wussten, schon dadurch, dass sie immer voraussetzten, dass ihn ein tugendhafter Mann, und nicht aus Verzweiflung, sondern mit der Gleichmüthigkeit, die ihn nie verlässt, beginge.

Alles das wurde mit der glühendsten Beredtsamkeit und in der prächtigsten Sprache vorgetragen. Diese legten ihnen ihre Gegner zur Prahlerei aus, wie denn die ganze Sache den

---

Weiter wird im Tagebuche des Seneca nicht gedacht, so dass man nicht etwa eine vollständige Uebersetzung dieses Autors muthmassen darf.

meisten Menschen lächerlich vorkommen musste, weil sie so erhaben war.

Unterdessen wollte ich nicht gut dafür sagen, dass ich mich nicht selbst zu dieser Partei schlüge, wenn die Sache blosse Speculation geblieben wäre. Allein eine grosse Reihe von Helden brachte diese Grundsätze bis auf eine Art zur Ausübung, die einen stolz machen kann, dass man ein Mensch ist. Sie verachteten alle Gefahren, alle Martern, und redeten nicht gleichgültiger vom Tode, als sie ihn litten. Einige Jahrhunderte hindurch war beinahe keine Tugend in der Welt, als in dieser Secte.

Dein Geschlecht nahm diese Grundsätze so gut an, wie die Männer, und ich weiss nicht, ihre Beispiele reissen mich noch mehr hin, als die anderen. Ich will Dir einige davon erzählen, die Geschichte ist voll davon.

Cato, der tugendhafteste Mensch, der jemals gelebt hat, gehörte zu den Stoikern, und sie reden beinahe auf allen Seiten von ihm mit der grössten Ehrfurcht. Er war ein Römer, und sein Mitbürger Cäsar machte sich zum Monarchen ihres, bis dahin freien Vaterlandes. Cato widersetzte sich ihm durch einen Krieg, so lange er konnte; geschlagen und in eine Stadt eingesperrt, verwarf er die vortheilhaftesten Bedingungen, die ihm Cäsar machte, und erstach sich selber. Ehe er sterben konnte, ward er wider seinen Willen verbunden; aber sein Entschluss war so fest, dass er sogleich, wie er allein war, Verband und Wunde mit einer Heftigkeit aufriss, die ihm den Tod zuzog. Er hatte den Abend vorher ein Buch über die Unsterblichkeit der Seele gelesen, und die Nacht ruhig geschlafen.

Ueberhaupt waren die Leute vor dergleichen Todesarten sehr ruhig; sie unterliessen nichts von ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten; sie baten Gesellschaften von Freunden zu ihrem Tode; redeten bis sie die Sprache verloren, und beobachteten die Empfindungen, die der Tod einem Menschen macht, mit Ruhe wie einen Versuch aus der Naturgeschichte.

Cato hatte eine ihm ähnliche Tochter, die an einen Mann verheirathet war, der diese Grundsätze im höchsten Grade hatte,

und um sein Vaterland zu befreien, den Cäsar erstach. Wie er mit diesem Vorsatze umging, bemerkte seine Frau an seinen nächtlichen Unruhen, dass ihn etwas heimlich quäle. Um ihm durch Standhaftigkeit zu beweisen, dass sie sein Vertrauen verdiene, machte sie sich selber eine grosse Wunde am Beine, und verbarg die Sache einige Zeit. Ihr Mann war nachher im Kriege unglücklich, und erstach sich selbst; sie verschluckte nun in ähnlicher Absicht glühende Kohlen, da man ihr jeden andern Weg zum Tode versperrt hatte.

Diese Tugenden wurden sonderlich unter den ersten römischen Kaisern, den Nachfolgern des Cäsar, die die schrecklichsten Tyrannen waren, ausgeübt. Einer von ihnen schickte dem Pätus einen Dolch, um sich damit zu ermorden. Er sass gerade mit seiner Frau bei Tische, und bedachte sich einige Augenblicke. Die Frau nimmt den Dolch, ersticht sich, und giebt ihn ihrem Manne mit den Worten: „Lieber, es schmerzt nicht!“ —

Auch der Verfasser des Briefes, den ich Dir mittheilen werde, und der Seneca heisst, ward von einem dieser Unmenschen zum Tode verdammt,*) und hatte nur die Freiheit, sich seine Todesart zu wählen. Er liess sich in ein Bad bringen, alle Adern öffnen, und starb, indem er die Tugend empfahl. Seine Frau wollte auf eben die Art mit ihm sterben; ward aber noch kaum gerettet, weil sie schon so viel Blut verloren hatte, dass sie ihr ganzes Leben durch eine blasse Farbe behielt. Der Brief ist an einen gewissen Lucil geschrieben, und enthält Vermahnungen zur Standhaftigkeit, besonders gegen die Furcht vor künftigen Zufällen. Er ist nicht völlig im stoischen Geiste, weil er, wie Du daraus sehen wirst, einige Gründe gegen die Furcht enthält, deren Manier den Stoikern nicht gross genug war; ich habe ihn aber gewählt, gerade weil er so geschrieben ist, und weil er wenig Erläuterungen für Dich erfordert.

Man hat diesem Seneca eine zu witzige und zu gekünstelte Schreibart vorgeworfen, man hat nicht Unrecht; aber ich

*) Bekanntlich wurde Lucius Annaeus Seneca auf Befehl seines Zöglings, des Kaisers Nero, im Jahre 66 n. Chr. ermordet.

habe in meiner flüchtigen Uebersetzung nichts davon vermieden, denn Du sollst den Aufsatz so haben, wie ihn Seneca würde deutsch geschrieben haben.

Ich bin sehr begierig auf Dein Urtheil, weil ich weiss, dass es freimüthig sein wird, und das um desto mehr, da ich diese Dinge, wie sie daliegen, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Geschmack liebe, — und bloss glaubte, dass ein Zeitvertreib der Art Dir auch Vergnügen machen könnte.

Ich bin mit stoischer Beharrlichkeit

Dein
Leisewitz.

Nro. 13.

Braunschweig, den 9. Julius 1781.

Ich danke Dir für Deinen langen Brief herzlich und bedaure es ungemein, dass Dich die Beschwerlichkeiten des Brautstandes so schwer drücken; ich wünschte vom Grunde meiner ehrlichen Seele, Dich noch heute aus dieser Sclaverei zu befreien.

Deine Nachrichten sind mir grösstentheils angenehm gewesen, bis auf die von dem Reifrocke. Ich denke immer, Du würdest da mit einem Reifrocke von selbst weggeblieben sein, wo man Dich ohne Reifrock nicht zulassen wollte, und ich wünschte, dass mein Weib mit einem edlen Stolze ihr Urtheil einer so verunstaltenden Mode vorgezogen hätte. Unterdessen musst Du meiner Mutter diese Gefälligkeit thun, denn ich habe in der That keine Stimme mehr, da mein Widerspruch unter diesen Umständen höchst unschicklich sein würde. Es ist endlich eine Kleinigkeit; allein in wichtigen Dingen lass uns ja niemals von unserm eigenen Urtheile abgehen. Ich versichere Dich auf meine Ehre, dass ich die meisten Fehler und Thorheiten in meinem Leben deswegen gemacht habe, weil ich aus Gefälligkeit anderer Leute Meinung der meinigen vorzog. Du verstehst mich gewiss, liebes Mädchen; ich weiss, dass Du diesmal meiner Mutter nothwendig nachgeben musst.

Mit den übrigen Nachrichten bin ich sehr gut zufrieden, besonders damit, dass die Hochzeit nicht in Eurem Hause ist;

auch gefällt es mir recht gut, dass wir den Abend Gesellschaft haben werden.

Mit dem Kleide für Mary werde ich eilen, sobald ich Geld habe; denn unter uns, jetzt bin ich, zumal für einen Bräutigam, in Lazarushaftigen Umständen, — mein baares Vermögen beläuft sich seit acht Tagen auf 15 Mgr. — Ich hatte viele Hoffnung, ein Capital von Jemand zu bekommen; allein ich musste unglücklicherweise Gelegenheit finden, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen, und nun bin ich zu delicat, will wenigstens warten, bis sich die Dankbarkeit etwas verblutet hat. — Unterdessen sei nur nicht bange. Ich habe von Michaelis bis Februar 500 Thaler ordentliche und gewisse Einkünfte, wovon freilich viel übergespart werden muss, weil dann bis Michaelis nur lauter kleine Einkünfte passiren.

Ich will heute den Anfang machen, Dir die Charaktere von einigen meiner Bekannten zu zeichnen. Du musst mich aber nicht unrecht verstehen, wenn ich Dir viel von ihren Fehlern sage, da Dir die Kenntniss derselben gerade am nützlichsten sein kann. Einen Freund im eigentlichsten Verstande habe ich, wie Du weisst, hier gar nicht.

Der Domprediger Feddersen*) — ein fetter, runder Mann, der gewöhnlich in einer gewissen feierlichen Sprache redet, die kurzweilig genug zu hören ist. Ich wollte darauf wetten, dass er Dich gleich mit den Worten: „Heil Ihnen, theuerste Freundin!“ anredet, ja ich setze mein Leben dabei, dass er Dich mit dieser Redensart während der ersten Unterredung salbet. Er hat ein Buch von guten Menschen geschrieben, und lässt daher gewöhnlich ein paar edle Handlungen aus der Tasche gucken, die er kurzens gelesen hat; ist übrigens etwas eigennützig und schmeichelt den Grossen mit vielem Segen. Hierdurch hat er sich bei vielen Leuten verhasst

*) Joh. Jac. Feddersen, geb. den 31. Juli 1736 zu Schleswig, starb den 31. December 1786. Er war früher Hof- und Domprediger zu Braunschweig, und hierauf Consistorialrath und Propst zu Altona. Er ist Verfasser vieler asketischer Schriften. Das Werk, auf welches Leisewitz in diesem Briefe anspielt, führt den Titel: „Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen.“ 1779 bis 1790. 6 Slgn.

gemacht, denen er schon lange schmeichelte, und die nichts davon bekommen haben.

Uebrigens besitzt er einen mittelmässig grossen Rosenkranz von lustigen Histörchen, die er in den Zwischenzeiten, wenn ihm die Feierlichkeit nicht antritt, abbetet. Die vornehmsten sind von Herrn Grotian, Herrn Rector Licht, Zwetschen-David, von einigen Leuten in Jena, Magdeburg und Holstein, in Summa etwa 24 Stück. Diese kommen immer bei gewissen Gelegenheiten wieder vor, und ich erinnere mich, dass er sein apartes Histörchen erzählt, wenn wir Mannspersonen vor Tische allein auf den Hof gehen.

Ewig Dein Leisewitz.

Nro. 14.

Braunschweig, den 17. Julius 1781.

Ich danke Dir herzlich für Deine Nachrichten, die meine Neugierde gänzlich befriedigt haben, und noch mehr für Deine Pfiffigkeit, die Dich in den Stand gesetzt hat, mir solche Neuigkeiten zu geben. Sonderbar genug war es, dass die Missverständnisse immer dicker auf einander kamen, und gerade mit jeder Erklärung wuchsen, die uns bloss verblendeten, da sie uns hätten aufklären sollen. Alles wäre also auf einem sehr guten Zuge; allein Du weisst, das menschliche Herz ist niemals zufrieden, so lange es noch nicht Alles hat; und demzufolge möchte ich gern wissen, wann es sich entscheidet, ob uns der 13. oder 18. September verbinden soll?

Meine Zahnschmerzen haben sich seit der letzten sympathetischen Cur noch nicht ganz verloren, aber doch sehr gebessert, und ich befinde mich im Ganzen in einem erträglichen Zustande. Ich wünsche, dass Deine Krankheit von keiner Bedeutung und von keinen Folgen sein möge.

Ich fahre in den bewussten Charakteren fort. Hofrath und Professor Ebert, ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit, der Alles, was er weiss, auf das Genaueste weiss, damit das feinste Gefühl, aber nicht den grössten Scharfsinn verbindet. Einer der angenehmsten Gesellschafter, sowohl von Seiten des Geistes, als des Körpers. In Absicht des erstern hat er eine

gewisse scherzende Lustigkeit, die wie ein Strom eine ganze Gesellschaft mit fortreisst, und in der zweiten Rücksicht ist er ein Esser von Profession, der Gottes Gaben mit der grössten Dankbarkeit geniesst, und aus jedem Stäubchen des Essens den Wohlgeschmack heraussaugt.*) Er widmet sich diesem Geschäfte so ganz, dass er auch den interessantesten Discurs nicht anhört, um nicht distrahirt zu werden. Ich habe für ihn den Leichen-Text ausgesucht: „Was werden wir essen, was werden wir trinken?“ wie für seine Frau: „Womit werden wir uns kleiden?“ — Ein sonderbarer Zug bei diesem Allen ist sein Geiz, der sehr weit geht, und ihn zu Dingen verleitet hat, die man vergessen muss, wenn man die Achtung für den Mann behalten will, die er von anderen Seiten gewiss verdient. Dieser Geiz scheint mir unterdessen nicht so ein von allen seinen übrigen Eigenschaften ganz abgesonderter Fehler; sondern ein Ausbruch einer Schwäche des ganzen Charakters zu sein, wie bei Nervenkrankheiten ein einzelner Theil zu leiden scheint,

---

*) Joh. Arnold Ebert, geboren 8. Febr. 1723 zu Hamburg, war Hofrath und Professor am Collegio Carolino und Kanonicus des Stiftes St. Cyriaci zu Braunschweig, woselbst er am 19. März 1795 starb. Als leipziger Student gehörte er zu dem Kreise jener strebsamen Jünglinge, welche sich, in Opposition gegen Gottsched, durch Herausgabe der „bremer Beiträge“ um Veredlung des literarischen Geschmacks unsterbliche Verdienste erwarben. Bedeutsamer, als durch seine eigenen Dichtungen, wurde er für die deutsche Literatur durch seine meisterhafte und gelehrt ausgestattete Uebersetzung der „Nachtgedanken Young's,“ welches Werk, freilich ohne Ebert's Verschulden, der Epoche der weinerlichen Sentimentalität wesentlichen Vorschub leistete. In dem, später zu Braunschweig fixirten Hauptstamme jenes leipziger Kreises nahm Ebert, sowohl seiner tiefen Gelehrsamkeit, als auch seiner hohen Lehrgaben wegen, denen am Collegio Carolino, dieser eigends zur Veredlung des Geschmacks gestifteten Anstalt, ein weites Feld der einflussreichsten Wirksamkeit vergönnt war, eine sehr hervorragende Stellung ein. —

In Betreff des oben von Leisewitz über Ebert Gesagten, mag noch hinzugefügt werden, welch einen empfindlichen Streich einmal die Distraction dieses gelehrten Mannes seiner Esslust spielte. Die Herzogin Philippine Charlotte übte nämlich gegen Ebert die besondere Rücksicht, ihm bei Tafel zur Warmerhaltung der Speisen ein Kohlenbecken reichen zu lassen. Ebert, der sich einst im Anblicke der, unter der Asche verborgenen Kohlen irrte, fasste gierig nach dem Becken: „Ei, Trüffeln, Trüffeln,“ und verbrannte sich alle zehn Finger. —

und doch die Krankheit nicht in diesem Theile, sondern im ganzen Körper liegt.

Ich muss plötzlich abbrechen.

Dein Leisewitz.

Nro. 15.

Braunschweig, den 23. Julius 1781.

Wie ich gestern Abend zu Bette ging, so fragte ich mich in der That, ob ich nicht aufstände und geträumt, ob ich nicht bloss Dein reizendes Bild gesehen hätte, das mir entflohen, als ich meine Arme sehnsuchtsvoll nach ihm ausstreckte. Das Andenken des Tages wird mich lange beschäftigen, ich werde ihm lange nachsehen, wie Dir, als Dein Wagen gestern den langen geraden Weg hinunterrollte. Wir kamen um halb neun an; mich verlangt sehr nach Nachrichten von Deiner Reise.

Wann wir uns nun wiedersehen, Mädchen? Ich versichere Dich, es kostet mir so viel Mühe, mich in dieser Vorstellung zu mässigen, als es mir oft gekostet hat, den Gedanken zu ertragen, Dich in langer Zeit nicht zu sehen. Weil mir nun gerade in diesem Augenblicke etwas Niederschlagendes von der Art nöthig sein möchte, so will ich in meinen Charakteren fortfahren.

Den Abt und Vice-Präsidenten Jerusalem*) kennst Du

*) Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem, geboren 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, lebte als Abt des Klosters Riddagshausen, als Vice-Präsident des wolfenbüttler Consistoriums, Dr. theol., Oberhofprediger und Curator des Collegii Carolini zu Braunschweig, woselbst er am 2. Sept. 1789 starb.

Seinem Rufe als aufgeklärter Gottesgelehrter, als theologischer Schriftsteller und grosser Canzelredner entsprach die allgemeine Achtung, welche er als Mensch, als Begründer der braunschweiger Armenanstalten und als Erzieher oder intimer Freund der meisten Mitglieder des braunschweiger Fürstenhauses genoss. Um die literarische Geschmacksbildung machte er sich als Stifter, Lehrer und Vorsteher des Collegii Carolini hochverdient, indem er an dieser, sich eines europäischen Rufes erfreuenden Lehranstalt bedeutenden literarischen Celebritäten die Gelegenheit einer unmittelbaren Einwirkung auf die Jugend sicherte. Ein specielles Verdienst um die deutsche Literatur erwarb er sich durch seine ruhige Vertheidigung derselben gegen die Angriffe Friedrichs des Grossen, eines Bruders seiner Landesmutter. —

als einen unserer ersten Gottesgelehrten. Ein Mann von einem Vieles umfassenden Geiste, und einer edlen Seele. Ich habe nie einen feineren Greis, einen feineren Geistlichen und ein feineres Gesicht gesehen. Er könnte sitzen, wenn man das Geistreiche malen wollte, und keine Empfindung ist so fein, die seine Muskeln nicht ausdrücken sollten. Er ist noch allen Gefühlen der Jugend offen, und ich weiss nicht, was ich seinem hervorstechenden Witze geben muss — alle Beiwörter des Witzes sind von der Schärfe, vom Schneiden, Verwunden und Beissen hergenommen — von alle dem hat der seinige gar nichts; bleibt immer lachend, und doch immer erfrischend.

Ein gewisser glücklicher Leichtsinn hat ihn, bei einem sehr kränklichen Körper, in ein Alter über siebzig gebracht. Deswegen nenne ich ihn glücklich; denn sonst hat er für ihn üble Folgen gehabt. Er ist in eine Verschwendung übergegangen, die ihm sein ansehnliches Vermögen gekostet, und ihn, bei seinen grossen Einkünften, oft in noch grössere Verlegenheit gesetzt hat. Er ist mein sehr grosser Freund, wie auch neulich noch ein Pasquill auf mich und ihn, das in Wien gedruckt ist, bezeugt hat. Ich hoffe, seine Freundschaft zu verdienen, ungeachtet er sie oft an unwürdige Leute wegwirft; daher hier, bei aller Achtung, in der er steht, seine Empfehlungen nichts gelten. Seine Lebhaftigkeit lässt zuweilen einen Zug von Abenteuerlichem und Projectenmachen durch seinen Charakter laufen.

Künftig von seinen drei Töchtern.

Lebe wohl, Beste!

Leisewitz.

Nro. 16.

Braunschweig, den 27. Julius 1781.

Kein Katholik kann in der heiligen Fastenzeit den ersten Ostertag und den ersten Braten so sehnsuchtsvoll erwarten, als ich, nach einer so langen Pause, Deinen Brief. Schon zwei Zeilen wären mir äusserst angenehm gewesen; Du kannst also denken, was Dein lieber langer, interessanter Brief für eine Wirkung that.

Dein Betragen gegen das arme Mädchen entzückt mich, und der Segen, den Du mir dadurch zubringst, ist mir lieber, als Fräulein Wallmoden ihr Brautschatz. Ohne Dich wäre dem Geschöpfe fast nichts Anderes übrig geblieben, als sich — vielleicht mit Widerwillen — in neue Ausschweifungen zu stürzen; und ihr Kind wäre wahrscheinlich ein in allem Betrachte verwahrloster Mensch geworden. Mädchen, die Tugenden und Freuden einer ganzen Generation, die vielleicht erst nach Jahrhunderten verrichtet und empfunden werden, sind Dein Werk. Der grösste Theil Deines Geschlechts zeigt bei solchen Gelegenheiten eine gewisse bellende Tugend; ich weiss, dass das im Ganzen nothwendig ist; ich möchte sie auch um vieles Deinem Geschlechte nicht benehmen: — nur meine Frau soll sie nicht haben. Der Verführer muss nach Deiner Beschreibung K. sein, und das ist mir sehr unangenehm gewesen, weil ich viel auf ihn hielt. Es ist sehr unangenehm, eine gute Meinung zu verlieren.

Auch hier ist lauter Hochzeit und Hochzeitsgeschrei. Unterdessen ist es mir lieb, dass ich nicht in Hannover bin, und das Toben der Heiden nicht sehe und das vergebliche Reden der Leute nicht höre. — Acht Tage nach der Hochzeit werde ich wohl bleiben müssen; allein länger wollte ich nicht gern, ob hier gleich auch der fatale Umstand eintritt, dass wir, aus Mangel einer Köchin, wohl ein acht Tage aus meiner Schwester Hause essen müssen. — Meine Mutter lässt Dich an die Atlas-Proben erinnern.

Heute will ich Dir die Charaktere der Töchter Zions geben. Alle drei sind in gewissem Verstande Prüden, und dieser Umstand, bei einem gewissen vornehmen Air des Hauses, hat die Freier verscheucht, so dass auch die jüngste schon beinahe über die Hoffnung, einen Liebhaber zu bekommen, weg ist. Der Hang zum Vornehmen, zum Adel, zum Hofe ist bei Jerusalems ein Familien-Fehler, von dem selbst der Vater nicht frei ist, und der wahrscheinlich dem Bruder*) das Leben ge-

---

*) Carl Wilhelm Jerusalem, Rechtsanwalt zu Wetzlar, der durch unglückliche Liebe zu Charlotte Buff, verehlichten Kestner, in Schwermuth verfallen, sich am 30. Oct. 1772 das Leben nahm, und dessen Geschick

kostet hat. Sonst ist diese Familie im Ganzen, wegen der wechselseitigen Liebe des Vaters und der Kinder, ein herzerquickendes Bild.

Den Mangel der Schönheit und den Hang zum Vornehmen abgerechnet, ist die älteste Jerusalem*) vielleicht das vollkommenste Frauenzimmer, das lebt. Eine wirklich grosse Seele, die sich im Unglücke durch die tiefsten Empfindungen nicht hindern lässt, immer zweckmässig und gleichförmig zu handeln, an der sich oft der Kummer des ganzen Hauses, wenn er alle die Anderen niedergeworfen hatte, brach. Du würdest Dich aber sehr irren, wenn Du ihr deswegen eine Seele zutrauetest, die zu männlich wäre. Alles das wird durch die sanfteste Weiblichkeit gemildert, und die demuthsvollste Bescheidenheit versöhnt einen mit ihren überlegenen Vorzügen. Sie versteht eine Menge von Sprachen, sie besitzt Kenntnisse, die einem Manne Ehre machen würden; — aber sie ist die erste Köchin in Braunschweig, sie hat das Vermögen ihres Vaters in einen weit besseren Zustand gebracht; sie ist Jahre lang die Krankenwärterin einer lahmen Freundin auf dem Lande gewesen, sie bleibt allezeit zu Hause, wenn es nöthig ist, dass sie oder eine von ihren Schwestern zu Hause bleibt.

Die dritte, Friederike,**) besitzt sehr viele Talente, und ist besonders eine gute Dichterin, die ich der Gatterer weit vorziehe. Ich glaube auch an die Güte ihres Charakters; aber sie ist voller Launen, empfindlich, eigensinnig, in einem lächerlichen Grade eitel, und besonders in ihre Figur verliebt. Sie

---

Goethe'n den Stoff zu „Werthers Leiden“ bot. G. E. Lessing gab des jungen Jerusalems „philosophische Aufsätze“ Braunschweig 1776, heraus. — Vergl. auch: Goethe und Werther, herausgegeben von A. Kestner. Stuttgart und Tübingen, 1854. —

*) Charlotte Jerusalem, Domina des Kreuzklosters vor Braunschweig.

**) Friederike Magdalene Jerusalem, geboren 4. April 1759, starb 15. April 1836, als Stiftsdame zu Wulfinghausen im Hannöverschen, gab die „Nachgelassenen Schriften“ ihres Vaters, (Braunschweig, 1792—1793) heraus. Mehre ihrer Gedichte findet man im Musenalmanach von Voss und Göcking 1783—1785, und in Matthisson's lyrischer Anthologie Band XIV. p. 157—170.

sieht jeden Spiegel und hat davor mit sich selbst ihre Andacht, sie spielt immer mit ihren Gesichtszügen und nimmt sich den Puder nicht ab, weil sie glaubt, dass ihr das gut kleide.

Die zweite, Regina, ist die angenehmste von den drei Schwestern. Sie sticht nicht allein von ihnen, sondern vor den meisten Menschen durch den Reichthum, das Unerschöpfliche, das Unbeleidigende ihres Witzes hervor, und das auf eine Art, dass doch Niemand in der Gesellschaft es ihr übel nimmt, dass sie mehr Witz hat, wie wir Anderen.

Man ist sehr gern in dieser Gesellschaft; denn der Hang zum Vornehmen steht so ganz isolirt in ihrem Charakter da, hat gar keinen Einfluss auf ihre Urtheile, und sie geben gewiss jedem Vorzuge, was ihm gebührt.

Ich wollte heute so gewiss an Deinen Vater schreiben; unterdessen bekommst Du am Dinstage zuverlässig den Brief.

Ein paar Stellen Deines Briefes beschämen mich zu sehr, als dass ich sie beantworten könnte; aber ich bin ewig

Dein

Leisewitz.

Ich bin so glücklich gewesen, Geld zu negociiren, und in der Mitte der Messe werden mir 400 Thaler ausgezahlt. Damit können wir schon ein Loch stopfen. Für Marys Kleid wird meine Mutter sorgen.

Nro. 17.

Braunschweig, den 31. Juli 1781.

Ich hielt es für überflüssig, Deinen letzten Brief sogleich zu beantworten, weil ich dachte, Du würdest den Tag unserer Zusammenkunft schon erfahren haben, ohne dass ich ihn Dir schriebe. Und doch habe ich mich geirrt, wie ich aus Deinem gestrigen Briefe sehe.

Allein wenn Du dieses liest, so weisst Du schon, dass wir uns wenig Stunden nachher trennen werden. Aber das muss uns nicht niederschlagen, sondern nur jeden Augenblick kostbar machen. Eine solche Zusammenkunft haben wir in

unserm ganzen Romane noch nicht gehabt; sie hat gewiss ihre eigenen Freuden, und diese verdienen, versucht zu werden. Wer Dir bei meiner Abreise aus Hannover gesagt hätte, diese Trennung würde doch nicht die letzte sein! Nur ein fataler Umstand ist bei der Sache. Mein Schwager,*) der immer an seinen Holzhandel denkt, will vorher in einen Wald in der Nachbarschaft von Peine fahren, und das könnte uns aufhalten. Doch ist uns vielleicht das schlechte Wetter zu unserm Vorhaben günstig.

Ich fahre in meinen Charakteren fort, und habe Dir noch etwas von Ebert zu sagen, und zwar gerade das Wichtigste, die Nutzanwendung, den dritten Theil, den Philipps-Knochen**) der Materie: wie ich mit ihm stehe.

Wie ich den Mann erst kennen lernte, so war er mir wegen der übertriebenen Lobeserhebung, die er über mich ausgoss, unausstehlich. Ich konnte mir durchaus nicht vorstellen, dass er glaube, was er sage. Ich habe aber nachher gefunden, dass er von Grund der Seele schmeichelt, dass er das Alles aufrichtig meint, und dass, wenn Schaden daraus entsteht, es an dem liegt, der einfältig genug ist, zu glauben, dass er der Mann sei, zu dem ihn Ebert macht. Er ist um desto unschuldiger daran, weil er sein Lob an viele Leute überflüssig verspendet, und dadurch schon allein die wahre Taxe desselben festsetzt.***) In Dich ist er, wie er mir aufrichtig gestanden hat, und zwar auf hamburgsche Zeugnisse, verliebt, erwartet Deine Ankunft mit Sehnsucht, und trinkt unterdessen Deine Gesundheit.

Die Hofräthin Ebert besitzt Verstand, Kenntnisse, besonders musikalische, und viele Talente, die sie zu einer liebens-

---

*) Der Kaufmann Winckelmann zu Braunschweig.

**) Scherzhafte Bezeichnung für das os ilium, oder Hüftbein, welches seiner fettigen Knorpelmasse wegen von Gourmands am Kalbsbraten sehr geschätzt wird.

***) Als eine Ergänzung dieses Urtheiles mag die Notiz dienen, welche Leisewitz unter dem 6. Juli 1780 in sein Tagebuch eingetragen hat: „Von Eberts und ihren Complimenten war Friedrich Jacobi wenig erbauet, und versicherte, Jerusalem und ich wären die einzigen Leute in Braunschweig, die ihn interessirten.“

würdigen Frau machen könnten; sie hat aber das Geheimniss gefunden, sich durchaus bei Männern, Weibern und Kindern verhasst zu machen. Sie ist die Frau, die Alles, und Alles besser weiss, als alle anderen Menschen. Dabei glaubt sie, den Beruf zu haben, die ganze Welt zu belehren und Apostelin jeder Wahrheit zu sein; wie sie denn auch oft Märtyrerin ihrer Meinungen ist. Bei ihren Widersprüchen ist mir besonders lächerlich, dass sie 1) oft Dinge besser wissen will, als der, mit dem sie spricht, wenn sie diesen selbst sehr genau angehen, und es nothwendig ist, dass er besser unterrichtet sein muss; 2) dass sie oft in die grösste Hitze kommt, um etwas zu behaupten, an dessen Wahrheit oder Unwahrheit niemandem das Geringste liegt. Aber Du wirst sehen, wie sie darauf leben und sterben und es mit ihrem Blute besiegeln will, dass Peter gestern ein grünes Kleid trug.

Noch hat sie viel Eitelkeit in ihren Kleidern und besonders in ihren „Repas,“ wie sie sagt, die sie oft und sehr prächtig giebt. Sie liebt insbesondere die Etiquette der Tafel, z. B. dass bei jedem Gerichte das rechte Compote ist; allein mehr, als durch alle Gerichte, wird ihre Zunge durch die Namen ihrer Gerichte gekitzelt, womit sie die Gesellschaft eben so sehr, als durch die Gerichte zu regaliren sucht. Von ihrer Schwatzhaftigkeit und einer grossen Unbesonnenheit brauche ich Dir nichts zu sagen, denn das liegt schon in dem Obigen. Sie ist meine, und schon im Voraus Deine grosse Gönnerin.

Ihr Vater, der Kammerrath Gräfe, macht gute Musikalien*) und schlechte Verse, ist für einen äusserst interessirten Mann bekannt, legt schmutzig vor, 70 Jahre alt, bei dem Frauenzimmer ein loser Vogel, und küsst auch noch wohl, wenn es Gott so verhängt hat.

Die Kammeräthin, eine gute, alte Frau, die aber etwas von den Eigenschaften ihrer Tochter hat. Der Vater wider-

---

*) Joh. Friedr. Gräfe, geboren 1711 zu Braunschweig, gestorben daselbst am 8. Febr. 1787 als Kammer- und Postrath, edirte: „Sammlung von Oden und Liedern.“ 1737. Fol. — (Es erschienen 6 Sammlungen davon). „Fünfzig Psalmen, geistliche Oden und Lieder (nach J. A. Cramer) in Melodieen mit Instrumentalbegleitung.“ Braunschweig, Waisenhaus 1760. Fol. —

spricht eben so sehr, wie sie, und oft giebt es einen allgemeinen Krieg, wo Alle auf einmal Allen widersprechen. *)

Lebe wohl, meine Beste, am Montage also keinen Brief, sondern Dich.

Leisewitz.

---

*) Originell ist die Art, wie Ebert zu seiner Frau kam. Als ein heiterer Gesellschafter war er im Hause des Kammerraths Gräfe sehr wohlgelitten. Allein weil er vermuthete, dass er mehr der Tochter, als des Vaters wegen gebeten werde, zog er sich zurück. War er, um eine durch den Tod ihm geraubte Geliebte trauernd, doch entschlossen, nie zu heirathen. Da erhält er eines Tages eine Einladung, welche er abzulehnen, nicht den Muth hat, weil die Bemerkung hinzugefügt ist, dass wegen der Feier eines Familienfestes keine Entschuldigung gelten könne. Bei Tisch wird dem Papa Gräfe ein Schreiben überreicht, welches derselbe zwar liest, aber alsbald geheimnissvoll verbirgt. Die neugierige Tochter bestürmt indessen ihren Vater so lange mit Fragen, bis er ihr gesteht, dass der Brief einen Heirathsantrag für sie enthalte. „Nein!" ruft die Holde aus, „mein Herz gehört dem Herrn Professor Ebert!" worauf die ganze Gesellschaft verabredetermassen glückwünschend sich erhebt, und die erröthende Louise dem fünfzigjährigen Knaben um den Hals fällt, der sich eben so frappirt wie galant dem unfreiwillig angetretenen Liebesjoche fügt. —

Charakteristisch ist die Anzeige, welche Lessing unter dem 3. Dec. 1772 seiner Braut von Ebert's Verlobung macht. „Aber nun etwas recht Neues. Zwei von unseren Bekannten heirathen. Rathen Sie, wer? Der eine ist Z. (Zachariä). Und wen? das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Bewundern Sie indess seine Beständigkeit. — Aber der andere? — damit ich Sie nicht lange rathen lasse: E.! (Ebert), der göttliche E.! Und wen? die göttliche Mademoiselle G. Hätten Sie sich so etwas träumen lassen? Z. ist noch eher zu entschuldigen; oder vielmehr, Z. thut auf alle Weise Recht, dass er einer alten, eingewurzelten Neigung auf sein Alter mehr Bequemlichkeit und mehr Anständigkeit verschaffen will. Aber E.! Ein Mann, der wenigstens zehn Jahr älter sein muss, als ich! das unverträglichste, naseweiseste junge Ding! Manchmal gönne ich es ihm, dass ihm in dem Hause, wo er so lange Zeit schmarutzt hat, der Strick über die Hörner geworfen wird. Aber manchmal denke ich doch auch, dass diese Strafe für ein fettes Maul zu arg ist." — (S. Freundschaftl. Briefwechsel zwischen G. E. Lessing und seiner Frau. Berlin, 1789. Bd. II. p. 39). Dass es aber auch mit den gerühmten „Kenntnissen" jenes „naseweisen jungen Dinges" nicht weit her gewesen sein kann, beweist ein komischer Auftritt zwischen der Frau Professorin Ebert und Lessing. Einst legte sie nämlich gegen diesen das naive Geständniss ab: „Es geht mich recht fatal, lieber Lessing, wo man mir sagen soll, sage ich immer mich, und wo man mich sagen soll, mir; können Sie mich da keine Regel geben?" — „Ja wohl," versetzte Lessing, „machen Sie es umgekehrt!"

Nro. 18.

Braunschweig, den 24. August 1781.

Vorläufig muss ich Dich darüber beruhigen, wenn ich etwa heute keinen Brief von Dir bekommen sollte; ich erwarte in Rücksicht auf Deine Reiseunruhen heute keinen.

Heute sind Albertis*) zurückgereist, sie waren äusserst neugierig, unser neues Haus zu sehen; es ist aber durch eine von meinen gewöhnlichen Distractionen nichts daraus geworden. Die Alberti hat durch ihre Beschreibungen die Begierde meiner Bekannten, Dich zu sehen, ungemein gehoben; sie werden Dich alle mit Liebkosungen, und ein paar mit einem wahrhaft freundschaftlichen Herzen empfangen.

Um mit meinen Charakteren fortzufahren, wozu es hohe Zeit ist, so will ich Dir heute von dem Hause erzählen, was mir unter allen in Braunschweig am besten gefällt, und worin ich mit der wahren Familienfreundschaft geliebt bin, die man so selten selbst in Familien antrifft, wenn man einen Unterschied zwischen Familiarität und Vertraulichkeit zu machen weiss. Es würde mir mit vieler Weitläufigkeit doch schwer fallen, Dir einen richtigen Begriff von dem Professor Schmid**) zu machen, wenn Du seinen Bruder, den Weltkörper,***) nicht

---

*) Was Alberti über zweckmässige Heizung im hannöverschen Magazine veröffentlicht hat, steht verzeichnet in Rotermund, I. p. 18. —

**) Conrad Arnold Schmid, geboren 1716 zu Lüneburg, war Consistorialrath, und Professor der theol. und röm. Literatur am Collegio Carolino zu Braunschweig, woselbst er 1789 starb.

Auch Schmid gehörte zu den Mitarbeitern der „bremer Beiträge," und war später, in gleichem Grade als Gelehrter, wie auch als Lehrer, eine der Hauptzierden des braunschweiger Collegiums. Lessing, mit dem er in einem genauen und gegenseitig anregenden Verhältnisse stand, sagte von ihm: „Schmid weiss mehr, als er selbst weiss." Durch seine zahlreichen Uebersetzungen und Commentationen ist sein Name in der classischen und theologischen Literatur vortheilhaft bekannt; als Dichter hat er sich durch seine gefühlvollen „Cantilenen" und durch ein romantisches Epos: „des H Blasius Jugendgeschichte," ein ehrenvolles Andenken gesichert. —

***) Nicolaus Ehrenr. Ant. Schmid zu Hannover, der seiner Schrift: „Von den Weltkörpern, zur gemeinnützigen Kenntniss der grossen Werke

kenntest. Mit diesem hat er ungemein viel Aehnliches in der Zusammensetzung der Theile seines Charakters; allein diese Theile sind noch weicher. Er hat die Naivetät, das Gutherzige, das Unbefangene seiner ersten Kindheit glücklich bis in sein 65. Jahr gebracht; kennt keine Verstellung, und noch die braunschweigschen Landesmünzen nicht. Er besitzt die grösste Indolenz und Bescheidenheit, die ich kenne, sie müsste denn von der Grösse seiner körperlichen Empfindlichkeit übertroffen werden; denn auch der kleinste Schmerz bringt ihn zu der äussersten Ungeduld, und er mag den Tod auch nicht von ferne nennen hören. Bei diesen Eigenschaften kann er nun freilich nicht den festesten Charakter haben, und wenn man ihn lange und oft sieht, so bemerkt man in seinen Meinungen und seinem Betragen Widersprüche, die sich nicht leicht vereinigen lassen, wovon ich unterdessen seine moralischen Grundsätze ausnehmen muss, von denen er auch kein Haarbreit abweicht.

Es ist spät, und ich muss abbrechen; aber vielleicht schreibe ich morgen schon wieder. Adieu, ewig Geliebte!

Leisewitz.

Anmerkung. Ergänzungen über Schmid aus Leisewitz' Tagebuche.

21. April 1779.

Vor einiger Zeit wünschte Professor Schmid: „ich wollte dass ich Englisch wüsste!“ Eschenburg antwortete: „Sie wissen es ja!“ — „Ich weiss freilich ein paar Worte,“ sagte Schmid, als „Comment vous portez vous, und so weiter.“ — Seine Tochter fragte mich heute, ob ich das auch in mein Tagebuch eingetragen hätte? Sie hatte Recht, und ich hole es deswegen nach. —

10. Mai 1779.

Nach Tische ging ich zu dem Professor Schmid, und

Gottes. Hannover, 1766,“ den Spitznamen „Weltkörper“ verdankte. Er ist geboren am 4. August 1717 zu Lüneburg, war früher Goldschmied zu Hannover, wo er am 6. Februar 1785 starb. Ueber seine Schriften vergl.: Meusel's Lexicon der teutschen Schriftsteller, Bd. XII. 1812, p. 301—304.

nachher mit ihm, seiner Frau und Tochter spazieren nach Wahnschaffs Garten. Der Alte hatte heute einen lateinischen Brief zu corrigiren, und morgen einen deutschen an den Hofrath Duve*) in Hannover zu schreiben, welches ihn nach seiner Gewohnheit in Verzweiflung setzte. Er sah, dass er ein Sclav wäre, erinnerte sich, wie gut er es in Lüneburg gehabt hatte u. s. w. Um ihn etwas aufzurichten, erzählte ich ihm, wie übel es die Leute im Zuchthause hätten, und wie viel Prügel und wie wenig gute Groschen die Soldaten bekämen. Er überlegte die Sache, erinnerte sich, dass er 800 Thaler bekäme, und dass er doch spazieren gehen könne, worauf er denn endlich meinte, dass er es besser habe.

17. Sept. 1779.

Abends mit Schmid und Eschenburgs bei Feddersen. Ich hatte lange Weile. Diese eine, neben mir stehende Tuberose! Das Sitzen machte mir Kopfschmerzen, die sich aber nach dem Aufstehen verloren. Vor Tische hatten wir einen Spass, der mir nur viel Angst machte. Der alte Schmid hatte ein Gedicht auf Kortums Hochzeit gemacht, das vorgelesen wurde. Feddersen meinte, es sei von dem wolfenbüttelschen Döring, und wollte Verschiedenes daran bitter aussetzen. Wie trommelte der Alte mit beiden Füssen den Verlegenheits-Stock! Feddersen merkte jedoch die Sache. —

20. Nov. 1779.

Wie Feddersen wegging, blieb ich noch da (bei Schmids), rauchte eine Pfeife Taback, und hörte aus dem göttingischen Almanach vorlesen, als der Alte, der bei Dörings gewesen, und während des Bratens aufgestanden war, um in's Concilium zu gehen, zu Hause kam. Er war so verdriesslich, als ein Mensch sein kann. Sein Nachtcamisol kam ihm vor als das, worin Richers**) gehenkt war, die Schreibart im Almanach schien ihm pretiös, einen Theil wollte er nicht hören, den andern nicht

---

*) Friedr. Wilh. von Duve, Geheimer Canzleisecretair und Hofrath zu Hannover. Ueber seine, an die göttinger Bibliothek verkaufte Sammlung älterer Drucke, vergl. Götting. gel. Anz. 1782, St. 2.

**) Ein, seiner raffinirten Gaunerstreiche wegen noch jetzt im Munde des braunschweigschen Volkes lebender Verbrecher.

glauben, kein Stuhl war ihm recht. Endlich wollte er sich aus „Tausend einer Nacht“ was vorlesen lassen; seine Tochter hatte aber schon so viel gelesen, dass sie sich lieber zum Erzählen erbot. Das war der rechte Fleck! Das närrische Zeug, und die niedliche Art, womit das Mädchen erzählte, brachten ihn in die beste Laune. Wenn der Mann keine Töchter gehabt hätte, so wäre er doch höchst wahrscheinlicher Weise verdriesslich geblieben!

31. Dec. 1779.

Nach Tische war ich bei Eschenburgs, und wir gingen nachher zu Schmids. Wir waren mit Feddersen vor einem Jahre auch da, und ausschweifend lustig gewesen, unter anderen fuhren wir mit dem Stuhle um den Tisch, baten uns auch schon damals auf heute zu Gaste. Ich fürchtete, es würde gerade aus dieser Ursache heute lahm hergehen; wir waren doch ziemlich vergnügt, obgleich nicht so lustig.

6. Juli 1780.

Nach Tische zu Schmids. Die Professorin kam über den Unfug, den einige junge Hühner anrichteten, in Hitze, und der Alte in solche Angst, dass er seine Pfeife nicht ausrauchen konnte.

7. Juli 1780.

Auch heute Abend war ich bei Schmids. Hardenberg ist noch immer da. So sehr sich der Alte auf seine Ankunft gefreuet hat, so sehr ist er ihn schon satt. Er konnte das so wenig verbergen, als er etwas verbergen kann. Ich brachte aber das Gespräch in ein gutes Geleise, und divertirte mich recht wohl. Sie haben mir gesagt, dass Hardenberg viel auf mich hielte. —

28. Juli 1780.

Ueber den Wall zu Schmids gegangen, wo ich gebeten war. Die Masernzeit ausgenommen, wüsste ich mir es nicht zu erinnern, dass ich so wenig zu Schmids gegangen wäre, als jetzt. Das Baden und die Schriftstellerei*) haben wohl die meiste Schuld daran. Das ganze Haus war in der zärtlichsten

*) Leisewitz schrieb damals eifrig an seinem unvollendet gebliebenen Lustspiele: „Der Sylvesterabend.“

Verlegenheit, die Töchter hatten über die Ursache meiner Abwesenheit geträumt, und die Mutter zeigte mir auf die unaffectirteste Art, wie lieb ich ihr sei. Es war mir wirklich rührend. Sie hatten doch, obgleich sehr von weitem, gefürchtet, dass sie mich beleidigt hätten, und es kam mir ordentlich vor, als wenn wir uns wieder vertrügen. Ich war doch etwas hypochondrisch und hustete. Es dauerte auch ziemlich lange Zeit, ehe ich recht in den Zug kommen konnte. Jerusalems, Feddersen, Schulz, Biel und Eschenburgs waren da, und ich war zuletzt recht lustig und lachte beim Zuhausegehen mit Reginen,*) die ich führte.

7. Jan. 1781.

Abends wieder bei Schmids, wo ich ass. Der Alte ass aber ausser Hause. Wir waren recht lustig, sonderlich darüber, dass ein grosser Theil der Gesellschaft glaubte, Kolik zu haben, und gewaltig durch einander klagte und lachte. Schulz hatte sich possirlich. —

27. Jan. 1781.

Von Eschenburg ging ich zu Schmids, und war recht vergnügt; nur machte es mir eine wunderliche Empfindung, als ich die Leute so vergnügt sah, und weiss, dass sie bald so traurig sein werden, weil der Mathematicus**) in Hannover höchst wahrscheinlich sterben wird.

3. Febr. 1781.

Der junge Schmid kam, und sagte, dass seine Leute mir gleich eine Visite, wovon lange gesprochen ist, geben wollten. Eine halbe Stunde nachher kamen auch Papa und Mama, und nach einer andern halben Stunde die Töchter. Sie tranken bei mir Chokolate, und probirten Alles; der Alte auch meinen Nachttopf. Er hat vor ein paar Tagen wieder ein herrliches Stück gemacht, ist bei dem Herzoge gewesen, und hat ihm seinen Sohn empfohlen. Der Herzog sagt ihm Alles zu, und Schmid fragt ihn, ob er es auch für gut hielte, dass er zu den Ministern ginge? — Der Besuch war mir sehr angenehm, sie gingen um 12 weg.

---

*) Fräulein Jerusalem.

**) Schmids vorhin erwähnter Bruder.

24. Febr. 1781.

Bei Schmids, wo Michaelis und meine Leute waren. Des Alten Geburtstag. Er wird 65 Jahr, sie haben ihm aber weiss gemacht, er sei erst 64. — Bei Tische waren Guirlanden von einem Lichte zum andern. —

Nro. 19.

Braunschweig, den 4. Sept. 1781.

Dasjenige, was ich in Deinem Briefe nicht gefunden habe, macht mir so viel Vergnügen, als sein Inhalt. Ich fürchtete nämlich Klagen über Deine Gesundheit zu hören, da mich wenigstens diese unerträgliche Hitze ganz heruntergebracht hat. Mein Magen taugt durchaus nichts, ich huste, und fühle eine Trägheit, die ganz unbeschreiblich ist. Und das so spät im Jahre! Wahrlich, es ist eben so schimpflich für einen September, so heiss zu sein, wie für einen achtzigjährigen Mann, verliebt zu thun.

Am Montage werde ich, meine Mutter und mein Schein in Hannover ankommen. — O Mädchen, was wird das für eine Umarmung sein, in der sich das Andenken an so viel überstandene Schwierigkeiten, das Gefühl der Unzertrennlichkeit zusammendrängt!

Sei übrigens nicht besorgt, dass ich die Thränen, die Du vielleicht an unserm Hochzeitstage vergiessen wirst, tadeln werde. Der entscheidende Tag ist zwar längst gewesen, und dieser nur eine Folge davon. Unterdessen ist es natürlich, dass dieser einen tieferen Eindruck macht, da alle die Dinge, deren Du in Deinem Briefe erwähnst, hier alle so sinnlich in die Augen fallen, und daher dieser Tag aus lauter solchen feierlichen Augenblicken besteht, die bis jetzt in einzelne Augenblicke einzelner Tage in mehren Jahren verstreuet waren. Ich weiss, dass es Dir im eigentlichen und edelsten Verstande unmöglich wäre, mich zu lieben, wenn Du nicht andere Leute liebtest.

Ich bin mit meinen Charakteren ziemlich zurückgekommen, und muss mich nun sehr kurz fassen; unterdessen bekommst

Du noch vielleicht diese Woche einen Brief mehr, als Du erwartest.

Die Beschreibung, die ich Dir von dem Professor Schmid gegeben habe, ist noch unvollkommen, und ich sehe mich genöthigt, sie so zu lassen; weil es wirklich äusserst schwer sein würde, den Mann ganz zu fassen. Eigentlich hat er gar keinen Charakter, und man müsste, um ihn immer zu kennen, nicht ein, sondern tausend Gemälde von ihm machen.

Seine Frau*) ist eine vortreffliche Frau, freundschaftlich, gutherzig und eine der ersten Wirthinnen. In ihrem Hause findet man freilich nicht das Kostbarste, aber immer das Beste von Allem, wenn ihnen ihre Umstände erlauben, sich etwas aus dieser Gattung zu verschaffen. Freilich hat sie auch dabei die Fehler der guten Hauswirthinnen, eine gewisse Härte in gewissen Dingen, einen gewissen Stolz auf ihre Oekonomie, den ich aber wohl leiden mag, und eine Art von Herrschsucht, die ihr aber sehr zu verzeihen ist, weil ihr Mann gleich den ersten Tag nach der Hochzeit allen seinen Ansprüchen auf das häusliche Regiment mit dem allergrössten Vergnügen entsagte. Wenn sie also nicht regierte, so würde es zugleich Jedermann und Niemand thun, welches in dem Staate und in der Küche das grösste Unglück ist, das ich kenne.

Adieu, meine beste, ewig geliebte Sophie, trotz aller Copulationen und Ehebanden!

Leisewitz.

Nro. 20.

Braunschweig, den 5. Septbr. 1781.

Ich komme heute in der Beschreibung Deiner künftigen Bekannten auf die älteste Tochter des Professor Schmid,**) und also auf diejenige Person, mit der ich unter allen Menschen in Braunschweig, und, Dich ausgenommen, unter allen Frauen-

*) Eine Tochter des 1740 verstorbenen Superintendenten zu Lüneburg, Georg Raphel, der in der Literatur als Theologe und Sprachforscher gleich rühmlich bekannt ist.

**) Sophie.

zimmern am vertrautesten umgehe. — Sie ist einige Jahre über 30; allein dieses Alter kann Dir nicht zum wahren Massstabe ihrer Gesichtszüge dienen; da von einer Seite langjähriger Kummer ihre Züge alt gemacht hat, und von der andern Seite ein geistreicher Blick sie ausserordentlich hebt. Du denkst Dir das am richtigsten wie eine Winterlandschaft im Sonnenschein. Sie besitzt ungemein viel richtigen Verstand, viele Kenntnisse, das theilnehmendste Herz, und macht der üblen Laune, die mit der Krankheit auf sie eindringt, jeden Schritt streitig. Sie ist hier allgemein geliebt, und macht diese Eroberungen schleunig, da sie eine vorzügliche Gabe hat, Vertrauen zu erwecken und über das langweilige Beriechen der ersten Bekanntschaft unvermerkt wegzuglitschen. Ich habe mich oft über diese Gabe gewundert; aber noch mehr über die Art, wie sie das Alles mit Eurer weiblichen Delicatesse zu vertragen weiss. — Die Eigenschaften, von denen ich eben rede, schliessen gern eine Anlage zur wahren Freundschaft aus; aber bei ihr nicht. Ich habe sie immer aufrichtig, theilnehmend und wovon man am ersten das Gegentheil vermuthen sollte, standhaft gefunden. Und ein solches Mädchen leidet nun schon zehn Jahre an allen Nervenübeln, die zuweilen sogar epileptisch werden. — Doch ich habe nun schon so manche Erfahrung, dass die besten Menschen kränkeln, um mich beinahe schämen zu können, wenn ich kerngesund würde. — Sie erträgt das unterdessen gut, und vergisst in einem guten Augenblicke zwei böse Tage, die gewesen sind, und tausend böse, die kommen werden. Unterdessen steht ihr grösster moralischer Fehler mit ihrem körperlichen in genauer Verwandtschaft. Sie hat nämlich eine überspannte Lebhaftigkeit, welche sie bei jedem Dinge hinreisst, und ich habe oft gesehen, dass sie bei dem Anfange eines häuslichen Geschäfts so viel Kraft aufwandte, dass es schon um die Mitte zu einem förmlichen Kraft-Bankerotte kam. Mit eben dieser Lebhaftigkeit steht ein gewisser Hang zur Herrschsucht in naher Verbindung. — Das Verhältniss, in dem ich mit ihr bin, ist so genau, dass es in keiner andern Lage hätte entstehen können, als in der ich war. Weder ein Ehemann, noch ein ganz freier Mensch, sondern ein Bräutigam musste ich sein. Sie ist bisher die Vertraute in Absicht unserer Liebe gewesen,

und so begierig auf Deine Bekanntschaft, dass sie ängstlich fürchtet, sie möchte Dir nicht gefallen. Ich mag nun eben kein Freundschafts-Makler sein, und noch weniger für den Erfolg einer solchen Freundschaft einstehen; aber ich denke doch, dass es gehen soll.

Ihre zweite Schwester,*) eine ist verheirathet,**) ist ein gutes Kind; aber längst nicht so interessant, wie die ältere. Sie fühlt dieses Uebergewicht, wie sie mir oft gesagt hat, und das macht sie, wenn sie in ihrer Schwester Gesellschaft ist, etwas schüchtern. Beide lieben sich indessen zärtlich. Die jüngere liebt aber auch ihre Figur und den Putz.

Viele Aehnlichkeit im Aeussern und Innern hat mit der jüngeren Schwester der Bruder,***) ein Advocat, der vor einigen Monaten von Universitäten zurückgekommen ist.

Du sollst nunmehr alle Tage von mir einen Brief haben, bis Du mich selbst hast, aber von der Gattung, wie der heutige; denn von meiner Freude, Dich so bald und auf immer zu sehen, mag ich nichts sagen, es müsste denn zwischen hier und den Sonnabend eine neue Sprache erfunden werden.

Ich liebe Dich!

Dein Leisewitz.

Nro. 21.

Braunschweig, den 6. Septbr. 1781.

Da Du die eine Gärtnern kennst, und in ihr so ziemlich die ganze Familie, so muss ich Dir zu Deinem Troste sagen, dass ich mit den Leuten sehr wenig zu thun habe, und dass Du im Durchschnitte alle Jahr mit einer Visite abkommen kannst. Der Vater †) ist ein Pedant, die Mutter eine Sieben,

---

*) Lisette.

**) An Eschenburg.

***) Heinrich.

†) Carl Christ. Gärtner ist am 24. Nov. 1712 zu Freiberg geboren, und am 14. Febr. 1791 zu Braunschweig gestorben. Er war Hofrath und Professor der Beredtsamkeit, Moral und classischen Literatur am Collegio Carolino und Kanonicus des Stiftes St. Blasii zu Braunschweig. Gärtner

gegen die Hiobs Geduld noch viel eher zu kurz gekommen wäre; die Tochter — doch Du kennst sie. Am besten gefällt mir noch der Sohn. Unterdessen leben die Leute unter sich durch häusliches Vergnügen sehr glücklich; doch aber mit allen den Nachtheilen, die eine zu häusliche Lebensart mit sich führt. Man wird Dir den Hund Zama so gut vorstellen, wie jedes andere Glied der Familie, Dich mit Küchen- und Keller-Anekdoten und mit allen Klätschereien aus der ganzen Stadt unterhalten.

Der Hofgerichts-Assessor Biel ist ein Mensch, der ausser der Erbsünde, gewiss wenig Fehler hat. Rechtschaffen, edelmüthig, von keinem ausgebreiteten, aber sehr richtigem Verstande, Herr eines grossen Vermögens, und durch den Gebrauch, den er davon macht, eines noch grösseren werth. Schätzen muss ihn also ein Jeder; aber mit Wärme lieben können ihn Wenige. Die Ursache davon liegt in einer gewissen Kälte, die er, wie man deutlich sieht, oft fühlt, ohne sie ablegen zu können; in einer zu strengen Höflichkeit und dem Hange am

---

erwarb sich das Verdienst, durch Gründung der „bremer Beiträge“ zuerst in entschiedene Opposition gegen Gottsched zu treten, mit dem er früher, als Mitarbeiter an Schwabe's „Belustigungen des Verstandes und Witzes,“ verbunden gewesen war. Er hat sich als Uebersetzer, als Herausgeber der Werke seiner Freunde J. Ad. Schlegel und Gisecke, als Rhetoriker durch die „Sammlung einzelner Reden,“ als Dichter, namentlich auf dem Felde des Lustspiels, hervorgethan; allein sein höchster Werth bestand in seiner kritischen Begabung, die ihm im Verkehr mit seinen Freunden denselben Einfluss im leipziger Kreise sicherte, welchen im berliner ein Ramler, im göttinger ein Boie genoss. Seine Stellung als Kritiker wurde durch seine Biederkeit und Gelehrsamkeit wesentlich gehoben. Leider artete später seine Gründlichkeit in Pedanterie aus, so dass er in Braunschweig, zumal ihm eigentliche Productivität und Lehrgabe mangelte, weder bei seinen literarischen Genossen, noch bei seinen Schülern seinen früheren Einfluss zu behaupten vermochte; obgleich ihm die Achtung vor seiner Persönlichkeit bis an den Tod bewahrt blieb. —

Unter dem 23. Nov. 1780 berichtet Leisewitz in seinem Tagebuche: „Zu Eschenburg gegangen, wo ich Lessingen, Schulz und Gärtnern antraf. Gärtner divertirte uns sehr, da er von dem kopenhagener Schlegel erzählte, dieser hätte die besondere Gewohnheit gehabt, auf der Strasse plötzlich still zu stehen und den Leuten nachzusehen. Der Bruder in Hannover habe ihm das oft nachgemacht, und in dem Augenblicke machte Gärtner es ihm selbst nach. Er hat diese Gewohnheit selbst in höchstem Grade an sich.“

Ceremoniell. Er hat einmal die jüngste Jerusalem geliebt; aber abgebrochen, weil diese glaubte, ihm die Sache nicht schwer genug machen zu können. Wie der Vogel weg war, waren alle Bemühungen, ihn wiederzufangen, vergeblich.

Ich will heute mit einigen Familien-Portraits, oder vielmehr Familien-Silhouetten schliessen.

Die Hanssen ist eine Frau von Verstande, und hat sich gegen mich immer sehr freundschaftlich betragen; unterdessen traue ich ihrem Charakter nicht völlig, sie ist mir zu überfein und zu überfreundlich; hat mit ihren Freunden oft gewechselt, und eine ausserordentliche Aufmerksamkeit gegen Alles, was vom Hofe kommt.

Weil wir hier keine Vettern haben: so haben wir uns welche gemacht, und heissen uns mit einer ganzen Menge Leute so, mit denen mein Schwager, wenn er arg will, verwandt sein kann. Unterdessen sind diese Bande des Bluts nicht sehr straff angezogen; denn wir verderben uns alle Jahr etwa einmal den Magen zusammen.

Herr Eggeling, der der Kanal ist, in dem alle diese Vetterschaften hin und her fliessen, — ein Mann von sehr vortheilhafter Figur und von gutem, rechtschaffenen Charakter, äusserst pflegmatisch, hat eine gute Portion von Bürgerstolz.

Seine Frau, eine Gans, aber eine gute Gans, beschäftigt sich am meisten damit, ihre Kinder zu verzärteln und verzärteln zu lassen, welches sie erziehen heisst.

Madame Rhesen, ihre Mutter, eine burlesque Figur mit einer Perrücke, hat aber etwas mehr Verstand, als ihre Tochter.

Herr Heinrich Koch, ihr Bruder, ein sehr braver Mann, ist aber zu seinem Unglücke in Italien gewesen; denn das thut ihm mehr Schaden, als wenn er die Linie passirt wäre. Er spricht immer von Venedig und Wien, redet hier auf dem festen Lande, wie auf dem adriatischen Meere, und wenn seine Kinder Papa und Mama wissen, müssen sie gleich: „Viva San Marco“ lernen.

Seine Frau gefällt mir recht gut; ist nur zuweilen empfindlich.

Herr Fritz Koch, sein Bruder, ein bis zur Weichlichkeit

weicher Mann, isst und trinkt vortrefflich, liebt mit Galanterie die Damen, hat das Podagra und ist unverheirathet.

Herr Christoph Koch, sein dritter, unverheiratheter Bruder, ein guter Mann von denen, die am nächsten an die Tröpfe gränzen.

Noch haben diese Leute zwei Schwestern. Die eine, Madame Sartorius, eine feine Frau, die mehr Verstand hat, als ihre Geschwister. Ihr Mann ein Debauché wie die Gattung; dafür aber auch beinahe an jedem Gliede durch Podagra und Gicht krumm und lahm. Uebrigens ein kluger, aber arglistiger Mann, und für einen Kaufmann von vieler Wissenschaft.

Madame Hogreve, eine Witwe, die aber lebendig todt ist, nicht nach dem Ausspruche des Apostels, weil sie in Wollüsten lebt, sondern weil sie seit verschiedenen Jahren wegen Nervenschwäche beinahe nicht aus dem Hause kommt.

Diese Familie ist sehr genau verbunden, obgleich das Band, das sie zusammenhält, oft nur aus Zänkereien gewebt ist. Sie überlegen Alles gemeinschaftlich, und Keiner darf etwas thun, wozu er nicht durch ein Familien-Decret bevollmächtigt ist. In der Beredtsamkeit suchen sie ihres Gleichen, wie Du aus den wohlstylisirten Reden, die Einer nach dem Andern an Dich halten wird, weitläufiger vernehmen wirst. Mich haben sie bald so lahm gratulirt, wie den Vetter Sartorius, und wenn Du nicht ein so ausserordentliches Mädchen wärst, so hätte es mich gereuet, zu dergleichen Unfug Gelegenheit gegeben zu haben.

Die Einlage habe ich gestern vergessen. Nun noch zwei Briefe.

Adieu, Beste!

Leisewitz.

Nro. 22.

Braunschweig, den 8. Septbr. 1781.

Gestern konnte ich Dir wegen verschiedener Verhinderungen nicht schreiben; aber Du sollst den Brief von gestern heute haben und kein Tittle dabei verlieren. Ich will mit meinen Charakteren schliessen, und Dir dann antworten.

Die Klosterräthin von Voigts ist eine der angenehmsten Frauen, die ich kenne; allein sie hat auch Alles angewandt, um es zu sein: anhaltenden Fleiss, Gesundheit und den ehrwürdigen Charakter einer Hausmutter. Um deren Geschäfte, die Bildung ihrer Kinder ausgenommen, bekümmert sie sich durchaus nicht, überlässt Küche und Keller ihrem Manne. Dagegen weiss sie Französisch und Italienisch und Lateinisch, spielt und singt als eine Virtuosin, macht deutsche und französische Komödien in Prosa und in Versen, agirt und tanzt wie eine Meisterin. Durch das Alles läuft freilich zuweilen ein Zug von Pedanterie; allein er wird durch ihren lebhaften, naiven und familiären Witz weniger sichtbar. Ich brauche nicht zu sagen, dass das Alles mit aus der Absicht, zu glänzen, und also aus Coquetterie geschieht; allein die ist von einer besonderen Art, sie coquetirt mit sich selbst, besonders ohne alle Rücksicht auf unser Geschlecht. Ihr Charakter ist in allen Dingen gut, wozu kein Sentiment gehört, wovon sie wenig oder gar nichts hat.

Ihr Mann ist ein guter, ehrlicher Mann, der sich des Hauswesens treulich annimmt, die Bouteille liebt und, wie die Fama sagt, noch allerlei.

Den Hofgerichts-Assessor Hartken kennst Du schon ziemlich. Er ist wirklich ein ehrlicher Mann, der aber nichts Feines und ziemlich viel Eigensinn hat. Da er von Verstellung nichts weiss, so habe ich alle Ursache, ihn für meinen Freund zu halten, und ich bilde mir auf diese Eroberung etwas ein.

Der Professor Eschenburg*) ist kein Genie der ersten

---

*) Joh. Joach. Eschenburg, geboren 1. Dec. 1743 zu Hamburg, gestorben 29. Febr. 1820 als Geh. Justizrath, Hofrath und Professor der schönen Literatur am Collegio Carolino zu Braunschweig. Die Zahl seiner Schriften ist ausserordentlich gross. Darunter befinden sich viele Uebersetzungen, von denen die erste, ziemlich vollständige Uebertragung Shakespeare's die meiste Bedeutung hat. Ebenso sind unter seinen literarhistorischen Leistungen, ausser seinem Antheile an der Revision der Lessingschen Werke, seine Commentationen über Shakespeare die wichtigsten. Am nachhaltigsten blieb sein Einfluss durch seine vielen trefflichen, zum Theil noch jetzt auf höheren Lehranstalten unentbehrlichen Lehrbücher über Literaturgeschichte und Archäologie. Vom Dichter Eschenburg haben sich, unter allen seinen dramatischen und lyrischen Productionen, nur einige Kirchenlieder, aus-

Grösse, der aber Vieles weiss, und mit grosser Leichtigkeit arbeitet. Ein sehr ehrlicher Mann, der aber auch tausend Eigenheiten hat. Er hat das Unglück, dass ihm der grösste Theil des menschlichen Geschlechts nicht gefällt, und Stunden, in denen ihm auch seine besten Freunde nicht gefallen. Unterdessen bemerkt man dieses nicht leicht, weil er allen Leuten mit viel Höflichkeit und mit wahrer Dienstfertigkeit begegnet. Er thut alles mit Heftigkeit, ist oft lustig, ohne zufrieden zu sein, und jagt dem Witze eifriger nach, als es diese Tugend oder dieses Lob verdient. Er ist ein schöner, aber schwächlicher Mann.

Seine Frau, eine Tochter des Professor Schmid, hat nicht die glänzenden Eigenschaften ihrer Schwester; aber eine vorzüglichere Figur, einen naiveren Witz, und zeichnet sich durch eine ungemeine Zärtlichkeit gegen ihren Mann und ihre Kinder aus. Sie ist übrigens von allen Dingen zu leicht affizirt, von ihrem Gesichte etwas eingenommen, und abergläubisch, ob sie gleich zuweilen über ihren Aberglauben lacht. Diese liebenswürdige Frau erwartet Dich mit wahrer Sehnsucht, und fiel mir einmal mit einem Kusse um den Hals, wie ich von Dir sprach.

Dieses wären ungefähr meine Bekannten, von denen Dir eine vorläufige Kenntniss vorzüglich nützlich sein könnte.

Also wären wir am Ende unsers Briefwechsels und unsers Romans, von dem es mir gleich lieb ist, dass er so lange gedauert hat, und dass er zu Ende ist. — Nimm noch einmal meine heiligsten Versicherungen an, bestes Mädchen, dass Du ewig meine einzige und über alles Geliebteste bleiben sollst. Keine Zeit, kein Besitz, kein anderes Weib soll und kann Dir mein Herz rauben, und wenn meine Kräfte nicht hinreichen, Dich zu verdienen, so soll Niemand wenigstens meinem Willen etwas vorzuwerfen haben. Wenn ich bedenke, was jedes ver-

gezeichnet durch innige Empfindung, in Gesangbüchern erhalten. Eschenburg war überhaupt mehr kritisch-historischer, als productiver Natur, und als gelehrter Fachordner gewissermassen ein prägnant ausgeprägter Typus des braunschweiger Literaturkreises, in welchem, selbst einen Lessing, Zachariae, Leisewitz und Campe nicht ausgenommen, die Forschbegier die Productionslust überwog, und oft sogar beeinträchtigte. —

nünftige Mädchen, das sich einem Manne in die Arme wirft, thut, aufopfert und wozu es sich verbindlich macht: so scheinen mir die Pflichten eines gewöhnlichen Mannes gegen eine gewöhnliche Frau äusserst schwer; — und wenn es nun gar ein Mädchen wäre, wie Du!

Lass uns also getrost unser Schicksal verbinden; wenn wir nicht glücklich würden, so wäre es eine höchst traurige Sache, ein Mensch zu sein. Wahl, Ueberlegung, Tugend und Liebe hülfen zu nichts. Aber sie helfen gewiss.

Am Montage bin ich gewiss in Deinen Armen, und ich hoffe, früh zu kommen.

Adieu, meine Beste, adieu, Mädchen oder Weib, Du bleibst ewig meine Geliebteste!

Dein Leisewitz.

Henri Murger.

Eine literarische Skizze.

Am 31. Januar 1861 bewegte sich durch die langen einförmigen Strassen, welche zu dem grossen Kirchhofe des Montmartre in Paris führen, ein einfacher, aber von zahlreichen Leidtragenden gebildeter Leichenzug. Er kam aus einem Krankenhause des Faubourg St. Dénis, nicht einem jener aus Gemeindemitteln oder der Privatmildthätigkeit erhaltenen Hospitale, in denen der Arme einen Zufluchtsort findet, sondern aus dem mit allem Confort, allem Luxus ausgestatteten Krankenhause eines bekannten Arztes, in dem nur bemittelte Kranke, welche daheim der nöthigen Pflege zu ermangeln glauben und sich der unmittelbaren Obhut des Arztes anvertrauen wollen, Aufnahme zu suchen pflegen.

Aber der, welcher diesmal in dem trefflich eingerichteten Hospitale Linderung in seinen letzten Leiden gefunden, und den die Freunde jetzt zur Ruhestätte geleiteten, war kein Reicher, es war ein armer Schriftsteller, Henri Murger, so arm, dass er von dem Tage an, wo das Schicksal ihn auf das Krankenlager warf, der öffentlichen Mildthätigkeit anheim gefallen wäre, hätten sich nicht auf die erste Nachricht von seiner Krankheit die Börsen aller seiner Freunde unaufgefordert geöffnet. Und er hatte zahlreiche Freunde in allen Kreisen, namentlich in dem, welchem er selbst angehörte, der Pariser Schriftstellerwelt, in diesem letzteren mehr als irgend ein anderer. Er verdankte diese allgemeine Beliebtheit, welche,

wie man behauptet, in Paris wie anderwärts in den Literatenzirkeln nicht übermässig vorkommen soll, seinem liebenswürdigen, bescheidenen Wesen, seiner, so lange er gesund war, unverwüstlichen Laune, dann aber wohl auch dem Umstande, dass seine Erfolge nicht gerade Veranlassung zum Neide geben konnten. Sein schönes Talent, das er durch Studium und Fleiss zu bilden bemüht gewesen war, hatte vielen Genuss und Freude verschafft, aber es war nicht bedeutend genug, Missgunst zu erzeugen; er hatte es zu keinem Werke gebracht, das gestaltend in die Entwickelung der Literatur eingegriffen und die Mitstrebenden zu Anhängern oder Gegnern gemacht hätte.

Mit diesen Worten habe ich ausgesprochen, dass diese kleine Skizze keinen andern Anspruch machen kann, als den, einen Schriftsteller zweiten, meinetwegen auch dritten Ranges vorzuführen, dessen eigenthümliches Talent, wie es sich namentlich in zweien oder dreien seiner Werke ausspricht, indessen doch der Beachtung derer nicht unwerth ist, welche die Entwickelung der französischen Literatur auch in einer Periode verfolgen mögen, die in der späteren Literär-Geschichte unserer Zeit allerdings im günstigsten Falle als Uebergangsperiode zu Besserem und Gesünderem gelten wird.

Henri Murger ist im Jahre 1822 in Paris geboren, er hat es also nicht auf volle vierzig Lebensjahre gebracht. Von sehr armer Herkunft erhielt er eine Erziehung, die kaum über den allergewöhnlichsten Elementarunterricht hinausging. Als ganz junger Mensch trat er als Schreiber (clerc d'étude) in das Bureau eines Avoué ein. Kurz darauf, in seinem siebzehnten Lebensjahre, wurde er einem reichen in Paris lebenden Russen, dem Grafen Tolstoy empfohlen, der ihn als Secretair und Vorleser in seine Dienste nahm. Der russische Graf, wie die meisten seiner Landsleute und Standesgenossen ein Liebhaber und Kenner der französischen Sprache und Literatur, nahm von Allem Notiz, was in jener Zeit auf dem Gebiete der schönen Literatur in Frankreich irgend bedeutendes erschien, und liess es sich von seinem Secretair vorlesen. Diese fortgesetzte Lec-

türe regte den jungen Murger zu Studium der Literatur seiner Nation an und weckte das in ihm schlummernde productive Talent. Er begann mit lyrischen Gedichten und wagte sich dann an die Satire. Wir finden ihn in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre unter der Zahl jüngerer Schriftsteller, welche in Prosa und Versen gegen den berühmten Barthélemy, den einst so populären Dichter Frankreichs, bittere Angriffe richteten.

Barthélemy hatte mit seinem Freunde Méry, in dessen Gemeinschaft er im Jahre 1828 das Epos Napoléon en Égypte dichtete, welches allein beiden einen bleibenden Namen in der französischen Literaturgeschichte sichert, seine unter der Restauration mit glänzendem Erfolge gekrönten politischen Satiren auch unter der Julidynastie fortgesetzt. Als Herausgeber der Némesis schleuderten sie ein ganzes Jahr lang, Woche für Woche, ihre in Gift und Witz getauchten Pfeile gegen die Machthaber, mussten dann aber vor dem neuen Pressgesetz, welches selbst von einem in Versen geschriebenen Dichterblatte eine prosaische Kaution verlangte, die Waffen strecken. Plötzlich ging Barthélemy, als man ihm von ministerieller Seite annehmbare Bedingungen stellte, mit einer Schamlosigkeit in das Lager der Gegner über, welche allgemeine Entrüstung und jenen Sturm junger Satiriker — unter ihnen auch Murger — erregte. Aber ihr Spott prallte ab vor dem stoischen Gleichmuthe Barthélemy's, welcher erst dann wieder zur Satire griff, als es mit der ministeriellen Gunst zu Ende ging. In neuester Zeit hat er dann seinen früheren dichterischen Lorbeern die Anwartschaft auf diejenigen zugefügt, durch welche die Nachwelt die Panegyriker des zweiten Kaiserreichs für die Lauheit der Zeitgenossen entschädigen wird.

Mittlerweile hatte Murger seine Stelle als Secretair bei dem russischen Grafen aufgegeben und sich ganz der Literatur gewidmet. Arm und unbekannt wie er war, ohne andere Hülfsquellen als sein Talent, konnte es nicht fehlen, dass er die ganze Stufenfolge der Enttäuschungen durchmachen musste, welche jeden jungen Schriftsteller und Künstler erwarten, der

sich in den Strudel einer Weltstadt stürzt mit dem naiven Glauben, die göttliche Muse gewähre ihren getreuen Anhängern das Vorrecht, die Anforderungen des gemeinen irdischen Lebens ungestraft ignoriren zu dürfen. Nach vergeblichen Versuchen für seine lyrischen Gedichte, unter denen — sie sind später im Druck erschienen — so manche hübsche Lieder sind, einen Verleger zu finden, sträubte er sich lange Zeit mit der Kraft und Ausdauer einer Natur, welche fühlt, dass sie zu Besserem bestimmt ist, gegen die Erniedrigung seines Talents zum blossen Erwerb ohne höheren Zweck, musste sich endlich aber doch der Nothwendigkeit beugen und seine Feder und einen Theil seiner Zeit in den Dienst der Winkeljournalisten geben, nur um sein Leben zu fristen.

Die fabelhafte Existenz, welche ordentliche und ausserordentliche Mitglieder des zahlreichen Schriftsteller- und Künstler-Proletariats in Paris häufig führen, jenes Gemisch von Humor, Elend und Poesie, zu dem allerdings als erste Grundbedingung die Jugend gehört,

Dans un grenier qu'on est bien à vingt ans

nach Béranger's Refrain, dies Leben der Armuth, des Leichtsinns und der genialen Liederlichkeit, die aber das bessere Selbst nicht ersterben lässt, hat Henri Murger in drastischer Weise in demjenigen seiner Werke geschildert, welches ihm zuerst einen Namen gemacht hat. Dasselbe erschien im Jahre 1848 und führt den seltsamen Titel „Scènes de la Vie de Bohême," was man etwa mit „Literarisches und Künstlerisches Zigeunerleben" übersetzen kann.

In der Vorrede dieses Buches nimmt der Verfasser für die modernen Bohémiens keine geringere geistige Abstammung in Anspruch als die von den Sängern Joniens, den Homeriden. Für diese fahrende Sängerschaft giebt es durch alle Zeiten und Culturepochen hiedurch eine Art Continuität. Im Mittelalter, meint er, sei sie vertreten „par les ménestrels et les improvisateurs, les enfants du gai savoir, tous les vagabonds mélodieux des campagnes de la Touraine; toutes les muses errantes qui,

portant sur le dos la besace du nécessiteux et la harpe du trouvère, traversaient en chantant, les plaines du beau pays, où devait fleurir l'églantine de Clémence Isaure.“ Aber die heutigen Preisbewerber der Jeux floraux in Toulouse, welche im Frack und weisser Halsbinde und in höchst anständiger, von hohen kaiserlichen Behörden mit ihrer Gegenwart beehrter Gesellschaft als maîtres ès jeux floraux gekrönt werden und im grossen Saale des Kapitols*) von Toulouse die nie welkenden Blumen der Stifterin als Kampfpreis erhalten, müssen wohl aus der Art geschlagen sein. Die eigentliche Fortsetzung der ehrenwerthen Zunft fahrender Sänger haben, nach Murger, die literarischen und künstlerischen „Bohémiens“ der grossen Hauptstädte und speciell der von Paris übernommen, natürlich mit denjenigen Veränderungen des Programms, welche die staatliche und gesellschaftliche Ordnung unserer Zeit bedingen. „Les vagabonds mélodieux des campagnes portant sur le dos la besace et la harpe“ würden heut zu Tage, wenn ohne Gewerbeschein oder Concession betroffen, zum Polizei-Gewahrsam eingeliefert werden. Principielle Heimath- und Obdachlosigkeit bringt in unangenehme Conflicte mit den Bestimmungen des Strafgesetzbuches aller modernen Culturstaaten im Allgemeinen und des französischen Code pénal im Besonderen. Zwar rechnen die Herren Pariser sich gerne zu den Südländern, und ihr Enthusiasmus bei der Januar-Kälte ihres südlichen Klimas lieber beim Kamin an der einen Seite zu braten, an der andern zu erfrieren als den nur „pour les pays du Nord“ bestimmten Ofen einzuführen ist noch immer nicht im Abnehmen. Aber eine obdachlose Lazzaroniexistenz ist wohl am Golf von Neapel möglich — und auch da würde sich ein Nordländer etwas schwer an die Poesie derselben gewöhnen — an den Ufern der Seine würde sie jedenfalls bedeutende klimatische Unannehmlichkeiten bieten. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft, welche den Dichtern der Vorzeit gestattete, von einem Gönner der

*) An dem hochgerühmten „Capitole“ von Toulouse, auf deutsch „Rathhaus“ und im gewöhnlichen Nordfranzösisch „hôtel de ville“ genannt, ist dem staunenden Fremden nichts merkwürdiger als das ungeheure Aufheben, welches die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen in Toulouse davon machen.

Kunst zum andern zu pilgern, stets beschenkt mit mehr oder weniger goldenen Ketten, wie noch Karl III. in Schiller's Jungfrau wenigstens die löbliche Absicht hat, sie den bei ihm gastirenden Sängern reichen zu lassen, diese schöne Sitte ist zu sehr aus der Mode gekommen, als dass sich nicht der moderne Pariser Bohémien nach einem festen Quartier umsehen müsste. Gewöhnlich liegt selbiges im fünften oder sechsten Stockwerk, für den Künstler schon des besseren Lichtes wegen, und, da der Denker das Geräusch der Welt hasst, stets in einem der stilleren abgelegeneren Stadtviertel. In der Regel hat also auch der „Bohémien," von dem unser Buch spricht, eine Wohnung. Nur ausnahmsweise, namentlich an den Quartaltagen des Wohnungswechsels begegnet es ihm wohl dann und wann, dass er einige milde Sommernächte im Freien verträumt, weil er das alte Quartier mit Hinterlassung des bescheidenen Mobiliars verlassen musste und ein neues in jeder Beziehung passendes noch nicht gefunden hat. Einer der Helden des Buches hat für solche Fälle sein bestimmtes, fast möchte man sagen für ihn reservirtes Nachtquartier in einer der Nischen des Théâtre de l'Odéon und nennt das „coucher dans une loge d'avant-scène de l'Odéon."

Die Hauptgestalten, welche uns in Murger's Bohême vorgeführt werden, Rodolphe (der Dichter), Schaunard (der Musiker), Marcel (der Maler), Mimi und Musette (sans profession, wie ein gewissenhafter Statistiker hier hinzusetzen würde), Gestalten, die begreiflicherweise in Paris zu einer raschen Popularität gelangten, sind natürlich allgemeine Typen, zu denen aber sicherlich verschiedene wirklich vorhandene Originale, theilweise wohl der Autor selbst gesessen haben. Dass diese allerdings lebensvollen, frischen Gestalten und die Situationen, in denen sie auftreten, überall idealisirt seien, kann man leider nicht behaupten, vielmehr treibt Murger die kecke Natürlichkeit der Darstellung bisweilen bis zum Cynismus, und es kommen Scenen vor, welche statt mit einem homerischen Gelächter über den glücklich vollführten Scherz, bei einer etwas weniger gemüthlichen Wendung der Sache, eben so gut auf der Anklagebank vor dem Zuchtpolizeigericht endigen könnten. Allein auch

an harmlosen, zum Theil mit einem unvergleichlichen Humor erzählten Scenen, ist das Buch reich, namentlich wo der Bohémien sich auf die Jagd begiebt „à la recherche de cette bête féroce qu'on appelle la pièce de cinq francs.“

Die glänzende Aufnahme, die das originelle Buch la Bohême in Paris fand, brachte seinen Verfasser endlich aus der untergeordneten literarischen Stellung, in der er bis zur Herausgabe desselben hatte verharren müssen; denn bis dahin hatte von den geachteteren Blättern nur der Artiste Murger's Productionen seine Spalten geöffnet. Wer diese, zuerst in dem Artiste veröffentlichten, später besonders abgedruckten lyrischen Gedichte und Märchen liesst, mag keiner dieser kleinen anmuthigen Dichtungen eine höhere Bedeutung zugestehen, aber ein unverkennbares Talent, ein wirklicher literarischer Beruf wird ihm gewiss aus denselben entgegentreten. Wenn man dann erfährt, dass der Dichter zur selben Zeit, wo er sie dichtete, um des lieben Brotes willen, welches der Mensch doch nun einmal nicht entbehren kann, den „Moniteur de la Mode“ und später sogar „le Castor, journal des chapeliers“ redigiren musste, so kann man seinem Schicksal doch wahrlich sein christliches Mitgefühl nicht versagen.

Der Erfolg seiner Scènes de la vie de Bohême entzog ihn wenigstens so unwürdiger Stellung, wenn es ihm auch nicht beschieden war, sich der Fesseln der Armuth jemals ganz zu entledigen. Es thaten sich ihm die Pforten der Revue des deux mondes auf. Dies ist für einen jungen französischen Schriftsteller ein Ereigniss, mit welchem er in ein neues Stadium seiner literarischen Laufbahn eintritt. Wessen Arbeiten in der bekannten Revue gestanden haben, der hat sich gewissermassen ein Anrecht wenigstens auf Beachtung in den höheren literarischen Kreisen erworben, dessen Artikeln pflegt keine andere Zeitschrift die Aufnahme zu versagen.

Im Jahre 1851 wurden eine Reihe von Scenen der Bohême unter Mitwirkung des gewandten Théodore Barrière, des Autors der Filles de marbre und der Faux bons hommes auf die Bühne

gebracht. Ein dramatisches Werk kann man diese geschickt aneinander gereihten, durch eine hinzugedichtete Intrigue dürftig zusammengehaltenen Scenen nicht wohl nennen, da ihm von den berühmten drei Einheiten nicht weniger als alle drei fehlen. Allein bei dem bedeutenden dramatischen Leben, welches diese Scenen schon in ihrer ursprünglichen Composition hatten, bei der heiteren Laune, die den grössten Theil derselben durchzieht, dem sprudelnden Witze des Dialogs, ein Dialog, der sich fast überall schon fertig vorfand, war es sehr begreiflich, dass das Stück, von den Schauspielern des Théâtre des Variétés vortrefflich dargestellt, lange Zeit ein ausserordentliches Glück machte. Im verwichenen Jahre ward es nach Murger's Tode von der Truppe des Ambigu comique neu einstudirt und ist bis zum Ende des Jahres mit fortdauerndem Beifall gegeben worden.

Im Jahre 1852 gelang es Henri Murger, eine seiner älteren kleineren Erzählungen, indem er die ursprünglich ziemlich frivole Tendenz vollständig umkehrt und sich nur an den Gegenstand anlehnt, zu einem höchst ansprechenden einactigen Stückchen umzugestalten, le Bonhomme Jadis, welches die erste Bühne der Hauptstadt, das Théâtre-Français, mit Glück aufführte. Und um hier gleich mit der dramatischen Thätigkeit Murger's abzuschliessen, erwähne ich noch, dass er in dem seinem Tode vorhergehenden Jahre in einem kleinen Lustspiel le Serment d'Horace, das er dem Théâtre des Palais-Royal zur Aufführung übergab, den Contrast zwischen dem Benehmen eines Pariser Originals und dem eines Amerikanischen gentleman aus einem der Südstaaten der weiland Union, welcher nur in Revolverbegleitung verhandelt und zur Verstärkung des Klingelns sein Pistol in den Kamin hinein abschiesst, wenn die Bedienung nicht gleich auf den ersten Glockenzug erscheint, in höchst ergötzlicher Weise in Scene setzte.

In der Revue des deux Mondes hat Murger zwei grössere Arbeiten veröffentlicht, im Jahre 1853 „Adeline Protat ou Scènes de la Vie de Campagne“ und 1854 „les Buveurs d'eau, scènes de la Vie d'artistes,“ über die ich in dieser kurzen Skizze noch ein

Wort sagen will. Ich beginne mit der zweiten, den Buveurs d'eau, da sie mit den Scènes de la vie de Bohême in einem inneren Zusammenhange stehen und zu diesen einen entschiedenen sittlichen und literarischen Fortschritt bilden. Der Titel ist bezeichnend genug, denn dass „Buveurs d'eau" keine Wassertrinker der Gesundheit wegen, keine sogenannte „Wasserfreunde," sondern eine Gesellschaft armer Teufel bezeichnet, welche sich in ihren Versammlungen aus Sparsamkeit nur mit Wasser (und gar mit filtrirtem Seinewasser!) tractiren, ist wohl an sich klar.

In der „Bohême," von der ich oben sprach, herrscht das Element wilder Ungebundenheit vor, die bisweilen zur Zügellosigkeit und zu cynischem Verhalten ausartet, zwar gepaart mit einer Fülle von Geist und Humor, die aber doch nur erträglich ist, weil sie sich als Uebergangsperiode darstellt, als ein Ringen gegen ungünstige äussere Verhältnisse, als ein Ueberströmen jugendlicher Kraft, die später andere würdigere Bahnen finden wird. Die Buveurs d'eau sind eine Genossenschaft, eine Art Geheimbund junger strebsamer Künstler, die unter dem Drucke äusserster Armuth ihre Ausbildung vollenden, das heilige Feuer der Kunst tief innerlich bewahren, die sich verbunden haben, um sich gegenseitig zu tragen und zu stärken in dem Kampfe gegen die ihnen täglich nahe tretende Versuchung, ihr Talent handwerksmässig zum Erwerb auszubeuten. Dem sittlichen Fortschritt, in welchem die Buveurs d'eau zu den Scènes de la Vie de Bohême stehen, entspricht ein eben so bedeutender literarischer und sprachlicher Fortschritt. Während die Bohême vor den Augen des Lesers nur eine Reihe kecker zum Theil allerdings meisterhaft gezeichneter Gemälde entrollt, die zueinander in keinem nothwendigen inneren Zusammenhange stehen, entwickeln sich aus den Schilderungen des Lebens der Buveurs d'eau einige novellenartig in sich abgeschlossene Episoden. Die Sprache ist correkter, literarischer geworden, ohne an Kraft und Originalität eingebüsst zu haben. Die Meisterschaft, welche die Bohême für launige Darstellung bekundet, findet sich hier, allerdings nicht ohne einen Anflug der den meisten französischen Prosaikern der

Neuzeit anhaftenden Manier, für die Schilderung ernster Vorfälle wieder.

Bei allem aufrichtigen Bedauern, welches der frühe Tod Murger's in der Pariser Schriftstellerwelt hervorrief, war doch die allgemeinere Ansicht über sein Talent die, dass dasselbe ein einseitiges, der weiteren Entwickelung wenig fähiges gewesen sei. In Allem was er geschaffen, tönten, so meinte man, die alten Klänge aus der Vie de Bohême, welche mit seinem Wesen auf das Tiefste verwachsen schienen, wenn auch in vielfach veränderten Weisen, immer wieder und wieder durch. Man ist fast geneigt, dieser Behauptung beizupflichten, wenn man spätere Productionen, wie die „Scènes du Pays latin," oder „les Vacances de Camille" ansieht. Aber wer Murger's zweites grösseres Werk „Adeline Protat, ou Scènes de la Vie de Campagne" ruhig auf sich hat wirken lassen, wird doch jener Ansicht entgegentreten und dem Dichter eine Entwickelungsfähigkeit zugestehen müssen, der leider nur das längere Leben gefehlt hat.

In „Adeline Protat" haben wir einen in sich abgeschlossenen Roman und zwar einen Roman aus dem Volksleben, eine wirkliche Dorfgeschichte vor uns, in deren Anlage sich allerdings vielfach die Unbehülflichkeit des Anfängers zeigt, die aber von einer feinen psychologischen Beobachtungsgabe Zeugniss giebt und das Talent bekundet, die Denk- und Empfindungsweise des Volkes treu wiederzugeben.

Der Schauplatz der Handlung ist ein Dorf am Rande des grossen Waldes von Fontainebleau, einem der wenigen Reste der ungeheuren Waldungen, welche einst das alte Gallien bedeckten. Das Dorf ist nicht in der unmittelbaren Nähe jener Gegenden gelegen, die alljährlich von Hunderten und aber Hunderten von Touristen aus der Hauptstadt und den unvermeidlichen Söhnen Albions besucht werden, sondern bei einer Reihe von schönen und grossartigen Waldpartieen, welche vorzugsweise das Wallfahrtsziel der Pariser Maler sind. Der Held des Romans ist denn auch einer von den Jüngern der Kunst,

welche der Pariser Künstlerjargon „rapins“ getauft hat und die das Landvolk jener Gegend in souverain-volksthümlicher Wortbildung einen désigneux zu nennen pflegt. Die Heldin des Romans Adèle, die Tochter des sabotier Protat hat eine Erziehung weit über ihren Stand hinaus bei den Eltern einer Jugendfreundin genossen, welche als Kind von Adeline's Vater aus dem Wasser gerettet wurde. Sind so allerdings die beiden Haupthelden der Erzählung durch ihre Bildung dem eigentlichen Volksleben entrückt, so gehören sie ihm doch durch Abstammung, Gesinnung und Gewohnheit an; denn Adèle hat bei den vornehmen Leuten das Kind des Volkes nicht verläugnet und ist willig und gern zu dem alternden Vater in das bescheidene Häuschen zurückgekehrt, in dem sie an Stelle ihrer längst verstorbenen Mutter die Geschäfte der Hausfrau versieht. Und die anderen in den Gang der Handlung eingreifenden Personen gehören ganz dem Volke an, die mère Madelon, die ein widriges Geschick aus einer wohlhabenden Bauersfrau in ihrem Alter zur Magd gemacht hat, der Lehrling und Pflegesohn des alten Protat, der den für einen Findling und der Holzschuhschneidekunst Beflissenen allerdings sehr zarten Namen Zéphyr führt, und namentlich der alte Protat selbst. Dieser ist eine vortrefflich gezeichnete Figur, zugleich Handwerker und für seine Verhältnisse wohlhäbiger Eigenthümer von Haus und Acker ist er ein Typus der Energie, der Unabhängigkeit, des gesunden Sinnes, aber auch des Hochmuthes und Starrsinns des französischen Bauern, der es sich auf den ersten Blick ansehen lässt, dass er der Sohn der Väter ist, welche das sociale Drama der ersten Revolution in Scene setzen halfen.

Denke ich an den Gesammteindruck, welchen die wiederholte Lectüre dieses Romanes, mit seiner trefflichen Charakterzeichnung, seinen naturgetreuen Schilderungen der Vorgänge des Dorflebens und der naiven Vorstellungen der Landleute auf mich gemacht hat, so kann ich nicht umhin die Ueberzeugung auszusprechen, dass Henri Murger, der Sohn des Volkes, der häufig und gern mit dem Landvolk verkehrte, auf diesem in der französischen Literatur so wenig angebauten Gebiete (George Sand's Petite Fadette, Marc au Diable und François

Champi stehen sehr vereinzelt da) berufen und befähigt war, Tüchtiges zu leisten, und mit ihm für die Entwickelung einer volksthümlichen Literatur eine reiche Hoffnung begraben worden ist.

Charlottenburg.

C. Ploetz.

Notes and Emendations
to
Shakspere's „Merchant of Venice."

I.

I., i, 29, 4.*)

„To find the other forth, and by adventuring both."

Verses of six feet, like this, are indeed frequent enough in Shakspere; but, unless I am much mistaken, some of them owe their origin to the early editors, and not to the poet. The present verse would assume the usual length by throwing out two useless syllables. It would then read —

„To find the other forth, and venturing both."

II, i, 1, 11 —

Morocco.
„I would not change this hue,
Except to steal your thoughts, my gentle queen."

The word thought, which now we refer exclusively to an operation of the intellectual faculties, is in this passage, and frequently by Shakspere, used as synonymous with „feeling," or „heart." Thus it is clearly employed, II, vi., 11, where Jessica expresses a doubt if she is really Lorenzo's, and Lorenzo replies —

*) As the scenes in Shakspere are too long to serve the purposes of easy and expeditious reference, the author has numbered the speeches in each scene, and, in long speeches, even the lines. Thus I., 1, 29, 4, means first act, first scene, twenty-ninth speech, being Bassanio's, and beginning, „In my school days;" and, of this speech, the fourth line.

„Heaven and thy thoughts are witness that thou art.“

And III., ii., 12 —

Portia.

„How all the other passions fleet to air,
As doubtful thoughts and rash-embraced despair,
And shuddering fear, and green-eyed jealousy!“

Here we find „thoughts“ classed as a passion, with despair, fear, and jealousy.

III., iv., 5 —

„Fair thoughts and happy hours attend on you.“

This is Lorenzo's wish at parting, and it expresses clearly very much the same that Jessica adds —

„I wish your ladyship all heart's content.“

Compare „Julius Cæsar,“ III., i., 67 —

„With all kind love, good thoughts and reverence.“

II.

II., ix., 3, 6 —

„If I do fail in fortune of my choice.“

I think we have here a misprint, perpetuated through all editions, for

„If I do fail of fortune in my choice.“

Arragon had just said — „If I fail of the right casket.“ The sense becomes much clearer by the proposed alteration.

III.

III., i., 3 —

Salanio.

„I would she were as lying a gossip in that as ever knapp'd ginger, or made her neighbours believe she wept for the death of a third husband.“

The knapping of ginger and the fictitious tears must clearly be taken together as proving the woman in question to be a lying gossip, for, surely, the knapping of ginger alone is not a proof of lying. We must, therefore, read, „as ever knapp'd ginger, and, &c.“ Salanio alludes to a widow that made her

tears flow by the application of ginger, and then pretended she was weeping tears of sorrow.

IV.

III., ii., 10 —

„Tell me where is fancy bred,
Or in the heart, or in the head,
How begot, how nourished?
Reply, reply.

Is it engendered in the eyes,
With gazing fed, and fancy dies
In the cradle, where it lies?
Let us all ring fancy's knell;
I'll begin it: Ding, dong bell.“

The meaning of this little poem has been entirely hidden and perverted by Steevens' explanation, which appears to have been accepted by all subsequent editors, by Schlegel, in his admirable translation, and by readers in general. Steevens explains „fancy“ to mean „love,“ and appends a passage from the „Midsummer Night's Dream,“ where fancy clearly has that meaning —

„Sighs and tears, poor fancy's followers.“

Many more passages might be adduced to show that „fancy“ is used as a synonym of „love;“ but the question is, whether that meaning applies here. When we examine the poem, we find that it is not a love song, but a dirge —

„Let us all ring fancy's knell.“

What could be more inappropriate or of worse omen than to sing the death-song of love at the very moment when love is to be triumphant, and about to unite two loving hearts together. We must suppose the musical accompaniment to have been under the direction of Portia. But it harmonizes very badly with that lady's good sense that she should be guilty of such a blunder. Besides, is it really true, by all the experience of lovers, or is it a theory held by Shakspere, that „love is engendered in the eyes?“ Surely it is not, but, as

Helena expresses it in the „Midsummer Night's Dream," I., i., 49 —

> „Love looks not with the eyes, but with the mind,
> And therefore is wing'd Cupid painted blind."

We must, therefore, on all grounds, condemn Steevens' explanation; and now arises the question, what is the right one? The poem must harmonize with, and have a bearing upon, the scene into which it is inserted. It is the scene in which Bassanio has to choose the right casket. His two predecessors had both failed, being misled by the glitter of the outward show to choose the golden and the silver caskets respectively, though the Prince of Arragon, like a „deliberate fool," had wisely remarked, that „the multitude choose by show, not learning more than the fond eye doth teach" — II., ix., 5. Now, Bassanio might have fallen into a similar error; but maturely reflecting on the fallacy of judging through the „fond" eye alone, and from external appearances, and, warned by the friendly admonition contained in the song, that the eye produces fancy, he comes to the conclusion —

> „So may the outward shows be least themselves,
> The world is still deceived with ornament," &c.

The train of ideas with which he begins is evidently but the continuation of those contained in the poem. And now we cannot have the least difficulty in recognising the true meaning of „fancy." It is a contraction of „phantasy," with which „phantasma" and „phantom" are connected, and derived from the Greek, *φαίνειν*, „to show." It denotes that which is unreal, or only apparently real, a creation of the mind, and it is, therefore, used as opposed to truth and reality. Fancy pictures to itself things different from what they are — a fancy picture has always much of fiction in it; the fancy of men, therefore, leads them astray, it is not directed by judgment, and therefore often, as in our passage, equivalent to „illusion."

V.

III., ii., 14, 12 —

> „An unlessoned girl, unschool'd, unpractised,
> Happy in this, she is not yet so old

But she may learn; happier than this,
She is not bred so dull, but she can learn;
Happiest of all is, that her gentle spirit
Commits itself to yours to be directed.“

The correctness of this passage, as far as I can ascertain, has never been questioned; and yet, it undoubtedly contains a serious error. The three adjectives, „happy,“ „happier,“ „happiest,“ clearly refer to the substantive „girl,“ to which they form simple attributes. But this attributive connexion is destroyed by the verb „is“ in the fifth line. This verb requires a subject to which it must be referred. If the grammatical laws of the language allowed us to supply the pronoun „she“ the difficulty would be at once removed, at least as far as the syntax of the sentence is concerned; though the symmetry and regularity would still suffer. But that pronoun cannot be supplied, and therefore, the sentence, as it stands, is incorrect, and has been reprinted, in every edition of Shakspere, in bold defiance, or in happy ignorance, of good grammar. Let us do tardy justice to the poet, and by removing an ugly misprint, restore the genuine reading.

„An unléssoned girl,
Happy in this, &c., happier than this, she is, &c.,
Happiest of all in*) that her gentle spirit
Commits itself to yours to be directed.“

VI.

III., ii., 14, 20 —

„But now I was the lord
Of this fair mansion, master of my servants,
Queen o'er myself; and even now, but now
This house, these servants, and this same myself,
Are yours.“

Portia contrasts the immediate past with the present time. To the former period she refers by saying „but now,“ to the latter in the words „and even now, but now.“ Here, it is

*) When the author wrote this, he was not aware of the fact that Collier's annotator had proposed the same alteration. This was pointed out to him by Mr. Tinling, who also suggested a further very ingenious emendation, viz., to read (l. 3), „happier in this,“ for „happier than this.“

strange that the same expression, „but now,“ should be used in two senses entirely opposed to each other. That they can be used in this way there is no doubt. The „but“ in the first expression would be used as an adverb, equivalent to „only,“ or „almost;“ the „but“ in the second would be a conjunction, equivalent to „however.“ We may say —

„But now the mighty Cæsar was a god;
But now he is a lifeless clod of earth.“

It is, however, apparent that the adversative conjunction „but“ cannot be employed unless it heads that portion of the sentence to which it belongs. It can in no way be preceded by the conjunction „and.“ Therefore, the words, „and even now, but now,“ cannot have the force of adversative particles. What, then, shall we do with them? How shall we explain them? I confess I see no remedy but an alteration of the text, and I take my cue from a passage in this identical play. We have a similar contrast of past and present in I., i., 4 —

„And in a word, but even now worth this,
And now worth nothing.“

We see from this passage that, whereas „but even now“ refers to the past, the present is indicated not by „but now,“ but by „and now.“ Let us apply what this passage teaches to the passage under consideration, and we shall find that by the simple transposition of „and“ and „but“ we shall restore sense and grammar, as the verse will then read —

„Queen o'er myself, but even now; — and now
This house, these servants, and this same myself,
Are yours.“

VII.

III., ii., 22 —

Bassanio.

„And do you, Gratiano, mean good faith?

Gratiano.

Yes, faith, my lord.

Bassanio.

Our feast shall be much honour'd in your marriage.

Gratiano.
We'll play with them the first boy for a thousand ducats.

Nerissa.
What, and stake down?

Gratiano.
No; we shall ne'er win at that sport, and stake down.
But who comes here? Lorenzo and his infidel?
What? and my old Venetian friend, Salerio?"

As this passage is printed in our editions, it is really in a sad state. We have prose and verse jumbled together, and verses of all lengths. It is not difficult to restore it to perfect metre by a few slight alterations.

Bassanio.
And do you mean good faith?

Gratiano.
Yes faith, my lord.

Bassanio.
Our feast shall be much honoured in your marriage.

Gratiano.
We'll play with 'em the first boy a thousand ducats.

Nerissa.
What, and stake down?

Gratiano.
No; we shall never win
At that sport, and stake down. But who comes here?
Lorenzo and his infidel? What, and
My old Venetian friend, Salerio?

The only alterations made are — 1st. The omission of the unnecessary word Gratiano in the first verse. 2nd. The spelling of „'em," for „them," by which the two words, „with them," can be contracted into one (as in „Julius Cæsar," I., ii., 38, 12). 3rd. The omission of „for," which also is superfluous.

VIII.

III., ii., 41 —

„The dearest friend to me, the kindest man,
The best condition'd, and unwearied spirit,
In doing courtesies; and one in whom

The ancient Roman honour more appears,
Than any that draws breath in Italy."

In this glowing description of the high and noble qualities of his friend Antonio, it is clear, that Bassanio does not take the word „courtesy" in the sense in which alone it is now current, and which makes it equivalent with civility and urbanity — things pertaining not to a man's morals, but rather to his manners. The meaning Shakspere attaches to the word is more honourable to Antonio; it is evidently used as synonymous with „kindness." This is borne out by another passage in the same play. III., i., 17 —

„He was wont to lend money for a Christian courtesy."

And by Lear, II., iv., 55 —

„O Regan, thou shalt never have my curse,
Thou better know'st
The offices of nature, bond of childhood,
Effects of courtesy, dues of gratitude."

IX.

III., ii., 44, 5 —

„Should lose a hair through Bassanio's fault."

This verse lacks a syllable, which Symmons has supplied by reading —

„Should lose a hair through my Bassanio's fault."

But there is no occasion to add a word. We need only spell and read „thorough" instead of „through," and the rhythm is unexceptionable.

X.

IV., i., 28 —

„To cut the forfeiture from that bankrupt there."

This verse has one syllable too many; but Shakspere wrote —

„To cut the forfeit from that bankrupt there."

XI.

IV., i., 76, 9 —

„From such misery doth she cut me off.“

This verse halts, and must be restored by reading —

„From such a misery doth she cut me off.“

XII.

IV., i., 95, 7 —

„Of one poor scruple; nay, if the scale do turn.“

This lame verse can easily be cured by omitting the unnecessary auxiliary do. The termination of the verse is then, if the scale turn. This termination looks faulty at first sight, at least, if we apply the laws of classical versification. For there it is a fundamental principle that the last foot of every verse should represent the pure rhythm. The rhythm of the blank verse is iambic; the last foot, therefore, we might think, should not consist of two such words as scale turn, which can only be considered a spondee, and not an iambus. What makes this apparent neglect of the true iambic rhythm still worse, is the circumstance that in the preceding foot, if the, the rhythmical accent (the arsis) is on the short, insignificant article. I must confess this kind of verse is not pleasant to my ear. But they are so frequent in Shakspere, that we must look upon them as perfectly legitimate, and need not hesitate to introduce them in an emendation. In the „Merchant of Venice,“ alone, we have the following examples: —

II., i., 3 —

„Pluck the young sucking cubs from the she-bear.“

III., ii., 37 —

„I have engaged myself to a dear friend.“

IV., i., 91 —

„I take this offer then: pay the bond thrice.“

IV., i., 106 —

„Therefore thou must be hang'd at the states' charge.“

XIII.

IV., i., 133 —

„And if your wife be not a mad woman.“

The rhythm of this verse seems even more irregular than that of those we had just now under consideration. For here the last foot deviates more from the iambic rhythm than a spondee. It is a pure trochee, and, therefore, the verse reads precisely like a Greek skazon, i. e., limping iambic verse, where the last foot is regularly and purposely a trochee, in order to produce a peculiar and almost ludicrous effect. But, upon closer examination, much of this oddity disappears. The expression, „mad woman,“ namely, is to be considered, not as two words, but as a compound substantive, the feminine of „madman.“ There is a difference in the accents on „mádman“ and „mad mán“ — the first is a trochee, the second an iambus. Just so, „mad wóman“ differs from „mádwoman.“ The former has the accent on the penultimate, the latter on the antepenultimate. Now, by a fundamental law of the English language, in every word of three syllables, that syllable which immediately adjoins the accented syllable can, in poetry, be used as an unaccented (or short) syllable; and that syllable which immediately adjoins this short or unaccented syllable — and is, therefore, separated by it from the accented syllable — receives a secondary accent, and can, therefore, be used as long. Thus, in devoteé, disregárd, entertáin, the antepenultimate receives a secondary accent; in májesty, próvident, tówering, the ultimate does the same. Applying this rule to the word madwoman, we shall find that it can be scanned as amphimacer mádwomán, or in other words, that the second part of it, the word „woman“ can change its original accent from that of a trochee to that of an iambus.

XIV.

V., i., 24 —

Jessica.

„I am never merry, when I hear sweet music.“

It is worth while to inquire what is the precise meaning of „merry." Surely, Jessica cannot mean to say that music makes her sad. She speaks in general of „sweet music," not of solemn adagios, only, that melt the heart, and produce that sweet, softening melancholy, so soothing and delightful. To get at the true meaning of „merry," we must widen the enquiry, and compare the opposite of „merry," viz., „sad." There is an obvious connection between „sadness" and „attention," „thoughtfulness" and „reflection;" and between „mirth," and „thoughtlessness," and „inattention." Thus, in „Midsummer Night's Dream," IV., 1. —

„Then, my queen, in silence sad,
Trip we after the night's shade.

„Winter's Tale," IV. —

„My father and the gentleman are in sad talk."

Here, as Warburton observes, sad signifies only grave, sober. Blackstone quotes a statute — 3 Henry VII., c. xiv., which directs certain offences, committed in the king's palace, to be tried by twelve sad men of the king's household. Here we have the judex tristis of Latin phraseology, who is not a sad melancholy judge, but one composed to serious attention and gravity, the very opposite quality of that which charakterises the reveller and the merry-maker. This connection between mirth and thoughtlessness is exemplified in Goldsmith's „Deserted Village," 122 —

„And the loud laugh that spoke the vacant mind,"

and 255 —

„Spontaneous joys, where nature has its play,
Lightly they frolic o'er the vacant mind;"

and, on the other hand, how closely correlative are sadness and thought is shown in the same poem, v. 136 —

„The sad historian of the pensive plain" —

where „pensive" evidently means „mournful." Jessica, therefore, in saying she is not merry when she hears sweet music,

means to imply that she cannot think of anything else — that she is riveted by music — that she must listen and attend to it; and this is precisely the sense in which Lorenzo takes it, and which he fully explains by saying —

„The reason is, your spirits are attentive.“

Liverpool. Dr. W. Ihne.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Die Verwendung des deutschen Lesebuchs für den deutschen Unterricht in Gymnasien und Realschulen. Nachgewiesen an Götzinger's Lesebuch von Dr. Ludwig Frauer. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung. 1861.

„Ein deutsches Lesebuch ist an sich etwas Todtes, Leben erhält es erst durch die Art, wie es vom Lehrer angesehen, benützt und behandelt wird." „Das deutsche Lesebuch soll den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts in der Mittelschule bilden." Mit diesen beiden Sätzen eröffnet der Verfasser seine Ansichten über den Zweck und Gebrauch eines Lesebuchs; über den Werth desselben für die Bildung der mittleren Volksschichten und geht dann näher ein auf das Götzinger'sche Lesebuch und dessen Verwerthung für mündliche und schriftliche Arbeiten.

Bei der Wichtigkeit, die der Gegenstand hat zumal für uns, die wir, worauf ich erst kürzlich in meinem Jahresbericht nachdrücklichst hingewiesen habe, dem deutschen Unterricht noch nicht das volle Recht einräumen, das er beanspruchen kann und muss, bei der Gründlichkeit und Gediegenheit der ganzen Arbeit des Verfassers scheint es mir angemessen, den Inhalt des Buches ausführlicher, als es bei Büchern ähnlicher Art nöthig ist, darzulegen.

Eins der wichtigsten Mittel zur Bildung des Mittelstandes, sagt der Verfasser, ist neben der Lateinischen Sprache, neben der Geschichte des Vaterlandes, neben Naturwissenschaften, Mathematik und Zeichnen der rechte Betrieb der deutschen Sprache. Die Gelehrsamkeit, so weit davon die Rede sein kann, dieser mittleren Schichten des Volkes wird eine naturwüchsige und nationale sein müssen; sie wird besonders auch darin bestehen müssen, dass sie das, was gut deutsch und was schlecht deutsch geschrieben ist, verstehen und unterscheiden können, und dass sie selbst gut deutsch zu sprechen und zu schreiben im Stande sind. Zur Erlangung einer solchen Schulbildung ist freilich für diese Kreise eine Verlängerung der Schulzeit nöthig. Wer Kaufmann, Apotheker, Buchhändler, Buchdrucker, Fabrikant, Techniker, Forstmann, Oeconom u. s. w werden will, der muss, wenn er später als Deutscher Bürger dem Beamten ebenbürtig zur Seite, beziehungsweise auch ihm gegenübertreten will, bis zum sechzehnten oder siebzehnten Lebensjahre die humanistische oder realistische Gymnasialschule besuchen. Die Einführung in die Literatur und Poesie fällt nicht zusammen, die letztere geschieht früher, die erstere später, wenigstens in vollständiger Weise am Schlusse des Gymnasialcursus. Dass dazu auf dieser Stufe auch das Studium des Altdeutschen gehört, versteht sich von selbst; und

der Einwurf, das Altdeutsche gehöre ganz allein auf die Universität, ist nichtig. „Ein hohleres Wort kann kaum gesprochen werden.“ Ueberhaupt sollte das nationale Band, welches in unserer Sprache und Literatur liegt, weit mehr gepflegt und benutzt werden von einer Nation, welche so wenig nationale Bande besitzt. Man beklagt sich über die Regierungen, über die Dynastieen, als ob diese allein oder vorzugsweise die Einigung Deutschlands verhinderten. Aber wären sie im Stande, ernsthafte Hindernisse zu bereiten, wenn nicht in der Nation selbst, im ganzen Volk die Elemente der Trennung und des Gegensatzes lägen und ungehindert wucherten? Wie weit auseinander stehen im deutschen Volke selbst die Gegensätze, die Richtungen und Bestrebungen und deren Vertreter! Wie gross ist die Trennung zwischen den sogenannten studierten Ständen und den unstudierten, zwischen dem Beamten und dem Gewerbsmann, zwischen dem Offizier und dem Literaten, zwischen dem Edelmann und dem Bürger, zwischen dem Preussen und dem Baier, ja selbst zwischen dem Baier und dem Schwaben! Welch weite Kluft besteht zwischen dem katholischen Priester und dem protestantischen Pfarrer! Kaum kennen sie sich als die Glieder Eines Volkes. Wie anders wäre es, welch kühnere Hoffnungen dürften wir für den Ausbau unseres politischen und socialen Lebens schöpfen, wenn durch eine nationalere Erziehung den Gegensätzen der Stachel, das Gift genommen wäre; wenn dem Beamten und dem höheren Gewerbsmann, dem Offizier und dem Literaten, dem Edelmann und dem Bürger, dem Preussen und dem Baier, dem protestantischen Philosophen und dem katholischen Priester, wenn ihnen allen durch das Gymnasium oder die höhere Realschule wirkliche Liebe zu deutscher Sprache eingeflösst worden wäre, gegründet auf eine mässige aber sichere Kenntniss in diesem Gebiete!

Indem er nun auf den deutschen Unterricht im Sprechen und Schreiben, den Hauptzweck seiner ganzen Schrift, näher eingeht, schickt er die Behauptung voran, dass der Unterricht und die Uebung im deutschen Sprechen in den meisten Mittelschulen vernachlässigt werde. „Man nimmt an, der Schüler lerne genugsam deutsch sprechen durch die realen Unterrichtsstoffe, durch Religion, Sprachen, Geschichte, Mathematik. Man bedenkt nicht, dass in den Unterrichtsstunden, welche diesen Gegenständen gewidmet sind, der Lehrer genöthigt ist, sich mehr mit dem Inhalt als mit der Form zu beschäftigen, dass er oft zufrieden sein muss, wenn die Schüler den Gedanken erfasst haben, dass er also nicht immer eine Wiedergabe des Gedankens von Seiten des Schülers in guter, fliessender Form erwarten kann.“ „Alle Uebungen im Schreiben, im Stil, in Aufsätzen stehen rein in der Luft, wenn sie nicht gebaut sind auf die Grundlage der Sprechübungen. Schreiben ist überhaupt nur ein Ersatz des Sprechens. Es soll nichts geschrieben werden, was nicht schon gesprochen wurde; nichts, was so hoch über dem Bewusstsein des Schülers steht, dass es nur von aussen in ihn hineingepaukt werden muss, nichts, was nicht leicht und frei von dem Schüler gesprochen werden könnte.“ Woher soll nun der Schüler den Stoff nehmen? Vorzugsweise aus dem Lesebuche; wo er denselben aber auch aus sich selbst und aus seinem eigenen Leben schöpft, da soll er Vor- und Musterbilder aus dem Lesebuche nehmen. Da nun selbstständige Arbeiten von noch nicht erwachsenen Jünglingen eine Unmöglichkeit sind, Uebersetzung aus alten Sprachen allein nach deren Eigenthümlichkeit auf den deutschen Stil nachtheilig einwirken muss und — der Beweis kann zu tausend Malen geführt werden — eingewirkt hat, so muss das Lesebuch in befruchtender Weise gebraucht werden und der Verfasser legt nun das Götzinger's zu Grunde, welches, für Elementarschulen nicht geeignet, der angegebenen Alters- und Bildungsstufe angemessen ist. Bevor er die einzelnen Stücke durchgeht und sie nach den Gesichtspunkten betrachtet, zu welchen Uebungen sie Anlass geben können, stellt er die Hauptübungen zusammen und führt einige wesentliche methodologische Grundsätze an,

nach welchen die Lesestücke, natürlich nach dem jedesmaligen Ermessen des Lehrers behandelt werden sollen.

Es sind dies folgende sechszehn Punkte.

1. Die Lesestücke sollen stets zweimal gelesen werden.

2. Bei dem zweiten Lesen soll Erklärung des Einzelnen stattfinden.

3. Nachdem dies geschehen, soll der Schüler den Inhalt verkürzt angeben. Verkürzung des ersten Grades.

4. Dasselbe soll noch einmal in grösserem Masse geschehen: Verkürzung des zweiten Grades.

5. Wenn das Lesestück von kleinerem Umfange ist, soll der Inhalt wo möglich in einer Periode, höchstens in zweien wiedergegeben werden: Verkürzung des dritten Grades.

6. Wenn das Lesestück von grösserem Umfange ist, soll mit der Verkürzung des zweiten Grades die Abfassung einer Disposition verbunden sein.

7. Wörtlicher Vortrag kleinerer Lesestücke.

8. Verkürzter Vortrag.

9. Schriftlicher Auszug.

10. Schriftliche Nachbildung.

11. Verwandlung eines Gesprächs in eine Erzählung.

12. Verwandlung einer Erzählung in ein Gespräch.

13. Verwendung zu Briefen.

14. Geschäftsaufsätze.

15. Grammatische Analyse.

16. Dictirübungen zur Ergänzung des Lesebuchs, die dann nach obigen Kategorien bearbeitet werden können.

Wenn so der Inhalt und die Form des Lesestücks in Fleisch und Blut der Schüler übergeht, wird der Gebrauch des Lesebuchs wahrhaft fruchtbar sein für die Bildung der Schüler in Bewältigung der Muttersprache. Die Zeit, welche diese Uebungen in Anspruch nehmen, darf man sich nicht verdriessen lassen.

In dem nun folgenden Theile des Buches behandelt der Verfasser der Reihe nach die Lesestücke des ersten Theiles des Götzinger'schen Lesebuchs, kürzer auch die des zweiten, um anzugeben, welche der genannten Sprech- und Schreibübungen vorzugsweise für das angegebene Lesestück passe. Er benutzt dabei zugleich die von mir früher ausführlich angezeigte Stylschule Götzinger's, von deren erstem Theile im vorigen Jahre eine zweite Auflage erschienen ist.

Als Anhang lässt der Verfasser noch zwei Aufsätze zum Vorlesen von Hackländer folgen.

Ein näheres Eingehen auf diesen praktischen Theil des Buches muss ich mir hier schon des Umfangs wegen, den die Anzeige gewinnen würde, versagen. Ich kann aber jedem Lehrer des Deutschen, besonders in den mittleren Klassen die Versicherung geben, dass er durch Benutzung des Buches wesentlich in seinem Unterricht sich wird gefördert sehen; dass er in dem Bestreben, durch den deutschen nicht wissenschaftlich gelehrten Unterricht möglichst viel zur Bildung des nicht studierenden, also des grösseren Theils der Nation beizutragen, kräftigst unterstützt und dass der Unterricht selbst durch eine so gute und sichere Hülfe wesentlich erleichtert wird.

Indem ich, für Belehrung und Anregung mancher Art dankbar, diese Anzeige schliesse, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, dass alle Lehrer, denen die gründliche sprachliche Bildung ihrer Schüler am Herzen liegt, sich bewogen finden möchten, sich das Buch möglichst bald zur geeigneten Benutzung zu beschaffen.

Berlin. Dr. Sachse.

Schiller's Prosa, Auswahl für die Jugend. Stuttgart, Cotta. 1861.

Ein kurzes Vorwort belehrt über den Zweck des Buches. Es soll ein Seitenstück bilden zu der Auswahl aus den Gedichten, welche zur hundertjährigen Geburtsjubelfeier des Dichters im Herbst 1859 als Festgabe geboten worden ist. So wie bei der Auswahl aus den Gedichten an Knaben und Mädchen von 12—16 Jahren gedacht ist, so ist die Auswahl aus den prosaischen Schriften auf das Alter von 14 bis 18 Jahren berechnet als dasjenige, welches besonders empfänglich wäre, durch Vorführung und Erklärung der ausgewählten Stücke in Lehranstalten die ersten tiefen Eindrücke der Erkenntniss und Zueigenmachung des grossen Mannes von jener Seite zu erhalten, von welcher er sich als Historiker, als philosophischer und ästhetischer Denker darstellt. Wegen der Schwierigkeit des Verständnisses war eine durchgreifende Ausscheidung nöthig, und es musste das, was das angegebene Alter nicht zu erfassen vermöchte, einem reiferen Alter vorbehalten bleiben. Der Herausgeber hegt die Hoffnung, dass in dem dargebotenen Lehr- und Lesebuch die deutschen Jünglinge und Jungfrauen einen Freund erkennen werden, dessen edler Weise sie ausserhalb wie innerhalb der Schule als der treuesten und zuverlässigsten Führerin sich überlassen dürfen.

So das Vorwort, dessen Schluss wenigstens eine Unbestimmtheit enthält, die einer näheren Erklärung bedürftig erscheint. Eben so würde es wohl zweckmässig gewesen sein, zunächst über Anordnung und Plan des Gegebenen einige Auskunft zu ertheilen. Nach meinem Dafürhalten hätte das Persönliche müssen voraufgeschickt werden; hätten müssen die wichtigsten Momente aus dem Leben des Dichters mit dessen Briefen verschmolzen werden; hätten überhaupt jedesmal die Zeitangabe und Notizen mancher Art, welche nicht bloss das Verständniss erheischt, sondern die auch das Interesse an dem Dichter steigern, hinzugefügt werden. Diese Forderung würde ich nicht stellen, wenn das Buch bloss auf den Schulbesuch berechnet wäre, wenn es nicht auch als Mitgabe für's Leben, als Lesebuch ausser oder nach der Schulzeit geboten würde. Auf diese Briefe und persönliche Notizen hätten die Erzählungen S. 227 und 287, dann die geschichtlichen Aufsätze, zuletzt die ästhetischen und philosophischen folgen müssen. Eben so hätten überall sollen die Verkürzungen und Lücken der Aufsätze angedeutet sein. Für das erste Verständniss wäre dies eine wesentliche Erleichterung gewesen.

Sodann vermisse ich eine gehörige Besprechung und Beurtheilung Schiller's als Prosaiker. Diese ist viel wichtiger und nothwendiger, für diese prosaische Auswahl, als etwa eine gleiche Darstellung über den Dichter vor dessen Gedichten. Man ist bis jetzt wenigstens gewohnt, Schiller den Prosaiker zu ignoriren, zunächst wohl, weil dessen Leistungen in den Gedichten so gross und überwiegend sind. Aber nicht bloss die schönen Abhandlungen von Kuno Fischer über Schiller's Philosophie und die noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen über Schiller's Verdienste um die Geschichte beweisen, wie wichtig der Gegenstand ist; die Schwäche und Erbärmlichkeit unserer Zeit, zumal der meisten poetischen Erscheinungen beweisen die ganze Wichtigkeit der Theorie Schiller's, die mir viel wichtiger erscheint, weil er selbst seine Theorie durch die Praxis bewahrheitet hat, als die noch so hohen und weisen Vorschriften und Forderungen unserer besten Aesthetiker.

Sollte, was gewiss nicht ausbleibt, weil es für den Schulgebrauch zweckmässig ist, das Buch Absatz finden, würde vielleicht Professor J. Meyer in Nürnberg, der sich schon so viele und wesentliche Verdienste um den Dichter erworben hat, die Hand dazu bieten, der Auswahl die Gestalt zu geben, die sie, wenn sie ihren Zweck vollständig erfüllen soll, haben muss. Es würde mich sehr freuen, wenn diese Anzeige dazu dienen sollte, die

Schriften des Mannes, dem die neueste Zeit so Vieles verdankt, in einer würdigen und zweckmässigen Art noch mehr als bisher zur Grundlage der geistigen Bildungssphäre der Gegenwart zu machen.

Der Schwan in Sage und Leben. Eine Abhandlung von Paulus Cassel, Königlichem Professor, Licentiaten der Theologie, der Erfurter Akademie, des Gelehrtenausschusses in Nürnberg, des Thüringischen und Märkischen Geschichtsvereins Mitgliede, des Vereins für Hennebergische Geschichte Ehrenmitgliede. Berlin, 1861.

Der Nebentitel dieses Büchleins ist: Hierozoicon. Die Thierwelt in heiliger Schrift, Legende und Sage. Abhandlungen von Paulus Cassel. 1) Der Schwan.

Der gelehrte und geistreiche Verfasser hat in dem vorliegenden Buche, das wegen der unsystematischen, nicht streng wissenschaftlichen Darstellung weniger eine Abhandlung als ein Vortrag zu nennen sein dürfte, es sich zur Aufgabe gestellt, die Natur und das Leben des Schwans in seiner Wirklichkeit, wie in der Poesie aller Völker und aller Zeiten vorzuführen. Doch ist dieser wissenschaftliche Zweck keineswegs der einzige, ja nicht einmal der hauptsächlichste; sondern die Hauptabsicht des Verfassers scheint zu sein, nachzuweisen, „dass Sage und Legende der tiefsten Sehnsucht nach des oft „unbekannten“ Gottes Licht und Trost entsprossen sind.“ Daher soll sein Unternehmen „ein Zeugniss sein der stillen Arbeit, das wie ein Glöcklein in Waldeinsamkeit fast unerwartet zum Preise Gottes ruft.“

Nach seiner grossen Belesenheit hat der Verfasser Alles und Jedes, was den Gegenstand betrifft, zusammengebracht und ungeachtet er dasselbe überall gelegentlich mit Reflexionen und Citaten aller Art begleitet, dabei doch eine gewisse Ordnung bezweckt. Wie wenig aber ihm dies gelungen, beweist schon die Inhaltsangabe, die so lautet: 1) Die Farbenlehre; 2) der Schwan in Sparta, die Schwanjungfrauen; 3) der Schwanritter. Indische Sagen. Im deutschen Mittelalter. Des Schwanritters Hülfe. Sein Scheiden. Schwanenkinder. Schwanenhemd und Ring. Schwanenpflege. Schwanenorden. Heimat der Schwansage. Scildsage. Kyknossage. 4) Schwanengesang. Anmerkungen.

Diesem Unordentlichen und Springenden in der Behandlung des Stoffes entspricht auch die Darstellung im Einzelnen. Gelegentliche Einfälle, Wortspiele und dergl. führen die extremsten Dinge zusammen und geben dem Ganzen zwar oft ein geistreich pikantes, aber auch mosaikartig barockes Gepräge. Am unangenehmsten ist für einen unverdorbenen Geschmack eine süsslich-salbungsvolle Sentimentalität, ein gewisses mystisches Hineinschauen in die Natur, ein Vermischen des Natürlichen und Uebernatürlichen, des Menschlichen und Geisterhaften, das Umsichwerfen mit sententiösen Geistesblitzen, die bei Licht betrachtet in Nichts zerfallen. Die Lebhaftigkeit des Vortrages führt auch oft eine gewisse Nachlässigkeit der Darstellung herbei. Manche Sätze sind nur Exclamationen; Relativadverbien werden manirirt statt des Pronomen relativum, Fremdwörter oft ohne allen Grund gebraucht.

Auf den Inhalt selbst näher einzugehen, ist hier weniger der Ort, als in einer mythologischen Zeitschrift. Wer für einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck das Buch ausbeuten will, muss sich Indices anlegen. Eine reiche Sammlung von Notizen gewähren die Anmerkungen, die von

der grossen Belesenheit des Verfassers zeugen, der indessen selbst im Vorworte darauf hinweist, dass ihm doch noch Manches entgangen ist. Schon Konrad von Meyenberg in seinem Buche der Natur würde ihm eine gute Fundgrube geworden sein.

Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 9. Jahrgang. Nro. 1 — 4. Nürnberg, 1862.

Der Streit um das Bisthum Würzburg in den Jahren 1122 bis 1127. Von Prof. Dr. von Hefele in Tübingen.

Da der Gegenstand, an und für sich zwar unbedeutend, aber doch immer beachtenswerth, bisher noch von Niemand vollständig und richtig dargestellt worden, ist die Untersuchung Hefele's in jedem Betracht dankenswerth.

Die Erforschung der deutschen Ortsnamen. Von Dr. E. Förstemann, Bibliothekar in Wernigerode.

Der durch seine Bemühungen um altdeutsche Namen wohlbekannte Verfasser fordert zu Mitarbeiten auf diesem Felde auf und macht Vorschläge, in welcher Weise Ortsnamensverzeichnisse anzulegen seien. Er erbietet sich ausserdem Solchen, die sich mit dergleichen Dingen beschäftigen wollen, zu Rath und That.

Zur Geschichte der Meistersänger in Nürnberg. Von J. Baader in Nürnberg.

Mittheilung einer Vorstellung der Meistersänger zu Nürnberg an den Rath daselbst um Ueberlassung eines geeigneten Locals zu ihren Versammlungen Ostern, Pfingsten und Weihnachten etwa aus dem Jahre 1540.

Die ältesten Schweizer Wandkalender. Von Dr. E. Weller in Zürich. Bericht über einen Fund von Kalendern aus dem Jahre 1512.

Zur Geschichte der Rugen. Von Adalbert Horand in Wien. — Einzelne bisher bekannte Notizen werden mit einer wichtigen Stelle aus Enodius vita Sti Epiphanii in nähere Beziehung gebracht.

Das preussische Reichsschwert. Von Dr. Märcker, geh. Archivrath zu Berlin. Beschreibung des Schwerts und Berichtigung bisheriger Ansichten über Bedeutung, Ursprung und Gebrauch desselben.

Anfrage über Gaugerichtssteine. Von D. Kr.

Es giebt an mehreren Orten Steine mit einer Pflugschar. Was dieselben bedeuten ist noch nicht ermittelt. Daher die Anfrage des D. Kr.

Märkische Orts- und Flussnamen. Von Prof. P. Cassel in Berlin. — Versuch des Nachweises, dass der Name Spree deutschen Ursprungs ist und s. v. a. Fluss bedeutet, indem sie gleiches Namens ist mit sprühen, springen, spriessen, sprengen, spreiten.

Ueber ein Formelbuch Heinrichs von Isernia. Von Anton Kohl in Schlaggenwald. Notiz aus einer Prager Handschrift über den genannten Gegenstand.

Eine Studentenwirthschaft des 15. Jahrhunderts. Von geh. Archivrath Dr. Märcker zu Berlin. Verzeichniss von Ausgaben eines Studenten aus dem Jahre 1451 für Reise, Einschreiben, Wohnung, Bursa, Wäsche und Beichte.

Eine Kirchenfahne von A. Dürer im Besitz des germ. Museums. Beschreibung und Abbildung derselben.

Grabstein eines Augsburger Bürgers zu Aussee in Steiermark. Von Joseph Feil in Wien. — Inschrift eines Grabsteins von Otto Schlecht, der „durch den gwalt Gottes", wahrscheinlich also am Schlagflusse plötzlich gestorben. S. Schmeller Wörterb. IV, 72.

Die Pilgerfahrt des Grafen Ludwig von Hanau-Lichtenberg zum heiligen Grabe in Jerusalem im Jahre 1484. Vom Geh. Archivrath Dr. Märcker zu Berlin. Nach einem Hinweis auf die Wichtigkeit mittelalterlicher Pilgerberichte werden einige interessante Mittheilungen aus dem im Archiv zu Darmstadt befindlichen Reisebericht des genannten Grafen gemacht.

Handschrift des Lebens der Altväter. Von Prof. K. Bartsch in Rostock. Mittheilung eines Bruchstücks aus dem 13. Jahrhundert, welches nach Bartsch unzweifelhaft dem noch ungedruckten Leben der Altväter angehört, das den Dichter des Parcival (soll wohl heissen: Passional) zum Verfasser hat und dessen Handschrift sich in Leipzig befindet.

Zur poetischen Literatur des dreissigjährigen Krieges. Von E. Weller in Zürich. Nachträge zu des Verfassers Liedersammlung des dreissigjährigen Krieges.

Ein bisher unbekanntes Gemälde von Lucas Cranach. Abbildung des Gemäldes und Notizen über dasselbe.

Freikäufer. Von Dr. Thudichum zu Giessen. — Nach dem Verfasser sind Freikäufer arme Leute, denen bei grossen Märkten gegen Erlegung einer Summe die Erlaubniss ertheilt wurde, zu stehlen; sie durften sich aber nicht auf frischer That ertappen lassen, sonst konnten sie von dem Bestohlenen tüchtig durchgeprügelt werden.

Annales necrologici St.-Blasiani 963—1453. Von Dr. Fridegar Mone in Carlsruhe. Besprechung von Nekrologien und namentlich eines in den Händen der Mönche von St. Blasien zu St. Paul in Kärnthen befindlichen.

Zu Wernhers Marieenleben. Von Prof. Bartsch in Rostock. Das germanische Museum hat jüngst ein Bruchstück aus dem Marieenleben des Pfaffen Wernher von bedeutendern Werth erworben. Es stammt aus dem 12. Jahrhundert, ist äusserst sorgfältig geschrieben und wird deshalb ganz mitgetheilt.

Strafen des Mittelalters. Von G. Korschelt in Zittau. Entscheid des ältesten Schöppenbuchs von Olbersdorf bei Zittau über einen Todtschlag und Büssung desselben.

Neue Erwerbungen für die Waffensammlung des germ. Museums. Beschreibung einiger Waffenstücke nebst Abbildung.

Die Beilagen enthalten, wie immer, Anzeigen, Anfragen, Bekanntmachungen des Zuwachses des Museums u. dergl. m.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 6. Jahrgang, 4. Heft. Wien, Tendler und Comp.

Gauriel von Montavel. Von Konrad von Stoffeln. Im Auszuge bearbeitet von Adalbert Jeitteles. Nach Besprechung der jungen Handschrift und der wenig bekannten Lebensverhältnisse des Dichters wird der Inhalt ziemlich ausführlich angegeben und stellenweise sind einige hundert Verse mitgetheilt.

Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie von Zingerle. VI. Kohlen und Schätze. Zusammenstellung von sagenhaften Erzählungen über Schätze finden und heben aus den vorhandenen Sammlungen von Meier, Wolff, Baader, Rochholz, Grimm, Panzer, Zingerle u. A.

Zu Heinrich und Kunegunde. Von Reinh. Bechstein. Unter Berücksichtigung der Recension Bech's in der Germania V, 485 u. fg.

werden die sprachlichen Verhältnisse des Gedichts Ebernand's ausführlicher erörtert.

Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung. Ein Beitrag zur Frage über die Entstehungszeit des Liedes von Moriz Thausing.

Ungeachtet der Verf. Holtzmann's „unvergängliche Verdienste um die wahre Gestalt" des Nibelungenliedes preist, ist er doch mit der Annahme Holtzmann's über die Entstehungszeit des Gedichts nicht einverstanden. Nach einigen Bemerkungen über Geschichte und Poesie kommt er zu dem Resultat, dass die Kämpfe der Ungarn und der Ottone sich deutlich in dem Gedichte wiederspiegeln, was er durch einige Einzelnheiten zu beweisen sucht, um daraus den Schluss zu ziehen, dass das Nibelungenlied in seiner ursprünglichen Fassung nicht vor den Ungarkriegen des 11. Jahrhunderts und nicht nach 1150 entstanden sei, sondern ungefähr zwiscchen den Jahren 1070 bis 1130, vielleicht um 1100.

Die Märe von den Gäuhühnern. Ein Beispiel des Strickers. Von F. Pfeiffer.

Ein 165 Verse langes Gedicht des Strickers, in welchem er die Ritter warnt, sich auf dem flachen Lande anzusiedeln, um etwa die Bauernschaft vergewaltigen zu können. An dem Schicksal der Burg Kirchling, welche von den Gäuhühnern (den Bauern) niedergeworfen, weist er nach, was Jedem bevorstehe, der sich nicht warnen lasse. „Diese kurze, einfache Schilderung muss hohe Achtung erwecken vor der gesunden frischen Kraft einer Bauernschaft, die sich den Uebergriffen und den Bedrückungen des Adels zu einer Zeit, wo dieser auf dem Gipfel seiner Macht stand, mit so viel Ausdauer und Energie zu erwehren gewusst hat."

Zu Wolframs Parcival. Von H. Holland. I. Diu koufwîp ze Tolenstein Parciv. 409, 5. II. Die Trühendinger phanne Parciv. 184, 24. Sehr interessante Mittheilungen aus Urkunden über die beiden genannten Orte.

Allein. R. Bechstein theilt eine Stelle Luthers mit über den Sprachgebrauch des Worts allein, die in dem Wörterbuch I, 217 fehlt. Sie lautet so: Das ist aber die art unser deutschen sprache, wenn sie ein rede begibt, von zweyen Dingen, der man eines bekennet, und das ander verneinet, so braucht man des worts solum (allein) neben dem wort (nicht oder kein) Als wenn man sagt, Der Baür bringt allein korn und kein geldt, Nein ich hab warlich ytzt nicht geldt, sondern allein korn. Ich hab allein gessen und noch nicht getruncken. Hastu allein geschrieben und nicht uberlesen? Und dergleichen unzeliche Weise yn teglichen brauch.

In diesen reden allen, obs gleich die lateinische oder kriechische sprach nicht thut, so thuts doch die deutsche, und ist yhr art, das sie das wort (allein) hinzusetzt, anff das das wort (nicht oder kein) deste volliger und deutlicher sey, Denn wiewohl ich auch sage, Der Baur bringt korn und kein geld, so laut doch das wort (kein geldt) nicht so vollig und deutlich, als wenn ich sage, Der Baür bringt allein korn und kein geldt, und hilfft hie das wort (Allein) dem wort (kein) so viel, das es ein vollige Deutsche klare rede wird . . .

Recensionen. Von Fr. Stark: Deutsche Grammatik von Rumpelt. Ueber den Beilaut von K. Weinhold. Die deutsche Sprache von A. Schleicher. — Von K. Bartsch: Der Schwanritter von Fr. Roth.

Eine sehr schätzenswerthe Zugabe zu diesem Hefte ist ein sorgfältig ausgearbeitetes Register zu dem 4. bis 6. Bande der Zeitschrift von Joh. Lambel.

Berlin. Dr. Sachse.

Traité complet de la Conjugaison des verbes français à l'usage des écoles etc. par **Lesaint.** (Hambourg, Perthes-Besser & Mauke. 1862.)

Der Herr Verfasser hat in seinem Buche eine recht schätzenswerthe Zusammenstellung der hauptsächlichsten Schwierigkeiten gegeben, die dem Fremden besonders die Conjugation und Anwendung der französischen Zeitwörter bieten. Er nennt sein Buch „ouvrage tout à fait neuf dans son genre et destiné à combler le vide immense qui existe dans toutes les écoles" (!) und findet diese unendliche Lücke darin, dass noch kein Buch vorhanden sei, qui puisse donner aux étrangers des notices exactes sur une infinité de détails qui appartiennent à cette partie si essentielle du discours (!) Nachdem der Verfasser kurz den Stab gebrochen über die in Frankreich erschienenen Bücher, welche das französische Zeitwort behandeln, sagt er: Quant aux traités publiés en Allemagne sur la conjugaison des verbes français, ils sont peu nombreux d'abord, et l'on s'étonne de ne trouver dans aucun des règles ou au moins quelques mots sur les difficultés qui surabondent dans le verbe. Personne n'a voulu jusqu'ici s'aventurer dans ce labyrinthe où s'égarent toujours les Allemands et les Anglais: nous voulons parler des cinq temps suivants: imparfait, p. défini, p. indéfini, p. antérieur, plusqueparfait. Wenn er hier Buschbeck und Borel als die Einzigen anführt, qui se soient un peu étendus sur la signification de ces temps, so kann man wohl annehmen, dass ihm die wissenschaftlichen Arbeiten eines Mätzner und Anderer nicht bekannt sind. Auch in Bezug auf die Modalformen, deren er sechs annimmt, hätte er aus deutschen Werken, selbst aus den besseren Schulbüchern (wie z. B. Methodischer Lehrg. der franz. Sprache von Fr. d'Hargues) Vieles lernen können. Er bedauert, dass die meisten Grammatiker mit Ausnahme von Mozin (franz. Sprachlehre 1821 !!) der Annahme einer zweiten Form des Conditionnel passé im hypothetischen Satzgefüge entgegen sind, und tadelt deswegen besonders Herrn Dr. Ploetz, obwohl ganz ohne Grund, denn wir finden in Ploetz Curs I. 147 (15. Aufl.) und Curs II. Lect. 48 (1857), dass letzterer ganz mit dem Herrn Verfasser im Einklang ist. Wir halten es vielmehr für ein gutes Zeichen, dass gründlichere Schulbücher, wie auch das erwähnte von d'Hargues (Curs II. 23) gerade davon abweichen, und protestiren sehr dagegen, dass das plusqueparfait du Subj., wenngleich diese Form häufig in hypothetischen Sätzen die Stelle des Conditionnel passé einnimmt, als zweite Form desselben zu betrachten sei, da dieser Gebrauch des Subjonctif nur aus einem engern Anschluss an die lateinische Sprache entspringt. Wir begreifen ferner nicht, wie der Verfasser behaupten konnte, les verbes en cer, ger, oyer, ayer, eler, eter etc. méritent des observations que presque toutes les grammaires passent sous silence, da nicht nur sämmtliche besseren Grammatiken, sondern selbst die des Herrn Dr. Ploetz, welche der Verfasser doch zu kennen sich den Anschein gibt, ausführlich diesen Gegenstand behandeln. Auch was der Verfasser von der Unkenntniss der franz. Passiva auf unseren Schulen sagt, möchten wir schwerlich unterschreiben.

So viel über die einleitende Vorrede des seines reichen Materials wegen wohl schätzenswerthen Buches. — Nach einer ausführlichen Table des matières gibt uns der Verfasser auf den ersten 45 Seiten eine freilich wenig gründliche Zusammenstellung von Regeln und Erklärungen über den Satz, dessen Theile, die Eintheilung der Zeitwörter, die Modalformen, Andeutungen über den Gebrauch der Zeiten. Hier begegnen wir auch einigen gewiss noch wenig bekannten Zeitformen: futur und conditionnel surcomposé, und passé indéfini und plusqueparfait surcomposé z. B. j'ai eu parlé, j'avais eu parlé. (!) Daran schliesst sich die Conjugation der Hülfsverba avoir und être, bejahend, verneinend, fragend und fragend-verneinend mit verschiedenen Anmerkungen in Bezug auf den Gebrauch. Dann finden wir die

regelmässigen Verba der vier Conjugationen mit ausführlichen Bemerkungen über jedes einzelne derselben, über den Gebrauch der Negationen und die Frageconstruction, über Bildung der Zeiten und Orthographie; die Regeln über die Verba auf cer, ger, etc. und über Abweichungen der regelmässigen Verben der drei andern Conjugationen. Es ist hier zu bemerken, dass Verfasser nur die Verba unregelmässig nennt, die sich nicht aus den fünf Primitivformen bilden lassen. Er kennt auf diese Weise nur folgende 20 unregelmässige Verba: aller, envoyer, acquérir, cueillir, courir, mourir, tenir, venir, asseoir, avoir, mouvoir, pouvoir, prévaloir, savoir, valoir, voir, vouloir, boire, être, faire. (!) Selbige nehmen mit vielen praktischen Bemerkungen einen Raum von 45 Seiten ein, der folgende Abschnitt behandelt sehr ausführlich 90 verbes défectifs (39 S.), verbes passifs und neutres (48 S.); bei letzteren finden wir ausführliche Verzeichnisse vieler hundert Zeitwörter, die mit avoir, être oder avoir und être zusammengesetzt werden, mit vielen Beispielen. Dann folgen die verbes actifs employés absolument (z. B. armer — armer un bâtiment — on arme partout), verbes doubles (z. B. dormir — dormez votre sommeil — Bossuet), verbes impersonnels (15 S.), verbes pronominaux (17 S.), verbe causatif (faire), verbe permissif (laisser devant un infinitif) mit Bezugnahme auf die Stellung der Fürwörter in besondern Fällen; ferner modèles de verbes actifs, passifs, neutres accompagnés de pronoms régimes (so wie en und y, c'est moi qui —), verbes avec forme exclamative ou suppositive (z. B. puissé-je, ne fût-il pas), les verbes devoir, aller, venir de devant un infinitif, verbes itératifs, quelques verbes techniques, cris des animaux und einige règles d'euphonie in Bezug auf passé défini und imparfait du Subjonctif.

Wenngleich das Buch nicht entfernt auf wissenschaftliche Tiefe Anspruch machen kann, so wird es Vielen doch ein willkommenes praktisches Handbuch zum Nachschlagen sein. In den Abschnitten über die verbes neutres, pronominaux und défectifs vor Allem wird man häufig über Sachen sich Rath holen können, die man in den besten Grammatiken nicht so vollständig oder nur zerstreut vorfindet. Hierzu kommt, dass die Anordnung des reichen Stoffes eine klare und übersichtliche ist, und die Benutzung durch eine ausführliche table analytique erleichtert wird.

Schliesslich möchten wir noch, da der Verfasser wiederholt die Vollständigkeit seines Werkes rühmt, Einzelnes von Vielem anführen, was wir vermisst haben. Beim Part. présent hätten wohl in den betreffenden Fällen die gleichlautenden, aber in der Orthographie abweichenden Adjectiva erwähnt, überhaupt das Particip gründlicher behandelt werden sollen. Das Gerundium finden wir gar nicht erwähnt; auch die Regeln über das Part. passé sind oberflächlich und nicht vereint, doch der Verfasser will noch eine besondere Abhandlung über die Conjunction que und das Part. passé folgen lassen. Auch vermisst man, trotz der reichen Verzeichnisse, mehrere bekannte Verben. Z. B. bei den Verbes actifs pris dans un sens neutre — donner (la fenêtre donne...), bei den mit avoir oder être zusammengesetzten: convenir, décroître etc., bei den verbes doubles: échapper, cesser, sortir, monter, descendre, sonner etc. Auch wäre es wohl wünschenswerth gewesen, da der Verfasser doch für Deutsche schreiben wollte, er hätte bei vielen Verben die deutsche Uebersetzung gegeben. Auch wäre es aus diesem Gesichtspunkt nicht überflüssig gewesen, wenn er mit deutscher Bedeutung diejenigen Verben zusammengestellt hätte, die verschiedene Bedeutung haben, je nachdem sie mit avoir oder être zusammengesetzt sind; so wie die Verben, die im Französischen transitiv, im Deutschen aber intransitiv, oder derjenigen, die im Französischen pronominaux, im Deutschen es aber nicht sind, so wie den umgekehrten Fall.

Dr. Muret.

Englisches Vocabular, nach den Grundsätzen des Anschauungsunterrichts geordnet nebst einleitenden Bemerkungen über die englische Orthographie, von Dr. Vogel. Erste Abtheilung. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1862.

Vorstehendes Buch beansprucht ein Schulbuch zu sein. Es könnte daher wohl vor Allem die Frage aufgeworfen werden, ob mit gedruckten Vocabularien überhaupt ein segenbringender Nutzen in der Schule zu erzielen ist. Wir glauben, dass ein grosser Theil der Lehrer höherer Schulen sich im Allgemeinen nicht dafür aussprechen wird. Der Verfasser sagt selbst, dass die Zeit, die zur Erlernung dieser Sprache gewährt wird (wöchentlich durchschnittlich 4 Stunden) durchweg zu karg zugemessen ist. Der Schüler vermag kaum, da seine Thätigkeit durch so vielfache andere mehr- oder gleichberechtigte Gegenstände in Anspruch genommen wird, den ihm durch Grammatik und Lectüre gebotenen Vocabelreichthum zu überwältigen, und daher wird der Lehrer um so weniger geneigt sein, zu einem mechanischen Vocabellernen zu schreiten, als er schwerlich Zeit finden möchte, diesen noch todten Stoff mit seinen Schülern so zu verarbeiten, dass er ihr Eigenthum wird. Wohl immer wird er es vorziehen, dass der Schüler aus einer richtig geleiteten Lectüre, und aus den durch die Grammatik gebotenen schriftlichen Uebungen seinen Vocabelreichthum schöpfe. Für Pensionate und Privatunterricht möchten dagegen gedruckte Vocabularien sehr zu empfehlen sein.

Vorstehendes Buch, von dem der Verfasser sagt: „Dass ich für den Unterricht in Anwendung desselben einen bedeutenden Nutzen erzielen zu können hoffe, versteht sich von selbst; sonst würde ich mir sicherlich die Mühe, dieses Buch zu schreiben, erspart haben," weicht nun freilich von den gebräuchlichen Vocabularien vollständig ab, und zwar hauptsächlich durch das Bestreben, das bloss mechanische Auswendiglernen der Schüler zu beseitigen, und letztere „zum Selbstdenken, zum eigenen Ueberlegen und Forschen anzuleiten, überhaupt selbständiger zu machen."

Das auch äusserlich mit der grössten Sorgfalt ausgestattete, auf gutes Schreibpapier gedruckte Buch enthält links auf jeder Seite die englischen Vocabeln, rechts blosse Linien. Der Schüler muss nun mit Hülfe des Wörterbuches erst die deutsche Bedeutung der englischen Wörter suchen, und wird hierin durch die systematische Anordnung des Memorirstoffes trefflich unterstützt. Das Material dieser uns vorliegenden ersten Abtheilung zerfällt in 10 Capitel, die einen Raum von 200 Seiten einnehmen. Die Flexionen derjenigen Wörter, welche eine Unregelmässigkeit zeigen, sind angegeben. Dem ersten Capitel vorauf geht eine Einleitung, die einen Ueberblick über die Hauptregeln der englischen Orthographie zu geben sich bemüht. Kurz werden hier behandelt: die Abbrechung der Wörter in Silben, die gebräuchlichsten Homonymen, Abkürzungen etc. In dem Buche selbst ist die Aussprache durch Zeichen nicht versinnlicht, worin wir dem Verfasser beistimmen, dagegen aber ist der Vocal der betonten Silbe durch Cursivschrift markirt.

Im Ganzen ist die Arbeit mit Ausnahme der Einleitung eine Uebertragung ins Englische eines für das Pensionat von Sillig in Vevey geschriebenen Buches: Vocabulaire pratique de la langue française à l'usage des jeunes gens étrangers de toute nation (Vevey 1856). Die erste Abtheilung des englischen Vocabular umfasst in 10 Capiteln die 11 ersten Capitel (das 9. gymnastique fehlt) des französischen Originals. Die Reihenfolge der einzelnen Capitel ist in beiden Büchern dieselbe; und auch die der Vocabeln; letztere jedoch sind in der englischen Uebertragung sehr bedeutend (durch über 1300) vermehrt.

Das Buch verdient durch seine Einrichtung jedem andern Vocabular vorgezogen zu werden, und für jedes Pensionat und auch für höhere Töchterschulen um so mehr Empfehlung, als selbiges mit seinem französischen Original gleichzeitig Anwendung finden kann. In dem französischen Buche ist unter Anderm fetter Druck angewendet bei Homonymen, um dadurch die Aufmerksamkeit des Lernenden mehr zu fesseln, und wir glauben, der Verfasser hätte auch hierin seinem Führer folgen sollen.

Dr. Muret.

Programmenschau.

Weltbürgerthum und Schule. Programm des modernen Gesammtgymnasiums zu Leipzig, von Dr. Moritz Zille. 1862.

Der Inhalt dieser interessanten Schulschrift, welche der Director des modernen Gesammtgymnasiums bei dem Schlusse des diesjährigen Cursus hat erscheinen lassen, kann zwar an dieser Stelle nicht eingehend besprochen werden, aber es wird den Lesern der Zeitschrift doch gewiss willkommen sein zu vernehmen, wie sich Dr. Zille insbesondere über den Sprachunterricht ausspricht, nachdem er in I. seine Ansichten über die Neuzeit dargelegt, in II. eine bestimmte Begriffsfassung des Weltbürgerthums und in III. Geschichtliche Rückblicke gegeben und nun in IV. auseinandersetzt, wie die Schule zum Weltbürgerthum erziehe.

Der Verf. sagt dort auf S. 29.

„Die wichtigste Frage vom weltbürgerlichen Standpunkt in dieser Beziehung ist aber die: in welchem Verhältnisse stehen die verschiedenen Sprachen, wie, wann und in welcher Aufeinanderfolge sollen sie betrieben werden? Wir haben hier zunächst zwei Unterscheidungen festzuhalten: 1) die Muttersprache und die fremden Sprachen; 2) die lebenden und die todten Sprachen.

In Betreff der Muttersprache lehrt schon die Natur, dass dieselbe zuerst zu betreiben ist. Wie sie zuerst gesprochen wird, so soll sie auch zuerst gelehrt werden, damit das Kind nicht nur nach unwillkürlicher Gewöhnung, sondern auch mit klarem Sachverständniss sprechen lerne. Wer seine Muttersprache versteht und gut spricht, der wird auch jede andere fremde Sprache leicht und gut verstehen und sprechen lernen. Die Kenntniss der Muttersprache ist die Grundlage aller Sprachkenntniss. Ehe daher das Kind nicht eine genauere Kenntniss seiner Muttersprache erlangt hat, soll es nicht zur Erlernung einer anderen Sprache schreiten: die Zeit, wo dies geschehen kann, ist das 10. Lebensjahr. Der ganze Bildungsgang der Kinder wird durch Erlernung einer andern Sprache von Grund aus verdorben, wenn die fremde Sprache zu früh erlernt wird, noch ehe das Deutsche zum klaren Bewusstsein gebracht worden ist. Möchte doch der Grundsatz unserer Anstalt immer mehr Geltung gewinnen, vor dem 10. Jahre kein Kind eine fremde Sprache lernen zu lassen. Bis zum 10. Jahre lerne das Kind die Muttersprache, erst durch Gewöhnung, dann durch Unterricht!

Der Muttersprache stehen die fremden Sprachen gegenüber. Wenn es nun gilt, das Fremde den Kindern zu eigen zu machen, so müssen wir natürlich von dem leichtern zu dem schwerern Gegenstande übergehen, weil dadurch ihre schwache Kraft geübt und vermehrt wird. Leichter nun

sind die lebenden als die todten Sprachen; es sind daher naturgemäss die lebenden eher zu beginnen, als die todten, und unter den lebenden wieder die leichteren, also für uns Deutsche die englische, welche zum Theil als deutsche Mundart betrachtet werden kann und ausserdem wenig sprachliche Schwierigkeiten bietet, da sie so wenig formenreich ist. Bei dem regen Völkerverkehr sind die lebenden Sprachen, und zwar diejenigen, welche als Weltsprachen zu bezeichnen sind – die englische, französische und deutsche — das allgemeinste Bedürfniss. Das Verständniss dieser Sprachen ist fortwährend in der Gegenwart nicht nur anwendbar, sondern nothwendig. Diesem Bedürfniss muss denn auch zuerst entsprochen werden.

Dieser Grundanschauung gegenüber weist man auf die geschichtliche Entstehung dieser Sprachen hin und meint, weil die französische und theilweise auch die englische Sprache Tochtersprachen der lateinischen sind, so müsse erst das Latein erlernt werden. Die Zeit und Art der Entstehung der Sprachen ist nicht entscheidend für deren Erlernung. Bei dem Lernen habe ich den lernenden Schüler in's Auge zu fassen und ihm das zu bieten, was er mit Leichtigkeit aufnehmen kann und was seine Kraft vermehrt. — Wir gehen in dieser Beziehung von der Mündung bis zur Quelle zurück, und zwar einfach deshalb, weil wir nicht anders können: denn wir sind an der Mündung des Stromes geboren — wir müssen zur Quelle hinaufsteigen. Vielfach verbreitet ist die Meinung, dass durch die Kenntniss des Lateinischen die Erlernung des Französischen erleichtert werde. Erleichtert wird allerdings die Kenntniss des Französischen, aber nicht der Gebrauch desselben, d. h. das Schreiben und Sprechen. Der lateinische Schüler hat die vorgefasste Meinung, dass er vermöge seines Lateinischen das Französische schon kenne; er erräth leicht die Bedeutung der französischen Wörter; daraus folgt, dass er auf die Erlernung der Formen und Satzregeln der französischen Sprache, die sehr mannigfaltig und fein sind, keine Sorgfalt verwendet. Er kann französische Schriften lesen und verstehen, aber er kann die französische Sprache weder sprechen noch schreiben. Ungründlichkeit und Halbheit der französischen Sprachkenntniss ist die Folge von der frühern Erlernung des Lateinischen. Dazu gesellt sich vom Lateinischen aus insofern noch eine Nichtachtung des Französischen, weil dieses als eine arge Verstümmelung und bäuerische Missgestaltung der volltönenden, formenreichen lateinischen Sprache erscheint. Ganz anders, wenn man das Französische eher kennen lernt; da tritt es als etwas Neues, Selbständiges dem Aug' und Ohr entgegen, da erregt es die volle Aufmerksamkeit, das reine Wohlgefallen und den ganzen Fleiss des Schülers. Während der lateinische Schüler mit Geringschätzung auf das Französische blickt, so lernt der Schüler, der später das Latein treibt, das Französische achten und ehren.

Der grösste Uebelstand bei den lateinischen Schulen ist aber der, dass die lateinische Sprache 8 bis 10 Jahre hindurch die Hauptsache bleibt, und der Schüler somit angeleitet wird, alle übrigen Sprachen, selbst die griechische, aber noch viel mehr die neueren als Nebensache zu behandeln. Gegen diese fortwährende nebensächliche Auffassung und Behandlung aller nichtlateinischen Sprachen muss man sich besonders vom weltbürgerlichen Standpunkte aus erklären; dadurch wird die weltbürgerliche Gesinnung von Grund aus entweder zerstört oder gelähmt und geknickt. Wie jedes Volk seine Selbständigkeit besitzt, so soll auch die Schule diese Selbständigkeit dadurch ehren, dass sie die Erlernung der Sprache, die sie lehrt, einige Zeit hindurch zur Hauptsache macht und darauf den meisten Fleiss verwenden lässt. Daraus entsteht eine Aufeinanderfolge der Sprachen, durch diese wird die richtige Werthschätzung derselben erzeugt und damit zugleich die weltbürgerliche Gesinnung genährt und befestigt. Vgl. Hauschild, Schulschrift v. 1854.

Demgemäss wird in unserer Anstalt mit dem 10. Lebensjahre der

Schüler das Englische begonnen und 2 Jahre lang als Hauptsache betrieben; diesem folgt in gleicher Weise mit dem 12. Jahre das Französische, mit dem 14. Jahre das Lateinische und endlich mit dem 15. Jahre das Griechische, wobei die vorhererlernten Sprachen immer fortgeführt werden.

On Troilus and Cressida. Von Dr. Böning. Programm der städtischen Realschule zu Bromberg. 1861.

Diese in flüssigem und elegantem, jedoch von Versehen nicht ganz freiem Englisch (z. B. pp. 9 u. 20: loosing, loose statt losing, lose; to loose = lösen, to lose = verlieren) geschriebene Abhandlung gibt zunächst einige Notizen über die Zeit der Entstehung und ersten Aufführung des Shakspere'schen Drama's Troilus and Cressida, sowie über die demselben zu Grunde liegenden Quellen, kann jedoch diese Punkte mit wenigen Worten abmachen, da die Ansichten darüber ziemlich übereinstimmen. Nicht so verhält es sich mit dem ethischen und dramatischen Charakter des Stückes. In der ersten Quartausgabe von 1609 (nicht 1608 wie der Verf. sagt; cf. Delius p. II, Knight Studies p. 387 etc.) wird es auf dem Titel eine famous History genannt, in der Vorrede eine Comedy, in der Folioausgabe von 1623 eine Tragedy; da es jedoch den Herausgebern selbst nicht genau unter diese Bezeichnung zu passen schien, so stellten sie dasselbe in der Reihenfolge der einzelnen Dramen zwischen die historischen Stücke und die Tragödien, um so dem Leser die Entscheidung zu überlassen. Eben so verschiedenartig sind die Beurtheilungen über den literarischen Werth des Stückes; die Lobeserhebungen von Knight und Coleridge bezeichnet der Verf. als überschwängliche und glaubt, sie seien wol durch die enthusiastische Empfehlung, mit welcher die erste Ausgabe versehen wurde, entstanden: eine etwas eigenthümliche Ansicht über die Art und Weise, mit welcher diese beiden so bedeutenden Shakspere-Commentatoren bei ihrer Kritik verfahren sein sollen. Nach kurzer Erwähnung der Ansichten von Tieck, Ulrici und Gervinus geht er, um den Grundgedanken dieses Stückes aus dem Drama selbst zu finden, auf die Exposition des Inhaltes über. Die Analyse ist mit grossem Geschick gemacht. Statt von Scene zu Scene voranzugehen und dadurch den Leser zu ermüden, wenn nicht gar ihm den Ueberblick über die verschiedenen in sich greifenden Handlungen zu erschweren, zerlegt der Verf. das Ganze in die einzelnen zusammenwirkenden Factoren, löst diese als selbständige Kreise ab und behandelt nun jeden derselben so, dass wir von jeder einzelnen Gruppe, jeder einzelnen Person ein deutliches, leicht fassbares Bild erhalten.

Wir lernen zunächst Troilus und Cressida kennen aus Unterredungen mit dem geschickten und geschäftigen Zwischenträger Pandarus, welcher des jungen unerfahr'nen Prinzen überschwängliche Liebe zu seiner schönen und gewandten, aber coketten und durchtriebenen Nichte noch zu steigern versteht. Der Verf. hat die Charakteristik dieses schlauen Kupplers mit wenigen Worten abgethan, obgleich derselbe eine sehr thätige Rolle im Stücke spielt und die Motive seiner Handlungsweise gar nicht so leicht erkennbar sind; er ist es, welcher den graden, nur zu sehr vertrauenden Troilus in's Verderben stürzt, indem er ihn verleitet, ein falsches Weib bis zum Wahnsinn zu lieben; er verursacht all' das Unheil; ihn stösst daher auch Troilus, nachdem er zur Erkenntniss gekommen ist, verächtlich von sich:

> Hence, broker, lackey! ignomy and shame
> Pursue thy life, and live aye with thy name!

worauf der alte Sünder nichts Besseres zu sagen weiss, als a goodly me-

decine for mine aching bones! und nach einigen Reflexionen über sein ehrenwerthes Handwerk vom Publicum in einem höchst einfältigen Epilog Abschied nimmt. Wir würden dem Verf. dankbar gewesen sein, wenn er etwas genauer auf das Verhältniss dieses Epilogs zu den vorhergehenden Scenen und zum ganzen Stücke eingegangen wäre: so wenig ohne Schwierigkeit ist diese Frage, dass z. B. Steevens ihn für die müssige Zugabe eines Schauspielers hielt. Pandarus ist jedenfalls auf's Innigste mit der ganzen Handlung verknüpft; glaubten doch die ersten Herausgeber seinen Namen mit auf das Titelblatt setzen zu müssen: „The Famous Historie of Troylus and Cresseid. Excellently expressing the beginning of their loues, with the conceited wooing of Pandarus Prince of Licia," und wohl nicht mit Unrecht nennt ihn Dr. Johnson a very essential personage in the tale. — Ein desto anschaulicheres Bild gibt uns der Verf. von Cressida; sie lockt den schon verblendeten Jüngling an sich, macht ihm die herzlichsten Liebesbetheuerungen, geräth, da sie den Griechen ausgeliefert werden und sich von Troilus trennen soll, in Verzweiflung, schwört ihm ewige Treue und — nach wenigen Stunden lässt sie sich von den griechischen Heerführern küssen, macht Witze dazu und schenkt dem Diomed des Troilus Liebespfand. Der kluge Ulysses durchschaut sie sofort; von ihm geleitet sieht Troilus die Treulosigkeit seiner Geliebten, traut kaum seinen Augen und stürzt sich am nächsten Tage in die Schlacht, um seinem Nebenbuhler zu begegnen; er kämpft wie ein Held; von Cressida hören wir Nichts mehr. Der Verf. ist nun der Ansicht, die Art, wie Shakspere diese Charaktere skizzirt habe, sei gar nicht so kunstvoll, wie manche Erklärer meinten. Es sei kein tragisches Element in der Liebesgeschichte, man könne kaum Mitleid mit Troilus haben, der, obgleich von Cressida's Untreue überzeugt, noch versuche, sich selbst über die Thatsache zu täuschen; auch empfange Cressida trotz ihrer Schlechtigkeit keine Strafe; man könne höchstens ein Gefühl der Befriedigung empfinden, dass Troilus seine schlechte Geliebte los sei. In Chaucer's Epos finde man mehr dramatische Elemente als in Shakspere's Drama. Dort ist Cressida eine Wittwe von grosser Schönheit, einfach in Sitten und Sprache, ohne Coketterie. Sie liebt den Troilus wegen seiner guten Eigenschaften, wegen seines sittlichen Werthes. In's Lager der Griechen gekommen, ergibt sie sich nur aus Klugheit dem Diomedes, sie liebt noch den Troilus und überträgt ihre Liebe erst dann auf den griechischen Helden, als dieser ihrethalben von Troilus verwundet wird. Hieraus habe Shakspere, sagt der Verf., die Umrisse zu seiner Liebesgeschichte genommen und die einzelnen Personen ebenso willkürlich umgebildet, wie er in der Auswahl der historischen Angaben, die er in Lydgate's Troye Boke, Caxton's Recuyles und Chapman's Uebersetzung des Homer gefunden, verfahren sei. Wir können hierin dem Verf. nicht beistimmen. Die Scene, in welcher Troilus das, was er mit eignen Augen sieht und mit eignen Ohren hört, nur für ein Trugbild hält, zeigt ihn uns in der ganzen Grösse seiner Liebe. War der Gegenstand seiner Liebe ein unwürdiger, so ist das auf seine Jugend und Unerfahrenheit zu schieben, er meint es treu und ehrlich. Als er die Geliebte den Griechen ausliefern muss, sagt er zu seinem Bruder Paris:

> I'll bring her to the Grecian presently;
> And to his hand when I deliver her,
> Think it an altar, and thy brother Troilus
> A priest, their offering to it his own heart;

empfiehlt sie dem Diomed mit den Worten:

> She is as far high-soaring o'er thy praises,
> As thou unworthy to be called her servant.
> I charge thee, use her well, even for my charge;

For, by the dreadful Pluto, if thou dost not,
Though the great bulk Achilles be thy guard,
I'll cut thy throat;

und trennt sich von ihr nur in der bestimmten Hoffnung, sie bald ihm treu und ergeben wiederzusehen; er will die griechischen Wachen erkaufen, und sie im Feindeslager besuchen. Ja, Pandarus fürchtet sogar für des Prinzen Verstand: „the young prince will go mad;“ und als nun Troilus jene Scene zwischen Cressida und Diomedes mit durchmacht, da steigert sich sein Schmerz wirklich bis zum Wahnsinn; seine Liebe ist so stark, dass er eine zweite, eine andere Cressida zu sehen meint. So wie Shakspere ihn uns gezeichnet hat, ist er gewiss unserer Achtung und unseres Mitleids werth; erschüttert fragen auch wir mit Ulysses:

May worthy Troilus be half attach'd
With that which here his passion („Wahnsinn“) doth express?

und freuen uns, dass Shakspere dem jungen, tief gekränkten Helden am Ende seines Stückes grosse und ehrenvolle Auszeichnung zu Theil werden lässt. — Dadurch, dass der Dichter den Troilus als einen unerfahrnen Jüngling dargestellt hat, wird die Schuld der Cressida und des Pandarus gemehrt. Dieser empfängt seine Strafe in den Worten, mit denen ihn Troilus von sich stösst, jene durch das erwachende Bewusstsein ihrer Schuld, durch ihr eignes Gewissen:

What error leads, must err. O! then conclude,
Minds, sway'd by eyes, are full of turpitude.

Beide sind uns im Verlauf der Handlung so verächtlich geworden, dass es einer äussern Strafe nicht mehr bedarf, um unsern Unwillen über ihre Schlechtigkeit zu beschwichtigen; sie sind moralisch vernichtet. Wäre das vorliegende Stück eine Tragödie, so bedürfte es allerdings einer Sühne für die Schuld; dass jedoch die Meisterhand Shakspere's eine solche nicht in sein Drama hineindichtete, ist gewiss ein Beweis, dass er einen grossen tragischen Conflict gar nicht beabsichtigt hat, und dass die Liebesgeschichte von Troilus und Cressida nicht der dramatische Zweck Shakspere's war, sondern nur der Rahmen, in den er sein Schauspiel eingekleidet hat. Daher nahm er auch aus Chaucer nur so viel, als er gebrauchen konnte und bildete dies ebenso wie das aus andern Quellen Entlehnte der Grundidee seines Stückes gemäss um. Welches diese Grundidee sei, werden wir weiter unten nachzuweisen versuchen; hier genügt es uns, dargethan zu haben, dass die vom Verf. gegen den Dichter gemachten Vorwürfe wol nicht ganz gerechtfertigt erscheinen dürften.

Die Abhandlung führt uns dann in einen zweiten Kreis von Gestalten, sie zeichnet uns die Helden des trojanischen Krieges. Da aber die eigenthümliche Auffassung und seltsame Darstellung derselben in vorliegendem Stücke von des Dichters Ansichten über die Helena abhängt, so gibt uns der Verf. zunächst eine Charakteristik derselben. Er weist nach, wie Shakspere Euripides und den spätern griechischen Dichtern, sowie Ovid, Virgil, Horaz gefolgt sei, im Gegensatz zu Homer, Aeschylus und Sophocles. Nach diesen geht sie mit dem Paris auf der Venus Gebot, bezwungen von der Liebe; sie wird, wenn sie auch freiwillig ihre Heimath verliess und viel Unheil stiftete, doch nicht wegen ihrer That geschmäht; sie ist zwar ein schwaches, doch nicht ein gemeines Weib; der angeborne Adel ihres Gemüthes erregt schon in Troja in ihr das Gefühl ihrer Schuld und die Sehnsucht nach ihrem rechtmässigen Gatten, den Eltern, der zurückgelassenen Tochter; und nach Troja's Fall kehrt sie mit dem Menelaus zurück, um einträchtig mit ihm zu leben. Man baut ihr Tempel und erweist ihr göttliche Ehre. Nur Paris als Gastrechtverletzer ist tadelnswerth. Eine ähn-

liche Auffassung der Helena hat auch Göthe: ihm ist sie die Göttin der Schönheit und Anmuth, der Niemand widerstehen kann. (Ein genaueres Eingehen in des Verfassers Charakteristik der Göthe'schen Helena müssen wir uns hier versagen, da die Abhandlung an dieser Stelle die durch das Thema gesteckten Grenzen zu überschreiten scheint). Ganz anders ist das Urtheil des Euripides; Helena ist kein Ideal, sondern eine Buhlerin, Leda, Castor und Pollux schämen sich ihrer. Dieselbe Ansicht hat Shakspere angenommen und derart weiter ausgebildet, dass, wie der Verf. es sehr treffend ausdrückt, die Lästerungen von Euripides' scharfer Zunge wie eines harmlosen Kindes Worte klingen, wenn man sie mit Shakspere's „bulky outrages“ vergleicht. Helena sieht bei Shakspere wie Cressida aus; ihre eignen Landsleute schmähen so heftig auf sie, dass Paris dem Diomedes sagt: you are too bitter to your countrywoman; und die Trojaner geben sie nur deshalb nicht heraus, weil es ihnen ihr Ehrgefühl nicht erlaubt. In dieser Auffassung der Helena sieht der Verf. den Grund, warum Shakspere genöthigt gewesen sei, die Charaktere der homerischen Helden umzubilden und uns eine Caricatur derselben zu geben. Sie kämpfen für etwas Werthloses, ihr Unternehmen ist also an sich schon absurd; daher findet der Dichter eine besondere Lust darin, sie möglichst lächerlich und verächtlich zu machen, und am schlimmsten kommen Achilles und Aiax weg. Es musste zu dem Ende dem Dichter ganz besonders willkommen sein, die Person des Thersites aus dem Homer nehmen zu können. Wir sehen denselben mit grosser Vorliebe ausgemalt, begabt mit beissendem Witz, unverschämt wo er nur den Mund aufthut; indem er dem Gang der Handlung genau folgt, persiflirt er die griechischen Helden bei jeder Gelegenheit. Der Verf. ist der Ansicht, Shakspere habe ihm die Stelle zugewiesen, die im Griechischen der Chor hatte; aber da unser Stück wegen des Ueberwiegens von echt satyrischen Momenten weder Comödie noch Tragödie sei, so führe Thersites nur die Rolle eines sarkastischen Witzboldes durch und habe grosse Aehnlichkeit mit der Satyre des Euripides im Cyclops. Mit den andern zahlreichen fools, clowns und buffoons Shakspere's sei er nicht zu vergleichen.

Schliesslich knüpft der Verf. an die Betrachtung des von Pandarus an das Publicum gerichteten Epilogs einige Bemerkungen über den Werth des Stückes. Er spricht das kurze aber harte Urtheil aus, die bawds, pimps and Winchester geese, von denen Pandarus Abschied nimmt, seien die eigentlichen Zuschauer, welche wol am besten im Stande sein möchten, die Schönheiten dieser satyrischen Farce zu würdigen, „which begotten in an evil hour, surely belongs to the minor and not the most durable monuments of Shakspere's genius, and in which, more than in any other one, he seems to have been obliged to please the lowest of the people, and to keep the worst of company;“ und glaubt, dass der Dichter in seinem Missmuth und in seiner Unzufriedenheit mit allen irdischen Dingen diese bittere Satyre auf die Unbeständigkeit der Frauen geschrieben habe, als eine Parodie auf die Schlechtigkeit des gansen Geschlechtes.

Der Verf. hat uns in anziehender Weise eine Charakteristik der einzelnen Personen dieses Shakspere'schen Stückes gegeben; das Verhältniss der Cressida zum Troilus sowie zum Diomedes ist mit scharfen Strichen gezeichnet; der Charakter der Helena ist in so geistreicher Weise ausgeführt, dass wir gern in die mit besonderer Vorliebe gemachten Untersuchungen über die verschiedenen Auffassungen derselben gefolgt sind, wenn die Resultate dieser Forschungen auch von dem bisher Bekannten nicht abweichen; den Thersites, den Pandarus, die einzelnen griechischen und trojanischen Helden haben wir kennen gelernt; — aber nun fehlt der zweite und schwierigste Schritt, welchen zu thun den Verf. vielleicht die einem Schulprogramm gezogenen engen Grenzen abgehalten haben: die Reconstruction des Ganzen, die Zusammenfügung der einzelnen Theile zu einer

Einheit. Welches die Grundidee des ganzen Stückes sei, welches die Hauptpersonen, oder ob man etwa gar keine Einheit anzunehmen habe, sondern nur ein Aggregat von einzelnen Scenen, das haben wir aus der vorliegenden Abhandlung nicht ersehen können. Es hängt aber diese Frage mit der Beurtheilung des poetischen Werthes unseres Drama's innig zusammen; auch zweifeln wir nicht, eine erschöpfende Behandlung dieses Punktes würde den Verf. veranlasst haben, sein Urtheil über das Stück selbst einigermassen zu modificiren und zu mildern. So sagt er p. 7 von der Liebesgeschichte zwischen Troilus und Cressida: „there is no plot in these love-scenes, whose only connexion is a mere carnal appetite," und p. 17 vom Achilles: „Most ridiculously the poet supposes him to have lost the practice of his arms." Allerdings steht dies Drama nach dem Urtheile aller Sachverständigen unter den übrigen Shakspere'schen Stücken, aber so harte Urtheile scheinen uns doch nicht gerechtfertigt zu sein. Der Verf. hat sich weder über die Ansichten anderer Shakspere-Commentatoren in Bezug auf den Zusammenhang und die Grundidee des Stückes ausgesprochen, noch selbst eine Meinung darüber aufgestellt; er möge uns daher den Versuch gestatten, in kurzen Zügen den durch das ganze Drama sich ziehenden Faden nachzuweisen, um durch die alsdann für die einzelnen Personen und Scenen zu deducirenden Consequenzen unsere eben aufgestellte Behauptung, dass der Verfasser den Werth des Stückes unterschätzt, zu begründen.

Der erste, der sich einlässlich mit Shakspere's Troilus und Cressida beschäftigte, ist wohl Dryden. Er verkannte den Charakter des Stückes so, dass er, darin eine Tragödie sehend, einige Scenen umdichtete, andere umstellte, noch andere endlich als rubbish gänzlich über Bord warf, kurz dasselbe in ganz veränderter Gestalt, aber als a regular tragedy auf die Bühne brachte. Seinem Stück liess er einen von Shakspere's Geist gesprochenen Prolog vorangehen, in dem es heisst:

> „My faithful scene from true records shall tell
> How Trojan valour did the Greek excell;
> Your great forefathers shall their fame regain,
> And Homer's angry ghost repine in vain."

Wenn nun auch Dryden's Umarbeitung eine Anschauung von dem, was Shakspere in seinem Drama bezweckte, durchaus nicht geben kann, so deutet er doch, wie uns scheint, in obigen vier Versen den eigentlichen Charakter des Shakspere'schen Stückes an. Gervinus hat es schon als eine Vermuthung aufgestellt, dass Shakspere's Selbstgefühl bei dem Erscheinen der Epoche machenden Chapman'schen Uebersetzung des Homer ihn gekitzelt haben könnte, sich in einem seiner Werke geradezu neben Homer zu stellen, und zwar indem er sich ihm entgegenstellte. Während sich die Deutschen in ihren Sympathien und Studien mehr den Griechen als den Römern zuwenden, finden wir bei den Engländern das Gegentheil; ja zu Shakspere's Zeit leiteten die Briten gleich den Römern ihren Ursprung aus trojanischem Blute her, wie z. B. aus obiger Stelle zu ersehen ist. Was konnte also den englischen Dichterfürsten mehr reizen, als für diese seine angeblichen Ahnherren mit dem griechischen Dichterheros eine Lanze zu brechen. Gerade dem Engländer, der eben die Segnungen von Elisabeth's starker einheitlicher Regierung geschmeckt hatte und nun die an Intriguen und Spaltungen reiche Herrschaft Jacob's I. durchmachte, musste das Parteiwesen und die Uneinigkeit der griechischen Heerführer besonders widerwärtig erscheinen. Nehmen wir dazu die Quellen Shakspere's, eben jene auf römische Schriftsteller zurückgehenden Troja-Romane. Paris geht mit aller Trojaner Zustimmung nach Griechenland, um Rache zu nehmen an den Griechen, die seine Tante Hesione gefangen halten. Statt ihrer bringt er eine griechische Königin zurück; die Hellenen wollen sie mit Gewalt zurückholen, aber nun gebietet die Ehre den Tro-

janern, sich ihre Beute nicht entreissen zu lassen. So findet Shakspere bei den Trojanern, wenn auch nicht ein sittliches Princip und das Recht, so doch das ritterliche Motiv des Ehrenhandels, und gerade diese romantisch-poetische Seite ist es, die er zur Grundlage seiner Dichtung macht. Sein Zweck ist nun, die Trojaner zu heben, die Griechen herabzudrücken. Da ihm aber der ganze Krieg wegen des geringen Werthes der Helena als ein lächerliches Unternehmen erscheint, so findet er seine Lust daran, Alles zu verspotten und zu verhöhnen. Zum Helden seines Stückes macht er einen Trojaner, der, fast noch ein Knabe, es mit den gewaltigsten Helden der Griechen aufnimmt; die Stelle der Helena übernimmt Cressida, die nichtswürdige Trojanerin, beiden, Griechen wie Trojanern, verderblich, denn durch sie zur Verzweiflung gebracht, mordet Troilus die Griechen wie im Wahnsinn, unglaublich, übermenschlich, und bringt dadurch seinen Gefährten die Rachestreiche der Hellenen. Und wie Shakspere den Griechen mitspielt, das kann man aus jeder Scene sehen. Hier wird Aiax von Alexander im Gespräch mit Cressida carrikirt und seine Eitelkeit und Dummheit zeigt sich auch bald; dort nennt Pandarus den Achilles einen Lastträger, einen Karrenschieber, ein rechtes Kameel, während er die Trojaner preist; dann werden Agamemnon und Nestor verspottet in den Worten, die Ulysses dem Achill und Patroclus in den Mund legt; ja selbst Aeneas muss unter gewaltigen Trompetenstössen in's griechische Lager kommen, um den Griechenkönig zu höhnen:

> Which is that god in office, guiding men?
> Which is the high and mighty Agamemnon?

Wir fühlen uns in dieser 3. Scene des 1. Actes fast in's Mittelalter versetzt; wie in einem Tournier wollen die Helden für ihre Damen kämpfen, eine ernste Sache ist es nicht, nur ein Spielgefecht, wie Ulysses es nennt. Knight (Studies p. 392) glaubt sogar, die ganze Tendenz dieses Drama's sei: to lower what the Germans call herodom. Helena wird gering geschätzt, die Uneinigkeit und Eifersucht der Griechen in jeder Scene hervorgehoben, und das Hauptorgan für diese Schmähungen ist Thersites: „Ich möcht' nicht Agamemnon, nicht Menelaus sein, alles Andere eher. — Der Diomedes ist ein falscher Schurke, ein heuchlerischer, boshafter Bube, ein Bullenbeisser. — Die Staatsweisheit dieser ränkevollen, hochbetheuernden Schurken, des alten, abgestandenen, mauszerfressenen, dürren Käse Nestor, und des Schelmenfuchses Ulysses ist keine Heidelbeere werth, u. s. w." Die Trojaner dagegen zeigen überall das Bild eines geordneten Staatswesens und ruhiger vernünftiger Berathungen; auch sind sie tapfer im Feld, wie Troilus und Hector, der sein Wort, zu kämpfen, nicht brechen will, trotzdem dass ihn Mutter, Vater, Weib, Schwester, und deren schreckliche Träume abmahnen, von welchem Nestor rühmt:

> I have, thou gallant Trojan, seen thee oft,
> Labouring for destiny, make cruel way
> Through ranks of Greekish youth: and I have seen thee,
> As hot as Perseus, spur thy Phrygian steed,
> Despising many forfeits and subduements,
> When thou hast hung thy advanced sword i'th'air,
> Not letting it decline on the declin'd;
> That I have said unto my standers-by,
> „Lo! Jupiter is yonder, dealing life."
>
> (IV. 5.)

Im schlagendsten Gegensatz zu solchem Edelmuth und solcher Tapferkeit steht des Achilles feige Perfidie, welche zu erfinden Shakspere sich nicht scheute, um nur ja den Helden aller Helden, eben weil er ein Grieche war, recht verächtlich darzustellen.

Wir finden im ganzen Stück das Streben, die Trojaner in den ihnen gebührenden Platz wieder einzusetzen, die Griechen aber zu verspotten und den Nimbus von ihnen zu reissen, den die homerische Muse um sie gezogen hat. Da aber Shakspere das Ganze in das Gewand einer Farce kleidete, so konnte es auch nicht in seinem Plane liegen, einen der Trojaner zu einem vorzüglichen Helden zu machen oder ihres Volkes glänzende Thaten hervorzuheben; mit Spott und Sarkasmus würzt er selbst die ernstesten Berathungen der Trojaner. So sagt, um nur ein Beispiel anzuführen, Hector II. 2:

> Paris, and Troilus, you have both said well;
> And on the cause and question now in hand
> Have gloz'd, — but superficially; not much
> Unlike young men, whom Aristotle thought
> Unfit to hear moral philosophy.

Wer müsste nicht herzlich lachen bei diesem Anachronismus, den Shakspere gewiss nicht unabsichtlich gemacht hat. Dergleichen Dinge kommen häufiger bei ihm vor, aber, wenn wir uns nicht täuschen, nicht aus Unwissenheit, sondern mit einem bestimmten Zweck. Der Anachronismus muss derart sein, dass die Zuhörer die Absicht gleich merken: also wird auch wol hier die Erwähnung von Aristoteles' Moralphilosophie im Munde des ernsten Hector gegenüber den Liebhabern der Helena und der Cressida ihren Zweck haben, und dieser kann kein anderer sein, als einen komischen Eindruck hervorzubringen, d. h. die ernste Angelegenheit, ob Helena auszuliefern sei oder nicht, ob man von dem gewaltigen Kriege abzustehen oder ihn fortzusetzen habe, in's Lächerliche zu ziehen.

Wir haben im Vorigen allerdings nur in schwachen Umrissen und in einer das schwierige Thema gewiss nicht erschöpfenden Weise die Grundidee, von welcher geleitet Shakspere dieses merkwürdige Stück schrieb, nachzuweisen versucht; Eines aber glauben wir sicher dargethan zu haben, dass „bawds, pimps and Winchester geese“ gewiss am allerwenigsten die spectators sind, „who best may understand to value the beauties of this satirical farce.“ Vielmehr möchten wir aus den Worten des der ersten Ausgabe vorangeschickten Vorwortes: „Eternal reader, you have here a new play, never staled with the stage, never clapper-clawed with the palms of the vulgar, . . . not sullied with the smoky breath of the multitude“ wie Tieck vermuthen, dass dies Drama zuerst im Palaste irgend eines vornehmen Herrn, für den der Dichter es geschrieben habe, aufgeführt worden sei, vielleicht vor dem Könige selbst. Nur ein Publicum, welches mit den Sagen des trojanischen Krieges wohl bekannt war, konnte Genuss an diesem Stücke finden, dann aber auch sich so an den witzigen Anspielungen und beissenden Sarkasmen ergötzen, dass ihm die Empfehlung nicht allzu übertrieben erscheinen musste, mit welcher die ersten Herausgeber dasselbe in die Welt schickten: „Amongst all (Shakspere's comedies) there is none more witty than this: and had I time I would comment upon it, though I know it needs not (for so much as will make you think your testern well bestowed), but for so much worth as even poor I know to be stuffed in it. It deserves such a labour, as well as the best comedy in Terence or Plautus.“

Dr. Arthur Kortegarn.

Zur Einleitung in die Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von G. Th. Dithmar. Programm des Gymn. zu Marburg. 1861.

Das vorliegende Programm versucht die Entstehung des Neuhochdeutschen vor Luther nachzuweisen. Ohne wesentliche neue Momente beizubringen, gibt es doch eine klare Uebersicht, geht davon aus, dass der Sachsenspiegel und die kaiserliche und die kursächsische Canzleisprache fast ganz schon das Neuhochdeutsche in der Gestalt erscheinen lassen, wie es Luther gebrauchte, erklärt richtig den Einfluss der Canzleisprache auf ganz Deutschland, zeigt genauer das Wesen der obersächsischen Sprache in Beziehung auf Vocale und Consonanten, und hat ein Hauptverdienst in den zahlreichen mitgetheilten meissnischen, herzoglich und kurfürstlich sächsischen Urkunden aus dem 14., 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Als Anhang ist die Literatur der neuhochdeutschen Grammatik vor Gottsched mitgetheilt, die aber nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht.

Hölscher.

Miscellen.

Ueber grammatische „Versregeln.“

Unter den kleinen Kreuzen des grammatischen Elementarunterrichts nehmen bekanntlich die Präpositionen eine recht fühlbare Stelle ein. Die Bemühungen, diesen trockenen und drückenden Gegenstand durch den Zauber der poetischen Form der Jugend anziehender und leichter zu machen, sind deshalb gewiss recht anerkennenswerth; aber wenn das Produkt an sich ein so mangelhaftes ist, wie die herkömmlichen versus memoriales der deutschen Präpositionen, so muss seine Anwendung doch Bedenken erregen. Mit Recht hat Fr. A. Wagler in dieser Zeitschrift 1861 S. 69 ff. die grossen Mängel derselben im Ausdrucke, ja selbst im Inhalte, die wohl schon Vielen verdriesslich gewesen sind, öffentlich gerügt. Wenn er aber gleichwohl das Princip so weit festhält, dass er mit einer stilistischen Verbesserung helfen zu können meint, so kann ich ihm nicht beistimmen. Nicht als ob ich überhaupt gegen jede „Versregel“ wäre. Rhythmus und Reim sind allerdings vortreffliche Stützen für das Gedächtniss. Aber von dem Reime eines Gedichtes gilt dies doch nur insofern, als zwischen den beiden durch den Gleichklang markirten Worten eine gewisse Ideenassociation stattfindet, welche durch jenen Klang zugleich sinnlich sich einprägt. Davon kann aber in solchen Versen, wie:

1) Schreib mit, nach, nächst, nebst, sammt, bei, seit, von, zu, zuwider,
Entgegen, ausser, aus stets mit dem Dativ nieder.

2) Bei durch, für, ohne, um, auch sonder, gegen, wider,
Schreib stets den Accusativ und nie den Dativ nieder.

keine Rede sein, ja der gleiche Reim dieser zwei Strophen dient nur zur Verwirrung. — Die erste Regel lässt Wagler unangetastet, die zweite ändert er, gibt aber den durchschlagenden Rhythmus auf. Allein weder der Reim noch der Rhythmus sind das Erste und Wesentlichste für das Gedächtniss; der Haupthalt bei allem Auswendiglernen — wofern dasselbe nicht eine ausschliesslich mechanische Thätigkeit sein soll — liegt in dem inneren Zusammenhange der Gedanken, der Ideenassociation. Von einer solchen scheint nun auf den ersten Blick keine Rede sein zu können bei einer Aufzählung einzelner Wörter; allein etwas Entsprechendes lässt sich doch entdecken. Es zeigen sich nämlich gewisse Gruppen, zu welchen die Wörter ihrer Bedeutung nach zusammentreten, sei es als Synonyma (wenn auch in weiterem Sinne des Wortes), sei es als Opposita. Solche begriffliche Kategorien sind für die Uebersicht und Behaltbarkeit einer Reihe oder

Eintheilung von weit grösserem Werthe, als die ausschliesslich äusseren Mittel der Versform. Wenn man das sachlich Zusammengehörige auseinanderreisst, um einen Rhythmus oder Reim herauszubringen, so erkauft man einen geringen Vortheil durch einen weit grösseren Schaden. Man sollte deshalb eine nach rationellen Principien aufzustellende Ordnung unter allen Umständen festhalten und erst an zweiter Stelle zusehen, ob es möglich ist, ihr auch, ohne Beeinträchtigung ihres Wesens, irgend eine zugleich sinnlich fassbare Form zu geben. Dabei wird es aber am gerathensten sein, nur das eigentliche mit dem Gedächtniss zu haltende Material in eine solche Form zu bringen, alle übrigen Worte aber von derselben fern zu halten; denn diese gerade führen zu den Trivialitäten. Ferner sollte man ein solches pädagogisches Mittel nicht in Fällen abnutzen, in denen es werthlos ist, wie bei den Präpositionen mit dem Genitiv, die dasselbe nach Wagler's richtigem Rathe entbehren können. Nach diesen Principien habe ich mir die deutschen Präpositionen folgendermassen geordnet:

1. Den Accusativ regieren: Durch, um, ohne,
Für, gegen, wider,
(Solche Sachen wie „sonder" gehören in Anmerkungen.)

2. Den Dativ regieren: Bei, mit, nach, von, aus,
Nebst, sammt, nächst, seit, ausser,
zu, entgegen, zuwider,

3. Den Accusativ oder Dativ regieren,
und zwar den Accusativ auf die Frage Wohin?
den Dativ auf die Fragen Wo? oder Wann?

Auf, an, in, neben, zwischen,
Vor, hinter, über, unter.

So weit es möglich ist, sind hier die Präpositionen, welche ähnliche Verhältnissbegriffe (z. B. Bei, mit Von, aus) oder Gegensätze (z. B. Vor, hinter) bezeichnen, zusammengestellt; alsdann correspondiren öfter ähnliche Paare (z. B. An, in = Neben, zwischen); die zweite Zeile von Nr. 2 ist der ersten Zeile inhaltlich parallel u. s. w. Noch besser gelungen ist vielleicht die Zusammenstellung der lateinischen Präpositionen c. Acc., wie ich sie in meiner lateinischen Grammatik (Latein. Lern-, Lese- und Uebungsbuch. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1861) S. 110 gegeben habe:

ad ăpud ante post
prŏpe pĕnes pōne
circa circum praeter per
versus erga contra
cis citra ultra trans
propter ob secundum
extra intra supra infra
inter juxt*a* adversus.

In anderen Fällen, wo kein rationelles Princip der Aufzählung zu entdecken ist, wird man sich freilich mit den äusserlichen Mitteln der Form begnügen müssen. In dieser Weise habe ich auch mit um den von so Vielen erstrebten Lorbeer in der Poesie der lateinischen Genusregeln gerungen und habe z. B. bei den Ausnahmen auf is ausser dem Reim noch mit den Mitteln der Alliteration und Assonanz dem Gedächtnisse einen so vortrefflichen Anhalt für die Reihenfolge der Wörter geboten, dass ich sicher hoffe, im ganzen heiligen Römischen Reiche deutscher Nation — wenn

dasselbe erst wiederhergestellt sein wird — als poeta laureatus anerkannt zu werden.

Männlich	amnis	axis	crinis
fascis	fustis	funis	finis
ignis	orbis	unguis	ensis
vectis	vermis	sentis	mensis
cassis	callis	caulis	collis
panis	piscis	postis	follis.

Göttingen. Dr. J. Lattmann.

Mittheilung eines Liedes aus dem Regensburger Liedercodex durch Carl Woldemar Neumann.

Es warb ains edelmans kindt,
Vmb ain edle Herzogin.
Sy heten ain ander lieb,
Das sy for grosse Hut
Komen zu ein ander nie.

Dy Junkfraw dy bas edle,
Dy nam jr ain abgang,
Gar haimlich fur dy porten,
Da sy den Wachter vand.
Gut bachter schleuss mir auf das thor.
Ich wil dich vil reicher machen,
Vil reicher dan den tag.

Junkfraw jr seit edel,
Darzu gar hoch geporen,
So forcht Ich doch so sere,
Des eurs vaters zoren,
So küm Ich Heint Her wider ein,
Dy beil so entschlefft mein vater,
Vnd dy mueter mein.

Der bachter der was arme,
Dem was des goldes not,
Auf schloss er dy porten,
Er lyss sy in das Hag,
Zu ainen Prundlein das bas kalt,
Darob ain grüne linden,
Darauff sass fraw nachtigall.

Dy nachtt dy was so vinster,
Der mon gab lutzel schein,
Dy Junkfrau dy bas edel,
Dy chniet auf ain stain,
Nu banet mir laider nymat pey
Dan dy frau nachtigall,
Des clain baltfogelein.

Daz erhortt ain tberg,
Der jn dem bald was,

Schone junkfraü leicht mir Her eur Handt,
Ich gib euch das mein treüe,
Ich pin nach euch gesandt.

Er nam dy junkfraue zarte,
Bey jr wol weissen Handt,
Er furt sy also drathe
Aus jrs Vaters landt,
Er furt sy jn ainen Holen perg
Da was des thbergs müter,
Vnd andre claine thberglein.

Wiss got bil küm der Sün mein
Vnd auch dy junkfraü fein,
Dy sugt dir nit zu ainen Weib,
Nü fur sy pald Hin wider aüss,
Es gilt das Leben dein.

Er nam dy junkfraue edle,
Pey der schne weyssen Handt,
Er furt sy also drothe,
Do er sy gnemen hëte,
Zu ainen Prundlein, das was kalt,
Da vand sy ligen, ainen toten mann.

Sy bendt jn Hin, sy wendt jn Her,
Sy kust in jn Seinen mundt,
So mag es laider nit gesein,
So will jch mein leben geben vmb das dein.

Das erhört der wachter,
Der an der zinen sass,
Was Hab jch armer Wachter gethan,
Das jch meinem Heren,
Sein kyndt veratten han.

Das erhort dye fraw,
Dye in dem pehte lach,
Abe lieher Her,
Der jamerlychen klag,
Dye vnns der wachter kydet Hentt,
O Maria gottes Mütter,
Behuet mir dye tochter mein.

Man nam den selben Wachter,
Vnd legt jn auf ainen tisch,
Man zerhäut jn klainn zu stucklein,
Als ainen visch,
Warvmb thet man aber das,
Das dy andren wachter
Hutten desto pass.

Randglossen.

1.

In der neuesten Lieferung des Grimm'schen Wörterbuchs findet sich Sp. 1638 folgender Artikel:

„FIMER, m. canis sagax, spürhund?
die wilden schwein die sind auch gut
wer mit der hetz sie fahen thut,
die fimer müssen sie ausspürn,
waidleut und rüden must mit fürn. H SACHS 1, 424 d.

nur in dieser einen stelle aufzuweisen; stände fenner statt fimer, so liesze sich an fenn sp. 1518 denken."

Es ist aber natürlich einfach Finder statt Fimer zu lesen, vergl. „Annoch hat man auch sogenannte pommerische Sau-Rüden. Selbige ... folgen auf den Ball des Finders recht gut. Döbel I, 105 b." (s. Sanders, Deutsches Wörterb. 1, 72 b. s. v. Ball II.)

2.

Der unmittelbar vorhergehende Artikel des Grimm'schen Wörterbuchs schliesst mit folgenden bezeichnenden Worten:

„Dieser Einfall hebt das Sp. 1517 Vorgetragene wieder auf, muss sich aber leicht zurückziehen vor einer hernach unter „Fin" mitzutheilenden Ansicht."

und so heisst es denn auf der folgenden Spalte unter „Fin:"

„Die vorhin gewagte Herleitung aus fêmea ist damit aufzugeben."

Man begreift schwer, wie ein „sich leicht zurückziehender" „Einfall," der schon auf der nächsten Spalte „aufgegeben" werden muss, -- nicht eben ohne Weiteres zurückgezogen und aufgegeben wird.

3.

Zu Schiller's Kranichen des Ibykus.

In einem Exemplar der Schiller'schen Gedichte fand ich die letzten drei Strophen der genannten Ballade durchstrichen, und an deren Stelle eine einzige beigeschriebene. Ein solches Verfahren hat, wenn auch ähnlich von Schiller selbst gegen Klopstock'sche Gedichte geübt, immer etwas sehr Gewagtes und Missliches. Doch scheint in dem vorliegenden Falle die Aenderung wohl werth, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, zur Entscheidung, ob hier nicht etwa die Kühnheit durch den Erfolg gerechtfertigt sei. Aus diesem Gesichtspunkt lasse ich hier den Schluss der Schiller'schen Ballade und daneben die Aenderung folgen:

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!"
Und finster plötzlich wird der Himmel
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehen.

„Des Ibykus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?—

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewussten kund:
Man reisst und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehen die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

„Ergreifet ihn, den bleichen Sprecher!

Er beut sich selbst dar als Verbrecher.

Ergreift auch den Timotheus! —

Die Kraniche des Ibykus!

Welch wundervolle Götterzeugen!

Wo Alles lag gehüllt in Nacht!

Erkennt mit frommem Knieebeugen

Der Eumeniden Wundermacht!“

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Curtius, Philosophie und Sprachwissenschaft. Antrittsvorlesung. (Leipzig, Teubner.) 6 Sgr.
C. v. Wurzbach, historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten. 3. Heft. (Prag, Kober.) 10 Sgr.
G. Vaperau, l'année littéraire et dramatique ou revue annuelle des principales traductions de la littérature française et des traductions des oeuvres les plus importantes des littératures étrangères classées et étudiées par genres. (Paris, Hachette.) 28 Sgr.

Grammatik.

Bernard Jullien, Les principales étymologies de la lange française, précédées d'un petit traité de la dérivation et de la composition des mots. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.

Lexicographie.

N. J. Lucas, Deutsch-englisches Wörterbuch. 5. Heft. (Bremen, Schünemann.) 15 Sgr.
F. Diez, etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 2 Thle. 2. Ausgabe. (Bonn, Marcus.) $4^1/_2$ Thlr.
Dizionario della Lingua italiana nuovamente compilato dai Signori Nicolo Tommaseo e Cav. Prof. Bernardo Bellini. (Turin, Loescher.) à Lieferung 16 Sgr.

Literatur.

H. Middendorf, Ueber die Zeit der Abfassung des Heliand. (Münster, Regensburg.) $7^1/_2$ Sgr.
Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 1. Lieferung. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.
F. W. Culmann, Hymnologische Studien und Kritiken. (Leipzig, Fleischer.) 16 Sgr.
K. Regel, Nibelungen. Gudrun. Parcival. Drei populäre Vorlesungen. (Gotha, Müller.) 10 Sgr.
H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 3. Thl. Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. I. Buch. (Braunschweig, Vieweg & Sohn.) 2 Thlr. 4 Sgr.

J. Senn, Glossen zu Goethe's Faust. 2. Auflage. (Innsbruck, Wagner.) 4 Sgr.

Th. Menge, Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. 1. Band. (Gotha, Perthes.) 2 Thlr.

L. Schipper, Shakspeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterung des Hamlet nebst Widerlegung der Goethe'schen und Gervinus'schen Ansicht über die Idee und die Hauptthelden des Stückes. (Münster, Regensburg.) 10 Sgr.

Alter Ego. Eine Studie zu Shakspeare's Kaufmann. (Hamburg, Boyes & Geisler.) 6 Sgr.

Lettres inédites de Jean Racine et de Louis Racine précédées de la vie de J. R. et d'une notice sur L. R. etc. par leur petit-fils l'abbé Adrien de La Roque. (Paris, Hachette.) 7 fr. 50 c.

Goethe's Herman and Dorothea. Translated into english verse. (London, Nutt.) 3 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Deutsche Grammatik. Ein Leitfaden für höhere Schulen von Dr. Ed. Niemeyer. I. Theil (Laut- und Formenlehre.) (Crefeld, Kühler.) 12 Sgr.

H. Lüning, Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache für die unteren und mittleren Classen höherer Unterrichtsanstalten. 3. Auflage. (Zürich, Meyer.) 15 Sgr.

L. Cholevius, Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata für die oberen Classen. (Leipzig, Teubner.) 1 Thlr. 6 Sgr.

K. Viohl, Deutsche Dichtungen für Schule und Haus. (Berlin, Schultze.) $^3/_4$ Thlr.

A. Töppe, Französisches Lesebuch für höhere Töchterschulen mit einem Vocabulaire. (Potsdam, Riegler.) 10 Sgr.

J. Seyerlen, Zusammenhängende Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. (Stuttgart, Metzler.) 6 Sgr.

K. Assfahl, Auswahl französischer Wörter und Redensarten als Uebungsstoff für eine methodische Behandlung des Vocabelnlernens. (Stuttgart, Metzler.) 10 Sgr.

K. Crüger, Lehrbuch der englischen Sprache. 2. Cursus. (Kiel, Homann.) 20 Sgr.

A. Töppe, Englisch-deutsches Vocabelbuch für Schulen. (Potsdam, Riegel.) 10 Sgr.

C. A. Pajeken, Grammatik der spanischen Sprache. 2. prakt. Theil. (Bremen, Kühtmann.) 16 Sgr.



